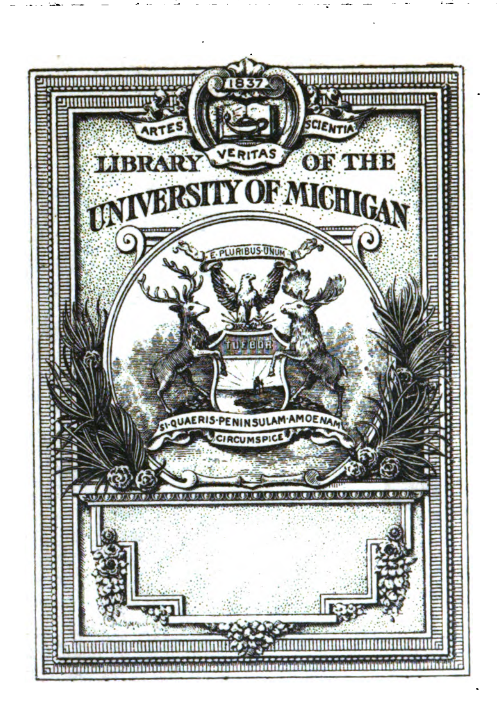

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

5'18

Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Achtundzwanzigster Band:

Ein deutscher Leinweber.

Neunter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Ein deutscher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Dritte Abtheilung.

Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen.

Erster Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen

von

Ludwig Storch.

Erster Theil.

1.

Zur Herberge der Gerechtigkeit.

Von einem Vorsprunge des Hundsrücks, einem stattlichen Bergkegel, leuchtete die prächtige Ebernburg in das reizende Nahethal hinab, es weithin beherrschend. Es ist ein köstliches Stück Erde, dieses grüne fruchtbare Thal der Nahe, wie es im Halbbogen sich um das Gebirg des Hundsrücks schweift, von den hochgelegenen und wilden Partien an, wo die Nahe aus den Gebirgsrinnen zusammenläuft, bis zu der lieblichen Stelle, wo sie ihre klaren Wasser in den mächtigen Rheinstrom ergießt; die Perle des Thales aber war die hoch oben thronende Ebernburg mit ihren ragenden neuen steinernen Häusern mit gezackten Zinnen und Thürmen. Diese Burg war Eigenthum des mächtigen und berühmten Ritters Franz von Sickingen, des hochangesehenen Oberhaupts des schwäbischen Bundesheers und jetzt kaiserlichen Raths und Feldhauptmanns.

Es war zu Ende des Frühlings im Jahre 1522, als eines Nachmittags ein kleiner Reitertrupp von Kreuznach aus das Nahethal hinauf ritt, der sich ohne Zweifel die Ebernburg zum Ziel gesetzt hatte. Es waren Freunde von Augsburg, nicht kriegerisch bewaffnete Männer, sondern Diener des Friedens, der Wissenschaft und des Handels. Es war Konrad Peutinger, der gelehrte Stadtschreiber, es war Ulrich Fugger und sein Bruder Hieronymus, ein bleicher schmächtiger Jüngling von dreiundzwanzig Jahren, seinem älteren Bruder sehr ähnlich, nur mit einem noch feurigerem Auge, aber einer minder edlen und stolzen Haltung ausgestattet. Diesen dreien folgten ebensoviel Knechte. Sie waren den Rhein herabgefahren und kamen von Augs-

burg. Lange hatten sie schweigend oder nur von gl
gültigen Dingen redend ihren Weg fortgesetzt, bis sie p
lich bei einer Wendung des Thales die prächtige Burg
blickten. Ueberrascht von der Schönheit derselben hie
sie die Pferde an. Keiner von ihnen war noch in d
Gegend gekommen; am lebhaftesten äußerte Hieronym
den von der Schönheit der Rittervefte empfangenen E
druck; er jauchzte auf und rief begeistert: „Gegrüßt n
du herrliche Herberge der Gerechtigkeit, wie dich Ulrich v
Hutten so schön und treffend getauft hat! Das nenn'
mir einen würdigen Sitz der Wahrheit, des Rechts und
Begeisterung für Beide! Wie schlägt mir das Herz st
misch, nun die Männer zu sehen, die von dieser Felsenspi
den Kampf gegen Lug und Trug so kräftig führen! I
kann es Dir nicht genug Dank wissen, mein Bruder, d
Du meinen heißen Wünschen nachgegeben und mich a
dieser Reise mitgenommen hast."

„Wie der Geist der Jugend aus ihm spricht!" lächel
der Stadtschreiber fein. „Für die großen und neue
Meinungen und Ansichten, welche an altgewordenen For
meln rütteln, ist doch die Jugend stets am empfänglichster
Wie staunenswerth ist in dieser Beziehung auch die Ein
richtung Gottes in dem menschlichen Geiste! Wäre di
Jugend nicht so leicht entzündbar für die Feuerfunken, di
von gewaltigen Geistern, den Glutherden einer neuen
Weltgestaltung, ausfliegen, nie würden die Flammen, di
das Alte, Morsche und unbrauchbar Gewordene verzehren
sollen, damit neuen Schöpfungen Raum werde, um sich
greifen können; sie würden ersticken und verlöschen aus
Mangel an Brennstoff und an Zugluft. Darum hat die
Jugend immer Recht und wird zu allen Zeiten Recht be-
halten, wenn es gilt, eine alte abgelebte Zeit vom Throne
zu stürzen und eine junge, kräftige dafür zu erheben. Durch
die begeisterte Jugend werden Luther und Hutten siegen,

in Rom mögen sie sich spreizen, wie sie wollen. Sehen wir es doch in Wittenberg. Trotzdem, daß Luther seit seiner Abreise von Worms wie von der Erde verschwunden war, strömten aus allen Gauen des deutschen Reichs Jünglinge nach der kleinen Universitätsstadt, um seines Geistes theilhaftig zu werden; denn alle Lehrer sind dort von seinem Geiste ergriffen und erfüllt, vorzüglich mein junger edler Freund Philipp Melanchthon, selbst noch ein Jüngling und doch schon einer der gelehrtesten und klarsten Köpfe und eines der wärmsten und edelsten Herzen."

„Ich wollte, ich hätte mich den Wissenschaften gewidmet," sagte Hieronymus mit einem Anfluge von Unmuth, um auch in Wittenberg studiren zu können. Welch ein herrliches Leben muß sich dort entfalten!"

„Wir bedürfen auch der freisinnigen Männer in andern Ständen," nahm Ulrich das Wort. „Namentlich unserem Stande thut es noth, daß wir uns vom Gewöhnlichen, Alltäglichen, Herkömmlichen losreißen. Denn kein Stand ist geneigter, geistig zu versumpfen, das Geld zum Gott der Erde zu erheben und vor der Macht sich wedelnd zu verbeugen, sie mag so ungerecht, so aberwitzig sich geberden, wie sie will, als der Kaufmannsstand. Haben wir doch das Beispiel in unserer eigenen Familie. An uns nun ist es vorzüglich, die kühnen Gedanken der Wahrheit, welche in den großen Geistern aufblitzen, in das Leben einzuführen, sie der Wirklichkeit anzupassen, ihnen Fleisch und Blut zu geben und sie fruchtbar zu machen für unsere und künftige Zeiten. Wenn es nur unter den Gelehrten empfängliche Köpfe gäbe, mein Hieronymus, würde die Wahrheit stets ein Schattenbild bleiben. Darum preise den von dir erwählten Kaufmannsstand, der dir die schönste Gelegenheit gibt, zu verwirklichen, was jene großen Männer gedacht und geforscht und in Wort und Schrift ausgesprochen haben. Fahre nur fort, die Schriften Luthers, Huttens

und anderer kräftigen Geister unserer Zeit zu lesen un
die Seele von ihnen entflammen zu lassen."

„Daß ich es daran nicht fehlen lasse, weißt Du!"
der Jüngling mit leuchtenden Blicken. „Hab' ich
doch deshalb vermocht, mich mit zu nehmen, weil i
die Schriften des edeln Ritters von Hutten schwärme.

„Gott segne Euch, junger Mann!" sagte der bej
Stadtschreiber mit Rührung. „Möchte die Jugend
ganzen deutschen Reichs im Denken, Fühlen und Han
was diesen Punkt betrifft, Euch ähnlich sein! O, n
doch alle Jünglinge, wie Ihr, ergriffen von der göttl
Macht der Wahrheit, wie sie so unverkennbar und
zwingend aus Luthers und Huttens Schriften hervor
es stände besser um ihre gute Sache."

„Ich versteh' Euch, werther Herr und Freund!"
Ulrich bitter lächelnd. „Wir hätten dann nicht das
selige wormser Edikt zu beklagen. Schwerlich hat u
junger Kaiser etwas von Luthers und Huttens Schri
gelesen; wie hätte er sonst unsere auf ihn gesetzten H
nungen so bitter täuschen können! Man rühmt ihm
nach, daß er klug und verständig sei. Wir rechneten
ihm hoch an, daß er sich dem Einfluß des alten Kardi
Ximenes in Kastilien so geschickt entzogen, und nun
er sich doch zu unser Aller schmerzlichem Erstaunen von
römischen Netzen umgarnen und fangen. Wenn das sei
schwachen und abgelebten Großvater geschah, so durfte
uns nicht verwundern; wir waren es wohl nicht and
von ihm gewohnt. Von dem einundzwanzigjährigen K
der vom Papst schon beleidigt worden war, ließ sich
besseres Verständniß erwarten."

„Bah!" versetzte Peutinger, „er ist nicht selbstständ
Ihr wißt es ja. Der geizige Chievres und die and
niederländischen Minister und Edelleute seiner Umgeb
leiteten ihn. Seit Chievres Tod bewegt er sich schon fre

wie man sagt. Wahrscheinlich würde heuer das Edikt nicht ausgegeben, Luther nicht in die Acht erklärt, die Censur für neue Druckschriften nicht angeordnet worden sein, zumal es so ganz entgegengesetzte Folgen gehabt hat, als die hohen Herren erwartet haben. Ist Luther nicht erst recht gefeiert und schier vergöttert, seit der Bann des Papstes und die Acht des Kaisers über ihn ausgesprochen worden sind? Sind die gedruckten Büchlein seit der kaiserlichen Anbefehlung der Censur nicht erst recht grob und ungeberdig? Es fällt keinem Drucker ein, ein so wildes und stürmisches Libell dem Bischof oder der theologischen Fakultät auf der nächsten Universität zur Censur vorzulegen. War der erst vergötterte Papst in Deutschland mehr verachtet und verspottet, als nachdem er den Bann über unsern wittenberger Freund ausgesprochen? Hat sich der junge Kaiser durch diese unbesonnene Achterklärung, durch die er sich nur dem Papst hat gefällig erzeigen wollen, nicht schnell bei allen hellen und feurigen Köpfen im deutschen Reiche um allen Kredit gebracht? Seht da die Macht der Wahrheit, wie sie bei uns schon riesengroß geworden! Sie geht über Bann und Acht, über Papst und Kaiser. Die Macht dieser beiden kann nur noch etwas Erkleckliches ausrichten, wenn sie's mit der Wahrheit halten; gegen sie vermögen sie nichts mehr. Die Politik, die gegen den Volkswillen handelt, wird zur Lüge und zerfällt in Nichts."

„Wollte Gott, Euer Wort wäre in aller Hinsicht wahr! Ich fürchte aber, da der Kaiser des Franzosenkönigs in Italien mächtig geworden ist, die Kaiserlichen jetzt die Franzosen dort gänzlich verjagt und Mailand und Genua nach langer Entfremdung wieder an das Reich gebracht haben, dürfte er wohl, wie er einmal seine Gesinnung im Edikt kund gegeben, die Waffen nicht ohne Erfolg gegen die Wahrheit kehren, zumal der neue Papst, sein ehemaliger Magister, auch wieder ins alte römische Horn bläßt."

„Ja, Gott sei's geklagt," seufzte Peutinger, „daß
sittenstrenge und nüchterne Papst Adrian gerade in d
Punkt, der uns zunächst angeht, wieder eben so denkt u
handelt, wie sein leichtfertiger und üppiger Vorgäng
In allen andern Punkten und Stücken ist er schnurstra
das Gegentheil Leo's. Das Licht und die Wahrheit, die
Deutschland aufgegangen sind, haßt er wieder ebenso, we
auch aus andern Gründen, und vorzüglich aus dem läch
lichen Grunde, weil wir Feinde der alten Scholastiker si
die er gern noch über die Bibel stellt. Und dieser Oberh
ist selbst ein Deutscher! Er verabscheut die Liederlich
und den Uebermuth der Kleriker; er erkennt die gräulich
Gebrechen der Kirche an, und doch ist er Luthers und d
wissenschaftlichen Männer Feind. Ist das nicht ein selt
mes und beklagenswerthes Schicksal! Schon als Profess
und Dechant der Universität Löwen hat er gegen die Sü
den der Geistlichen und gegen die Verschwendung der Ki
chengüter geeifert; als Lehrer des Prinzen Karl hat
sich ehrenhaft gegen die Gebrechen der Kirche ausgesproch
und sich das allgemeine Lob eines nüchternen, besonnene
wohlwollenden und verständigen Mannes erworben; spät
als Regent von Kastilien hat er den Pfaffen und ihre
Anhang fleißig den Widerpart gehalten, und als Kardin
ist er nichts weniger als ein ergebener Freund des Papst
gewesen. Als er vor einem halben Jahre ihm selbst, w
der ganzen Christenheit höchst unerwartet zum Papst e
wählt worden war, erklärte er öffentlich: er habe sein
Nacken nur darum in das Joch der päpstlichen Würde g
beugt, um die verunstaltete Braut Christi in ihrer Rei
heit wieder herzustellen. Und doch ist er ein Gegner Luthe
und will dessen klares und rechtes Wort unterdrücken. Abe
wie schon gesagt, er gehört zu jenen herben Essigtöpfe
den gelehrten Magistern von Löwen, welche stets gegen d
junge wissenschaftliche Literatur und die Theologie, wie s

in Wittenberg gelehrt wird, geeifert und gebelfert haben; er ist ein Anhänger der dominikanisch-sophistischen Gelehrsamkeit, die nimmer von dem alten verrotteten Wesen loskommen kann, und deshalb ist kein Heil von ihm für unsere Sache zu erwarten.“

„Von keinem Pfaffen und von keinem Fürsten wird der guten Sache jemals Heil kommen,“ versetzte Ulrich bitter. „Davon bin ich, seit mir mein wackerer Ohm zum Amt eines päpstlichen Kämmerers verholfen, erst recht überzeugt worden. Ich ahnete früher nur, welche unverbesserlichen Schelme Papst und Pfaffenfürsten seien; als Kämmerer des Papstes hab' ich's sattsam erfahren: von Rom kein Heil, aber auch von unseren Fürsten keins. Darum liegt uns ob und ist unsere höchste Pflicht, das ganze Volk dahin zu führen, daß es die unerschütterliche Ueberzeugung gewinne, nur von ihm selbst könne Heil und Hülfe seiner Gebrechen ausgehen. Wenn die Thiere in der Freiheit an irgend einem Gebreste leiden, so suchen sie aus dem ihnen innewohnenden Naturtriebe von selbst die heilsamen Kräuter; das Roß, welches am Fieber laborirt, beißt sich wohl selbst die Ader auf, und im Menschenvolke sollte nicht eine, dem Menschengeiste angemessene, lichte und klare Erkenntniß dessen liegen, was es zu seinem Heile bedarf? Warum haben es unsere Vorfahren erkannt und gewußt und durch solches Wissen sich ihr Leben gut und vernünftig eingerichtet? Die Fürsten und Pfaffen haben sich zusammen verschworen, die klare Erkenntniß des Volkes zu trüben, seinen Geist mit widersinnigen Satzungen zu verwirren, es dumm und unkräftig zu machen. Denn Dummheit ist Ohnmacht. Einem einsichtsvollen vernünftigen Menschen kann kein heuchlerischer Schlaukopf Fesseln anlegen und ihn zwingen, für Schurken in der Kutte und im Hermelin zu arbeiten. Darum zündet dem Volke die Fackel an, und die Finsterniß muß weichen.“



„Ich fürchte nur," entgegnete der gelehrte Stc
schreiber fein lächelnd, so daß unentschieden blieb, ob b
Zweifel oder Spott in seiner Seele vorwaltete, „ich für
nur, das was Ihr Volk nennt, die Masse jener zweil
nigen Thiere, welche so ziemlich ein menschliches An
tragen, aber sonst in der Regel von Affen nur durch größ
Wildheit unterschieden sind, wird jetzt eben so wenig
greifen, was ihm frommt, wie sie solches doch eigentl
niemals begriffen hat. Nehmt die Geschichte vor und
kennt daraus, welch ein erbärmliches verächtliches We
das sogenannte Volk zu aller Zeit gewesen ist, leidenscha
lich, unbeständig, unvernünftig, tyrannisch, blutdürstig u
stets zum Schlechten, Gemeinen, Thierischen mehr genei
als zum Guten, Edeln und Menschlichen. Immer n
Einzelne sind befähigt und berufen gewesen, das We
Gottes in der Menschheit zu fördern. Die Fackel, die I
der Masse anstecken wollt, möchte leicht zur Brandfack
werden und Dörfer und Städte einäschern, ja für die er
leuchteten Geister, die nicht in das rohe und blutdürstig
Geschrei des Pöbels einstimmen, sogar die Marterfackel de
Folterknechts."

„Ihr beurtheilt das Volk viel zu streng!" rief Ulric
Fugger fast unwillig, „und das kommt daher, weil Ihr e
aus Büchern beurtheilt, aus der von Gelehrten und vor
nehmen Leuten niedergeschriebenen Geschichte. Alle dies
Leute halten sich aber von dem Volke so fern, als sei sein
Berührung pestansteckend. Ich dagegen lebe unter dem
Volke, verkehre mit ihm; ich bin sein Freund, Rathgeber
und Helfer; ich habe noch nie einen Augenblick vergessen,
daß ich der Sohn eines Leinwebers bin, und ich nenne mich
nicht etwa nur so mit einer stolzen und lächerlichen Schein-
bescheidenheit, um den fuggerschen Reichthum und Einfluß
dadurch in ein recht glänzendes Licht zu setzen, wie meine
lieben Vettern Raimund und Anton. Nein ich bin in der

That und Wahrheit ein Volksmann, und ich habe stets schöne Gelegenheit gehabt, das Volk achten und lieben zu lernen, ja es hat mir nicht an solcher gefehlt, seinen Edelsinn, seine Treuherzigkeit zu bewundern. Das Volk verthiert nur dann, wenn ihm von privilegirten Ständen, die sich ihre Privilegien selbst gegeben oder genommen haben, eine lange Zeit unausgesetzt Unrecht geschieht, wenn es beraubt, ausgesogen, wenn ihm Schmach und Gewalt angethan, und es dabei noch verachtet und verspottet wird. Behandelt das Volk menschlich, brüderlich nach dem Gebote unseres Heilands; und Ihr werdet Menschen und Brüder in ihm finden. Und wenn sein sittliches Gefühl nicht ausgebildet, wenn es unwissend und roh ist, wer trägt die Schuld als seine Tyrannen und vorzüglich diese üppigen, geilen, despotischen Pfaffen, die doch dazu bestimmt sind, das Volk zu bilden? Tausendjähriges Unrecht wird nicht zum Recht. Noch nie ist versucht worden, auf das ganze Volk mit dem ganzen Volk zu wirken. Die Zeit naht, wo dies geschehen wird und muß."

2.

Bund und Plan der Gerechten.

Unter diesem Gespräch waren die Reisenden der hochragenden Burg nahe gekommen und schlugen nun schweigend den gekrümmten bergansteigenden Weg ein, welcher zu dem reizenden Rittersitze emporführte. Die Befestigungswerke der Burg waren im besten Stand und zum Theil ganz neu hergestellt. Man sah es den reinlichen und schönen Gebäuden auch in der Nähe an, daß ein kräftiger Geist in ihnen walte, und die Ferne hatte nicht getäuscht, wie bei vielen Städten und Burgen. Eine fröhliche Menge von

Dienern und Söldnern, alle gut gekleidet, belebte die
überall, wohin das überraschte Auge der Ankömm
fiel, begegneten ihm Scenen eines muntern und lu
Lebens. Rosse wurden getummelt, Waffen gebessert
geputzt, kriegerische Uebungen abgehalten. Die Pferd
drei Reiter wurden von flinken Dienern in Empfang
nommen; sie ließen sich beim Ritter Ulrich von H
ansagen, und ehe sie noch die Treppe des Hauptgebä
in welches sie gewiesen wurden, erstiegen hatten, kam i
der ritterliche Dichter schon mit einem Ausrufe herzl
Freude entgegen.

„Willkommen, edle Männer und Freunde!“ rie
Peutinger und Ulrich Fugger umarmend. „Willkom
auf der schönen Ebernburg! Ich bin Euch sehr verbun
wackerer Fugger, daß Ihr meiner Einladung so schnell
willig Folge geleistet. Und welch frohe Ueberraschung
Ihr mir dadurch bereitet, daß Ihr meinen lieben Fre
Peutinger mitgebracht! Auch Eueren Bruder — n
wahr, Hieronymus heißt er? — begrüße ich mit gro
Freude. Wir bedürfen der aufstrebenden Jugend, des ne
den Weltgeschicken entgegenreifenden Geschlechts. Wie w
sich Sickingen freuen! Ihr findet die gegenwärtigen Freu
eben alle zusammen beim Vespertrunk in der Ritterh
und werdet ein hochwillkommener Zuwachs der Gesellsch
sein, zumal wenn Ihr neue Kunde aus Wittenberg o
Italien bringt.“

Sie traten in die Halle. Eine Gesellschaft von ze
bis zwölf Männern, ihrer Kleidung nach meist Gelehr
saß beim Becher um einen eichenen Tisch im lebhaften G
spräch. Der Ritter von Sickingen erhob sich, um d
neuen Gästen entgegen zu gehen und ihnen die Hand z
Begrüßung zu schütteln. Darauf brachte er ihnen na
alter deutscher Sitte selbst den Willkommbecher zu un
nannte ihnen die Namen der Anwesenden, indem sie m

ihnen anstießen, die aber dem Augsburger Stadtschreiber schon meist persönlich bekannt waren. Die vorzüglichsten Gelehrten waren Kaspar Aquila, Martin Bucer, Johann Schwebel, Oekolampadius, vor drei Jahren noch Pfarrer in Augsburg, lauter Namen vom besten Klange in Deutschland, lauter Forscher und begeisterte Anhänger der jungen Wahrheit. Dann Heinrich Kettenbach, ein Prediger aus Ulm, der um der Wahrheit willen, die er gepredigt, verfolgt, hier, gleich dem Ritter von Hutten eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Unter den ritterlichen Herren war, außer Sickingen und Hutten der edle und treffliche Hartmuth von Kronenberg, der Gatte von Sickingens ältester Tochter, der nennenswertheste Gast auf der Ebernburg, dieser glühende und gewaltige Anhänger und Vertheidiger der evangelischen Lehre und erbitterte Feind des lügnerischen Pfaffenthums, so daß er oft zu sagen pflegte: er wolle sich gern viertheilen lassen, wenn er damit die Aufnahme des Evangeliums in Deutschland befördern könnte.

Während Peutinger seine neuesten Nachrichten vom Siege Luthers über den wilden Fanatismus des gelehrten Doktor Karlstadt in Wittenberg nach seiner Rückkehr von der Wartburg preisgab und sich ein lebhaftes Gespräch über die tolle Bilderstürmerei und die Vernichtung aller kirchlichen Form, wie sie in Wittenberg während Luthers Abwesenheit zur Erscheinung gekommen war, entspann und sich weiter über die bereits bekannt gewordene glückliche Ankunft des Kaisers in Spanien und die jüngsten Siege des kaiserlichen Heeres in Italien über die Franzosen, so wie die Vertreibung der Letztern über die Alpen erstreckte, eben so über die neuerlich erfolgte Kriegserklärung des Königs Heinrich VIII. von England an den französischen König, und die Unterhaltung endlich auf den heftigen und groben literarisch-religiösen Streit des Königs Heinrich mit Luther führte, über den damals die ganze civilisirte



Welt sprach, zog Ulrich von Hutten seinen Freund Ul
Fugger fort in ein anderes Gemach zum ungestörten Zw
gespräch. Hieronymus blieb bei der Gesellschaft und hö
mit leuchtenden Augen den lebhaften Reden und Geg
reden zu.

„Noch einmal herzlichen Dank, daß Ihr gekomm
seid!" nahm der Ritter das Wort. „Ich habe Wichtig
höchst Wichtiges mit Euch zu reden und zu verhande
und ich konnte nicht zu Euch kommen, wie ich Euch sch
schrieb; denn meine Krankheit ist von neuem ausgebroch
und erschwert mir das Reisen ungemein, und dann m
auch Sickingen mit Euch reden und, wie ich hoffe u
wünsche, gerichtlich mit Euch über gewisse Dinge kontr
hiren. Deshalb ersuchte ich Euch so dringend die Rei
zu uns zu machen; es ist ja auch in Euerm Interesse, ge
stigem und leiblichem, wie Ihr bald hören sollt."

„Ihr habt mich durch die Nachricht, daß Ihr wied
an Euerm alten bösen Gebreste leidet, baß erschreckt. Da
ist ein übel Ding und muß Euch in Euerer geistigen Wirk
samkeit gar sehr behinderlich sein. Das üppige Hofleben
in Mainz ist Euch nicht bekommen; ich sah es Euch an au
den ersten Blick. Und" — fügte er bedeutsam lächelnd
hinzu, „sollte Euch nicht die schöne und üppige Martha
Bry gefährlich geworden sein? Ihre Leidenschaft für Euch
war mir gerade kein Geheimniß, und so viel mir bekannt,
habt Ihr den Genuß einer so wohlschmeckenden und köst-
lichen Frucht nie versagt. Aber man verdirbt sich den
Magen durch zu viel Süßigkeit. Sollten Martha's allzu-
heiße Küsse Euch nicht geschadet haben?"

Ueber des Ritters krankhaft dunkle Gesichtsfarbe schoß
eine verrätherische Röthe. „Lassen wir die Martha!"
sagte er dann ausweichend. „Wir haben wichtigere Dinge
mit einander zu reden, und derlei Geständnisse von mir
helfen weder mir noch Euch etwas."

„Und doch erlaubt mir, bevor wir zu den verheißenen wichtigeren Dingen übergehen, noch eine Frage nach Martha. Ihr wißt, ich interessire mich für ihr und ihrer Schwester Eleonore Schicksal. Beide sind plötzlich vom Mainzer Hofe verschwunden, und ich habe nicht erfahren können, aus welchem Grunde sie sich entfernt und wohin sie gekommen sind. Wißt Ihr Näheres über sie?"

„Was ich selbst darüber erfahren habe, theil' ich Euch gern mit. Doch bedenkt, daß ich selbst schon über zwei Jahre vom Mainzer Hof entfernt bin, und die beiden Schwestern erst geraume Zeit nach meiner Entfernung dort unsichtbar geworden sind, daß ich also nichts aus eigner Erfahrung, sondern Alles nur aus kurzen Berichten Anderer weiß. — Die schroffe und herrische Weise der Frau Eleonore wurde dem an harte und eckige Umgangsformen nicht gewöhnten Kurfürsten bald unbequem. War doch seine Weichlichkeit, sein verschwommenes und unbestimmtes Wesen auch der Hauptgrund seiner allmäligen Verstimmung gegen mich. Eine derbe entschiedene Natur wie die meinige und eine verzärtelte, unentschiedene, gekünstelte, wie die seinige, können auf die Dauer nicht zusammengehen. In der Grundverschiedenheit unseres Wesens ist die Ursache unserer Trennung zu suchen, nicht in den Drohungen des nun auf ewig still gewordenen Papstes Leo. Doch ich wollte Euch ja, Euerm Wunsch gemäß, Bericht über Martha Bry und ihre Schwester Eleonore erstatten. Martha, obgleich so herrisch und ränkesüchtig wie ihre Schwester, war doch schlauer und wußte den wollüstigen Kurfürsten durch geschicktes biegsames Nachgeben immer von neuem zu umstricken. Ihre ungewöhnlichen Talente für die Kunst rissen den schwachen Albrecht hin, selbst wenn er zuweilen aus Ueberdruß geneigt gewesen wäre, anderen Lockungen zu widerstehen. Aber Martha liebte ihn nicht, sie handhabte ihn nur geschickt als Mittel zur Befriedigung ihrer kost-

baren Gelüste. Sie betrog ihn, und er mußte
dahinter kommen. Er mochte mich wohl, durch [illegible]
rungen seiner Schranzen verleitet, in Verdacht hal
stehe ich mit Martha im minnlichen Verkehr, u
mochte seiner Erkaltung gegen mich Vorschub leister
vermuthe es nur; denn etwas Bestimmtes über diese
habe ich weder aus seinem, noch aus einem andern
erfahren. Aber Eleonore hatte sich Aeußerungen unt
lungen erlaubt, die man an Fürstenhöfen, ja se
denen so freisinniger und liberaler Fürsten wie A
nicht dulden kann. Endlich erschien der berühmte S
künstler Doktor Faust mehrmals in Mainz, und m
hauptete, seinen Zaubermitteln sei es gelungen M
höchste Gunst zu gewinnen. Andere wollen wisse
Kurfürst habe dem Hexenmeister selbst dazu den A
gegeben, und es sei zwischen beiden verabredet worde
der Kurfürst seine Kebse in den Armen des Schwarz
lers überrasche. Genug, seit jener Zeit ist die schön
viel beneidete Gräfin von Aschaffenburg plötzlich aus
verschwunden, und man hat mich versichert, sie sei mi
alten Faust im Reiche umhergezogen und habe bei
Zauberstücken als schöne Helena gedient. Der Magi
aber nun auch schon seit Jahr und Tag den Weg
Fleisches gegangen — die Leute erzählen sich, der T
habe ihn geholt, und wissen gräuliche Geschichten da
zu berichten, doch begreife ich nicht, weshalb der T
diesen Mann geholt haben soll und nicht auch den P
Leo; da doch der Letztere gewiß einen weit wichtigern
mit dem Höllenfürsten gemacht und der Hölle weit grö
Dienste geleistet hat, als ein unbedeutender Schwarzkün
— genug, der berühmte Doktor Faust ist eben so gut t
wie der berühmte Papst Leo, und was aus seinem Sch
chen, der schönen Martha Bry, geworden ist, weiß ich G
nicht zu sagen, verehrter Freund."

„Die Eleonore hat sich zuweilen wieder in ihrem Häuschen in der Fuggerei in Augsburg aufgehalten; bei mir hat sie sich aber nicht sehen lassen, und ich muß Erkundigungen nach ihr anstellen. Denn die Zeit dürfte keineswegs mehr fern sein, wo ich ihrer Hülfe bedürfte, und ihre Erfahrungen am Mainzer Hof möchten sie zu dieser Hülfe noch tüchtiger und geschickter gemacht haben.“

„Ihr meint, sie gibt ein gutes Werkzeug in geschickten Händen ab, die Erhebung des Volks gegen seine Unterdrücker zu fördern. Glaubt Ihr wirklich, daß das Volk, so weit Euer Gesichtskreis reicht, zu einer Erhebung gegen Fürsten und Pfaffen reif sei?“

„Die guten und rechten Köpfe sind reif dazu, wenigstens im Algäu, den ich oft durchreise und genau kenne; führt doch mein Weg von Augsburg nach Schwaz stets hindurch, und diese Köpfe werden das andre dumme und träge Volk schon fortreißen. Und wie im Algäu, so gährt's im Hegau, im Linzgau, im Klettgau, im Rheingau, in Franken und anderwärts; überall ist den Bauern der gesteigerte Druck unmöglich geworden. Ganz Oberschwaben ist voll Zunder. Nicht vergebens haben Joß Fritz und jener Veltlin, von dem Niemand wußte, wer er eigentlich war, hier den Boden bearbeitet, die Saat ausgestreut. Sie ist aufgegangen und reift der Sichel des Schnitters entgegen. Die neue Predigt des Evangeliums vom Doktor Luther ist recht wie ein fruchtbarer Sonnenschein darauf gefallen. Wenn wir nur des Luther gewiß wären für das nördliche Deutschland, und er ein Wort an das Volk richtete, seine Bedrücker niederzuwerfen, dann hätten wir leichte Sache; denn Ihr könnt kaum glauben, in welch großem schier fabelhaften Ansehen Luther beim gemeinen Mann steht. Die Bauern in Schwaben verehren ihn höher als alle Heiligen der Kirche zusammengenommen. Ihr geltet zwar viel beim Volke, vorzüglich seit es erfahren, daß Ihr der



Verfasser des ‚neuen Karsthans' seid, den die L
überall verschlungen haben, aber Luther gilt doch noch i

„Das macht, weil er sich nur auf die Bibel a
Wort Gottes stützt und die Lüge der Pfaffheit zume
kämpft, selbst ein Ordensbruder. Dies gibt ihm so g
Gewicht. Wäre er im gleichen Maße ein Verthe
der Volksrechte gegen die betrügerischen räuberischen
sten, er wäre der Mann, der unserer Sache schnell aufl
könnte. Aber ich fürchte, er steht nicht ganz zu uns.
fangs vor fünf und vier Jahren zeigte er in seinen feu
Schriften wohl große Lust mit dem Schwerte gegen
Lug und Trug, er mag in der Kutte, im Meßgewand
der Schaube, im Harnisch oder Hermelinmantel ste
weidlich loszuschlagen, aber neuerdings will er Alles d
die Macht des Wortes allein zwingen. Als ich ihm sch
dem Evangelium müsse mit dem Schwert Bahn gebro
werden, antwortete er mir: Ich möchte nicht, daß man
Evangelium mit Gewalt und Blutvergießen verfechte. D
das Wort ist die Welt überwunden worden, durch
Wort ist die Kirche erhalten, durch das Wort wird
auch wieder in Stand kommen, und der Antichrist,
er Seines ohne Gewalt bekommen, wird ohne Gew
fallen. — Das ist aber eitel Rederei vom Luther, u
steckt nichts Wahres dahinter. Wohl mit Gewalt u
fast nur mit List und Gewalt hat die Päpsterei und
Fürstenherrschaft obgesiegt über das arme Volk. Kr
und Mord haben sie geübt gegen Einzelne und gan
Völker, die ihnen entschlossen und kräftig entgegentrat
und ihnen ihr Unrecht klar vor der Welt zeigten. Gi
und Dolch, Fürsten-, Ritter- und Henkerschwert, jede G
walt, jede Büberei sind angewendet worden von Pfaff
und Fürsten, um den frei geschaffnen Menschen zu knechte
und als Sklaven sich dienstbar zu machen; der Antichri
ist ein Kind der Gewalt, also muß er auch mit Gewal



gefällt werden. Wenn das Wort an taube Ohren und Herzen tönt und alle gesprochene Wahrheit nichts fruchtet, wenn die Feder vergebens stumpf geschrieben ist im Kampfe für Licht, Recht und Wahrheit, dann ist uns als letztes und wirksamstes Mittel das Schwert in die Hand gegeben, damit wir die Lügenbrut damit in Stücken zerhauen sollen; und Christus der Herr spricht selber: Ich bin nicht in die Welt gekommen, euch den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und wahrlich, Christi Wort soll uns höher gelten, als Luthers Wort."

„Wahrlich das ist auch meine Meinung!" rief Ulrich Fugger erfreut und erfaßte des stürmischen Ritters Hand mit Begeisterung. „Gewalt muß mit Gewalt vertrieben werden. Das Volk ist ein gefesselter Löwe, den seine Bändiger verlachen und verhöhnen und ihn zum schmachvollen Dienste eines Müllereſels herabwürdigen. Wir aber müssen ihm die Erinnerung an den alten Adel seines Geschlechts, wir müssen ihm das Gefühl seiner Kraft und Hohheit beibringen; die abscheulichen Fesseln des Aberglaubens, der Bigotterie, des blinden Gehorsams, der Dummheit abstreifen, da wird er denn eines Tags über seine üppigen und hochmüthigen Peiniger herfallen und sie trotz der vorgehaltenen Monstranz und des ausgehängten Purpurmantels zerfleischen, wie sie es verdient haben. Ihr habt schon tüchtig geschafft, daß die Stunde der Erlösung für unser armes deutsches Vaterland bald schlage; auch ich habe das Meinige gethan, um dem Volke klar zu machen, daß es die pfäffischen und adligen Blutegel nicht anders los werden kann, als wenn es sie abschüttelt und zertritt. Doch die Blutsauger und Bauernschinder thun schon auch das Ihrige, um das große Werk der Befreiung kräftig zu fördern. So hat die Pest im vorigen Jahre den kleinen scheußlichen Tyrannen, den Fürstabt von Kempten in die Hölle geführt, aber den gedrangsalten Bauern der

Abtei hat das nichts geholfen; ein Teufel hat nur den a
dern abgelöst auf dem Fürstenstuhle. Der jetzige Abt Se
stian von Breitenstein schindet die Bauern noch toller a
sein Vorfahr. Seit Jahr und Tag sind von diesem Me
schen Bübereien begangen worden, die einem das Herz i
Leibe umwenden; er hat die alte Landsteuer auf eine emp
rende Weise erhöht, eine neue Kriegssteuer auferlegt u
schindet den Bauer, der erst fünf Schillinge zahlen mußt
jetzt fünf Gulden, also das Zwanzigfache des Frühern a
Urkundlich lehnfreie Höfe zieht er als erledigte Lehen ei
von Gütern, die vom Zehnten frei waren und deren B
sitzer die Freibriefe in den Händen hatten, erpreßt er do
die Zehnten und zerreißt die ihm vorgelegten Briefe. Wen
das Gotteshaus zu Kempten freien Bauern Geld schulde
so verspricht der Abt zu zahlen, sobald sie sich an das Go
teshaus verschrieben. Thun es die Bauern aus Noth, s
haben sie die Freiheit verloren und erhalten doch ihre Zah
lung nicht; denn dem Leibeignen braucht er nichts zu zah
len, und so sind die armen Leute von dem schurkische
Pfaffen doppelt betrogen, um Geld und Freiheit. Schrei
ein solcher Bauer über erlittenes Unrecht, so wird er i
Ketten und Gefängniß gelegt, er wird von Kirche und
Sakrament so lange ausgeschlossen, bis er mürbe ist und
einen Eid schwört, zu schweigen und weder beim Kaiser
noch bei andern Gerichten zu klagen. So wird der neue
Fürstabt von Kempten mit seinen Bauern fertig. Sollte
man einen solchen Wicht nicht lebendig an einem kleinen
Feuer rösten, bis er die niederträchtige Seele aushauchte?
Und wie er, so sind hunderte der edeln Herrn, und die geist-
lichen sind immer die schlimmsten."

„Herr mein Gott!" fuhr der Ritter wild empor und
streckte die geballte Faust aus. „Das Maß der Büberei
ist voll, daß es überläuft. Wir müssen losschlagen. Mein
werther Freund, ich muß Euch in unser Geheimniß ziehen.

Ihr müßt Alles erfahren, was wir vorhaben; das Werk der Erlösung erfordert Euere Hülfe, Euere Kraft. Ja, edler Fugger, hier auf der Ebernburg wird das große Werk vorbereitet. Hier ist die Schmiede aufgethan, in welcher im Glühfeuer des Geistes die Waffen der Wahrheit und des Lichtes gehärtet und auf dem Ambos der Kraft und Mannestugend geschärft werden. Seht, dort in jenen Zimmern ist unsere Buchdruckerei aufgeschlagen, dort arbeitet unsere Presse, meine Büchlein zu vervielfältigen, und von hier schicken wir sie durch gute Boten in alle Welt. Alle die Männer, die Ihr vorhin beim traulichen Vesperbecher beisammen gesehen, gehören zu einem Bunde, an dessen Spitze unser trefflicher für die Wahrheit des Evangeliums und für die Freiheit des Volks hochbegeisterter Sickingen steht. Und noch viel andre gute und wackere Männer gehören zu diesem Bunde. Ihr werdet sie alle kennen lernen; denn auch Ihr werdet dazu gehören, wie ich auf das Bestimmteste hoffe. Ich habe in Sickingens Namen und Auftrag an Luther geschrieben und auch ihm die Ebernburg als Asyl angeboten, da er, der in Bann und Acht liegt, in Wittenberg nicht sicher ist und selbst vom alten und behutsamen Kurfürsten von Sachsen nicht geschützt werden kann. Gewinnen wir ihn für unsern Plan, so haben wir viel gewonnen; sagt er uns ab, so darf uns das nicht irre machen. Mit ihm oder ohne ihn, müssen wir unser hohes und glänzendes Ziel verfolgen."

„Doch Ihr habt mir dieses Ziel noch immer nicht deutlich bezeichnet, edler Ritter."

„Eh' ich dies thue erlaubt mir noch einige Worte gleichsam zur Einleitung. Wir haben uns lange nicht gesehen. Vor vier Jahren auf dem Reichstage in Augsburg gingen unsere Ansichten etwas auseinander. Heute, denke ich, werden wir einig sein. Ich bin fortgeschritten, Ihr werdet nicht stehen geblieben sein. Viel ist geschehen

in dieser drangvollen, thatenschwangern Zeit. Wir h
schier binnen Jahresfrist einen neuen Kaiser und e
neuen Papst erhalten. Ich habe den üppigen Kurf
lichen Hof zu Mainz verlassen und bin in die Herb
der Gerechtigkeit eingekehrt. Es hat sich viel geän
und ich bin um zwei große Täuschungen reicher."

„Ihr meint in Bezug auf den Kurfürsten und
unsern jungen Kaiser. Es war in Augsburg viel
Euern neuesten Schicksalen die Rede, und Euere Frei
beklagten Euch aufrichtig."

„Es ist überwunden, und ich kann nun offen von m
nen Plänen und von dem großen Schmerze über ihr Sc
tern reden. Als ich mich dem Kurfürsten anschloß
mein Lager unter seinem prächtigen Zelte in Mainz a
breitete, glaubte ich endlich den rechten deutschen Ma
wie ihn Deutschland brauchte, gefunden zu haben, ei
hochedeln freigebigen Beschützer der Künste und Wiss
schaften, der die Münzen nicht krämerisch zählt, die er
leuchteten Geistern mit voller Hand darreicht, einen Fe
pfäffischen Lugs und Trugs, eine erhabene und große Se
frei von allen kleinlichen und jämmerlichen Dingen, wel
die Würde des Menschen schänden, einen Mann und ge
lichen Fürsten, wie er sein muß, um Segen über das V
zu bringen. Dazu aus einem alten fürstlichen Hause u
der Bruder eines weltlichen Fürsten von gleich großer u
liebenswürdiger Gesinnung. Albrecht ließ sich ganz so a
um der höchsten Verehrung aller edeln und braven Deu
schen werth zu sein. Er verhehlte seine tiefe Verachtun
aller pfäffischen Dummheit und Arroganz nicht, er ve
spottete die römischen Anmaßungen auf eine geistreich
Weise; er war der Beschützer und Freund aller Männe
mit hellen Köpfen und redlichen Herzen, d. h. wie sich vo
selbst versteht, aller Feinde des brutalen und listigen Pfaf
fenthums diesseits und jenseits der Berge. Wißt Ihr

wozu ich ihn ausersehen hatte? Zu nichts geringerm als zum deutschen Papst. Denn eh' wird nicht Glück, Ruh und Frieden in unserm schönen Vaterlande herrschen, bis es eine starke deutsche Kirche gibt, wie ein starkes deutsches Reich, und an jener Spitze ein mächtiger Oberhirt steht, wie an dieser ein mächtiger Kaiser. Wenn erst der römische Papst nichts mehr in Deutschland und der deutsche Kaiser nichts mehr in Italien wird zu befehlen haben, dann ist beiden Ländern geholfen."

„Es war ein schöner Gedanke!" rief Ulrich Fugger, „aber der weichliche, von den feinsten Genüssen übersättigte, charakterschwache Kurfürst Albrecht ist trotz aller Schönthuerei mit den Männern des Lichts und der Freiheit, nicht der rechte Mann zu solchem Werk. Dazu gehört Kraft, Entschiedenheit und Entschlossenheit, und er hat nur Geschmeidigkeit und Glätte."

„Sagt, er ist ein Fürst. Der Kardinalshut, die von den römischen Pfaffen gewonnene schöne Martha, die Schmeicheleien des Papstes! Diesen Dingen konnte der schwache Mann nicht widerstehen. Ebensowenig hatte er den Muth, sich offen für Rom zu bekennen, dadurch kam er in eine wunderliche Stellung zu mir. Ich hatte kaum vernommen, daß der junge König von Spanien auf dem Wege nach Deutschland sei, um sich zum Kaiser krönen zu lassen, als ich nach den Niederlanden eilte, um erst seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, dann den Kaiser selbst für meine Ideen und Pläne zu gewinnen: Losreißung Deutschlands von Rom, Reformation der deutschen Kirche, einen starken deutschen Papst, einen starken deutschen Kaiser. Die Jugend, rief ich hoffnungsvoll, die Jugend ist empfänglich für das Große, Wahre, Rechte; die Jugend ist leicht zu entflammen für Gott und Vaterland; die Jugend haßt das Schlechte und Gemeine, das Halbe und Unentschiedene. Ich glaubte, die Zeit der Erfüllungen

meiner Hoffnungen und Wünsche sei da. Ein Kaiser
zwanzig Jahren, sein einziger Bruder, der Erzherzog,
zehn Jahre alt, Jünglinge dem habsburger Hause
sprossen, vom Papst durch die Begünstigung und Un
stützung des französischen Königs bei der Kaiserwahl b
digt; ich meinte, ich müßte sie gewinnen, es sei nicht
ders möglich. Ach, Fugger, wie arg war meine T
schung! Diese Knaben hatten keinen Sinn für Deut
lands Einheit und Größe. Der Papst hatte sie schon
wonnen; der junge Kaiser, diese willenlose Puppe, ein
sich mit dem schlauen Leo. Ich wurde gar nicht vor
lassen; die Pfaffen, die die beiden Prinzen wie eine L
wache umgaben, hatten mich bereits tüchtig angeschwä
Rom hatte Meuchelmörder gegen mich ausgesandt, und
Freunde riethen mir, mich so schnell als möglich von Br
sel wieder zu entfernen. Ich versuchte die so hoch
rühmte Erzherzogin Margaretha zu sprechen; der Dich
wollte mit Flammenworten zur Dichterin reden — a
sie ließ mich abweisen und mir den guten Rath ertheil
den Hof zu meiden, indem selbst der Kaiser bald ni
mehr im Stande sein werde mich zu schützen. Die hoh
Häupter und ihr großer Anhang, jene armen Hundeseel
die sich in menschliche Leiber verirrt, mieden mich n
einen Pestkranken. Wenn es gilt, die ungeschminkte Wah
heit zu hören und zur That zu schreiten, nicht für für
liches Interesse, sondern für das des Volks, des Vaterland
der Menschheit, sind die besten Fürsten eben — Fürste
schwache, selbstsüchtige Menschen. Auch Margaretha —
ich wiederhole es mit Schmerz — hörte mich nicht. I
verließ Brüssel, weil ich wirklich meines Lebens dort nic
sicher war und kehrte nach Mainz zurück. An der glatte
Fischkälte des Kurfürsten begriff ich, daß hier ferner me
nes Bleibens nicht sein konnte. Auch erfuhr ich bald, da
der Papst sehr nachdrücklich und mit Androhung seine

höchsten Ungnade meine Gefangennehmung und Auslieferung nach Rom verlangt habe. Meine sogenannten Freunde am Hofe wichen scheu vor mir zurück, und die mir erst zugejubelt, verläugneten mich wie Petrus den Herrn. Die Schwächlinge! Die kleinen Seelen! Den unmündigen Knaben wollte ich zum großen starken deutschen Kaiser machen; den feinen selbstsüchtigen Kurfürsten zum großen starken deutschen Papst; sie sollten sich mit dem Volke verbinden, der Schlange des römischen Lugs und Trugs den Kopf zertreten, den blutigen Götzen kleinlicher Fürstentyrannei stürzen und Deutschland zu der Größe führen, die es über alle Länder des Erdbodens erheben muß, und deren es würdiger ist als irgend ein Land. Ich habe mich geirrt, zu Pfaffen und Hofschranzen halten sie wieder; die Schwäche und Jämmerlichkeit der Väter ist auf die Söhne übergegangen. Mich hat das wormser Edikt nicht überrascht; ich wußte vorher, woran ich mit diesem jugendlichen Kaiser Karl war. Ich war schon enttäuscht; das Edikt diente nur dazu, Andere auch zu enttäuschen. Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!"

„Und doch standet Ihr bald nach dem wormser Reichstage eine kurze Zeit in kaiserlichen Diensten," warf Fugger ein.

„Ja, eine kurze, eine sehr kurze Zeit!" seufzte Hutten. „Es erging mir in dem Dienste des Kaisers gerade wie Euch neuerlich mit dem Dienste des Papstes. Euch hat Leo noch kurz vor seinem Tode auf Eueres Ohms Betrieb zum Kämmerer gemacht. Das klingt noch seltsamer und ist doch gleichwie den Bock zum Gärtner. Bei mir war der kaiserliche Dienst der letzte, mein allerletzter Versuch mit diesem jungen Kaiser. Ich hatte bei meinem Sickingen eine Zuflucht auf seiner Burg Landshut gefunden. Da gewann ihn der Kaiser als Feldhauptmann und

erhob ihn zu seinem Rath. Ja, man behauptete allgem
der Kaiser sei hocherfreut über die Gewinnung des m
tigen Ritters. Gleich darauf ließ mir der Kaiser d
Sickingen eröffnen, er wünsche auch mich in Dienst
nehmen. Sickingen und ich hielten diese Schritte für e
geschickte Annäherung an unsere Sache. Bald hellte
der Irrthum auf. Die guten niederländischen Hofschran
waren beschränkt genug zu glauben, sie würden mir
kaiserlichem Brote das Maul stopfen. Sie wollten m
schweigen; das war's. Sobald ich klar sah, quittirte
den kaiserlichen Dienst. Nein, mein Freund, von dies
kaiserlichen Knaben ist nichts für unsere gute Sache
hoffen. Schon hat er das Reich wieder verlassen, um na
Spanien zurückzukehren. In England ist er eingekehrt
seinem tollen Ohm, dem König Heinrich, dem eitlen Ve
theidiger des Papstes, dem Luther die rechten und b
zeichnenden Namen gegeben. Gewonnen hat er ihn geg
den König Franz, und so werden wir bald die alten Krie
zwischen Oestreich und Frankreich wieder auflodern sehe
welche über Deutschland schon so schweres Elend gebrac
haben. Wahrlich, es gäbe bei uns bessere und nützliche
Dinge für einen Kaiser zu thun. Hat sich dieser Karl u
die Noth des Volkes bekümmert? Der blutige Aufstan
der Gemeinen in Spanien gegen ihn hätte uns Allen d
Augen öffnen sollen. Ein Fürstensohn ist er, der Enk
des schwachen Max und des schlauen Ferdinand. Sei
Vater ist ein leichtsinniger treuloser Mensch gewesen, sein
Mutter ist die wahnsinnige Juana. Ich sag' Euch tau
sendmal: von diesem Kaiser ist nichts für unsere gut
Sache zu erwarten. Wenn wir uns nicht selbst helfen
so sind wir verloren, und das große Werk, an das wi
unser Bestes gesetzt, geht mit uns unter."

„Da wolle Gott vor sein!" rief Fugger bestürzt.
„Sagt mir nun gerade heraus, was habt Ihr vor, was

gedenkt Ihr zu thun, nachdem Ihr am Kurfürsten Albrecht irre geworden seid?“

„Adel, Bürger und Bauern zu einem Volk verbinden, daß sich einen deutschen Kaiser und einen deutschen Papst wähle. Wir konnten uns einst nicht vereinigen; Ihr wolltet die Macht dem Volke zuweisen, ich dem Adel; wir werden es nun: aus dem Kerne der deutschen Ritterschaft, welche weit mehr volksthümliche Elemente besitzt, als Ihr ahnet, aus den freiheitliebenden gesinnungstüchtigen Städtebürgern und aus der im unmenschlichen Druck schmachtenden und kräftig aufstrebenden Bauernschaft muß ein Ganzes geschaffen werden, ein deutsches Volk. Dieses vereinigte und festzusammenstehende Volk gibt sich ein Oberhaupt aus seiner Mitte, es wählt sich einen Kaiser. Und da es in Deutschland keinen zweiten Mann gibt, der die rechte Einsicht mit dem besten Willen, mit der rechten Thatkraft, der schönsten Begeisterung und der allgemeinen Volksbeliebtheil verbände, wie unser edler und trefflicher Freund und Wirth, der ritterliche Franz von Sickingen, so kann und wird nur er deutscher Kaiser sein.“

„Wahrlich, Ihr seid kühn in Euern Plänen!“ rief Fugger überrascht, aber mit dem beifälligen Lächeln seines trotzigen Mundes und dem zustimmenden Glutblick seines blitzenden Auges.

„Und hat das vereinigte Volk die Fürsten niedergeworfen, den Pfaffen den Garaus gemacht, die Macht der widerstrebenden Adeligen und Bürger gebeugt, ist es stark und groß unter seinem neuen volksthümlichen Kaiser geworden, dann mag es sich aus seinen gelehrten humanen Männern auch einen deutschen Papst erwählen; und dieser Kaiser und dieser Papst werden Hand in Hand, getragen von der Liebe und dem Vertrauen des Volkes, unser geknechtetes, niedergetretenes, ausgesaugtes Vaterland schnell zu Kraft und Blüthe bringen, und das einige starke



Deutschland wird den kommenden Geschlechtern he
Früchte bringen, wie wir sie uns kaum träumen lasse

„Man hört's Euch an, daß Ihr ein Dichter seid
ein großes edles Herz dazu. Aber welcher wahre D
wäre nicht ein großes edles Herz, durchglüht von
und Begeisterung für Volk und Vaterland? Euer
ist dichterisch kühn und herrlich. Aber dem Kühnen
das Glück bei, dem Kühnen gehört die Welt, und de
verzweifle ich nicht an seiner Ausführung, wenn
die rechten Mittel anwenden. Was ist bereits dafü
schehen?"

„Der ehrenwerthe Theil der Ritterschaft in Fra
und Schwaben, am Ober- und Mittelrhein ist mehr
minder bereits dafür gewonnen. Unsere Freunde eilen
Burg zu Burg, unsere Anzahl zu verstärken, und sie w
täglich. Und selbst wenn wir Luther nicht für uns ge
nen, so hat uns sein Geist schon bestens in die Hände
arbeitet. Seine treffenden Blitze sind allermeist gegen
übermüthigen Pfaffenfürsten gerichtet, und auf diese h
wir es ja auch vorzüglich abgesehen. Die besten Ritter
deutschen Reichs sind von Luthers Geist erfüllt und fol
seiner Richtung. Ob er die üppigen hochprunkenden Gl
köpfe bloß von der kirchlichen Seite faßt, ist uns gleich
faßt sie eben, und wir fassen sie dann von der weltlic
Ich könnte Euch einige hundert Ritter nennen, die zu u
stehen, wenn auch vor jetzt die wenigsten erst ganz so
meinen Plan eingeweiht sind, wie Ihr. Aber es wird Eu
genügen, zu erfahren, daß die Kronberge, Schauenber
Fürstenberge, Helmstätter, Gemmingen, Menzingen,
Landschaden von Steinach, die Unserigen sind. Auch si
mehrere unserer Freunde und Anhänger auf Werbun
Rennenberg wird in Jülich und Cleve einen reisigen Krieg
haufen zusammen bringen, der Bastard von Sombreff wir
im Erzstift Köln, Franz Voß rüstet im Limburgischen, un

aus Braunschweig wird uns Nikel Minkwitz eine ansehnliche Macht zuführen. An die Städte habe ich vor vier Wochen eine Ermahnungsschrift erlassen, worin ich sie ernstlich aufforđere, die Freundschaft des Adels anzunehmen und vor allem das neugebackene Reichsregiment, das uns das junge kaiserliche Blut im Verein mit den Fürsten gesetzt und weiter nichts ist, als ein rechter Tummelplatz der ungerechten und schelmischen Fürstengewalt, zu zerstören. Ich hab' ihnen gezeigt, daß sie auf Erden keine schlimmeren und tückischeren Feinde haben, als diese gewaltthätigen, unredlichen, arggesinnten Fürsten."

„Ihr habt mir ja das Büchlein selbst geschickt," erinnerte Fugger, „und in Augsburg hatten Euere Boten nicht genug Exemplare; es ist schier verschlungen worden."

„Straßburg hat uns bereits zugesagt," fuhr Hutten eifrig fort, „andere Städte zeigen sich willig. In Augsburg rechnen wir auf Euch, auf meine und Luthers Freunde und Anhänger, auf alle wackern Männern, die es mit Deutschlands Wohl redlich meinen und nicht blos Maulhelden sind. In Nürnberg wird Albrecht Dürer für uns wirken. Er hat den besten Willen und den rechten Muth für die gute Sache, wie alle edeln hochbegabten Männer. Mit ihm stehen zur guten Sache Hieronymus Ebner, ein herrlicher Mann von gleich großer Gewissenhaftigkeit und Sanftmuth, Kaspar Nützel, Christoph Scheurl, Hieronymus Baumgartner, der Rathsschreiber Lazarus Spengler, der in Gesinnung und Thätigkeit unserem Peutinger so ähnlich ist. Die Augsburger Freunde brauch' ich Euch nicht zu nennen.

Und so haben wir in andern Städten andere Freunde. Dagegen haben wir unter dem großen Bauernvolke noch wenig Bekanntschaft, und gerade hier thut sie uns zumeist noth. Denn die Bauern sind der Natur nach mehr geschunden worden als die Bürger; in ihnen ist also auch

die Empörung größer, und ihre Kraft ist frischer und n
haltiger als die der Städtebewohner. Viele von il
haben in Maximilians Kriegen als Landsknechte ged
und kennen das Kriegshandwerk; viele sind heuer
Georg Frundsberg nach Italien gezogen und haben
Franzosen an der Vicocca wacker geklopft, Mailand
Genua eingenommen und abermals bewährt, was deut
Kraft und Tapferkeit vermag. Mit diesen wackern Ba
läßt sich gegen das Fürsten- und Pfaffengeschmeiß
Meiste ausrichten."

"Wahrlich an den Bauern soll's nicht fehlen, Ri
Ulrich! Dafür laßt mich sorgen!" sagte Ulrich Fug
dem Freunde die Hand bietend. „,Euer Plan Rit
Bürger und Bauern zu verbrüdern und jedem Sta
gleiche Rechte und Pflichten für das Ganze zuzumess
gefällt mir so sehr, daß ich ganz der Euere bin. Ich ker
die Mittel und die Wege, die arme gedrückte und gerup
Bauernschaft in Oberschwaben, Würtemberg und Tyrol
bearbeiten, daß sie zu uns steht. Glaubt mir, die zur V
zweiflung getriebenen Leute warten nur auf eine gute G
legenheit, um gegen ihre Dränger und Schinder losz
brechen. Wir wollen ihnen das Schwert in die Ha
geben und die Stelle zeigen, wohin sie zumeist hauen solle
daß es fleckt. Haben wir erst die Bauern von zwei od
drei Landschaften auf unserer Seite, fallen uns die ander
in allen deutschen Gauen allmälig von selbst zu. Und m
den Bauern sind wir unüberwindlich. Wer will etwa
gegen uns unternehmen, wenn das Volk unter unser
Fahnen steht? Versprecht dem deutschen Bauer halbwe
Freiheit von den unerträglichen Lasten — denn er ist i
seinen Forderungen und Beschwerden wahrlich bescheide
— und er steht zu Euch mit Gut und Blut, mit Leib un
Seele. Es gibt auf Erden kein edleres und treueres, kei
besseres und rechtlicheres Volk als dieses deutsche; es will

nichts als was ihm nach göttlichem und menschlichem Gesetz gehört, es will Recht und Ordnung, Billigkeit und Menschlichkeit. Einen tüchtigen Kaiser will es, und ein kräftiges Regiment, das jedermann gerecht wird; es will das reine lautere Evangelium von Jesu Christo, wie es die Apostel verkündet, und ein ebenso vernünftiges Kirchenregiment. Und dieses edle, brave, bescheidene, arbeitsame und genügsame Volk wird fort und fort von Fürsten, hohem Adel und vornehmer Pfaffheit gehetzt und gepeinigt, schlimmer als die Thiere des Waldes, und ihm das Blut unter den Nägeln hervorgepreßt. O man möchte wahnsinnig werden über die Gräuel! und dann treten wohl auch frömmelnde Narren hin, falten die Hände, verdrehen die Augen und krächzen: es sei Gottes Wille. Der Teufel soll dem scheinheiligen Pack in die Gedärme fahren!"

„Brav! brav!" rief der Ritter herzlich lachend und über den Feuereifer des Freundes entzückt.

„Ich wollte Euch nur das sagen," fuhr Fugger gemäßigter fort, „mit den Bauern habt Ihr Alles gewonnen, ohne die Bauern verliert Ihr Alles. Und ich werde Euch die Bauern gewinnen."

„Wir wußten es, daß wir Euerer Hülfe sicher seien," sagte Hutten befriedigt. „Aber wir bedürfen sie noch in anderer Weise. Ich kenne Euere reine Gesinnung, und ich weiß, daß Ihr auch ein Mann der That seid. Deshalb habe ich keinen Augenblick angestanden, mich an Euch zu wenden. Jakob Fugger oder vielmehr Anton Fugger ist der Geldwechsler des Kaisers Karl geworden. Werdet Ihr der Geldwechsler des Kaisers Franz. Dort stehen zwei Brüder dieses Hauses auf Seiten des schwachen listigen und zweideutigen Knaben Karl, auf Seiten der verfluchten Fürsten und Pfaffenmacht, Anton und Raimund; hier werden ebenfalls zwei Brüder dieses Hauses stehen, auf Seiten des festen, ehrlichen, offenen Mannes, des Ritters



Franz, auf Seiten des Volks und seiner Freunde
Brüder Ulrich und Hieronymus Fugger, und mit
Hülfe werden wir den Ritter Franz bald als deu
Kaiser begrüßen."

„Ihr seid von Ritter Franz beauftragt, auch übe
sen Punkt mit mir zu unterhandeln?"

„Nur die Einleitung zu machen. Er selbst wird
mit Euch unterhandeln und Euch genaue Nachweise
sein und seiner Ehewirthin reiches Besitzthum vorl
eben so über die geldliche Hülfe, die ihm von auße
zugesagt ist."

„Gut. Ich werde auch in dieser Beziehung
Eueren und Sickingens Willen erfüllen; denn ohne
deutende Geldsummen könnt Ihr natürlich nicht zum
kommen. Der soll nicht sagen, er stehe zur guten S
der Ihr nicht Gut und Blut opfert. Ich werde mein
und wenn's noth thut, auch mein Blut daran setzen. R
net auf mich und meinen Bruder. Ulrich und Hierony
Fugger werden den Namen des Hauses zu neuen
größeren Ehren bringen, als Jakob Fugger je gethan,
als Raimund und Anton Fugger je zu thun im Sta
sein werden. Ja ich geize darnach, mir einen Namen
der Weltgeschichte zu machen, und hoffe zu Gott, wenn n
einst den Sieg des Lichts und der Wahrheit über N
und Lüge berichtet, mein Name wird neben dem ei
Ulrich Hutten, eines Franz Sickingen und eines Mar
Luther genannt werden."

„Gebt mir Euere Hand, edler Freund! Und so ist
Bund geschlossen für die gute Sache!"

„Heil der guten Sache!" rief Fugger, und Hutten z
ihn an die Brust und küßte ihn auf die kühne Stirn u
die begeisterten Augen.

3.

Stille Liebe.

Hieronymus Fugger lebte auf der Ebernburg in einem anhaltenden Rausche der Begeisterung. Bald mit seinem Bruder und Hutten, bald allein durchwanderte er die Säle und Gemächer, wo die Buchdruckerei, die Bibliothek und andere Kunstschätze aufgestellt waren. Stunden lang sah er den Setzern und Druckern zu und hatte ein besonderes Vergnügen daran, die frisch aus den Pressen kommenden Bogen zu lesen, die kühnen und gewaltigen Geistesblitze, welche Hutten von diesem hohen Ritter- und Musensitze, seiner „Herberge der Gerechtigkeit,“ in die aufgeregten und immer höher steigenden Wogen der Zeit schleuderte. Dann wohnte er mit hoher und glühender Andacht dem nach den Grundsätzen der wittenberger Reformatoren eingerichteten und von Oekolampadius gehaltenen Gottesdienst bei. Er bekannte sich mit seinem Bruder öffentlich und mit einer schwärmerischen Hingebung, dem Kinde seiner Jünglingsbegeisterung und seines edlen Herzens, zu jenen Grundsätzen und nahm darauf nicht nur das Brot, sondern auch den Wein im Nachtmahle. Denn hier auf der hohen Ritterburg wurde das Heiligthum des Kelches zuerst zu den andachtdurstigen Lippen starker Geister geführt, sie mit dem Blute des Lebens zu tränken, ehe man dies in Wittenberg selbst wagte. Aber der feierliche Kirchenakt, in welchem sich die beiden Brüder Fugger von der päpstlichen Kirche öffentlich lossagten, erhielt für Hieronymus durch die Gegenwart einiger neu hinzugekommener Personen noch eine besondere Weihe und höhere Bedeutung. Als nämlich die augsburger Freunde auf der Ebernburg anlangten, waren Sickingens Gemahlin und zweite noch unverheirathete Tochter abwesend und zum Besuch bei der

älteren Tochter, Ehewirthin des Ritters **Hartmuth**
Kronberg bei Frankfurt. Aber schon nach **einigen** :
waren die Mutter und die beiden Töchter angelangt
die junge Ritterfrau gedachte neben ihrem **Ehewirth**
Wochen im Schoße des elterlichen Hauses zu ver
Hieronymus wurde beim Anblick der schlanken edle
stalt des Fräuleins Johanna von Sickingen mit dem gr
blauen, sinnigen Auge und dem verschämt ernsten
bahren, zuerst von jenem beklommenen seltsamen G
überrascht, welchem die Jugend meist keinen Name
geben vermag, da sie sich unter der Liebe meist *ein*
anderes Gefühl denkt. Obgleich Hieronymus schon
dreiundzwanzigsten Jahre stand, hatte er doch noch
Auge für die Schönheit der Töchter seiner Vaterstad
habt. Die stille Schwärmerei seiner tiefen Seele hat a
den großen und mächtigen Ideen gegolten, welche die
bewegten. Vielleicht hatte ihn auch seine schwächliche
kränklich aussehende Gestalt, das natürliche Erbe se
Vaters, davon abgehalten. Er wußte es, daß er ke
der jungen Männer war, die durch Frische oder Schön
der Gestalt sich Herzen zu gewinnen vermögen. Nur
der schönen Martha Bry, als sie im Hause seiner Mu
lebte, hatte er eine Neigung gefaßt, die indessen bei wei
mehr die Natur der Geschwisterliebe, als der Geschlech
liebe hatte. Auch war Martha drei Jahre älter als
und er schien sie später fast vergessen zu haben. In
Schreibstube seines Bruders hatte er emsig des Geschäf
gewartet, in den Mußestunden die Schriften Huttens u
Luthers und anderer hervorragender Geister der Zeit v
schlungen. Für andere Vergnügungen, und namentl
für das Frauenzimmer schien er keinen Sinn zu habe
Seine körperliche Unansehnlichkeit brachte es zumeist m
sich, daß er in Gesellschaft schüchtern und verlegen, u
Jungfrauen gegenüber meist stumm war, und so war

allerdings nicht geeignet, bei den gefallsüchtigen und lustigen vornehmen Bürgerstöchtern Augsburgs Glück zu machen; aber ihr gespreiztes stolzes Thun und Wesen gefiel ihm eben so wenig, und so waren sie einander ziemlich fern geblieben. Hieronymus' verschlossene und schwer zu öffnende Seele hatte sich mit glühender Phantasie das Traumbild einer Geliebten geschaffen, welches, ohne daß er es wußte, die meisten Züge von seiner Lieblingsschwester Sibylle, der lieblichen sanften Ehewirthin Marx von Bübenhovens, entlehnte. So sinnig, so rein, so edel, gut und tugendhaft sollte das Mädchen seiner Wahl sein. Aber er suchte sie nicht, er hatte auch kein heftiges Bedürfniß sie zu finden; ihr Bild stand eben vor seiner Seele, und das genügte ihm. Jetzt, als er im hohen Grade angeregt von der Reise durch das schöne Schwaben und die reizende Rheingegend, von dem Aufenthalte auf der Burg, die als eine Pfalz des Lichts und der Wahrheit in den Träumen seiner trunkenen Phantasie gelegen, von den Worten der Männer, die er anbetete und hier in einem großartigen Verein fand, an nichts weniger als Minnelust dachte, trat ihm plötzlich ein herrliches jugendliches Frauenbild entgegen, welches sein Traumbild an weiblicher Würde, Hoheit und Schönheit bei weitem übertraf, und er fühlte sich — eingedenk seiner verkümmerten Gestalt — von all dieser Herrlichkeit bestürzt, gedrückt, eingeschüchtert und doch auch wieder geistig erhoben und beschwingt. Er war sich selbst ein Räthsel. An seinem, seiner Schwester Sibylle nachgebildeten Traumbilde fehlte jener Heiligenschein der höchsten weiblichen Würde, jenes unverkennbare Etwas von Erhabenheit, was wie ein Strahl von Göttlichkeit ein edles und schönes Frauengebild umfließt und ein empfängliches Männerherz gleichsam zur Anbetung zwingt; aber gerade dieser ätherische Glanz leuchtete in köstlicher Fülle von Johanna's reiner, jungfräulicher Stirne. Deshalb konnte



er sich das scheue wunderbare Gefühl nicht deuten, das
in ihrer Nähe ergriff und ihn auch nicht wieder ve
wenn er sie nicht sah; es hatte viel Aehnliches mit
Gefühle, das ihn in der Kirche bei der Verkündigun
reinen Gotteswortes, beim Genuß des Leibes und B
Christi überkam; und als er nun in ihrem Beisein
mit ihr und allen Bewohnern und Gästen der Ebern
das gesegnete Brot und den Wein genoß und sich bei d
heiligen Pfändern des Glaubens zu der reinen und wa
Lehre Christi bekannte, da war es ihm stets, als sei er
Engelsflügeln getragen, von Engelshäuptern umschn
aus denen Johanna's Antlitz, als das eines Engelsfü
hervorstrahle. Noch niemals hatte sich der stille schwä
rische Jüngling in einer so hochbegeisterten Stimmung
funden; es war der feierlichste Tag seines Lebens, un
gemuthete ihn stets, als müsse er vor der heiligen Joha
niedersinken und sie anbeten. Aber auch nur ein einz
Wort an sie zu richten, vermochte er nicht, und nur
weilen wandte er bei Tafel, oder wo sie sonst zusam
waren, einen verstohlenen Blick auf sie. Traf es sich da
daß ihr unbefangenes ruhiges Auge dem seinigen beg
nete, so schlug er es schnell und hocherröthend zu Bod
als sei er auf einer Unziemlichkeit betreten worden.

Auf diese Weise verstrich dem stillen wunderlic
Schwärmer die Zeit des Aufenthaltes auf der gefeier
Burg. Vom Ritter Franz und den zahlreichen Freun
desselben, sowie vorzugsweise von den Frauen gütig beha
delt, selbst von Johanna nicht selten mit einem freun
lichen Worte beglückt, das er in seiner seligen Befange
heit aber selten zu erwiedern den Muth fand, lebte Hier
nymus in einem anhaltenden erhöhten Zustand; aber ni
mand ahnte, von welcher Seite demselben die stärkste Na
rung kam. Er wußte es selbst nicht recht. Die Verhan
lungen zwischen Sickingen, Hutten und Ulrich Fugger g

diehen unterdessen zu Ende; die Verträge waren abgeschlossen und die Abreise festgesetzt. Da erwachte in Hieronymus der Schmerz der Trennung, und dieser steigerte sich ungemein, als er in einem Zwiegespräch mit seinem Bruder erfuhr, daß Johanna in Kronenberg, der Burg und Stadt ihres Schwähers Hartmuth, die Bekanntschaft eines jungen Adeligen aus dem fränkischen Geschlecht der Rosenberge gemacht, daß der Vater desselben bereits bei Sickingen habe anfragen lassen, und die Werbung von Sickingens Schwager, dem Ritter Götz von Berlichingen, unterstützt worden sei, Sickingen und seine Anhänger sich aber schmeichelten, durch diese beabsichtigte nahe verwandtschaftliche Verbindung mit einem so berühmten, reichen, angesehenen und zahlreichen Geschlecht, wie das der Rosenberge, einen mächtigen Anhang mehr zu gewinnen.

Hieronymus wußte nun plötzlich, daß er Johanna liebe, aber er verschloß den Schmerz, sie an einen andern Glücklichen zu verlieren, fest und tief in seine Brust, und nur als er der Geliebten die Hand zum Abschied reichte, zitterte sie, und eine Thräne fiel auf die ihrige. Das unbefangene Mädchen ahnete am wenigsten, was in dem bleichen zarten Jüngling vorging, und er verschwieg es sorgfältig seiner Umgebung. Erst auf der Rückreise und daheim bemerkte Ulrich die Veränderung, welche mit dem Bruder vorgegangen war, aber ohne näher auf den besondern Fall einzugehen, nahm er Gelegenheit, zu erwähnen, daß Franz von Sickingen als einer der ersten und vornehmsten Ritter des Reichs seine Tochter nimmermehr einem Manne von niederem Adel zur Ehewirthin geben werde. Auch halte er dafür, daß selbst der junge Ritter Kunz von Rosenberg niemals ihre Hand erhalten werde, und Sickingen dieses Verhältniß nur benutze, um seinen Anhang zu verstärken. Habe er aber sein Ziel erreicht, so sei Johanna gewiß für kein geringeres Ehebett bestimmt, als das eines der ersten



Reichsfürsten. Damit wollte er den unglücklichen Hiert
mus trösten. Er konnte an nichts bemerken, ob diese
Absicht gelungen war. Die beiden Brüder entwicke
nämlich, kaum in Augsburg wieder angekommen, eine
gemeine Thätigkeit zu Gunsten des Plans, in welcher
auf der Ebernburg eingeweiht worden waren. Aber d
Thätigkeit war so geräuschlos als möglich und vern
alles Aufsehen.

4.

Ein neues Bündniß.

Eines Abends schlich Ulrich Fugger in der unschei
baren Kleidung eines gemeinen Mannes, den breiten H
tief in's Gesicht gedrückt, in die Fuggerei und verschwa
hinter der Thür des Häuschens, welches schon eine Reihe vo
Jahren die Wohnung der Frau Eleonore van der Voo
gewesen war. Eine ebenfalls gemeingekleidete hohe Fra
empfing ihn mit einer stummen Handbewegung hinter de
Thüre, drückte diese dann ins Schloß und schob den Rieg
vor. Dann führte sie den späten Besuch in ein kleine
hinten hinaus gelegenes Stübchen. Es war Eleonore
und obgleich sie jetzt im dreiundvierzigsten Jahre stand, s
verrieth die edle Körperform immer noch ihre ehemalig
Schönheit, und selbst in dem entstellten Antlitz konnte man
jetzt wieder mehr Spuren ehemaliger Reize entdecken, als
in den unglücklichen Tagen, wo sie der Rachedurst nach
Spanien getrieben hatte. Aber unverkennbar hatte ihre
ganze Erscheinung viel Männliches.

„Was wünscht Herr Ulrich Fugger von mir, daß er
mich so dringend um eine Unterredung hat ersuchen lassen?"
fragte sie kalt.

„In der That, es hat mir viel Mühe gekostet, Euch zu dem, wie es scheint, für Euch großen Opfer zu bewegen, daß Ihr mir eine Stunde schenkt. Ich weiß nicht, womit ich es bei Euch verdorben habe, daß Ihr Euch hartnäckig vor mir verläugnen laßt."

„Lassen wir das! Der Grund liegt nicht in Eurer Person. Ihr seht, ich hab' Euch noch gewillfahrtet. Sagt mir kurz, was ist Euer Begehr?"

„Frau Eleonore, ich kannte sonst Euere Grundsätze; Ihr kanntet die meinigen. Wir haben uns lange nicht gesehen, und ich weiß nicht, ob Ihr unterdessen Ursache hattet, die Euerigen zu ändern. Ich hange den meinigen noch fest an, und mein Besuch hat zuvörderst die Absicht, Euch zu fragen: wie es mit den Euerigen steht. Hat etwa Euer Aufenthalt am glänzenden Hofe des hochgefeierten Kurfürsten Euch mit den Pfaffen und Fürsten und mit den Pfaffenfürsten ausgesöhnt?"

„Hab' ich unterdessen am Hofe des Kurfürsten gelebt, so seid Ihr, derweil Kämmerer des Papstes geworden," versetzte die Wittwe kurz und nicht ohne Bosheit.

„So meint Ihr, könnten wir gegenseitig aufheben," lachte Ulrich. „Nun ich sagte Euch schon: obgleich Kämmerer des Papstes, sind meine Grundsätze doch die frühern geblieben, und vielleicht haben sie sich in meinem Amte erst recht befestigt. Wahrlich und ich versehe mich zu Euch, es ist Euch mit dem Hofleben in Mainz ebenso ergangen. Wären wir Beide nicht die Alten noch mit Leib und Seele, so würden wir hier in dieser Stube einander nicht gegenüber sitzen."

„Wenigstens wüßte ich nicht, was Ihr bei mir zu suchen hättet; denn daß ich nicht die Freundin des Kurfürsten bin, und daß meine hoffärtige Schwester ihre thörichte Rolle in Mainz ausgespielt hat, ist Euch längst bekannt. Also erspart mir das bittere Gefühl, mir Fragen



vorzulegen über diese Dinge; denn ich werde Euch
nicht Rede stehen. Und das war auch der Grund, w
halb ich nur ungern den Kämmerer des Papstes bei
sehen wollte."

„In dieser Beziehung könnt Ihr Euch beruhigen.
komme wahrlich nicht als päpstlicher Diener zu Euch.
wenn ich auf Euern Aufenthalt in Mainz und auf
bittern Erfahrungen, die Ihr zuletzt am Hofe des ‚gr
müthigen' Albrecht gemacht, hindeutete, so geschah es wa
lich in anderer Absicht, als Euch eine Schamröthe auf
Wangen zu jagen."

„Nun so sagt endlich: in welcher geschah es?"

„Um zu erfahren, ob Ihr bereit wäret, etwas Kühn
gegen die Fürsten und Pfaffen zu unternehmen, oder vi
mehr mich und andere Leute, — deren Namen Ihr a
erfahren sollt, bei einem tüchtigen Unternehmen gegen
Plackerei der Kleriker und gefürsteten Herren zu unt
stützen."

Eleonore sah den Versucher mit einem durchdringe
den Blick an und sagte dann: „Seid versichert, daß me
Grimm gegen diese übermüthigen Menschen sich in Mai
angefrischt, wenn auch nicht gesteigert hat; denn das w
nicht wohl möglich. Aber meine Wuth wurde von d
Schamröthe zur hellen Flamme angefacht, daß ich mi
noch einmal hatte verlocken lassen, mit einem Purpurtr
ger, und noch dazu mit einem geschornen, Friede zu schli
ßen. Laßt mich darüber hinweggehen; ich fühle, wen
ich daran denke, etwas von der Natur einer Hyäne ode
Tigerin in mir."

„So gefallt Ihr mir, Frau!" rief Ulrich. „Ich wil
Euch Gelegenheit geben, Euern Eifer gegen die verhaßten
Großhänse in Thätigkeit zu setzen und Euerer Natur den
Willen zu thun." Und er ergriff ihre Hand und sprach
mit einer gewissen Feierlichkeit: „Frau Eleonore, es han-



delt sich um nichts Geringeres, als den herzlosen Knaben, den uns die hohe Staatsweisheit der Kurfürsten im Bunde mit dem Gelde meines Oheims zum Kaiser gegeben, wieder vom Throne zu werfen und einen würdigen Mann hinaufzuheben. Es handelt sich darum, die Macht der Fürsten und des Klerus mit Einem Schlage zu brechen, das deutsche Volk vom schmählichen Druck zu befreien und die Freiheit und Einheit Deutschlands unter einem starken Volkskaiser herzustellen. Und dieser Kaiser wird Franz von Sickingen, sein Reichskanzler wird Ulrich von Hutten sein. Daraus entnehmt, wie es ferner um die Macht des Papstes und der hohen Pfaffheit bestellt sein wird.“

In Eleonorens Augen hatte sich während Fuggers Rede ein unheimlicher Glanz entzündet, der mit jedem seiner Worte zunahm; zuletzt leuchteten sie wie beutegierige Tigeraugen; ihre Gesichtszüge waren mit dunkler Glut übergossen, die Narben darin funkelten wie Flämmchen; ihre Hand ergriff krampfhaft Fuggers Hand und mehr stöhnend oder heulend als sprechend stieß sie die Worte heraus: „Dem Knaben Karl! Dem winzigen Kaiserlein! Seinem Knaben! Und den Pfaffenfürsten! Ja ich bin Dein, reicher Fugger, mit Leib und Seele Dein! Deine Magd, Dein Knecht, Alles was Du willst, wenn Du mir Stillung dieses glühenden Rachedurstes in Aussicht stellst. Befiehl mir, reicher Mann, befiehl mir, der Bettlerin! Was soll ich thun? Was soll ich vollbringen, Deinen herrlichen Plan zu unterstützen?“

„Wir bedürfen vor allen Dingen der Bauern. Sie müssen vorsichtig vorbereitet werden auf das, was geschehen soll. Gedrückt, gepreßt, geschunden sind sie zwar genug, und der Geist der Empörung — Dank ihren Peinigern! — auch in ihnen; in allen Gauen Oberschwabens, am Rhein, im Schwarzwald und weiter haben sie große Lust wieder einen Bundschuh aufzurichten. Ihrem Geiste fehlt



aber noch, das rechte Feuer, ihrer Bewegung die r
Richtung. Sie müssen erfahren, für was sie sich zu
heben haben. Das Ziel muß ihnen gezeigt werden,
welches sie hinzuarbeiten haben; sie müssen alle unter
ander verbündet werden. Und dies sei Euere Aufg
Frau; Euere wichtige Aufgabe. Ihr seid schon sonst
Mann verkleidet als mein Bote hinüber gegangen n
Krain und Kärnthen, Ihr habt schon ganz Schwaben
Bilderhändler durchwandert. Sucht also Euern Bild
kram und Euere Männerkleider wieder hervor und tr
die Wanderung wieder an. Wendet Euch zuerst in
Algäu und in den Schwarzwald. Wißt Ihr: als Ka
hans sollt Ihr gehen, als jener berühmte Karsthans Ulri
von Hutten; der Bauernfreund, den er dichterisch in sein
Büchlein geschaffen, soll in Euch zur Wirklichkeit werd
Und das Büchlein selbst sollt Ihr unter den Bauern v
kaufen oder verschenken, wie's kommt, und dazu sage
seht, dieser Karsthans bin ich selbst und will euch d
Evangelium der Freiheit noch mündlich verkünden. Da
belehrt sie, was sie zu thun haben, um den römischen Pap
und all das Pfaffengeschmeis los zu werden und die läste
liche Fürsten- und Adelsbrut dazu."

„Ich will's!" rief Eleonore jubelnd. „Als Karsthan
will ich das ganze Land durchziehen und den Bauer au
stacheln und aufhetzen gegen die verfluchten Dränger."

Sie reichten sich die Hände und schlossen den Bund.

„Und wo ist Euere Schwester Martha?" fragte Fug
ger. „Würde sie keine Rolle in unserm Spiele über
nehmen?"

„Ich weiß nicht, wo sie ist. Ich habe nichts wieder
von ihr gehört, seit sie mit dem Doktor Faust von dannen
gezogen ist."

Ulrich verließ die kühne Frau in später Nacht. Nach
einigen Tagen war sie wieder aus ihrem Häuschen ver-

schwunden. Aber auch Ulrich Fugger verweilte nicht lange in der Stadt. Nachdem er bei seinem Ohm Jakob bedeutende Summen aufgenommen, angeblich zu einem großen Geschäft mit Venedig, reiste er nach Schwaz zurück, um durch geheime Agenten die Bergleute, Hirten und Bauern des Innthales und des benachbarten Hochlandes zu bearbeiten."

Für einen nicht tiefer in die Verhältnisse des Hauses Fugger eingeweihten Beobachter mochte es allerdings auffallend sein, den feurigen Ulrich Fugger mit seiner leidenschaftlichen Liebe für Licht, Wahrheit, Recht, mit seinem oft übersprudelnden Eifer für die Sache des unterdrückten ausgesogenen Volks in leiblichem Frieden und in enger Geschäftsverbindung mit seinem Oheim Jakob und seinen Geschwisterkindvettern Raimund und Anton zu sehen, ja der Titel und die Würde eines päpstlichen Kämmerers, den er noch vom Papste Leo erhalten, mochte Manchen über die Aechtheit seiner Farbe bedenklich machen. Die Sache verhielt sich so.

Obgleich Ulrich mit seinem Bruder Hieronymus ein eigenes Geschäft betrieb, so war dies doch von derselben Natur und Art, wie das Geschäft ihres Ohms oder vielmehr ihrer beiden Geschwisterkindsvettern Raimund und Anton: Handel und Bergbau, und die täglichen Berührungen waren unvermeidlich. Jede Spannung zwischen den beiden sich so nah verwandten Häusern wirkte natürlich auf den Geschäftsbetrieb beider nachtheilig. Dazu kam, daß es der Gutmüthigkeit des alten Jakob bald unerträglich war, mit dem Sohne seines Bruders Ulrich in einem kalten und unfreundlichen Verhältniß zu stehen, zumal er mit allen Schwestern Ulrichs in der herzlichsten Eintracht lebte und Anna von Turzo und Sibylle von Bübenhoven als seine eigenen Töchter hielt und liebte. Der Alte that also heimliche Schritte, sich seinem Neffen



zu nähern, ihn allmälig zu gewinnen und von dem fals
Wege auf den rechten zu leiten. Ulrich wurde von se
Schwestern bestürmt, dem Ohm mit Liebe entgegen
kommen, das Geschehene zu vergessen und die Zukunf
bedenken. Und diese war allerdings für einen Kaufma
der der natürliche Miterbe eines Geldfürsten ist, von g
ßer Wichtigkeit. War es nicht wahrscheinlich, daß Jal
wenn Ulrich bei seinem Sinn beharrte, diesen und vielle
auch Hieronymus enterbte? Mußte nicht Ulrich vorzüg
auf das Wohl und den Vortheil seines jüngern Brud
bedacht sein und deshalb alle möglichen Rücksichten n
men? Von der andern Seite trat noch ein anderer M
ment hinzu. Durch Antons großartige Thätigkeit ha
sich das überseeische Geschäft ungemein vergrößert; d
ostindische Handel brachte ungeheuern Vortheil, erheisch
aber auch ungeheuere Kapitalien. Ebenso war es mit d
beabsichtigten Handelsunternehmungen in Westindien, wo
die Fugger sich bereits mit den Welsern vereinigt hatte
Der projektirte Bergbau auf Gold in Spanien und in d
neuen Welt war ebenfalls ein Lieblingsplan Antons u
seines Ohms, aber es mußte ihnen wünschenswerth sei
daß auch noch andere Geldkräfte dabei in Bewegung g
setzt würden; und doch durften sie fremde auch nicht ger
dabei betheiligt sehen. Die Vettern Ulrich und Hierony
mus waren dazu ohnstreitig die rechten Leute, und für die
waren die einträglichen Unternehmungen Antons das rech
Geschäft; denn Ulrich wie Hieronymus waren als leiden
schaftliche Gemüthsmenschen viel zu gewaltig von der gei
stigen Bewegung der Zeit ergriffen, als daß sie so geschickt
Geschäftsleute hätten sein sollen, wie der kalte bedächtig
Anton, der, ganz das Ebenbild seines Ohms, gleichsam der
jung gewordene Jakob, wiederum wie dieser der Geschäfts-
führer und Erwerber für die ganze Fuggersche Familie zu
werden sich anließ. Dies waren die Hauptgründe, wes-



halb die beiden Häuser sich näherten und wieder zu Einem zusammenzuschmelzen Miene machten. Um aber den „Tollkopf Ulrich," wie Jakob ihn nannte, zu heilen und zu verhüten, daß er auch den kleinen Hieronymus mit seinen „verrückten" Gedanken und Reden anstecke, hatte der alte Ohm bei seinem Freunde, dem Papste Leo, ein gutes Wort eingelegt, und auf diese Weise war Ulrich, der Pfaffenfeind, der Hasser des Papstes und Roms, zum päpstlichen Kämmerer ernannt worden, eine Charge von großer und einflußreicher Wichtigkeit. Ulrich nahm sie an und mußte sie annehmen, wollte er es nicht mit seinem Ohme und dessen Haus, ja mit seinen eigenen Schwestern und Schwägern für immer verderben. Sein Sinn empörte sich gegen die Annahme, aber die Tante Sibylle, die ihm stets gewogen war, und seine Schwestern, namentlich die Nonne Felicitas, redeten ihm so lange zu, bis er Ja und Amen dazu sagte. Nun erst war Jakob mit ihm ausgesöhnt und hoffte ihn vollends ganz zu bekehren. Wie wenig Grund zu dieser Hoffnung war, zeigte der Besuch der beiden Brüder auf der Ebernburg und dessen Folgen. Vor Jakob und Anton blieben diese Schritte natürlich jetzt noch ein tiefes Geheimniß. Die Zeit drängte schon Ereignisse herbei, welche die künstlich verstopfte Fuge in der Familie wieder von einander rissen.

5.

Franz von Sickingens Ausgang.

Auf der Ebernburg wurde der große und herrliche Plan, der schönste und kühnste, welcher in Bezug auf eine politische Umwälzung in Deutschland jemals gefaßt worden ist, mit all der Kraft und dem Nachdruck gefördert, welche

die Häupter desselben besaßen. Hutten, Oekolampad, Bucer und andere Freunde verließen die Burg, um se als Boten und Werber des edeln Sickingen hinauszu hen in die westlichen und südlichen Provinzen des deutsc Reichs und in die Schweiz; einige gingen sogar in nördliche Deutschland, um unter der Ritterschaft Anh und bewaffneten Zuzug für Sickingen zu gewinnen. Hauptbote war natürlich Hutten, und er ging von Sch zu Schloß, um den Adel und die Städte für den St der Fürsten- und Pfaffengewalt zu begeistern, was i freilich nicht immer gelang. Er war von Sickingen vollmächtigt, vorzüglich mit der Eidgenossenschaft zu u terhandeln und ihre starke Unterstützung zu vermitte Das gemeine Volk in Schwaben und am Rhein sollte e mit in die Bewegung gezogen werden, wenn die verein Ritterschaft losgeschlagen und sich mit den Städten ve einigt hätte. Boten flogen hin und her. Zusagen un Versprechungen wurden überall gegeben. Manche mei ten es gewiß ernstlich und treu damit, wie der Graf Fürste berg, ein wahrer Freund und Anhänger Sickingens; eben Straßburg; Andere dagegen sagten nur zu, um die Mal ner los zu werden, Andere gedachten bei sich, erst de Verlauf der Sache zuzusehen, um sich danach zu bestim men und den Rücken zu decken, bei den Wenigsten zündet Sickingens und Huttens Begeisterung für die große Sach der Freiheit vom zwiefachen Joch. Der glückliche Momen des Handelns zur Erhebung des Volks gegen seine scham losen Tyrannen ist in Deutschland stets durch kühle Ueber legung und feiges Abwartenwollen versäumt worden. Di Begeisterten handelten stets zu rasch, die Verständigen stets zu langsam, und so gingen die Kräfte der Partei ausein ander, und statt Freiheit wurde nur größere Tyrannei er reicht. Dasselbe traurige Schicksal traf auch Sickingens und Huttens großes Unternehmen. Sie selbst trieb der

gewaltige kühne Geist zur raschen That, während die, auf deren Versprechungen und Hülfe sie vertrauten, sich eines verderblichen Zauderns schuldig machten. Am meisten schadete in der Schweiz und in Oberschwaben der aus seinem Lande vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg der großen Sache; er und sein geheimer, aber zahlreicher Anhang arbeitete überall mit Erfolg Huttens Bemühungen entgegen; denn Sickingen hatte ja bei der Vertreibung des Herzogs eine sehr thätige und einflußreiche Wirksamkeit entfaltet, und Hutten war seit Jahren der erbittertste Feind des gewaltthätigen Fürsten; niemand hatte diesen in der öffentlichen Meinung mehr geschadet, als der federgewandte kühne Ritter.

Sickingens Seele glühete und dürstete nach Thaten. Er war der Meinung, wenn der erste Schlag gelungen sei, würden ihm von allen Seiten die Heerhaufen der Ritter und der Städte zuziehen, die Zweifelhaften würden sich für ihn erklären, die Bedächtigen Muth gewinnen. Dann wollte er das gehörig vorbereitete Landvolk zum Kampfe aufrufen. Manche seiner Freunde waren nicht derselben Ansicht. Es ergingen Abmahnungen, jetzt noch nicht feindlich aufzutreten, aus seiner nächsten Umgebung an ihn. Die Besonnenen hielten das Unternehmen noch nicht reif genug. Aber das Verhängniß riß ihn, trotz dieser Warnungen, hin. Das geworbene Kriegsvolk lagerte theils in der Ebernburg, theils im Nahethal; von Hutten kamen feurige Ermahnungen loszuschlagen: die Eidgenossen würden unverzüglich ein Hülfsheer senden; von Ulrich Fugger liefen aus Tyrol Gelder und gute Nachrichten ein; ebenso von anderen Seiten die erwünschtesten Zusagen von mächtigen Rittern, Städten und Korporationen. Sickingen glaubte nicht länger zögern zu dürfen. Mit einem wohlgerüsteten Heere von fünftausend Landsknechten und fünfzehnhundert Reisigen nebst dem gehörigen Geschütz, that er

den ersten feindlichen Schritt auf der Bahn, die e
Hutten vorgezeichnet hatten. Es war gleichsam das
spiel zu dem großen Drama des heldenmüthigen Ka
gegen die bestehende Macht, gegen die materielle un
stige Unterdrückung des deutschen Volks, zu welche
jetzt den Vorhang aufzog. Dieses Vorspiel war eine F
gegen den Kurfürsten von Trier, den zweideutigen
brutalen Richard von Greifenklau. Mit dem Sturz
ses ihm persönlich verhaßten Erzbischofs sollte seinen
hängern Muth gemacht und die Zaudernden herbeige
werden. Und dieser erste Schlag schien so leicht ausf
bar; in Sickingens Seele waltete gar kein Zweifel an
besten Erfolge dieses Unternehmens. Den Vorwand
dieser Fehde mußte eine wenig bedeutsame Treulosig
des Erzbischofs abgeben. Dieser hatte nämlich zwei se
Unterthanen, für die sich Franz von Sickingen verbü
von der Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zurückgehal
Im Absagebriefe war der Ritter aber so ehrlich, dem P
fenfürsten gleich den rechten Grund anzugeben und mit
wahren Farbe ohne alle Umschweife herauszugehen.
einem gedruckten und im erzbischöflichen Gebiete verb
teten Aufrufe sagte er: „Ich begehre euch zu erlösen v
dem schweren unchristlichen Joche und Gesetze der Pfaffh
und zu evangelischen lichten Gesetzen und christlicher Fr
heit zu bringen.“ Und Hutten rief Allen in einer Dru
schrift zu, daß Sickingen das Schwert ergriffen habe, „u
dem Evangelium die hart verschlossenen Thüren wieder
öffnen.“ Der Kurfürst von Trier hatte sich eines solch
Angriffs keineswegs versehen; denn Sickingen hatte über
aussprengen lassen, seine Rüstungen gelten dem Köni
Franz von Frankreich. St. Wendel, die triersche Stad
fiel durch Sturm in Sickingens Hände, der am 7. Sep
vor Trier stand. Es war ein schlauberechnetes Spiel, die
schnell improvisirte Fehde gegen Richard von Greifenklau

aber gerade an der Schlauheit der Berechnung ging es verloren. Um nämlich die eigentliche Absicht, den großen Kampf gegen die herrschende Macht nicht zu verrathen, betheiligten sich die zunächst angesessnen Ritter, welche Hutten geworben hatte, nicht an dieser Waffenprobe, diesem kleinen Versuchskrieg, nur begonnen, um das versammelte Kriegsvolk zu beschäftigen und ihm den Sold aus trierschen Mitteln zu zahlen. Der Zuzug der Verstärkung sollte jetzt blos aus den Niederlanden kommen, wo Sickingen durch ihm ergebene Ritter ein Heer werben ließ. Unterdessen wollte er die trierschen Städte einnehmen und sich im Futter des Erzbischofs stärken zu dem Hauptschlage, der zu Anfang des künftigen Jahres geschehen und an welchem sich dann alle Ritter und Städte, die ihm zugesagt, betheiligen sollten. Bis dahin hofften sie auch mit dem Landvolk in Schwaben, Franken und am Oberrhein so weit zu sein, um eine allgemeine bewaffnete Erhebung desselben zu bewerkstelligen. Das Glück des ersten leichten Unternehmens sollte dem spätern schweren Vorschub leisten; Ritter, Städte und Bauern sollten frischen Muth gewinnen, für Sickingen und die Freiheit ins Feld zu ziehen, wenn sie den tapfern Ritter als Sieger im fetten Erzbisthum Trier begrüßen könnten.

Aber die Fürsten durchschaueten Sickingens und Huttens Plan; es waren auch hie und da einige unvorsichtige und übermüthige Stimmen von Sickingens Freunden und Söldnern verlautet, die schnell verbreitet und richtig gedeutet wurden. Der Scharfsinn der Fürsten, nie lebendiger, als wenn es gilt, ihren Vortheil zu wahren, begriff bald, auf was diese unscheinbare Fehde des starken und gefürchteten Ritters hinzielte, und sie zweifelten nicht daran, daß die Niederlage des Kurfürsten von Trier das Vorspiel ihrer eignen sei. Sie schreckten aus ihrer schwelgerischen Behaglichkeit empor; an den Höfen ertönte das



Angstgeschrei: in viel hundert Jahren sei nichts ge-
fährliches wider die Reichsfürsten unternommen wo
als womit Sickingen umgehe, und: der Ritter und
poetischer Freund seien die allergefährlichsten Mensch
Reiche; zu allen unerhörten Dingen fähig, gehen sie
um, Alles über den Haufen zu werfen, so daß man
nicht mehr wissen solle, wer Kaiser, Fürst oder Herr s

Der Kurfürst von Trier schrie das Reichsregimen
Hülfe an; die Seele dieses Regiments waren aber
die Reichsfürsten, die damit die Macht des Kaisers
lähmten. So unthätig es nun auch war, so lang e
Abstellung von Uebelständen galt, die den Fürsten
Vortheil gereichten — und das ganze Reich war voll
cher Uebelstände — so rasch und nachdrücklich rief es
die benachbarten Landesherrn zum eiligen Kriegszug g
den gefährlichen Ritter auf. Und diese folgten dem
mit derselben ungewohnten Eile. Der von den Für
abhängige und im Zaum gehaltene Adel wurde aufge
ten; es war, als wüchsen Heere aus dem Boden.
schnell war in Deutschland seit Menschengedenken nicht
handelt worden. Sickingen aber erließ ein Manifest an
sen wider ihn in Waffen gerufenen Adel, worin er sag
„Wollte Gott, Ihr hättet Euch besser bedacht! Warum zie
Ihr wider Euch, Euere Kinder und Kindeskinder? War
zerreißet Ihr Euere Freiheit und wollt Knechte und Gef
gene der Beschornen sein? Denkt Ihr nicht, wenn Fr
mit seinem Anhange überwunden sein wird, wie sie na
her Euch einen Zaum und Gebiß in das Maul legen u
Euch führen werden, wohin sie wollen? Ihr wollt den
helfen, die den deutschen Adel mit Lügen verderbt und Eu
väterliches Gut an sich gezogen haben, als da sind die G
schornen Knaben, die Stifter und Klöster. Ihr und d
Eurigen leiden Mangel; sie leben in Saus und Brau
und verthun das Euerige mit Huren, Hoffart, Völlere

Büberei. Und nun wollt Ihr Euer Leben auch noch für sie einsetzen? Ja, sie wollen unsere Seelen auch verderben, da sie uns das Evangelium Christi und das Wort Gottes nicht predigen lassen und auch selbst nicht predigen, und erdrücken unsere Seelen mit ihren eigenen Träumen, Erfindungen, Gesetzen, Lehren und gleißenden Worten." Aber diese Worte waren bei seinen Standesgenossen verloren; sie wollten lieber ihren eigenen Verderbern, die ihnen jetzt schmeichelten, dienstbar sein, als sich mit Franz zu ihrer Freiheit verbinden. Gemeine Sklavenseelen schrecken vor der Freiheit, wie vor einem Gespenst zurück, und der deutsche Adel, wie die deutschen Bürger bestanden, entnervt durch die Einflüsse der üppigen und lügnerischen Pfaffheit, zumeist aus gemeinen Sklavenseelen. Hutten und Sickingen waren ihnen schon um deshalb verhaßt, weil sie das Joch abwerfen wollten. Es war eine bittere Täuschung dieser beiden großen Männer, auf den Beistand der Pfaffen- und Fürstenknechte zu rechnen.

Die Fürsten sandten an Sickingen abmahnende Boten; er empfing sie mit Trotz und Spott. Sein Herr, der Kaiser, antwortete er ihren Vorstellungen, werde nicht zürnen, wenn er den Pfaffen ein wenig strafe und ihm die Kronen (Thaler) eintränke, die er vom König von Frankreich gewonnen habe. Andern erwiderte er: er wolle sich eines Thuns unterstehen, dessen sich kein römischer Kaiser unterstanden habe. Er selbst werde eine neue Ordnung im Reiche einführen; von einer Entscheidung des Kammergerichts zwischen ihm und dem Erzbischof wollte er nichts wissen. Er habe ein Gericht um sich, besetzt mit Reisigen, wo man mit Büchsen und Karthaunen entscheide. Als der Reichsherold in Sickingens Lager eintritt, sagte er lachend: „Nun ich soll des Regiments alte Geigen noch einmal klingen hören."

Im Kloster St. Maximin bei Trier hatte der Kurfürst reiche Vorräthe aufgehäuft, welche Sickingen für sein Heer



bestimmt hatte. Aber ehe der Pfaffenfürst sich in d
festigte Stadt zurückzog, zündete er das Kloster mit ei
Hand an, und der Ritter fand nur noch die rauch
Trümmer. Dieser Umstand machte einen unangene
Eindruck auf die Söldlinge, welcher dadurch sehr verr
wurde, daß Trier nicht mit einem Handstreiche genom
werden konnte. Denn die Bürger der Stadt, mit we
Sickingen im Einverständniß war, wagten, von den B
gen, die der Kurfürst noch schnell und zur rechten Zeit
eingeworfen hatte, scharf beobachtet, nichts zu unterneh
die Mauern und Thürme wurden von den Vasallen
Erzbischofs, trotz aller vernünftigen Ermahnungen Si
gens, gut bewacht, und die Beschießung der Stadt zog
lange hin und führte zu keinem Resultat. Eine verdr
liche Stimmung bemächtigte sich des Belagerungsheer
aber noch schlimmer wurde die Lage des Ritters, als
den aus dem Norden erwarteten Zuzügen auch nicht ei
zu seiner Verstärkung anlangte. Der Herzog von Jü
und Cleve, in dessen Lande der Ritter Renneberg
Sickingen einen Heerhaufen geworben, drohete jedem, w
cher dem gefährlichen Meuterer zuzöge, mit Verlust
Lehen und Leben und vereitelte dadurch den Zug. D
selbe Machination gelang durch das gleiche Mittel dem Ku
fürsten von Köln, in dessen Gebiet der Bastard von So
breff eine Reiterschaar zusammengebracht hatte. Nic
Minkwitz hatte im Braunschweigischen fünfzehnhund
Knechte gewonnen und zog mit ihnen dem Kriegsschaup
zu; aber der Landgraf Philipp von Hessen überfiel
Zug, nahm den Führer gefangen und überredete die Lan
knechte, statt in Sickingens, in seine eigenen Dienste
treten. Andere Zuzüge aus dem Limburgischen, Lüneb
gischen und Westphälischen erlitten durch fürstliche Int
guen und Vasallenhaufen ähnliche Schicksale. Sie wurd
gefangen, zerstreut und am Weiterziehen verhindert. Wa

zogen mächtige Kriegsschaaren gen Trier, aber es waren die in Eile aufgebotenen Mannschaften und reisigen Zeuge des Landgrafen Philipp von Hessen und des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, welche dem bedrängten Kurfürsten von Trier zu Hülfe eilten. Beide Fürsten waren dem ränkevollen Erzbischof nichts weniger als freundlich gesinnt, ja der der lutherischen Lehre mit demselben Eifer wie Sickingen ergebene Landgraf war sogar ein offener Widersacher desselben, und der Pfälzer Kurfürst war sogar Sickingens alter Gönner, Freund und Dienstherr; aber jetzt galt es, die fürstlichen Interessen einer drohenden Gefahr gegenüber zu retten; da hielten die Feinde zusammen gegen den Freund. Alles fürstliche Blut hatte begriffen, daß Sickingens Erhebung keine Fehde gegen eine Person, sondern ein Krieg gegen die Fürstenmacht überhaupt war, sie mochte nun weltlich oder geistlich sein, und so hätte wenigstens Sickingen nicht schmerzlich erstaunen sollen, den pfaffenfeindlichen Landgrafen und den ihm persönlich befreundeten Kurfürsten Ludwig, durch den er sogar zuerst emporgekommen war, dem treulosen, hinterlistigen und verächtlichen Erzbischof zu Hülfe eilen zu sehen. Und doch war es ein harter Schlag für den kühnen Ritter, um so härter, je unerwarteter er war.

Unmöglich konnte er der vereinigten Macht der Fürsten unter den Mauern Triers Stand halten; es wäre sein sicherer Untergang gewesen. Nachdem er eine Woche vergebens vor der Stadt gelegen, zog er sich vor dem heranrückenden Feinde zurück. In dieser Woche liegt die Entscheidung des Schicksals Deutschlands, ja ganz Europa's, für länger als drei Jahrhunderte. Man hat oft behauptet und schon zu jener Zeit, wenn Sickingens Plan gelungen wäre — und er wäre jedenfalls gelungen, wenn der Kurfürst von Trier wäre besiegt worden — so wäre statt des Fürstenregiments ein freches, wildes, herzloses

Adelsregiment in Deutschland aufgekommen. Dies i
zu bezweifeln. Sickingen hätte sich, um ein starker
zu werden, auf die bereits aufgerufene Volkskraft
müssen, und dadurch wäre ein Adelsregiment unm
geworden. Jedenfalls wäre der verderbliche Einfluß
auf Deutschland für immer gebrochen gewesen, und di
Luther ausgehende reine evangelische Lehre hätte, so
die deutsche Zunge klingt, nirgend mehr Widerstan
funden. Sickingen hatte zu früh losgeschlagen. Ein
des Jahr später würde sein und Huttens großer und k
Plan glücklich ausgeführt worden sein. Höchst wahrsc
lich würde sich Luther für den siegreichen Sickingen e
haben; für den sich erst rüstenden sich schon zu erklären, v
ihm die Klugheit. Er hatte auf Huttens und Sickin
Einladung ebenfalls geantwortet: die reine Lehre des E
geliums müsse durch die in ihr liegende Kraft des göttl
Wortes selbst siegen; mit dem Schwerte sei ihr nich
dient. — Hätte aber das für die religiöse Freiheit
so gut wie für die politische gezogene Schwert Sicking
der römischen Pfaffenherrschaft in Deutschland mit ei
Male den Garaus gemacht, so würde sich Luther wohl e
Andern besonnen und sich erinnert haben, daß das siegre
Schwert Karl des Großen für die Ausbreitung des Chris
thums in Deutschland tausendmal mehr gethan hat,
alle Lehre und Kraft des in ihm wohnenden göttlic
Worts.

Sickingen versuchte auf seinem Rückzug noch vergebe
Kaiserslautern zu überrumpeln, entließ dann, da ihn
vereinigten Fürsten nicht verfolgten, einen großen Th
seines Kriegsvolks und warf sich in seine neu und gut
festigte Burg Landstuhl. Aber am 8. Oktober wurde vo
Reichsregiment die Reichsacht über ihn erklärt. Die Fü
sten hatten guten Grund, ihn nicht zu verfolgen; sie fürc
teten den Löwen in Verzweiflung; erst wollten sie sei



Anhänger strafen und vernichten. Zuerst wandten sie sich gegen den wackern Eidam Sickingens, den für Luthers Lehre so fromm begeisterten Hartmuth von Kronenberg. Ein Heer von dreißigtausend Mann Fußvolk trat vor die Veste, aus welcher der Ritter, solcher Uebermacht weichend, geflohen war. Kronenberg ergab sich und wurde vom Landgrafen als hessische Landstadt in Besitz genommen. Dann ging der Zug gegen Saalmünster, die Burg Frowens von Hutten, des Oberhofmeisters des Kurfürsten von Mainz und Oheims Ulrichs von Hutten, „weil er sich des Aufruhrs theilhaftig gemacht und erklärte Aechter bei sich aufgenommen." Die Burg wurde zerstört, die andern Burgen Frowens besetzt. Der Kurfürst Albrecht von Mainz, nicht ohne guten Grund in starkem Verdacht, mit Sickingen im Einverständniß gewesen zu sein, wurde von den verbündeten Fürsten um fünfundzwanzigtausend Gulden geschätzt, „weil er einen Trupp sickingischer Pferde habe unverwehrt über den Rhein gehen lassen; das sei der Ursachen eine, die andern stecken in der Feder." In der That hatte der feine und schlaue Albrecht von Brandenburg im Geheimen mit Huttens altem Lieblingsplan wieder geliebäugelt: er möchte wohl deutscher Papst werden, wenn Sickingen deutscher Kaiser würde. Er hätte gerne geerntet, was Luther und Hutten gesät, aber er hatte zu seinem Glück noch nicht gewagt, mit der Schnittersichel hervorzutreten, und wirklich war die Saat noch nicht reif gewesen. Jetzt wurde sie zwar scheinbar verwüstet, aber die ausgefallenen Körner wucherten im Boden fort, um in späteren Jahrhunderten eine desto reichere Ernte zu geben, die nicht einem schlauen üppigen Pfaffen, sondern dem ganzen deutschen Volke, der ganzen Welt zu gute kommen wird.

Gleiches Schicksal wie Frowen von Hutten, hatten noch zwei von Sickingens thätigen Verbündeten, Philipp Weiß zu Haußen in der fuldischen Mark, und Rudecker im

festen Hause Ruckingen; Andere suchten sich durch
trag zu retten. Entferntere Verbündete des geächteter
ters wurden mit einem ähnlichen Ungewitter bedroh
der Graf Wilhelm von Fürstenberg und der kecke Eit
von Zollern, ja die ganze fränkische Ritterschaft war
die erbitterten Fürsten gefährdet, und es half ihr ni
daß sie Sickingen nicht geradezu mit bewaffnetem Zu
unterstützt hatte; die Fürsten wußten, daß sie sein
haben bestärkt, sich zu ihm gehalten, sich als seine Fre
bekannt und im Falle eines Siegs über den Kurfürsten
Trier mit starker Macht zu ihm gestoßen sein würden.

Der schwäbische Bund ersah seinen Vortheil und
um die Bewegung des Adels gänzlich zu unterdrücken,
Seite der Fürsten, namentlich einigte er sich mit dem K
fürsten von der Pfalz. Aber er überhob sich sogleich
forderte die fränkischen Ritter vor sein Bundesgericht,
sie wegen einiger Landesfriedensbrüche zu vernehmen.
griff also verletzend in die Rechte des Reichsregiments,
dieses, erst von Sickingen und seinen Freunden verspot
trat jetzt plötzlich, um der Anmaßung des schwäbischen B
des und einiger siegreichen Fürsten nachdrücklich zu beg
nen, als Schützer des mit Sickingen verbunden gewesen
Adels auf. Erst hatte das Regiment den Ritter o
Ladung in Acht erklärt, einige Monate später schlug es
Fürsten die erbetene Reichshülfe gegen Sickingen ab,
urtheilte sie auf Frowen von Huttens Klage, ihm se
Häuser zurückzugeben, und drang in sie, Kurmainz die
waltsam auferlegte Schatzung zu erlassen. Die fränkis
Ritter waren in Mainz zusammengekommen und hatten
den Beschluß gefaßt, sich dem schwäbischen Bund zu wi
setzen; einige Mitglieder des schwäbischen Bundes tru
beim Reichsregiment auf ein Verbot der ritterschaftlic
Zusammenkünfte und Verbindungen an; statt dessen sa
das Regiment den verbündeten Rittern seinen Schutz zu.



Durch diese merkwürdige Wendung stiegen Sickingens Aussichten wieder. Auf dem Schweinfurter Tage, den er vorzüglich veranlaßt hatte, erhielt er viele Zusagen; Ulrich von Hutten zog unermüdet in Oberschwaben und in der Schweiz umher und warb mit Wort und Schrift; Balthasar Stör, ein Emmissär der Ebernburg, warb am Oberrhein; Franz Voß, der treueste Anhänger Sickingens, in Niederdeutschland. Ja aus Böhmen langten Versprechungen redlicher Ritterhülfe auf dem Landstuhl an. Sickingens Freunde hofften sogar auf eine allgemeine Erhebung aller Lutherischen zu Gunsten des Ritters. Dieser selbst befestigte seine Burg immer mehr und hoffte sich zwei bis drei Monate, wo die Hülfe von allen Seiten eintreffen konnte, zu halten. Selbst der alte Kurfürst von Sachsen, die Hauptstütze des Reichsregiments, sah es jetzt gern, daß Sickingen sich so männlich trotzig behauptete; es galt ja die Befestigung des Reichsregiments gegen die Willkür einiger Fürsten und des schwäbischen Bundes. — Aber diese Fürsten zauderten nun auch nicht länger, ihre verbundene Macht vor den Landstuhl zu führen. Am 30. April 1523 eröffneten sie das Feuer aus ihren Karthaunen, Rothschlangen und Scharfmetzen gegen die Burg. Es zeigte sich bald, daß Sickingen, der sich noch einmal nach alter Ritterweise in seiner Burg vertheidigen wollte, sich verrechnet hatte. Die Kriegskunst der Neuzeit hatte das Ritterthum bereits überwunden und duldete keine Verschanzungen in einer Burg mehr. Sickingens Versuch, das bereits in den letzten Zügen liegende Ritterthum mit der jungen Volkskraft und dem erwachten pfaffenfeindlichen religiösen Bedürfniß frisch zu beleben, war ein unglücklicher und deshalb vergeblicher. Ritterthum und Volk konnten nie ein Ganzes werden, weil sie eben von Grund aus feindlich gegen einander waren. Die Mauern und Thürme widerstanden den Kugeln nicht, um so weniger,

da sie noch neu waren. Sickingen ging voll schwerer kümmerniß nach einer Schießscharte, um, an das Stu geräth gelehnt, den Verlauf des Sturms zu überbli Aber gerade auf diese Lucke war eben eine Karthaune richtet, und kaum war der Ritter vorgetreten, als Schuß fiel, die gut treffende Kugel das Gerüst auseina warf und ihn selbst mit solcher Gewalt gegen einen spit Balken schleuderte, daß er tödtlich verwundet niederfiel.

Seine Getreuen trugen den besinnungslosen M ins Burggewölbe, welches von allen Gemächern allein Gewalt der Kugeln widerstand. Als er wieder zu sich kommen war, brach er in verzweiflungsvolle Klagen a „Wo sind nun meine Herren und Freunde, die mir so zugesagt haben? Wo ist Fürstenberg? Wo bleiben Schweizer, die Straßburger?"

Der unglückliche, tödtlich verwundete Mann erfuhr nicht mehr, daß dem ihm treu ergebenen Grafen Fürste berg die schwere Noth des Freundes unbekannt gebliebe war. Der Bote, welchen Sickingen an ihn geschickt, w von den Fürstlichen aufgefangen worden, und der Graf e hielt die Nachricht vom Mißgeschick des Ritters zuglei mit der seines Todes. Er erfuhr auch nicht, wie der rac süchtige Ulrich von Würtemberg alle Bemühungen Ulrich von Hutten in der Schweiz hintertrieben hatte.

Sickingen kapitulirte und trug dem Gebrauch nac auf freien Abzug an. Die Fürsten schlugen diesen ab. „Ic werde nicht lange ihr Gefangener sein," sagte er bitter, al er mit schwerer Hand die Kapitulation unterschrieb.

Als die Fürsten in das Gewölbe traten, umflorte di Nacht des Todes schon seine Augen so, daß er sie kaum zu unterscheiden vermochte. Der Pfälzerkurfürst, der ihm stets gewogen gewesen, trat zuerst erschüttert an das Sterbe-lager und richtete einige freundliche Worte an den Ster-



benden. „Gnädiger Herr,“ entgegnete dieser, „ich hätte nicht geglaubt, daß ich so enden würde.“

Der Kurfürst von Trier sprach ihn dagegen mit dem Vorwurf an: „Was hast Du mich geziehen, Franz, daß Du mich und meine armen Leute im Stift überfallen hast?“

„Und mich,“ fügte der Landgraf hinzu, „daß Du mein Land in meinen unmündigen Jahren überzogen?“

„Ich habe jetzt einem größeren Herrn Rede zu stehen,“ versetzte Sickingen edel, groß und einfach. — Auf die Frage seines Kaplans Nikolaus: ob er zu beichten begehre, antwortete er ruhig: „Ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet.“

Da rief ihm der Kaplan die Worte des letzten Trostes zu und erhob die Hostie; die Fürsten entblößten das Haupt und knieten, die Hände faltend, am Bette nieder. Im Hintergrunde knieten schluchzend getreue Kriegsmänner. In diesem Augenblick hauchte Sickingen die stolze Seele aus. Er war der letzte deutsche Ritter in der edelsten Bedeutung, und während die letzten Strahlen des späten Abendroths des Ritterthums um sein tapferes Haupt eine unvergängliche Glorie woben, küßten die ersten Strahlen des jungen Morgenroths einer neuen, einer ganz andern Zeit seinen sinkenden Scheitel. Daß er beide Zeiten, die untergehende und die aufsteigende miteinander vereinigen, das Ritterthum zu neuer Blüthe und die reine Lehre des Evangeliums von der Freiheit zur allgemeinen Geltung unter einem starken Kaiserthum vereinigen wollte, war sein Fehler, an dem er zu Grunde ging. Hätte er das Ritterthum aufgeben und sich entschließen können, ein volksthümlicher Kaiser in der eigentlichen und wahren Bedeutung des Worts zu werden, er würde ein hohes Ziel erreicht und Deutschland zu einem hohen Ziel geführt haben.

In der Fülle seiner Kraft war er gefallen, zweiundvierzig Jahre alt, eine hohe herrliche Gestalt, einer der



edelsten deutschen Männer. Seine Familie war auf
Ebernburg; deshalb entbehrte er sterbend die Pflege s
Lieben.

Seine Feinde frohlockten bei der Nachricht von sei
Ende: „Nun ist der Afterkaiser todt!" — Niemand h
mehr Ursache, sich über seinen Fall zu freuen, als Ka
Karl. Das Schicksal hatte ihn ohne sein Zuthun abern
von einem Sturme befreit, der ihm höchst wahrschein
die Kaiserkrone vom Haupte geweht haben würde.

Alle Burgen Sickingens und seiner Freunde fielen
die Hände der siegreichen Fürsten; es waren zusamm
siebenundzwanzig. Die auf dem rechten Rheinufer eign
sich der Landgraf zu, in die auf dem linken theilten sich
Pfalzgraf und der Erzbischof.

Am längsten hielt sich die Ebernburg, von Sicking
würdiger Gattin tapfer vertheidigt. Hier hatte der Rit
seine Schätze aufgehäuft, herrliche Kleinodien zu weltlich
und geistlichem Gebrauch. Die Beute war über Erwart
kostbar. Als Johanna am Arm ihrer Mutter aus d
reizenden Burg auswanderte, sagte sie stolz: „Was lie
an diesen Dingen! Unser Stern ist untergegangen; w
könnten uns noch Gold und Edelsteine erfreuen? W
haben nicht nur eine Kaiserkrone verspielt, sondern au
das edle theure Haupt, das so würdig war, sie zu tragen
kann uns auf Erden noch Tand und Prunk erfreuen? Mei
Pfad wird ein dunkler und will's Gott, ein kurzer übe
diese armselige Erde sein."

„O, es sollte anders mit Dir kommen," seufzte di
Mutter schmerzlich. „Laß uns gehen!"

Und sie wandten der verlorenen irdischen Herrlichkeit
den Rücken. Da gingen sie an dem eroberten Geschütz
vorbei, das Auge der Freifrau fiel auf die prächtigste der
Kanonen, die Nachtigall genannt. Sie war vor zwölf
Jahren vom Meister Stephan in Frankfurt gegossen, 14 1/2



Schuh lang, gegen 70 Centner schwer, mit dem Bilde des Ritters, seiner Gemahlin, ihrer beiderseitigen Ahnen und des heiligen Franz, ihres Schutzpatrons geschmückt, ein Prachtstück in jeder Beziehung.

„Wie leuchtend lag die Zukunft vor meinen Blicken, als unsere Bilder diesem Erz eingeprägt wurden! Die Bilder schimmern, als seien sie gestern gegossen, und sie werden lange bleiben, das Glück aber, das sie schuf, ist für ewig dahin! Wie armselig ist doch alles Irdische! Diese kleinliche Menschenwelt war des großen Mannes nicht werth, der sie von schmachvollen Banden erlösen wollte. Diese Kanone sollte sie sprengen helfen.“

„Laßt ihr doch die Fesseln; sie will und muß gefesselt sein. Kommt, kommt! Laßt uns ins Elend wandern.“

6.

Hutten im Elend.

Die Kunde von Sickingens unglücklichem Ende durchflog auf Sturmesflügeln die Länder und traf manches für Freiheit glühende Herz schwer. Alle edeln strebenden Männer der Zeit litten im Stillen, indem sie den Stern untergehen sahen, von dessen hellem heiterm Lichte sie so viel, wenn nicht Alles gehofft. Am schwersten empfand der treueste innigste Freund des Gefallenen, Ulrich von Hutten, den Schlag, am schmerzlichsten litt er unter diesem unersetzlichen Verlust. Er lebte gerade in Mühlhausen in der Schweiz, als ihm die Todesbotschaft des Freundes zukam. Sie schmetterte ihn nieder. Durch die Anstrengungen des letzten Halbjahrs, für Sickingen in der Schweiz ein Hülfsheer zu gewinnen, die bei seiner ohnedies die Kräfte aufreibenden Krankheit doppelt mühseligen und anhaltenden

Reisen und die stets fruchtlosen Verhandlungen zu dies Zwecke, die schmerzlichen Täuschungen, stets durch das Ei gegenwirken seiner offenen und heimlichen Feinde sei Bestrebungen vereitelt zu sehen, hatten sein Uebel sehr v schlimmert; die schreckliche Kunde von Sickingens En legte den entkräfteten Mann auf das Krankenlager. H besuchte ihn nach einigen Tagen ein junger Gelehrter, d Sohn einer angesehenen Patrizierfamilie, Namens Ufte in welchem Hutten einen Verehrer und gleichgesinnt Freund gefunden hatte. Durch ihn hatte Hutten die b trübende Botschaft erhalten. Der Ritter brütete dumpf v sich hin, eine unheimliche Fieberglut lag auf seinen abg magerten Wangen.

„Kommt mit mir hinaus in Gottes freie Natur, Ri ter," sprach der junge Mann herzlich und theilnehmen „Das einsame Brüten taugt Euch nichts. Mein Vate ja unser ganzes Haus, hat schon seit ein paar Tagen Euer Besuch erwartet. Er hat nothwendig mit Euch zu reden Es ist mir gelungen, endlich all seine Bedenklichkeiten z besiegen, und er hat auf meinen Betrieb den Bürger meister und die Mehrzahl der Rathsherrn gewonnen. Ih sollt nun Vorschläge machen für die neue Kircheneinrich tung."

„Was hilft Alles!" versetzte Hutten bitter. „De Unsinn siegt doch überall. Die Wahrheit, das Recht, di Tugend und das Licht der Geister sind nur zum Hohn und Spott des Teufels und seiner Anhänger auf der Welt. Der Satan ist der mächtige Herr der Erde, und er gängelt sie unter der fratzenhaften Larve Gottes. Wollt Ihr glücklich sein, junger Freund, so verlaßt die Fahne der Wahrheit und schwört zu der des Scheins. Predigt Freiheit, indem Ihr die Geister knechtet; schwatzt von Recht und Ordnung, indem Ihr das Unrecht fördert und von der Tyrannei Nutzen zieht. Die Menschen wollen belogen und

betrogen sein; sie jubeln wohl ein paar Augenblicke dem Kühnen zu, der sie aus den schmählichsten Banden befreien will, aber sie verlassen ihn in der Stunde der That, so daß er dem Heere seiner eigensüchtigen Gegner unterliegen muß, und lassen sich dann willig nur noch fester in neue Ketten schmieden, ja sie küssen dem Kettenschmiede unterthänig die Hand, wenn er seine Blöße mit einem Purpur behängt hat, und hat er sich dazu noch eine Platte scheeren lassen, so verehren sie jede Frechheit, jede Lüge, jede Schandthat als heilig und loben sie als ein unmittelbares Werk Gottes, eingegeben vom heiligen Geiste."

„Euer Unmuth ist gerecht, edler Ritter," sagte Usteri mit einer Thräne im Auge. „Aber Euere Freunde sind nicht gewohnt, Euch der Verzweiflung erliegen zu sehen. Sickingens Schicksal darf Euch nicht niederwerfen. Die gute Sache braucht Euere Kraft."

„Ich habe keine Kraft mehr!" seufzte Ulrich. „Es ist mir nicht anders, als schliche der Tod in meinen Adern. Meine Freunde — o laßt mich von ihnen schweigen! Wo sind sie? Nur der Glückliche hat Freunde. Der Unglückliche muß Gott danken, wenn er mitleidige Seelen findet. Habt Ihr es nicht an dem großen Erasmus gesehen, wie meine besten Freunde mich behandeln? Sickingen war mein wahrer Freund. Das schwarze Verhängniß, dem Macht gegeben ist über alle guten und großen Menschen, hat ihn dahin gerafft; die freche Rotte der Lüge triumphirt hohnlachend auf seinem Grabe. Es wird auch mich hinabreißen, und die geile Pfaffenbrut wird mit den fürstlichen Buben einen rasenden Chorus auf dem Rasen tanzen, unter welchem mein für Freiheit und Recht gewaltig flammendes Herz in Staub zerfällt."

„O nehmt den Maßstab, womit Ihr Euere Freunde meßt, nicht von dem eiteln, feigen, achselträgerischen Erasmus!" rief der junge Mann wehmüthig begeistert. „Wel-

cher edle Kämpfer für die höchsten Güter des Geistes Fer diesen Erasmus und verachtet ihn nicht!' Weiß ich ni von Euch selbst, wie Oekolampadius, Zwingli, Buc Pellikan, ihn als einen Verräther der guten Sache u für unwürdig halten, sich mit ihm einzulassen? Und h nicht die gerechte Züchtigung, die Ihr ihm in Euerer E postulation habt angedeihen lassen, die Billigung, den B fall, ja theilweise das Zujauchzen aller Bessern Euch z wege gebracht! Vielleicht erheitert es Euch, wenn ich Eu sage, daß mir ein Brief von Brunfels in Straßburg vo gestern die Nachricht gebracht hat, daß die Expostulatic bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Es ist ein allg meines Begehren nach Euerer meisterhaften Schrift; f wird von allen Gelehrten und Wahrheitsfreunden i Deutschland verschlungen."

Huttens Auge blitzte freudig auf. „Ja damit lab und erfrischt Ihr mir die vom Schmerz ausgetrocknet Seele," sagte er und reichte dem jüngern Freunde dankba die Hand.

„Ihr habt tausende von wahren Freunden in allen Ständen und in allen Landen, so weit die deutsche Erde reicht, und der Name Ulrich von Hutten ist zum Wahrzeichen der für Licht und Freiheit begeisterten deutschen Jugend geworden. Zwei edle Namen erschallen durch Deutschlands Gauen, überall begrüßt und belobt von allen für Gottes Sache schlagenden Herzen, die Namen Luther und Hutten, und sie werden durch alle Zeiten der deutschen Geschichte schallen und strahlen bis zu den fernsten Nachkommen hinab. Nach Jahrtausenden wird man Euch verehren als den kühnen Streiter für Wahrheit und Freiheit, und die Namen Euerer Feinde werden nur als die dunkeln Schatten, die der Glanz Eueres Namens wirft, auf die Nachwelt kommen."

„Ich danke Euch für Euere schönen trostreichen Worte!"

sagte Hutten froh bewegt. „O wenn Luther den Muth gehabt hätte, zu uns zu stehen und mit uns zu gehen, es wäre Alles anders und besser gekommen! Aber der Mönch hängt ihm an, er kann ihn nicht los werden. Die Fürsten haben gesiegt; er wird sich nun ihrer Macht fügen müssen. Ich fürchte, es steht schlimm mit der Sache der Wahrheit."

„Sie wird nicht untergehen. Verzagt nicht. Rafft Euch auf, um von neuem für sie zu kämpfen. Euere Freunde und Anhänger sehen erwartungsvoll auf Euch. Brunfels schreibt mir, ganz Straßburg schwärme für Euch, seit die Expostulation gedruckt sei."

„Wenn mich diese unselige Krankheit nicht verzehrte! Ach, die Leiden dieser bösen Tage haben mir arg zugesetzt! Ich bin ein Vertriebener, ein Vaterlandsloser, von Land zu Land Gejagter!" —

„Habt Ihr nicht selbst in Euerer ‚Beklagung der Freistätte deutscher Nation' gesungen:

‚Ich weiß, ich werd' noch Lands verjagt,
Um daß ich solchs nicht schweigen kann,
Und nehm' der Sach' allein mich an?'

Soll ich Euch Euere eigenen kühnen herrlichen Worte zur Ermunterung zurufen:

‚Drum, fromme Deutsche haltet Rath,
Da es so weit gegangen hat,
Daß's nicht mehr gehe hinter sich.
Mit Treue hab's gefördert ich,
Und will deß anders keinen Genuß.
Denn wo mir geschäh deshalb Verdruß,
Daß man mit Hülf mich nicht verlaß,
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bieten ab kein Mann.
Auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr



Man mich damit zu schrecken meint.
Wiewohl meine fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hab' gefangen an;
Gott woll' sie trösten! es muß gahn.
Und sollt es brechen auch vorm End.
Will's Gott, so mag's nicht werden gewendt.
Drum will ich brauchen Füß und Händ.
Ich hab's gewagt!'

„Ich hab's gewagt!" rief der Ritter, von seinem alt Geiste ergriffen, der ihm aus seinen eigenen treuherzig Worten entgegen wehete, und sprang auf. „Ja, ich ha Vater und Mutter verlassen, ich habe den süßen Fried meines Hauses geopfert, ich habe auf die schönsten Freu den des Lebens, die der Liebe zu einer edlen Hausfrau nach denen sich mein bedürftiges Herz zumeist sehnte, fü immer verzichtet; als ein Knabe bin ich arm und allein i die weite Welt gezogen, um die Freiheit zu erringen, di Freiheit für mein theures geknechtetes deutsches Volk; ic bin durch die Länder gejagt als ein Bettler, immer der Freiheit nach, und seht: der Streiter für Wahrheit und Recht, der Ringer nach Freiheit, der berühmte Ritter von Schwert und Feder, der gefeierte gekrönte Dichter, er ist wieder zum Bettler geworden und jagt arm und hülflos durch die Länder, wie in seiner Jugend. Wahrlich, ich hab' deß keinen Genuß gehabt. Aber sollt es auch brechen vor dem Ende, ich will doch brauchen Füß und Hände, so lang ich sie noch regen kann. Alea jacta est. Ich hab's gewagt."

„Jetzt seid Ihr wieder der Ritter Ulrich von Hutten, der jedem Unfall Trotz bietet. Haben die Fürsten Sickingen mit dem Schwerte besiegt, Ihr werdet sie mit der Feder überwinden. Schreibt eine Expostulation gegen sie, wie gegen den Fürstenknecht Erasmus, und das deutsche Volk wird Euch zujubeln."

„Was hilft der Jubel, wenn was Volk sich nicht erhebt wie Ein Mann gegen seine Dränger!"

„Laßt nur den Geist Euerer Schriften erst das ganze Volk durchdrungen haben. Im benachbarten Schwaben und drüben im Tyrolerland ist eine mächtige Bewegung unter dem Volke. Kühne Prädikanten ziehen umher und predigen Landbewohnern das Evangelium der Freiheit. Habt Acht, die große Stunde naht. Was Sickingen nicht gelang, Euch wird's gelingen. Ihr werdet an der Spitze des siegreichen Volks stehen und als Lichtbringer und Freiheitsheld die Feinde des Lichts und der Freiheit zu Boden werfen."

Hutten schüttelte leise und wehmüthig das Haupt. Er glaubte nicht mehr an solchen Sieg.

„Schreibt nur gegen die Bezwinger Sickingens. Auch das Reichsregiment ist gegen sie. Und laßt mich das Manuscript nach Straßburg an unsern Freund Brunfels schicken. Der Buchdrucker Schott wird Alles drucken, was Ihr schreibt, und sich vor den Fürsten so wenig fürchten, wie vor dem erzürnten Erasmus, der ihn beim Magistrat verklagt und zu seiner ewigen Schande in dieser Klagschrift behauptet hat: Euer Angriff kümmere ihn seinetwegen wenig; allein er fürchte, daß solch eine Ausgelassenheit nicht nur der Stadt Straßburg, sondern auch der Sache des Evangeliums schaden könne."

„Er ist ein elender gemeiner Mensch, so gelehrt er auch ist," sagte Hutten mit Abscheu. „Was hilft doch alles Wissen, wenn es das Herz nicht veredelt!"

„O um das Maß seiner Niederträchtigkeit voll zu machen, hat er an Gedio, der Schotts Bestrafung beim Straßburger Magistrat hintertrieb, geschrieben, wie mir Brunfels meldete: Es wäre besser gewesen, wenn der Buchdrucker Schott gebettelt oder die Reize seiner Frau ver-

kauft hätte, als durch solche Schandschriften, wie Eu
Expostulation, Brot für Frau und Kinder zu erwerben.

Hutten spuckte aus. „Und diesen Menschen hab'
geliebt und verehrt. Solche gemeine Seelen, die
Wahrheit kennen und verläugnen sie um irdischen V
theils willen, sind die allerverächtlichsten Stützen die Tyr
nei. — Laßt uns schweigen von diesem Elenden! A
gesteht mir, daß durch Euch eine Abschrift meiner Expos
lation nach Straßburg zum Druck befördert worden ist.'

„Nicht zum Druck durch mich. Ich hatte die A
schrift an Brunfels geschickt. Ihr wißt, welch ein gro
Verehrer er von Euch ist. Und er hat die Expostulati
bei Schott drucken lassen."

„Ich weiß es Euch und Brunfels Dank. Ich sell
hätte die Schrift schwerlich drucken lassen."

„Doch nun kommt auch und springt uns bei, d
evangelischen Gottesdienst, wie er schon auf der Ebernbur
nach Euerer köstlichen Beschreibung, bestanden, in unser
Stadt einzurichten. Wir müssen Hand anlegen, um zu
Ziele zu kommen."

„Es sei! Obgleich mich das Fieber plagt, ich will do
mit Hand anlegen, den bösen Schwänken der faulen Pfa
fen zum Trotz."

„Kommt, theurer Mann! Der sonnigste Maitag loc
uns hinaus. Die Nachtigall ruft, und die Finken schla
gen. Ihr werdet im grünen Busch und auf der Wiese de
Thals Euer Gebreste los werden, und ein Becher kühle
Wein wird Euere Heilung vollenden."

Hutten folgte dem treuen Führer. Die Strahlen de
Frühlingssonne thaten ihm wohl, die frische Luft der Berg
zog labend in seine Brust. Er vergaß seine Krankheit
Plaudernd gingen die beiden Männer aus der Stadt. Da
begegnete ihnen ein von vielem Volk umschwärmter wun-
derlicher Reiterzug, Männer und Frauen, in glänzender

maurischer, doch meist ins Phantastische ausartender Tracht, dabei ein chaldäischer Zauberer mit langem rothen Talar und spitzer Mütze und ein schönes stolzes Weib, prächtig als die ägyptische Königin Kleopatra gekleidet, mit einer Schlange um den Hals, die sie in einem mit jungen Rosen gefüllten zierlichen Korbe trug. Herolde von dunkelbrauner Farbe verkündeten nach Trompetensignalen, daß der Schwarzkünstler und Kunstreiter, der maurische weltberühmte Doktor Antonio Maldonato, einziger Nachfolger des Doktor Johannes Faust, heute eine Vorstellung geben werde, wozu er das Publikum einlade. Die beiden Wanderer blieben stehen. Huttens Augen hingen starr an der schönheitstrahlenden Königin Kleopatra; er hatte Martha Bry in ihr erkannt, und ein bitter höhnisches Lächeln flog über seine abgespannten Züge. Sie warf ihm einen freundlichen Blick der Ueberraschung und einen verstohlnen Gruß mit der Hand zu, als sie an ihm vorbei ritt.

„So es Euch genehm ist," wandte sich Usteri wieder an den Ritter, „so besuchen wir nachher die Vorstellung der Künstlergesellschaft. Sie ist seit zwei Tagen hier und soll Ausgezeichnetes leisten; vorzüglich von den Zauberkünsten der Dame, die man als Königin bezeichnet, sind Alle, die sie gestern gesehen, entzückt und können nicht Rühmens genug von ihrer Kunst und Schönheit machen."

„Ja, sie ist eine Zauberin, eine Fee, vor der sich Jeder hüten sollte. Ich hab's empfunden, in ihrem Zaubernetz gefangen zu liegen, und kann ein Lied davon singen," seufzte Hutten, doch war's, als ob angenehme Erinnerungen dabei sein Gesicht verklärten.

„Ihr kennt sie schon?" fragte Usteri verwundert. „Sie soll die Frau oder Geliebte des Doktor Faust gewesen sein, den, wie man erzählt, der Teufel geholt hat."

„Der Tod hat schon oft die Rolle des Teufels gespielt. - Ich erzähl' Euch von dieser merkwürdigen Frau

ein ander Mal. Erst wollen wir ihre Kunstleistunge wundern."

Und in Gedanken versunken ging er weiter. unterhielten sich abwechselnd von gelehrten Dingen von Zeitereignissen, doch war der Ritter sichtbar zer und ersuchte seinen Begleiter, erst am folgenden Tag 'nen Besuch in dessen elterlichem Hause machen zu d Nachdem sie in einem Weinkruge sich erfrischt, kehrt nach der Stadt zurück, um die Vorstellung des Do Maldonato nicht zu versäumen.

7.

Die hochherzige Sünderin.

Die Schaubühne war im Freien aufgeschlagen; helle Maisonne lieh ihr ihren schönsten Reiz. Der Ri ergötzte sich nicht minder an den trefflichen Reiterkün des angeblichen maurischen Arztes und Schwarzkünstl als an den Zauberstücken, welche er und seine Frau, Martha genannt wurde, ausführten. Martha zei daß sie nicht vergebens in die Schule des Doktor Fa gegangen war. Oft ruhten ihre Augen fragend auf H ten, und als er, nach beendigtem Spiel, den Schaupl verließ, sah er sich plötzlich von einer flinken Dirne auf halten, die er vorhin unter den Kunstreiterinnen beme hatte. „Es wünscht Euch eine Dame unter vier Aug zu sprechen," flüsterte sie ihm zu. „Sie hat Euch wi tige Mittheilungen zu machen. Sagt mir Euere Herber an, damit ich das Nähere der Zusammenkunft mit Eu verabreden kann."

Der Ritter willfahrte der netten Zofe; denn wenn auch von seiner bösen Krankheit arg heimgesucht wa

deren Wiederausbruch der feurige Dichter allerdings dem freien Umgange mit schönen gefälligen Frauen zu verdanken hatte, so war er doch für Frauenschönheit nicht abgestumpft, und er dankte der reizenden Martha so manche genußreiche Stunde und war auf ihre Mittheilungen zu begierig, als daß er die erbetene Zusammenkunft nicht selbst gewünscht haben sollte. Diese Angelegenheit beschäftigte ihn angenehm und regte seinen Geist an, des kranken Körpers wieder Herr zu werden. Er hatte die Zofe auf den Abend bestellt, und sie trat zur bestimmten Zeit auf sein Zimmer. Er machte das hübsche Kind gesprächig, so daß er bald erfuhr, der Senjor Maldonato, obgleich nichts weniger als ein junger Mann, sei doch auf seine schöne Frau, die er vom Doktor Faust geerbt, sehr eifersüchtig, und die Zusammenkunft müsse deshalb mit der größten Vorsicht und so geheim als möglich veranstaltet werden. Es wurde also zwischen ihnen verabredet, daß die Dame und der Ritter am folgenden Nachmittage in einer Herberge vor der Stadt zusammentreffen und in einem besondern Zimmer, welches die Zofe vorher bestellen wollte, ihre Unterredung halten sollten.

Hutten schlief zum erstenmal, seit er Sickingens Tod erfahren, wieder ruhig und fühlte sich am andern Morgen so wohl, daß er den versprochenen Besuch im Hause des Rathsherrn Usteri machen konnte. Hier wurde er mit großer Auszeichnung und Ehrerbietung empfangen, und bald fanden sich noch einige andre Rathsherrn dazu. Eine höchst wichtige Angelegenheit wurde hier eifrig besprochen. Hutten war nämlich mit glänzenden Empfehlungen an den jungen Usteri nach Mühlhausen gekommen und hatte im elterlichen Hause desselben eine dieser Empfehlungen und seines berühmten Namens gleich würdige Aufnahme gefunden. Er überzeugte sich bald, daß der geistige Boden dieses, wie mehrer demselben verwandter und befreundeter

Häuser durch den jungen Usteri und einige ihm glei
sinnte edle Jünglinge und Männer mit den Zeitidee
arbeitet war, und daß es nur noch des Regens und S
nenscheins bedürfe, um die ausgestreute Saat zum
geben und zur Reife zu bringen. Er hatte stets
heilige Ueberzeugung gehabt, daß die Kraft seines Ge
bestimmt sei, den geistigen Acker seiner Mitwelt zu befr
ten, und er zauderte deshalb keinen Augenblick, so schl
auch seine äußere Lage war, der Pflicht seiner Send
zu genügen. Sein Aufenthalt in der kleinen Stadt h
bereits alle Geister derselben in Bewegung gesetzt;
Pfaffen malten ihn so schwarz als möglich, und ihre
hänger sprachen mit Abscheu von ihm. Dies regte
Partei der Reformation nur noch mehr an, und Hu
trat, von ihr aufgefordert, kühn und offen, wie es s
Art war, mit dem Verlangen hervor, der Magistrat m
den Gottesdienst nach den Forderungen des reinen Ev
geliums und der Vernunft einrichten, die sinnlose Fr
messe abschaffen, an ihre Statt Frühgebet und Predigt
ordnen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt ertheilen lass
bei der Taufe und andern Kirchengebräuchen die deut
Sprache einführen und die Geistlichen zu Zucht, Mäß
keit, Friedfertigkeit und frommem Leben ernstlich anhalt

Diese neuen und wichtigen Einrichtungen betrafen
Unterredung, welche Hutten im Usteri'schen Hause mit d
jüngern Rathsherren hatte, und für die er sie mit der üb
zeugenden Kraft und hinreißenden Begeisterung seiner Re
gewann. Es wurde der Beschluß gefaßt, das Ceremon
des römisch-katholischen Gottesdienstes abzuschaffen u
dafür das neue nach Huttens Vorschlägen einzuführe
Unter den Klerikern der Stadt waren selbst einige für d
von Ulrich Zwingli in Zürich hervorgerufene Kirchenrefo
mation gewonnen; denn schon seit vier Jahren predigt
dieser gelehrte und erleuchtete Schweizer als Pfarrer a

großen Münster in Zürich gegen die Mißbräuche des Papstthums mit glücklichem Erfolg, und die von ihm ausgehende gereinigte evangelische Lehre fand nicht nur unter gebildeten Laien, sondern auch unter vielen Klerikern in der Schweiz Anhänger und Bekenner. Der Geist der kirchlichen Freiheit schwang in der Schweiz seine Fahne zu Kampf und Sieg, wie in Sachsen. Hutten hatte diesen Geist freilich höher erfaßt, als die sogenannten Reformatoren; in ihm lebte er als der Geist der Freiheit Deutschlands überhaupt, als der mächtige Drang nach Abwerfung jedes despotisches Joches und unwürdigen Zwanges, und nach Einigung und Kräftigung Deutschlands, damit es seine herrlichen Kräfte ungehindert entwickeln und dem erhabenen Ziele größtmöglichen Völkerglücks frisch und frei entgegen gehen könne. Obgleich in den Fesseln eines kranken Körpers liegend, wirkte der Schwung seines Geistes doch so mächtig auf die Mühlhäuser Rathsherren, daß sie alle Bedenklichkeiten fahren ließen und das Werk der Reformation in Angriff zu nehmen einig wurden.

Geistig gehoben durch diesen Erfolg seiner Bemühung, eilte er nach dem bezeichneten Orte, um zu hören, was die schöne Sünderin, in deren Banden er einst gelegen, ihm zu sagen habe. Obgleich er recht gut wußte, daß Martha der Pfaffenpartei gedient, konnte er ihr doch nicht zürnen. Sie war jung, schön und geistreich, und sie hatte ihn feurig geliebt, wie kein anderes Weib; und er war sehr geneigt, sie mit ihrem Schicksal und mit dem Drang nach Lebensgenuß, der in ihr glühete, zu entschuldigen.

Martha ließ nicht auf sich warten. Mit einer sorglosen, schier heitern Unbefangenheit begrüßte sie den Ritter, nicht anders, als wären sie beide noch am glänzenden Hofe des goldnen Mainz, umgeben von der genußbietenden Ueppigkeit eines schwelgerischen Lebens, sie die Freun-

din, er der Freund des epikuräischen ersten geistlichen Fü-
sten Deutschlands.

„Es scheint Euch wohl zu gehen, schöne Martha,
sagte der Ritter, nicht ohne einige Verwunderung über d
Auftreten des leichtsinnigen Weibes. „Euer Aussehe
hat sich nicht verändert, seit wir in Mainz von einand
geschieden sind.“

„Und Euch scheint es schlecht zu gehen, edler Ritt
und Freund,“ versetzte die Dame mit einem Anfluge lusti
gen und gutmüthigen Spottes, der ihrem Wesen so an
gemessen war; „denn Euer Aussehen hat sich leider nich
zum Bessern verändert.“

„Ich bin krank und ärgere mich über die Menschen
Die eine Hälfte ist dumm, die andere niederträchtig; di
Dummen bilden sich ein, sehr gescheidt zu sein, und wollen
Alles nach ihrem blöden Verstande ordnen; die Nieder-
trächtigen sind meist schlaue Füchse; sie stellen sich fromm
und tugendhaft und machen den Dummen weiß, sie, näm-
lich die Schlauköpfe, stünden bei Gott und den Heiligen
sehr gut angeschrieben und dürften deshalb über die Schnur
hauen. Mit solcher Gleißnerei kriegen sie die Dummen
in den Sack, setzen sich drauf und thun sich gütlich. Die
wenigen gescheidten Köpfe und ehrlichen Herzen haben das
Zusehen und den Aerger, werden verketzert und verläumdet
und bekommen, wenn sie das Maul aufthun, noch Schläge,
als Feinde der gesetzlichen Ordnung und des göttlichen
Rechts.“

„Und darüber ärgert Ihr Euch todt, lieber Freund!“
lachte Martha hell auf. „Ohne daß Ihr es gewollt, habt
Ihr mir in bündigster Weise die ganze Weltgeschichte vor-
getragen. So war es stets, so wird es immer sein. Die
Schlauköpfe waren die Herren der Welt; die Schlauköpfe
sind es jetzt, und sie werden es ewig sein, und Leute wie

Ihr, die sogenannten ehrlichen Patrioten, die glühenden begeisterten Menschenfreunde, sind immer als überlästige Gäste zum Tempel hinausgeworfen worden, und man hat ihnen gern alle Muße gegönnt sich todt zu ärgern."

„O, daß du recht hast, Weib!" knirschte Hutten.

„Hättet Ihr in Mainz nur halbweg begriffen, daß Jeder, den Ihr anseht, zuerst an seinen eigenen Vortheil denkt und dann noch einmal und wohl auch zum dritten Mal, und daß es dann den edeln und guten, lieben gepriesenen Menschen erst einfällt, auch an Andere zu denken und daß sie dafür in den Himmel erhoben und als die größten Menschenfreunde und Volksbeglücker dargestellt werden: hättet Ihr aus solcher vernünftigen Betrachtung den richtigen Schluß gezogen, daß es Euere erste und heiligste Pflicht sei, auch zuerst an Euch zu denken, Euch ein sorgloses, bequemes und angenehmes Leben zu bereiten und nicht den Schlauköpfen fort und fort mit geballter Faust ins Gesicht zu schlagen; hättet Ihr das Alles mit Euerem klugen Geiste wohl erwogen: Ihr säßet jetzt als Kanzler des Kurfürsten von Mainz oder des Erzherzogs Ferdinand oder wohl gar des Kaisers selbst in Seide und Wolle warm und weich, und die Gräfin von Aschaffenburg wäre Euere innigste Freundin und Geliebte, die Alles aufböte Euch und sich das Leben zu verschönen. Ihr zöget nicht in diesem Lande, als ein kranker, von schier allen Menschen gemiedener und geflohener Bettler herum, von Fürsten und Pfaffen verfolgt, von Euern sogenannten Freunden verrathen und verkauft, von Allen gescholten, getadelt, angefeindet, und ich brauchte nicht die Königin Kleopatra zu spielen. O, Ulrich! ich habe nie einen Mann geliebt, wie dich. Wie hätte ich dir deine Tage versüßt, wenn du nicht ein solcher Starrkopf wärest! Du saßest dem Glücke im Schoße, und es verschwendete seine schönsten Gunstbezeugungen an dich; dafür hast du es mit Fußtritten

belohnt. Darfst du dich wundern, wenn es dir zürn
den Rücken kehrt?"

Der Ritter saß in düsterem Schweigen. In t
Tagen seiner Kraft würde er wild aufgebraust sein, j
sagte er endlich mit einer gewissen an ihm ungewohnt
Wehmuth: „Ich konnte nicht anders, so wahr mir G
helfe! Ich mußte so und nicht anders handeln. Aber d
verstehst du nicht und kannst es nicht verstehen. Du bi
ein schönes sinnliches Weib, ganz geschaffen für den üpp
gen Lebensgenuß, und wenn irgend ein Weib einen Man
sinnlich beglücken kann, so bist du es. Ich war nicht u
empfänglich für das Glück, daß du mir so freundli
botest; du weißt es. Aber über dieses Glück hinaus gin
mir der Drang, allen Schurken zu Leibe zu gehen un
mein Vaterland aus ihren beutegierigen Krallen zu retten
Doch, wie gesagt, dafür hast du keinen Sinn, und ic
verlange auch gar nicht, daß du es begreifst. Sicherlic
hast du aber gehört, wie sich der kühne wittenberger Au-
gustinermönch vor zwei Jahren auf dem Reichstage zu
Worms vor dem Kaiser, den Reichsfürsten und *allen*
Ständen benahm. Als der unansehnliche geringe Mann
in die Versammlung geführt wurde, stand der tapfere
Georg Frundsberg an der Thüre. Der berühmte Kriegs-
mann legte dem Luther die Hand vertraulich auf die
Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst
einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch
in unserer allerersten Schlachtordnung nicht gethan habe.
Bist du auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß,
so fahre in Gottes Namen fort, Gott wird dich nicht ver-
lassen." Und mit solch ehrlicher ritterlicher Getröstung
trat Luther hinein, das arme Mönchlein vor die pracht-
prunkende Versammlung, und sprach frisch und frei seine
unerschütterliche Ueberzeugung aus und forderte seine mäch-
tigen Feinde auf, ihn aus der göttlichen Schrift zu wider-

legen. Zum Schluß aber fügte er die unsterblichen Worte hinzu: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen. — Und diese Worte haben ihm viel tausend Herzen gewonnen in der Reichsversammlung und in der ganzen Welt. Wie Luthern, so ergeht es mir; auch ich kann nicht anders."

„Dafür belegte ihn der Kaiser in Worms mit der Reichsacht," versetzte Martha, „und er wird in Noth und Elend versinken und untergehen und all die tausend Herzen, die er gewonnen, werden ihm nicht helfen. Das wird auch dein unseliges Loos sein, armer Ulrich. Du dauerst mich in der tiefsten Seele." Und während die schöne leichtsinnige Frau diese ihrem natürlichen Gefühl entquollenen Worte sprach, floß ein Thränenstrom aus ihren reizenden Augen. „Du warst eines bessern Looses würdig. Was hilft es dir, daß sich die thörichten, schwachen und schlechten Menschen um deine Bücher reißen, daß deine Verse in aller Mund sind, daß du weit und breit gefeiert bist, daß der Kaiser Max dich zum Ritter schlug und zum Poeten krönte; du bist doch ein armer, verachteter Mann, während der Schlaukopf Erasmus, dein gelehrter Freund in Basel ein gemächliches und behagliches Leben führt und dich von der Thüre weist. — Doch das Weib, das dich liebte und noch liebt, die verachtete Martha wird dich nicht verlassen, wenn sie dich auch nicht versteht, wie du sagst."

„Wie? Du weißt, wie mir der gelehrte Schuft in Basel mitgespielt?" fuhr der Ritter zornig auf.

„Wer hätte nicht davon gehört? die ganze Schweiz spricht ja davon. Doch gewiß vielfach entstellt ist die schmutzige Geschichte zu mir gedrungen. Deshalb ist mir's lieb, sie aus deinem eigenen Munde vernehmen zu können. Ich bitte dich, erzähle sie mir!"

„Du hast den berühmten Erasmus von Rotterdam in



Mainz an der Tafel deines fürstlichen Liebhabers kenn
gelernt," begann Hutten spöttisch. „Er hat dort nic
allein dem Kurfürsten und dir die süßesten Schmeichelei
gesagt; du erinnerst dich vielleicht auch noch, wie er mi
mit den kostbarsten Weihrauchwolken anräucherte. Abe
auch in den Briefen an meine gelehrten Freunde erhob
mich stets bis in den Himmel, übergoß mich mit de
schmeichelhaftesten Lobsprüchen und that überall groß mi
meiner Freundschaft. Aber sobald er wahrgenommen, da
der Wind in Mainz sich für mich gedreht und die Legion
meiner Feinde frecher und mit geschwollenem Kamme au
mich einstürmte, antwortete er auf meine Briefe nicht mehr,
und als ich vollends auch die Ebernburg verließ, um für
Sickingen zu werben, als ich von Burg zu Burg, von
Stadt zu Stadt in Oberdeutschland und der Schweiz zog,
immer angefeindet und behindert von den Schergen des
würtembergischen Mörders, da mochte Erasmus wähnen,
ich habe gar keine bleibende Stätte mehr, es sei mit mir
Matthäi am Letzten. Da schrieb er denn an Etliche, er
wolle mit dem vertriebenen schäbigen Junker nichts zu
schaffen haben. Der feingeschliffene, urbane humane Mann!
Er wehrte mit Händen und Füßen ab, wenn irgend Jemand
voraussetzte, er stehe noch in der kleinsten Verbindung
mit dem unbändigen Hutten, der dem heiligen Vater in
Rom und allen hohen geschorenen und gefürsteten Häuptern
so viel Verdruß und Aergerniß mache und immer mit
Mord und Todtschlag drohe. Solch schlimm gefährlichen
Menschen mußte sich der feine Mann vom Leibe halten und
ihn verläugnen, wo und wie sich's traf. Ich wußte das
damals nicht so genau; erst später hab' ich's erfahren.
In den letzten Tagen des vorigen Jahres kam ich auf meiner
Werbwanderung nach Basel. Wenn ich auch Ursache hatte
darüber mit Erasmus unzufrieden zu sein, daß er den
Briefwechsel mit mir abgebrochen, so ahnete ich doch nicht

im Entferntesten seine niederträchtige Falschheit gegen mich. Meine Krankheit plagte mich mehr als je; es war ein harter Winter. Ich sehnte mich nach Freundeswort und Umgang. Ich hatte ja so viel mit ihnen zu besprechen. In Wittenberg hatte während Luthers geheimen Aufenthalt auf der Wartburg Doktor Karlstadt mit Hülfe der Zwickauer Propheten tüchtige Wirthschaft gemacht, und nur Luthers geschicktes und kluges Auftreten hatte den wilden Sturm beschwichtigen können; mein mächtigster und wüthendster Feind, der Papst Leo, war unerwartet schnell im kräftigsten Mannesalter aus dem Leben geschieden, um vor einem höheren Richter Rechenschaft abzulegen über sein Thun und Lassen; ein neuer Papst, ein alter, wunderlicher Mann, war auf St. Peters Stuhl gestiegen, der ohne Lug und Trug die gräulichen Sünden der Pfaffheit zugibt, dabei aber auf Luthern und die Humanisten eifert und es mit den alten verkehrten Casuisten und Kirchenvätern, den verrotteten Halbgöttern der Dominikaner, hält, von denen nimmer Heil für unsere junge, frische Zeit zu erwarten ist. Der Kaiser war wieder nach Spanien zurück, um den wilden Aufstand der Communeros dort vollends zu ersticken, und durch seine Abwesenheit war das neue Reichsregiment in Nürnberg zu Kraft gekommen und regte sich frisch im Sinn und Geist unserer Zeit. Ja, einige Wochen vor meiner Ankunft in Basel war der Reichstag in Nürnberg eröffnet worden und hatte das Verlangen nach einem allgemeinen Concil gleich von vorn herein ausgesprochen, und man sah schon, daß es einen tüchtigen Kampf gegen den alten Kirchenwust und den Papst, den Beschützer desselben, dort in der alten, schönen, freien Reichsstadt geben werde, wo mein trefflicher junger Freund, der Schuster Hans Sachs, das kräftige Lied von der wittenberger Nachtigall gesungen hat. Ich durfte mich der Hoffnung hingeben, daß es in Nürnberg diesmal zu einer guten Entschei-

dung kommen werde, wie denn nachher im März auch wirkl
der Reichsabschied als ein Sieg des Lichts über die Bosh
und die Eigensucht der Pfaffheit, ja als eine Zurücknah
des Banns und der Acht gegen Luthern, und als eine Au
hebung des verfluchten wormser Edikts betrachtet werd
kann. Ferner war Italien von den Franzosen gesäub
und der Herzog Sforza vom Kaiser in Mailand eingese
worden. Endlich hatte der türkische Großherr nach d
neuesten Nachrichten einen frischen gewaltigen Kriegszu
gegen die Christen gerüstet und die Insel Rhodus belager
die er ja auch, nach später eingegangenen Nachrichten i
der letzten Woche des December, in derselben Zeit, da i
nach Basel kam, eben so erobert hat, wie vor zwei Jahre
im August die feste christliche Stadt Belgrad in Ungarn
Ihr könnt Euch vorstellen, schöne Freundin, wie voll mir da
Herz von all diesen Dingen war, als ich in Basel einzog;
denn gerade für und gegen diese Dinge hab' ich mein Leb
tag ritterlich mit Schwert und Feder gekämpft, und wie viel
näher lagen sie mir gerade jetzt am Herzen, wo Sickingen
unsere kühnen Pläne zu verwirklichen im Begriff stand. Ich
hoffte bei Erasmus neue und nähere Zeitungen zu finden
vom Reichstag und dem Reichsregiment in Nürnberg, vom
Kampf der Geister in Wittenberg, von Ulrich Zwingli's
Fortschritten gegen den Papst und die Pfaffheit, aus Italien
und Frankreich (der König Franz hatte ja Sickingen
Unterstützung versprochen), aus Ungarn und der Türkei;
denn Erasmus unterhält einen großen und weitausgebreiteten
Briefwechsel und weiß alle Neuigkeiten aus der
gelehrten, religiösen und sittlichen Welt in schneller Zeit.
Da ich nun aber erst zu erfahren wünschte, wie Erasmus
sich gegen mich zu stellen Miene mache, so ging ich nicht
gleich zu ihm, sondern schickte gleich nach Neujahr einen
jungen mir sehr ergebenen Gelehrten aus Basel, Namens
Heinrich Eppendorf, zu ihm und ließ ihm meinen Besuch

ansagen. Aengstlich und befangen erwiderte er dem jungen Manne: wenn es ein bloßer Höflichkeitsbesuch sein solle, so möchte er wünschen, desselben für diesmal überhoben zu sein. Dabei erschöpfte er sich in nichtssagenden Mitleidsbezeugungen über meine Krankheit und unglückliche Lage und versicherte dem Eppendorf, er liebe und achte mich, obgleich ich ihm etwas zu wild und stürmisch sei. — Nun wußte ich, wie ich mit dem feinen gelehrten Herrn daran war und bekümmerte mich nicht weiter um ihn. Ich hatte, Gottlob! in Basel der ehrlichen Freunde genug an der Universität, vor Allen aber den edlen sanftmüthigen Oekolampadius, den ich schon vor sieben Jahren als Prediger in Augsburg bei Peutinger kennen lernte, und der im vorigen Jahre auf Schloß Ebernburg bei Sickingen Haus- und Schloßprediger war, wo ich ihn sehr lieben lernte, seit einigen Monaten aber Professor der Theologie und Pastor zu Basel ist. Der Umgang mit diesem trefflichen Manne und seine Freundschaft für mich entschädigte mich ganz für die Zweideutigkeit des gelehrten Heuchlers. Nach einigen Tagen hatte Eppendorf ein anderes Geschäft bei Erasmus; da erkundigte sich dieser nach meinem Befinden und wie ich seine Antwort aufgenommen. Ganz gut, versetzte der junge Mann; nur vermuthe ich, der Ritter hätte Euch doch gern gesprochen. — Nun dann, sagte Erasmus etwas ärgerlich, wenn er das wirklich wünscht, so mache ich mir am Ende auch nichts aus dem Geredr der Leute. Könnte ich geheitzte Oefen vertragen, so würde ich ihn besuchen, wenn ihm so viel daran liegt, mich zu sprechen. Indessen kann er mich besuchen, wenn es mit seiner Krankheit so steht, daß er dieses Zimmes ohne Ofen vertragen kann; ich will Feuer im Kamine machen lassen. — Auf eine solche Einladung ging ich natürlich nicht zu ihm. Was sollte ich auch bei einem Manne, der mich kalt (nicht allein in einem kalten Zimmer) und herzlos aufgenommen



haben würde! Die Sache war mir zu unbedeutend;
sprach nicht davon, ich schrieb sie keinem meiner Freun
War ich doch der kalten Aufnahme und des Verraths
wohnt. Ich schlug mir den ganzen Erasmus aus d
Sinne und wartete meiner wichtigeren Geschäfte in Sick
gens Interesse. Die Machinationen von Seiten der Pf
fen in Basel gegen mich begannen denn auch bald genu
und der Magistrat, der mich einst auf das Ehrenvollste a
genommen hatte, wurde von den Plattenträgern so verhet
daß er mir nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in d
Stadt den Schutz aufkündigte. Er bediente sich dabei d
geschickten Ausrede, daß nicht nur die öffentliche Ruh
sondern auch meine eigene Sicherheit gefährdet sein würd
wenn ich länger bliebe. Ob Erasmus die Hand heimli
dabei im Spiele hatte, habe ich nicht erfahren können, do
vermuthe ich es nach den Schritten, die der schlechte Mensc
sonst gegen mich that, und die erst hier in Mühlhausen z
meiner Kenntniß gekommen sind. Krank und mit schlecht
bestellter Kasse wanderte ich still aus der Stadt Basel in
harten stürmischen Winter, ging, um alles Aufsehen und
einen Ueberfall meiner Feinde zu vermeiden nicht auf der
Hauptstraße, sondern auf mühsamen Nebenwegen hierher.
Kaum war ich hier in einem mir befreundeten Hause wohl
aufgenommen, als von verschiedenen Seiten theils an den
Sohn dieses Hauses, einen jungen Gelehrten, theils an
mich selbst briefliche Nachrichten über die unverschämten und
lügnerischen Aeußerungen, die sich Erasmus über mich in
Briefen erlaubt hatte, einliefen. Ja einen solchen Brief
an den Kanonikus Markus Laurin in Brügge las ich sogar
gedruckt. Darin hieß es: Hutten hielt sich hier wenige
Tage auf. Er hat mich nicht besucht und ich auch ihn
nicht. Zwar würde ich ihn nicht abgewiesen haben, wenn
er hätte zu mir kommen wollen, da er ein alter Freund
von mir ist, dessen ungemein glückliches und treffliches

Genie mir noch jetzt nicht zu lieben unmöglich fällt. Seine übrigen Angelegenheiten gehen mich nichts an. Weil er aber wegen seiner Gesundheitsumstände die geheizten Zimmer nicht entbehren, ich sie aber nicht ertragen kann, so hat Keiner den Andern gesehen. — In dieser Aeußerung sind so viel Lügen als Worte. Ich ging in Basel troß aller Kälte und Schnee und der scharfen Decemberluft alle Tage aus und hatte gar nicht auf einem geheizten Zimmer bestanden. Aber damit noch nicht genug. Auch von Wittenberg erfuhr ich, daß Erasmus an Philipp Melanchthon geschrieben: Hutten, dürftig und von Allem entblößt, sucht ein Nest, wo er sterben könnte. Ich hätte diesen prahlerischen Ritter in mein Haus aufnehmen sollen und mit ihm wahrscheinlich den ganzen sogenannten Chor der Evangelischen. Und auf ähnliche Weise hatte er noch mehrere Briefe geschrieben, die mir fast alle durch Freunde, empört über solche Schlechtigkeit, in Abschrift zukamen; in einem sagte er: ich hätte wahrscheinlich eine Reiterzehrung von ihm erpressen wollen. Ergrimmt über so bodenlose Nichtswürdigkeit begriff ich schon, daß der schlaue Fuchs durch diese ausgestreute Lüge mir hatte zuvorkommen wollen, da er, von sich selbst auf mich schließend, befürchtet hatte, ich möchte die Art und Weise, wie er mich abgewiesen, schildern und ihm, den um seinen Ruf so ängstlich besorgten vornehmen Gecken bei seinen Freunden und Gönnern schaden. Wessen das Herz voll ist, davon fließen Mund und Feder über. Ich schrieb hier in wenigen Tagen eine kleine Schrift gegen den gelehrten Schuft, der sich noch immer unterstand, sich heuchlerisch meinen Freund zu nennen, worin ich mit kurzen und derben Worten Alles auskramte, was ich gegen ihn auf dem Herzen hatte. Diese Schrift, Expostulation d. i. Beschwerde, Abfertigung, wurde hier mehrmals abgeschrieben und die Kunde davon war auch nach Basel zu den Ohren des biedern Erasmus ge-



langt. Er schrieb mir einen Brief, dessen Eingang zie lich höflich, ja sogar schmeichelhaft klang. Er schwatzte viel von unserer alten Freundschaft, von unserer gemei schaftlichen Liebe zu den Wissenschaften und andern Di gen, die mich abhalten sollten ihn durch Veröffentlichu meiner Schrift gegen ihn zu beleidigen. Er nannte sol einen Schritt eine Unklugheit — denn er wurde nun al mälig grob und gröber — die Andere leicht auf die Ve muthung bringen würde, als habe ich es bei ihm auf ei Geldprellerei und Erpressung einer Summe holländisch Dukaten abgesehen; endlich drohte er mir sogar, daß, wen es noch zum Druck der Expostulation kommen sollte, kei in solchen Kämpfen Unerfahrener oder wohl gar Feder stummer angegriffen würde. Zuletzt schloß er dies merk würdige Schreiben mit den Worten, gleichsam als habe e ein ganz reines Gewissen, dessen Gegentheil doch der ganz Brief bezeugte: Deine Expostulation erwarte ich. — Thö richter Lügner! Mit dieser Ausforderung war es ihm ge wiß am wenigsten Ernst.

Ich antwortete dem guten Manne kurz und bündig, schrieb, was ich von ihm halte, wessen er werth sei, und daß ich seine Winkelzüge verachte und seine Drohungen verlache. Darauf ein zweiter ähnlicher Brief des feinen Federhelden, worin er sich wie eine Katze windet, aber doch wieder die Krallen sehen läßt. Statt der Antwort schickte ich ihm eine Abschrift der Expostulation. Unterdessen war diese durch meinen hiesigen jungen Freund nach Straßburg gesendet worden und wurde dort ohne mein Wissen gedruckt. Sie hat viel Lärm in der gelehrten Welt und Herrn Erasmus wüthend gemacht; dies ist der Verlauf der Sache bis heute.

„Und glaubt Ihr, der falsche Erasmus werde sich dabei begnügen?" fragte Martha. „Sein beleidigter Stolz und sein gemeines Rachegefühl werden es nicht verschmähen,

.. mit den rohesten und unwissendsten Pfaffen, die er doch
. sehr verachtet, zu verbinden, um Euch zu schaden; er
..d sogar den Anhängern des landlosen Herzogs von Wür-
..berg in die Hände arbeiten, um Euch aus der Schweiz,
.. möglich aus Deutschland zu vertreiben. Alle Euere
..nde werden ihm recht sein, Euch zu schaden, und die
..hl derselben hat sich natürlich durch Sickingens unglück-
..es Ende und das Scheitern Euerer kühnen Pläne, die
..rall verlautet sind, bedeutend vermehrt. Alle Buben,
..ffen- und Fürstenknechte werden jetzt ungescheut auf
..ch drauf zu schlagen sich erfrechen."

„Ich werde mich wehren, so lange ich vermag."

„Was könnt Ihr allein gegen eine Legion ausrichten!
..enn Euere Freunde werden Euch verrathen und im Stich
..ssen. Ihre Thüren werden Euch verschlossen sein."

„Ich weiß es; ich habe schon Proben davon. Ich
..ann auch allein stehen. Und nicht alle sind treulos.
..wingli bleibt mir sicher in der Schweiz."

„Ich darf Euch nicht verhehlen, daß die hiesige Pfaff-
..eit schon stark damit umgeht, Euch mit Hülfe des Pöbels,
..en sie im Beichtstuhl und wo sie sonst kann, gegen Euch
..fhetzt, von hier zu vertreiben. Es ist nicht unwahr-
..heinlich, daß Erasmus sie aufgestachelt hat. Die Pfaf-
..en sind wüthend, daß Ihr hier die Frühmesse abschaffen,
..en Kelch einführen wollt."

„Das hab' ich erwartet."

„Euere wenigen Freunde werden Euch nicht schützen
..önnen. Was gedenkt Ihr zu thun?"

„Ich werde heute noch an Zwingli nach Zürich schrei-
..en und ihn um ein Asyl bitten, wo ich genesen oder ster-
..en kann. — Ohnedies werden in Zürich jetzt höchst wich-
..tige Dinge vorbereitet, bei denen ich gern zugegen sein
..möchte." —

„Mir ist bange vor Euch, daß Ihr aus dem
vertrieben werdet."

„Dann muß ich mich mit dem Könige von
mark trösten; der ist vor kurzem vom Adel und vo
Pfaffen auch aus seinem Lande vertrieben worden, w
den gedrückten Bauern überhalf und das übermüt
herrsch- und habsüchtige Adelsgeschmeiß zu Paaren tr
wollte."

„Aber er hat ein Asyl mit seiner Königin bei der g
Tante derselben, der Erzherzogin Statthalterin der
derlande, gefunden. — Dies bringt mich auf einen g
Gedanken. Möchtet Ihr nicht auch nach den Nieder
den gehen? Euer Name ist dort so gefeiert, wie in Deu
land, und ich würde Euch dort ein sicheres und gutes
zu verschaffen im Stande sein."

„Ich dank' Euch für Euern guten Willen. Aber
wüthet die Regierung in Verbindung mit der Pfaff
gegen alle Anhänger Luthers und der gesunden Vernu
Es sind heuer zwei Kleriker, die sich an die Bibel hiel
und die neue Lehre predigten, öffentlich verbrannt word
Ich habe nicht Lust, auf einem Scheiterhaufen zu sterb
Bedenkt, daß Papst Adrian ein Niederländer und F
Margaretha die zärtliche Tante des Kaisers ist."

„Man sagt, die junge Königin von Dänemark sei
neuen Lehre zugethan."

„Was könnte sie mir helfen? Sie ist ja sel
hülflos."

„Aber auch ihre Schwester, die schöne Königin v
Ungarn und Böhmen, soll mit ganzer Seele lutheri
sein und die Gelehrten von Euerer Meinung gern um s
sehen. Ihr könntet durch Eueres Freundes Ulrich Fu
gers Schwester und Schwager in Kremnitz, mit denen d
Königin Maria Freundschaft hält, leicht Eingang do
finden."



„Ich will nichts von Ulrich Fugger, nichts von seinem Schwager; denn sie sind reiche Leute. Ich fliehe alle Reichen, ich bin mißtrauisch gegen sie. Ich traue keinem Menschen mehr. Es ist ein schwaches, armseliges, verrätherisches Geschlecht, mit dem ich leben muß. Ich will nichts von der Königin von Ungarn; denn sie ist arm, und es soll ihr zuweilen knapp genug gehen. Ich will kein Gnadenbrot essen. Noch hat die verruchte Welt meinen Stolz nicht gebeugt, und sie wird es nicht vermögen bis zu meinem letzten Athemzuge."

„So flüchtet zum Könige von Frankreich. Ihr seid dort bekannt und geehrt."

„Ich hasse diesen leichtsinnigen Gecken, der keines großen Gedankens fähig ist."

„Ja, Ihr seid immer noch der alte Trotzkopf. Aber so sagt mir doch um aller Heiligen willen, wie ich Euch dienen und helfen kann? Vielleicht vermag ich Euch mehr zu nützen, als Ihr meint. Ich habe viel gute und einflußreiche Verbindungen."

„Deine Liebe und Güte rühren mich wahrhaft, Martha. Du bist doch ein gutes Herz. Aber mir ist nicht zu helfen. Meine schönsten Wünsche und Hoffnungen sind begraben, und mir ist zuweilen, als hörte ich das Nagen des Wurms, der mir die Lebenswurzel zerfrißt, als fühlte ich die kleinen tückischen Herolde des Todes durch meine Adern jagen. So lang ich aber athme, will ich für das Licht und die Wahrheit streiten und mich nicht von verächtlichen vornehmen und reichen Leuten abhängig machen."

„Du bist unverbesserlich, Ulrich. Und doch vermag ich dir nicht deshalb zu zürnen. Im Gegentheil, ich liebe dich deshalb; denn du bist der einzige wahre und ganze Mann, den ich kennen lernte. Auch ich verachte alle jene Leute, aber ich benutze ihre Schwäche zu meinem Vortheil.

Dann verlach' ich sie. — Mir aber wirst du um der ι
Liebe willen nicht den Schmerz bereiten, eine kleine L
von mir zu verschmähen. Ich bitte dich, mein Le
nimm diesen Beutel von mir. Es sind Fuggersche Duk
aus Kremnitz darin, einst ein Geschenk von Raimund F
ger an die Geliebte des Kurfürsten von Mainz."

„Ich nehme sie, weil sie von dir sind," sagte der R
ter lächelnd und steckte den Beutel ein.

„Und wenn du sonst Hülfe hier bedarfst, so erinn
dich, daß ich Alles, was ich vermag, für dich zu thun je
Augenblick bereit bin."

„Ich danke dir, schöne Sünderin. Dir wird wie
Magdalena viel vergeben werden; denn Du hast viel
liebt."

„Ja, aber nur dich allein." —

Sie trennten sich, der Ritter nicht ohne ein wehmütl
schönes Gefühl in der kranken Brust.

Nicht vergebens hatte er Martha's Warnung vernom
men; er schrieb gleich an Ulrich Zwingli wegen eines Asy
im Nothfall. Dann stand er muthig und rührig d
Magistratspersonen bei, das ganze alte Kirchenceremoni
abzuschaffen und dafür das neue evangelische von der Eber
burg einzuführen. Dagegen erhob sich nun die Pfaffh
mit aller Macht, und da ihr nie und nirgend ein Mittel z
schlecht gewesen ist, ihre Zwecke zu erreichen, so bediente s
sich des in der Stadt anwesenden Magiers, des sogenann
ten Mauren Antonio Maldonato, des angeblichen Ge
mahls der tiefgesunkenen Martha Bry. Dieser alte bö
Knabe — er stand im sechszigsten Lebensjahre — war im
mer noch zu allen Ränken und Schelmenstücken aufgelegt
die ihm Geld einbrachten, ja selbst ohne Lohn; denn e
war ihm Bedürfniß, die Rollen auch im Alter zu spielen
die er sein Lebelang als Zigeuner Antonio Cebes, als
Kunstreiter, als Stallmeister der Erzherzogin Margarethe

n Oestreich, als Wilhelm von Lannoy und Gemahl der
u von Büdenhoven, als spanischer Ritter Don Antonio
Villaquiran, als Graf Torrillas und Oberkämmerer
Papstes Leo X., als spanisch-maurischer Arzt, als Dieb,
ieler, Falschmünzer, als Zauberer und Famulus des
ktor Faust, ausgeführt hatte, und es war ihm kaum zu
ren gekommen, daß der Ritter von Hutten ein Liebhaber
r schönen Martha in Mainz gewesen war, als er seine
nd zum Verderben desselben den Pfaffen mit teuflischer
hadenfreude bot. Es gelang diesen Verbündeten, den
öbel der Stadt in so wilde und verwegene Aufreizung
gen den kühnen Ritter zu bringen, daß er sich eines
bends — in der Mitte des Monats Juni — bewaffnet
usammenrottete und unter Anführung des alten Zigeu-
ers nach dem Hause stürmte, in welchem Ulrich von Hut-
n seine Herberge hatte, offenbar in der Absicht, ihn zu
rschlagen, was die Pfaffen als ein gottseliges Werk ge-
riesen hatten.

Aber so geheim der tückische Zigeuner diesen Plan vor
artha gehalten hatte, sie war, schlauer als er selbst, den-
ch dahinter gekommen und fand noch Zeit, die nöthigen
nstalten zu Ulrichs Rettung zu treffen. Schon war der
hreiende Pöbel unterwegs, als Martha in geringer Männer-
leidung in das Haus stürzte und auf des geliebten Ritters
Zimmer eilte. Der kranke Dichter lag zu Bette. Ihn
von der ihm drohenden Gefahr unterrichtend, warf sie ihm
rasch die Kleider über, packte seine wenigen Habseligkeiten
zusammen und führte ihn durch das Hinterhaus in eine
Seitengasse und von da aus der Stadt. Unterwegs erfuhr
sie von ihm, daß er von Ulrich Zwingli eine Einladung
nach Zürich erhalten und daß er dahin zu fliehen gedenke.
Vor der Stadt hielt ein Bube mit zwei Pferden von der
Gesellschaft des Magiers. Der Ritter warf sich auf das
ledige Pferd. Martha drückte ihm einen Kuß auf die von

Krankheit zitternde Hand, und fort sprengte der fi
Streiter in die warme Sommernacht hinaus, von
Zigeunerbuben begleitet. Die einsame Martha blickte
mit einer Thräne im Auge nach; ein Seufzer entquoll i
Brust, dann kehrte sie in die Stadt zurück, wo der P
eben nur mit Mühe von den Magistratspersonen abgeha
werden konnte, das Haus zu demoliren, aus welchem
der Gegenstand seines künstlich erzeugten wüthenden Ha
entronnen war.

8.

Ein seltnes Männerkleeblatt.

Nirgend hatte die Opposition gegen die päpstlic
Anmaßungen mehr tüchtige Freunde gefunden als in
freien Schweizerstadt Zürich, nirgend zählten die reforn
torischen Ideen wärmere Freunde als unter dem Magist
und den vornehmen und einflußreichen Patrizierfamili
dieser Stadt. Der neue Geist war hier geweckt und g
pflegt worden von dem hochherzigen und erleuchteten Schw
zer-Theologen Ulrich Zwingli, welcher seit dem Jahre 151
als Pfarrer am großen Münster, Luthers Beispiel folgen
das reine Evangelium predigte. Da die Schweizer ih
politischen Kämpfe bereits durchgemacht und zu einer frei
Verfassung sich durchgearbeitet hatten, so fand ein Man
wie Zwingli in seiner Umgebung ein weit empfänglicher
Feld für die kirchliche Reform, als die Gottesstreiter i
Deutschland, wo Fürstenvortheil und Adelsinteressen si
mit der römischen Klerisei stets zu verbinden geneigt ware
Ein glücklicher Umstand war es für Zwingli und di
Schweizerreformation, daß in Zürich zu jener Zeit ein
nicht geringe Anzahl tüchtiger Köpfe lebten, und die ganz

Bürgerschaft geistige Empfänglichkeit für Zwingli's Lehren besaß.

Auch hier hatte die unselige Ablaßkrämerei die erste Veranlassung zum Widerstreit gegen das Papstthum gegeben. Zwingli hatte sich dem Ablaßprediger Bernardin Samson, einem Franziskaner aus Mailand, im Jahre 1518 widersetzt, als er noch Prediger im Kloster Maria-Einsiedeln war. Diesen Kampf gegen Leo's X. Schacher setzte er mit Glück in Zürich fort und fand damit so allgemeinen Anklang, daß die Cantonsregierung von Zürich schon im folgenden Jahre einen Befehl erließ, das Wort Gottes solle rein nach den Aussprüchen der Bibel und ohne alle menschliche Zusätze gelehrt werden. Mit gottbegeistertem Eifer ging Zwingli nun weiter und führte 1522 die kirchlichen Verbesserungen auch in den äußern Formen ein. Nirgend trat ihm ein wichtiges Hinderniß entgegen; er bedurfte nicht der ängstlichen Rücksichtnahme, wie die Wittenberger. Papst Adrian machte dem edeln freisinnigen Schweizer vergebens die glänzendsten Anerbietungen zu hohen kirchlichen Ehrenstellen, wenn er von dem betretenen Wege abließe. Ein Mann wie Zwingli war damit nicht zu fangen. Als nun Johann Oekolampadius durch Sickingens Unglück von der Ebernburg vertrieben, in Basel eine seinem Talente, seiner Gelehrsamkeit und seiner Liebe zu Licht und Wahrheit angemessene Anstellung an der Universität gefunden hatte, traten beide Männer bald in die innigste freundschaftliche Verbindung, wie sie ein gleiches Streben nach einem herrlichen Ziele nur hervorrufen kann. Beide waren sich im Alter ziemlich gleich; Zwingli 39, Oekolampadius 37 Jahre alt. Der Letztere entstammte ebenfalls einem Schweizergeschlecht, obgleich er in Weinsberg in Schwaben geboren war. Zwischen den beiden Freunden fand fast ein ähnliches Verhältniß statt, wie zwischen Luther und Melanchthon: Zwingli war der kräf-

tige bahnbrechende Geist, obgleich nicht so hartnäckig u
eigensinnig wie Luther; Oekolampadius ein sanfter mil
Charakter, voll schöner Begeisterung, aber auch voll Lie
und Versöhnung, und deshalb ist er wohl nicht mit Unre
der Schweizer-Melanchthon genannt worden. Diese bei
edeln Geister, die sich einander ergänzten, legten nun g
meinschaftlich Hand an das große Werk, und auf ihre
Betrieb lud der Stand Zürich im Frühling des Jahre
1523 alle Theologen, welche Zwingli's Lehren widerlegen
und ihn eines Bessern überführen könnten, zum Somme
nach Zürich zu einer großen Unterredung ein. Bereits
hatten sich eine Menge Theologen und weltliche Männer,
die an der Sache Interesse nahmen, aus der Schweiz und
aus den angrenzenden Provinzen des deutschen Reichs an-
melden lassen, und es wurden zu ihrem Empfange und
ihrer Beherbergung großartige Anstalten von der Stadt
getroffen.

Mitten in diese lebendige, der Zukunft angehörige Be-
wegung, die ganz nach seinem Sinne war, kam der flüchtige
Hutten — 35 Jahre alt — und fand den von ihm so
hochverehrten Oekolampadius in Zürich, um mit Zwingli
die Glaubensartikel des Letztern als die auf der bevorstehen-
den großen Versammlung zu vertheidigenden Streitpunkte
auszuarbeiten und andere Vorkehrungen zu treffen. Der
Ritter trat als der Dritte zu diesem Bunde der Gleichge-
sinnten, Gleichstrebenden, denen er dem Alter, der Gesin-
nung, der Lebensaufgabe nach angehörte. Die beiden ihm
längst befreundeten Theologen empfingen ihn mit schweize-
rischer Treuherzigkeit und suchten dem kranken Dichter das
von Erasmus zugefügte Unrecht durch Liebe und Wohl-
wollen zu vergüten. Oekolampadius reichte ihm freund-
lich die Hand; Zwingli fügte dem kräftigern Handschlage
ein herzliches „Willkommen unter Euern Freunden, edler
Ritter!“ hinzu. Das Gespräch kam schnell auf Huttens

so viel besprochenes Verhältniß zu Erasmus. „Aergert Euch nicht über den schlauen Fuchs!" sagte Zwingli. „Er will sich bei den Fürsten und großen Herrn, denen Sickingen unterlegen ist, einen Pelz verdienen. Ihr wißt ja, er liebt die Bequemlichkeit und das Wohlleben und bezieht fürstliche Pensionen. Da es seiner Ansicht nach mißlich mit Euch stand, so verleugnete er Euch wie Petrus den Herrn. Alle Schwachköpfe und Achselträger, die sich erst gleichsam im Leibe zerrissen, um Euer Lob auszuposaunen und Euch zu den Sternen zu erheben, weichen nun scheu vor Euch zurück und fürchten, es könne ihnen schaden, wenn sie mit Euch umgingen. Was kann Euch an solchen Lumpen liegen! Ein großer Geist wie der Euerige ist über solche Erbärmlichkeiten erhaben. Sie fechten ihn nicht an. Im Gegentheil seht Ihr durch diesen Windstoß die Spreu von den schweren Körnern gereinigt und mögt nun erst recht erkennen, welche Euere wahren Freunde sind."

„Er ist es nicht werth, daß man sich über ihn ärgert," fügte Oekolampadius hinzu. „Und die Züchtigung, die Ihr ihm so meisterlich habt angedeihen lassen, ist eine wohlverdiente und wird ihm von Allen, Feinden wie Freunden gegönnt. Man sieht an ihm recht deutlich, daß selbst die größte Gelehrsamkeit und das Kämpfen für die Wahrheit und das Recht mit den geistreichsten Waffen einen ursprünglich unedeln Charakter nicht edel zu machen vermögen. Wenn es auf die Probe ankommt, zeigt er sich doch in seiner ursprünglichen Gestalt."

„Sprechen wir von bessern Dingen!" rief Hutten. „Es ereignen sich jetzt wichtigere Sachen in der Welt, als die Falschheit und der ohnmächtige Zorn eines gelehrten Professors. Ich bin herzlich froh, in Euerer Mitte zu verweilen, Ihr wackern Freunde. Wir wollen zusammen tüchtig Hand anlegen, damit unser gutes Werk vorwärts



gehe trotz Papst und Kaiser, trotz Türkennoth und Fürstenrache."

So blitzte der starke Geist in dem kranken Körper jugendlich kräftig auf, und mit strahlendem Auge fügte er, die Hände der Freunde ergreifend hinzu: „Ihr kennt doch Luthers neues schönes Lied: ‚Eine feste Burg ist unser Gott?' Darin heißt es: ‚Und wenn die Welt voll Teufel wär' und wollte uns gar verschlingen, wir fürchten uns doch nicht so sehr, es muß uns doch gelingen!' Diese Worte des trefflichen Augustiners haben mir schon viel Trost und Muth in die Seele gesprochen." Zwingli und Oekolampadius umarmten den begeisterten Freund, jener mit einem zustimmenden Lächeln, dieser mit einer Thräne der Rührung in den sanften Augen.

Hutten schien in der Unterhaltung mit den Freunden, in der Verehrung, die ihm die Züricher entgegenbrachten, und in der seinen Wünschen angemessenen Thätigkeit sein böses Gebreste zu vergessen, auch war's, als wenn der Sommer und die erfrischenden Berglüfte, die über den See herabströmten, seine Lebenskräfte wohlthätig anregten. Oft ging er mit Oekolampadius, der sich seiner vorzüglich annahm, in den Abendstunden am Ufer des Sees in anregendem Zwiegespräch. Hier tauschten sie gegenseitig ihre Ansichten aus; auch Zwingli war zuweilen ihr Begleiter. Die Briefe und Zeitungen, welche aus fast allen Gegenden Deutschlands einliefen, die Flugschriften der Wittenberger Reformatoren und ihrer Gegner, welche ihre gelehrten Freunde und die Buchhändler ihnen zuschickten, wurden auf diesen einsamen Gängen besprochen. Eines Tags berichtete Hutten: „Da ist mir heute von einem jungen Prädikanten in Thüringen gemeldet worden, der auf Doktor Karlsstadts stürmischem Wege fortschreitet und wenn er, wie wohl zu erwarten steht, darauf beharrt, unserm guten Doktor Luther noch mehr zu schaffen machen

wird, als der feurige Andreas Bodenstein *). Er sitzt in Altstedt, einem Städtlein zwischen Erfurt und Mühlhausen, soll fünfundzwanzig Jahre alt sein, hat in Wittenberg seine Studien absolvirt, wo er sich durch Fleiß, Sittenstrenge, ernstes würdiges Wesen und großen schier fanatischen Eifer gegen die Pfäfferei ausgezeichnet hat, und heißt Thomas Münzer."

„O von dem hat mir Melanchthon auch schon geschrieben," fiel Oekolampadius ein, „und mir ein paar kleine Schriften von ihm geschickt, in welchen der junge hitzige Prädikant nicht allein gegen die römische Büberei, sondern auch gegen Luther und Melanchthon loswettert. Er nennt die Letztern faules Fleisch, das vom Glauben alles Heil erwarte. Er dringt auf die Werke und will das weltliche wie das geistliche Regiment umgeschaffen wissen."

„Das gefällt mir baß von dem jungen Feuerkopfe," sagte Hutten. „Solche Leute müssen wir haben, wenn's vorwärts gehen soll. Auch ich habe des Münzers neueste Schriften erhalten. Wären sie nur nicht in einem etwas dunkeln Prophetentone geschrieben, sie würden noch mehr Eingang im Volke finden. Mit glühenden Worten, die an Jesaias erinnern, den er überhaupt mehr als nöthig in sich aufgenommen hat, fordert er Freiheit für das Volk vom unmenschlichen Drucke der Fürsten und Pfaffen, fordert die Herrschaft für das Reich Gottes auf Erden. Wahrlich, er trifft den Nagel besser als die Wittenberger, die Alles mit der Kraft des Wortes allein machen wollen und sklavische Unterwerfung des Volks unter die blutsaugende Fürstengewalt predigen. Das Schwert soll entscheiden, die nothgedrungene That des gedrangsalten Volks; die Freiheit soll mit Blut erkämpft werden. Fürwahr,

---

*) Karlstadts eigentlicher Name. Seinen bekanntern Namen nahm er von seinem Geburtsort Karlstadt am Main in Franken an.

das ist stets auch meine Meinung gewesen, und **ich** konnte der unwürdigen Lehre von der Unterwerfung **des** Volks unter die Fürstengewalt und von der Lammesgeduld, die sich nicht nur die Wolle abscheeren, sondern auch **das** *Blut* abzapfen und das Fleisch ausschneiden läßt, wie sie Luther in seiner Weise predigt und gleichsam despotisch verlangt, niemals Beifall schenken. Den Münzer möcht' ich kennen lernen; er ist ein wackerer junger Mann, und mich will bedünken, er werde bald über dem Luther sein. Die Welt schreitet in unsern Tagen mit Siebenmeilenstiefeln vor, und die Jugend thut stets einen tüchtigen Schritt *weiter*, als die ihr vorangegangen sind. Der Münzer steht auf Luthers Schultern, darum tritt er ihn mit Füßen *und* ragt über ihn hinaus. Er arbeitet schon nicht mehr auf dem theologischen Felde allein, nein, er schlägt auch wacker auf die harten Erdschollen des weltlichen Regiments los; er will auch hier frische lockere Erde für seinen guten Samen. Das ist ein ächter Arbeiter im Weinberg des Herrn. Mich erfreut baß, wie er den Tyrannen zu Leibe geht, sie mögen ihren Eigennutz und ihre Bosheit *mit* der Stola oder dem Purpurmantel umhängen. Keine Priesterknechtschaft will er mehr dulden, aber auch *keine* Frohnen; die todte Buchstabenreligion soll aufhören, aber auch das Kastenunwesen und der äußerliche Unterschied der Menschen, die alle Kinder Gottes seien. Das Reich Gottes, als ein Reich der Freien und Heiligen soll über das ganze deutsche Land walten, und das wahre Priesterthum, die geistige Pflege des Rechts und der Wahrheit soll die Herrschaft vernünftiger Gesetze über die ganze Welt verbreiten. Krieg allen Tyrannen und Buben! ruft er aus. Das Schwert Gideons soll sie vernichten. *Mich* dünkt, wer solche Worte unter das Volk schleudert, sei auch geschickt, für seine Ueberzeugung ihm jenes Schwert vorzutragen."

„Doch ist bei den Münzerschen Donnerkeilen wohl zu beachten, daß es ein junger Mann ist, der sie schleudert," warf Zwingli ein. „Solch begeisterter Jugend läuft stets das Herz mit dem Kopfe davon. Ich mag Luthers Geduldslehre auch nicht; wenn Worte nicht mehr helfen, muß man schon das Schwert zur Hand nehmen und Krieg und Blut nicht scheuen für die Sache der Wahrheit. Aber Münzer fängt gleich mit dem Schwerte an. Es würde ein böser Handel, blutig und gräulich, wie die Welt noch keinen gesehen, wenn solch ein wilder Fanatiker wie Gideon einherzöge an der Spitze des entfesselten gemeinen Volks. Deutschland könnte darüber veröden."

„Laßt das gut sein, werther Freund!" rief Hutten. „Wenn die Sache vorwärts soll, so muß sie einmal einen rechten Ruck thun. Das heißt, sie muß einen tüchtigen Stoß erhalten von solch einem Feuer- und Kraftmenschen. Mit dem Worte und nur immer mit dem Worte allein, mit dem ewigen Reden und Schwatzen kommen wir nicht vom Flecke. Die Männer der That haben in solch gährenden Zeiten, wie die unsrigen, stets die Welt vorwärts gebracht. Handeln, Dreinschlagen, das will die Jugend, die sich in ihrer Kraft unnütz verzehrt. Alles Große ist von einer begeisterten thatkräftigen Jugend, die, ohne lang darum zu bitten, das Heft in die Hand nahm, ausgegangen. Der Knoten ist so schlimm verschlungen und verworren in unsern Tagen, daß er durch die geduldige Wortklauberei nicht mehr von einander gebracht werden kann; er muß mit dem Schwerte durchgehauen werden. Als Alexander Magnus den gordischen Knoten durchhieb, war er auch ein junges Blut, und an die Lösung des Knotens hatte das Orakel die Herrschaft der Welt gebunden, die nun dem wirklich zufiel, der ihn mit einem kühnen und kräftigen Schwertstreiche gelöst hatte. Daran seht, daß die kühne und kräftige Jugend, die mit dem Schwerte

drein schlägt, immer recht hat auf der Erde wie im Himmel."

„Fürwahr, es scheint, als wollte Euere Ansicht mehr und mehr in den Gemüthern Platz greifen," bemerkte Zwingli. „Da suchte mich vor einiger Zeit der Prädikant der Stadt Waldshut im Schwarzwalde, Kaspar Hubmeyer heim, derselbe, der vor mehreren Jahren als Domprediger in Regensburg gegen die Juden eiferte und dadurch die unschuldige Ursache zur Errichtung der schönen Maria dort wurde." —

„Der ist mir wohl bekannt," fiel Hutten ein. „Er ist ein verstockter Scholastiker."

„Luthers Schriften haben ihn bekehrt, aber schon ist er weit darüber hinausgegangen und schier auf demselben Wege, wie Münzer. Die tolle Wirthschaft mit der schönen Maria in Regensburg hat ihm die Augen zuerst geöffnet, aber ihn auch aus Regensburg vertrieben. Tief im Schwarzwald sitzt er nun in der kleinen Stadt und hat sich mit feurigen Predigten gegen alle Tyrannei, geistliche wie weltliche, großen Anhang erworben."

„So ists! Die Sache muß vorwärts gehen, und Luthers Zäume werden sie nicht aufhalten." —

9.

„Es ist ein Stern gefallen."

Auf diese Weise vergingen acht Wochen. Da aber zeigte sich's, daß Huttens Besserung doch nur Schein gewesen war. Die Kräfte verließen den Ritter merklich, die Krankheit verschlimmerte sich. Aber seinen Feinden erschien der kühne Streiter stets als höchst gefährlich. Die

Kunde, daß er sich in Zürich bei Zwingli befinde, hatte sich nicht nur in der ganzen Schweiz, sie hatte sich auch in Deutschland verbreitet, ja sie war sogar nach Rom an die päpstliche Kanzlei berichtet worden. Die Pfaffen fürchteten von seiner Anwesenheit bei der ausgeschriebenen Theologenversammlung und vom Einfluß seiner feurigen Rede und Gelehrsamkeit mehr als von irgend einem Andern. Um die Mitte des Monats August lief ein Schreiben des Papstes Adrian an den Züricher Stadtrath ein, worin er dem Staate zeitliches und ewiges Verderben androhete, wenn dem Ritter Ulrich von Hutten dort Schutz und Pflege gewährt würde. Nach einigen Tagen erhielt der kranke Mann einen Brief aus Basel, worin ihm geschrieben wurde, Erasmus habe ein Schreiben an den Magistrat in Zürich erlassen, worin er Hutten anschwärze und durch allerlei Vorspiegelungen dahin trachte, daß der Ritter aus der Stadt vertrieben werde. Huttens Kraft war gebrochen; sie flammte nicht mehr in dem alten Zorn auf über die neue Nichtswürdigkeit des gelehrten Schleichers. In ruhiger und würdiger Weise verfaßte er eine Zuschrift an den Stadtrath und bat um Abschrift der Erasmusschen Verleumdung. Er schalt nicht wieder, da er gescholten war, er vergalt seinem Feinde mit einer an ihm ungewohnten Sanftmuth. Der Brief hätte nicht anders lauten können, wenn er aus Oekolampadius' Feder geflossen wäre. Die starke Geistesflamme zitterte nur noch schwach am ausgekohlten Dochte. Aber die scheinheilige Bosheit des Mannes, der ihn einst vor aller Welt gepriesen, der mit seiner Freundschaft geprahlt hatte, schmerzte ihn tief. In Basel hatte Erasmus nur seinen Besuch abgelehnt; jetzt ging er darauf aus, ihn, den kranken armen Flüchtling, aus einem ruhigen Asyl, aus der Mitte werther Freunde zu vertreiben. Die Gereiztheit, die aus seiner Krankheit entsprang, machte Hutten für den Schmerz nur noch em-

pfänglicher, und dieser wirkte nun um so vernichtender auf seine letzte Kraft. —

Obgleich der Magistrat weder auf das Schreiben des Papstes, noch auf das des Baseler Gelehrten die geringste Rücksicht nahm, so sah sich Hutten doch veranlaßt, schon nach wenigen Tagen die Stadt zu verlassen. Zwingli empfahl ihn an einen der Heilkunst kundigen Pfarrer auf der kleinen Insel Ufnau im Züricher See; dort hoffte er, werde der Freund von seinem Uebel hergestellt werden. Ein kleines Boot führte eines schönen Morgens den Kranken den See hinauf. Sein Auge blickte trüb auf die reizenden Ufer und die mächtigen Berge im Hintergrunde. Ein bitteres Weh zog durch seine Brust. Alle Hoffnungen und alle Täuschungen seines Lebens gingen während der Fahrt an seinem innern Auge vorüber, und er kam Abends kränker in Ufnau an, als er Morgens in Zürich ausgefahren war.

Der Pfarrer Hans Schnegg empfing den berühmten Mann mit ehrerbietiger Herzlichkeit und wandte neben der liebreichsten Pflege alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an. Aber in der Einsamkeit des ärmlichen Pfarrhauses hatten die finstern Geister der Verzweiflung, der Trostlosigkeit, des Jammers über menschliche Dummheit und Bosheit, volle Macht über den Dichter, und sie verschworen sich mit dem ihnen verwandten Geiste eines verzehrenden Fiebers. Als Knabe war er in die Welt gegangen, um sich der despotischen Pfaffengewalt zu entziehen. Um der Wahrheit willen war er arm und elend durch die Länder geirrt, gehaßt und verfolgt von eigensüchtigen Menschen. Zwanzig Jahre lang hatte er den Kampf gegen die Nichtswürdigkeit mit gewaltiger Feder geführt, und immer hatte ihm als letztes und höchstes Ziel ein großes durch Einheit und Freiheit starkes Deutschland vorgeschwebt; er hatte die besten Kräfte seines hochbegabten und vom Feuer

der Begeisterung durchglühten Geistes an dieses Ziel gesetzt. Als Mann war er endlich krank, elend, gehaßt und verfolgt, nach zweckloser Flucht durch die Länder, in einem entlegenen Winkel der Erde angekommen, und er fühlte, daß er am Marksteine seines Lebens stehe. Ach, und wie weit war er vom schönen heiligen Ziele entfernt!

Diese bösen Gedanken rieben ihn hier schneller auf, als in Zürich der Fall gewesen sein würde. Am zwölften Tage nach seiner Ankunft auf Ufnau hauchte er die edle große Seele aus. Kein ihm theures Haupt stand an seinem Sterbebette und erleichterte dem großen Kämpfer den letzten Kampf. Ein ihm fremder Mann, der ihm nur wenige Tage wirkungslose Hülfe geleistet, erzeigte ihm die letzte Liebe und begrub seine Hülle auf dem kleinen Gottesacker der Insel. Nur vier Monate war der edle Hutten über sechsunddreißig Jahre alt geworden; mitten im schönsten Mannesalter wurde er dahingerafft und folgte seinem Freunde Sickingen schon nach sechszehn Wochen in den Tod. Er hinterließ, nach Zwingli's Zeugniß, nichts als seine Feder und sein Schwert, wenig und doch ungeheuer viel. Denn es waren die bedeutungsvollen Symbole des Kampfes, die mächtigen Waffen gegen Lug und Trug, gegen Herrschsucht und Selbstsucht, gegen die gespreizte Gewalt, die blutsaugende Tyrannei in der scheinheiligen Larve der Volksbeglückung, gegen die Bedrückung und Zerstückelung Deutschlands, gegen die höllischen Quälgeister, die dieses an materiellen und ideellen Mitteln so reiche Deutschland immer und immer wieder zur Ohnmacht herabdrücken, um dann in seinem Schweiße und Blute zu schwelgen.

Ulrich von Huttens Feder und Schwert! Heiliges Erbtheil gesinnungstüchtiger deutscher Jugend, großes Vermächtniß des edelsten deutschen Mannes, über dreihundert

trüber böser Jahre hast du todt gelegen. Belebe dich, [illegible] waltiges Erbgut, und trage uns und dem Lande würd[illegible] Zinsen! Noch heute liegt Deutschland in den schmachvoll[illegible] Ketten jener autoritätssüchtigen Selbstsucht, die euch j[illegible] vorheuchelt, wie damals, von ihr nur könne das wa[illegible] Heil Deutschlands kommen; noch zehrt ein Heer üppi[illegible] Prasser an euerm Mark, noch schmachtet es mit seiner Kr[illegible] und Tüchtigkeit in der Ohnmacht der Zerstückelung u[illegible] der Parteien. Noch vor Kurzem wurden edle Deutsch[illegible] die des Vaterlandes Glück und Wohl, seine Einheit u[illegible] Freiheit, seine Größe und Macht als höchstes Ziel u[illegible] eigennützigen edlen Strebens zu erringen sich bestrebte[illegible] gehaßt, verfolgt, verdächtigt und in den Tod gejagt. Au[illegible] da traten wieder gelehrte Professoren, wie Erasmus vo[illegible] Rotterdam, hervor, und verleugneten und verriethen Män[illegible] ner der Freiheit, wie Ulrich von Hutten, mit denen sie er[illegible] schön gethan, buhlten um Fürstengunst und wurden, zu[illegible] gerechten Strafe dafür, von Fürsten schnöde behandelt[illegible] Wieder der alte Kampf: der schwächliche gelehrte Liberalis mus, gegenüber der heißen Genialität der Jugend; gege[illegible] beide das treulose Fürsten- und Pfaffenregiment! Kugeln aus den Rohren fürstlicher Mörder, Ketten und Festun[illegible] waren wiederum der Lohn für Huttens geistige Nachkommen. „Wühler, Hetzer, Aufwiegler, Feinde der Ruhe, der Ordnung, des Gesetzes" nannte sie die Treulosigkeit der Aristokratie, und der blöde Verstand des genußsüchtigen blasirten Bürgerthums, der geldgierigen verrotteten Eigensucht beten nach, was jene ihm vorsagen. Aber wie Arons dürrer Stab grünte, als seine Zeit gekommen war, so werden Huttens Schwert und Feder dem gedrangsalten Vaterlande noch die rechten Früchte bringen. Doch bedenkt es wohl, hochherzige deutsche Jünglinge, zusammen gehören sie, Schwert und Feder, wie sie zusammen auf uns vererbt wurden. Unter dem Rasen der kleinen Insel im

Züricher See sind die Gebeine des für Einheit und Freiheit Deutschlands hochbegeisterten feurigkühnen Mannes in Staub zerfallen; Niemand kennt die Stätte mehr. Aber sein Schwert und seine Feder wandern durch Deutschland, immer schärfer, immer kräftiger, die herrlichen Werkzeuge zur Erbauung des ihm allein würdigen Monuments: die Einheit und Freiheit Deutschlands. Die Zeit ist endlich gekommen, die es wahr machen soll, was er einst mit prophetischem Geiste gesungen:

„Aus meinen Gebeinen wird mir einst der Rächer auferstehen.“

10.

Ein Reiter, der Vater und Mutter sucht.

Um dieselbe Zeit, als eine Handvoll kühler Erde auf das einst so heiße Herz des kühnen ritterlichen Dichters und Kämpfers für Licht und Wahrheit im Schoße der kleinen, von den hellen Bergwassern des Züricher Sees umspielten Insel fiel, trabte eines heitern sonnigen Vormittags ein junger stattlicher Gesell auf einem flinken Rößlein auf dem Wege von Augsburg über die Berge und durch die Thäler der Grafschaft Burgau und bog endlich, der Straße wohl kundig, den nicht breitgetretenen Pfad nach dem Hasenhofe ein. Er war ein feiner, schlanker, etwas schmächtiger junger Mann, dem Ansehen nach in den ersten zwanziger Jahren stehend; hellblonde Locken fielen unter einem breiten, grauen, mit einer wallenden Feder geschmückten niederländischen Hut auf seine Schultern herab; sein mageres fein geschnittenes Gesicht hätte hübsch genannt werden können, wäre es nicht durch eine Anzahl dunkelrother Flecken, die sich wie Feuerflämmchen ausnahmen,

und durch einen lauernden tückischen Zug, der wohl M
trauen erwecken konnte, entstellt gewesen. Auch hielt
seinen gut gewachsenen Körper nicht aufrecht, sondern t
den Kopf vorwärts gebeugt, was den Eindruck von jen
Zuge um Mund und Augen noch vermehrte. Diese blau
scharfen, verschmitzten Augen ließ er jetzt nach allen Sei
hingleiten und musterte die sich ihm darbietenden Geg
stände mit einer Art lächelnder Vertraulichkeit, als sei
sie alte Bekannte von ihm, die er nach langer Abwesenh
wieder begrüße. So war er endlich auf dem Hofe
Bauernguts angelangt, wo ein paar Leute beschäft
waren, die letzte Ernte einzuheimsen. Verwundert über
ungewohnte Erscheinung eines vornehmen, schier adel
aussehenden Reiters in glänzendem Waffenschmuck, dar
ten sie unterwürfig dem etwas hochmüthigen Gruß d
jungen Gesellen und traten herzu, nach seinem Bege
zu fragen.

„Ist das Hasenhänslein noch hier zu Hause auf seine
Hofe? Lebt der Bauer noch?“ fragte der junge Frem
mit etwas schwerem fast ausländischen und doch wiederu
schwäbischen Accent.

„Ihr müßt lange nicht in unsere Gegend gekomme
sein, junger Herr,“ versetzte der stämmige Bauersmann
„daß Ihr nicht wißt, wie's dem armen Hasenhänslein e
gangen ist.“

„Nichts weiß ich von ihm; denn du hast recht Bauer
es ist manches langes Jahr verstrichen, seit ich nicht hie
war und mich in fremden Ländern herumtrieb. Erzähl
mir für ein gutes Trinkgeld, was sich mit dem Hänslei
zugetragen.“

„Das ist bald erzählt. Er kam mit dem Vogt i
schlimme Händel wegen der Lore, seiner Tochter. Unse
Eins weiß nicht, was an der Sache ist. Genug, die Lor
ging als Magd in Dienst zu einer vornehmen Herrschaft

in Augsburg und ist sogar mit in Ungarn gewesen. Da hat sie einen Bergmann in den fuggerischen Goldgruben gefreit, und der ist dann mit ihr nach Tyrol gezogen, wo er in den fuggerischen Silbergruben angestellt wurde. Der Vogt hat aber, wie die Leute erzählen, das Hänslein zwingen wollen, das Mensch wieder herbeizuschaffen. Hänslein hat sich das Maul verbrannt, wenn er Einen über den Durst genommen, und das that er alle Tage, zumal als die Lore fort war. Der Vogt hat ihn in die Eisen gesetzt und ihm dann den Hof verganten lassen. Ich hab' das Anwesen gekauft. Mit dem Bauer springen die Herrn um, schlimmer als ich mit meinem Ochsen. Das Vieh schonen wir, weil's für uns arbeiten muß; wir aber werden nicht geschont, obgleich wir ärger für die Herren schaffen müssen, als das Vieh für uns. Das Hänslein ist nachher zu seiner Tochter in Tyrol gezogen und lebt dort, wenn's nicht gestorben ist.''

„Wißt Ihr mir vielleicht den Namen des Bergmanns anzugeben, welcher der Lore Ehewirth geworden ist.''

„Ja, das kann ich,'' antwortete die Frau gefällig, „denn sie ist vor etlichen Jahren mit ihrem Manne hier gewesen und hat ihre Gefreunde und Gesippe besucht. Sie ist eine reiche stattliche Frau geworden und trägt sich gar hochmüthig. Ihr Wirth aber heißt Gebhard Diether und ist Obersteiger bei Herrn Jakob Fugger im schwazer Silberbergwerk.''

„Welches ist der nächste Weg von hier dorthin?''

„Ihr reitet wohl am besten den Mindel hinauf und dann durch den Algäu über die Berge. In Mindelheim mögt Ihr die erste Nachtherberge nehmen, am besten bei Herrn Georg Frundsberg, der jetzt daheim ist auf seinem hoch über der Stadt gelegenen schönen Schlosse. Er ist ein gastfreier Ritter und hat oft viel adeliger Gäste aus Schwaben und Tyrol und von den reichen Herrn in Augs-



burg, die er auch nicht selten heimsucht. Als aber d
schwäbische Bund den Edelherrn in Franken die Ber
schlösser verbrannte — vor acht Wochen, ist er zu Ha
geblieben. Es wird ihn baß erfreuen, wenn Ihr i
heimsucht; denn er ist gar ein leutseliger Herr. Weit
hinauf werden Euch die Leute besser berichten, als wi
können."

Der Reiter drückte der Bäuerin ein Geldstück in d
Hand und fragte geschmeidig: „Könnt ihr mir für Ge
und gute Worte nicht einen Imbiß reichen, eine Scha
kühler Milch und Brot und meinem Rößlein ein Metzche
Hafer und einen frischen Trunk? Der Tag ist heiß." —
Die Frau sprang flink die bescheidenen Wünsche des fremde
jungen Herrn zu befriedigen. Das Bäuerlein nahm si
des Pferdes an. Der Fremde ging durch Hof und Garte
und besah sich diese und jene Stelle, dann trat er auch i
das Haus und fragte endlich nach diesem und jenem Dinge
so daß die Bäuerin neugierig sagte: „Ihr mögt wohl hie
bekannt sein, edler Herr. Aber was für Verkehr mög
Ihr doch mit dem Hänslein gehabt haben? Er ist eben kein
feiner Kumpan gewesen."

„Fürwahr, da hast du recht, Frau; das war e
nicht."

„Wer seid Ihr denn eigentlich, wenn's erlaubt ist?"

„Wahrlich," versetzte der Fremde bitter lachelnd, „das
möcht ich selbst gern hier erfahren haben."

Die Bäuerin schüttelte den Kopf bedenklich vor sich.
„Ihr werdet am besten wissen, wie vornehmer Leute Kind
Ihr seid. Tragt Ihr doch einen Ring am Finger, so reich
und kostbar, wie ihn hier zu Lande nur die Vornehmsten
vom Adel besitzen. Ich glaube, Herr Raimund Fugger in
Augsburg hat keinen herrlicheren."

„Wohl möglich! Deshalb bin ich noch lange kein
Fugger. — Bist du aus dieser Gegend gebürtig, Bäuerin?"

„Ei freilich, aus dem nächsten Dorfe.“

„Erinnerst du dich nicht eines Buben, der als ein Verwandter des Hasenhänslein hier auf seinem Hofe aufwuchs?“

„Ich werde ja! Der Märten mit den rothen Tupfen im Gesicht. — Ach, heilige Mutter Gottes! Seid Ihr das? Ja, ja, jetzt erkenn' ich Euch an den Tupfen. Seid Ihr aber ein stattliches Bild geworden! Kennt Ihr mich denn nicht mehr? Ich bin ja des Rothmeiers Bäbele. Wir haben oft zusammen gespielt, und Ihr habt mir oft Eins ausgewischt; denn Ihr waret ein böser Bub.“

„Und hast du nie gehört, wer meine Eltern gewesen sind? Das Hasenhänslein sagte mir zwar oft, ich sei seiner verstorbenen Schwester Kind, und er fütterte mich um Gottes Barmherzigkeit auf; aber es wurde mir schon damals gesteckt, es sei nicht wahr.“

„Bah!“ rief die Bäuerin mit einer pfiffigen Geberde. „Meine Base Gretel hat mir oft erzählt, eine fremde Frau habe Euch hier auf dem Hasenhofe geboren. Niemand habe erfahren, wer und woher sie sei. Sie habe gesprochen wie man hier zu Lande nicht spricht und sei oft unter den Bauernweibern mit Rocken und Spindel gesessen und gar fleißig gewesen. Dann als sie fort, habe Euch des Hasenhänsleins Frau, Else, aufgefüttert, und der Bauer habe viel Geld dafür erhalten, so daß sich seine Umstände gar sehr gebessert. Darüber sei er ein arbeitscheuer Taugenichts und Trunkenbold geworden und seine Frau in Gram und Herzeleid gestorben. Weiter weiß ich Euch nichts zu berichten.“

„Es ist schon etwas, und ich bin dir dankbar, Bäbele. Das Hasenhänslein wird mir schon mehr sagen können. Du siehst, daß ich eben so wenig weiß, wer ich bin, als du selbst, und außer meiner Person und meinem Taufnamen Martin nichts von mir kenne.“

„Wo seid Ihr denn in den vielen Jahren gewesen u
in so gute Umstände gekommen?“

„Das ist eine weitläufige Geschichte, und ich ha
weder Zeit noch Lust, sie dir zu erzählen; denn dein Ma
führt eben das abgefütterte Pferd vor, und ich bin m
deiner guten Milch auch fertig.“

Die Bäuerin verweigerte jede fernere Bezahlung a
alter Freundschaft, erzählte ihrem Ehewirth schnell, welc
wichtige Entdeckung sie gemacht, und der Bauer erbot sic
den Jugendfreund seiner Frau ein Stück Wegs zu beglei
ten. Martin bestieg sein Rößlein und hörte das Tha
hinaufreitend nur mit halbem Ohre auf das Geschwätz de
Bauers, der sich zuletzt noch ein Stück Geld gefallen
ließ. Dann ließ der von Ungeduld getriebene Reiter sein
Pferd tüchtig ausgreifen und schenkte der schönen Gebirgs-
natur umher keinen einzigen Blick, entweder weil ihm der
Sinn dafür abging, oder weil er im Geiste mit ganz an-
deren Dingen beschäftigt war. Zuweilen begegneten ihm
Truppen singender Landsknechte in ihrer wunderlich zu-
sammengewürfelten Tracht und Bewaffnung; er schien an
diese Erscheinung schon gewöhnt zu sein und widmete ihr
ebenso wenig Aufmerksamkeit. So gelangte er am Abend
in das Städtchen Mindelheim, über dem sich auf steiler Höhe
das stattliche Schloß des weltberühmten kaiserlichen Feld-
obersten Georg von Frundsberg erhob.

11.

Deutsche Kriegsgesellen.

Martin hatte nicht Ursache sein Pferd den Schloßberg
hinaufzulenken. Er suchte die beste Herberge in der
Stadt auf. Vom Wirth in eine besondere Stube ge-

wiesen, fand er mehrere Ritter und Junker an den mit blanken kupfernen Weinkannen bepflanzten Tischen, die seinen höflichen Gruß als den eines Ebenbürtigen erwiderten. Hervor stach vor allen ein stattlicher Mann, einfach in einem erbsgelben Waffenrock und hohen braunen Reiterstiefeln, mit einem milden, fast freundlichen breiten Gesicht im vollen blonden Bart, die Röthe der Gesundheit auf den von der Sonne braun gebrannten Wangen; er mochte ein angehender Fünfziger sein. Daneben saß ein etwas Jüngerer von wilderem Ansehen mit struppigem braunen Haar und Bart, Lederkoller und blitzendem Wehrgehänge, das ächte Bild eines deutschen Kriegshauptmanns jener sturmbewegten Zeit. Der Dritte an diesem Tische war wohl den Sechzigen nahe, wenn nicht schon darin, weit reicher, vornehmer und sorgfältiger gekleidet, mit einer schweren goldenen Kette um Hals und Brust. Seine Züge waren eisig streng und düster. Noch zwei Ritter saßen an diesem Tische, der Eine mit eisernem Brustharnisch, der Andere in einem braunen Wamse. An einem andern Tische hatten mehrere Junker Platz, hübsche lebhafte junge Leute, theils in den mittlern, theils in den erst angehenden zwanziger Jahren. Auch noch an andern Tischen saß eine Anzahl Ritter von verschiedenem Alter und Aussehen.

Als Martin in die Gaststube trat und bescheiden, aber mit höflichem und anständigem Gebahren Platz nahm, stockte die Unterhaltung der Anwesenden, und ihre Blicke flogen dem jungen Fremden zu, der durch die rothen Flecken in seinem schönen Gesichte so auffällig war. Auch war seine vornehme fremdländische und schier prächtige Kleidung wohl geeignet, die Aufmerksamkeit zu erregen. Es dauerte auch nicht lange, so wandte sich einer der Junker, der ihm zunächst saß, mit den Worten an ihn: „Junker, ich hab Euch eben ankommen sehen. Ihr habt einen

kostbaren Schimmel, ein Pferd, wie's hier zu Lande wen Ritter in ihren Ställen füttern mögen. Fürwahr, ich hal noch kein stolzeres und prächtigeres Thier gesehen, und sel wenige, die ihm gleich kommen möchten."

„Es ist auch ein Maure von ächt arabischer Zucht, versetzte Martin gleichgültig. „Ich habe ihn selbst mit au Spanien gebracht."

„Ah, Ihr kommt aus Spanien?" fragte ein Andere mit erhöhtem Tone. „Jedenfalls vom kaiserlichen Hof in Toledo?"

„Wohl hab' ich mich kurze Zeit dort aufgehalten."

„Ist der Kaiser glücklich in seinen Erblanden angekommen?"

„Am 17. Juni ist er wohlbehalten an's Land gestiegen, nachdem er sich sechs Wochen lang in England bei seinem Ohm dem Könige Heinrich aufgehalten."

„Was sagt man in Spanien von diesem Aufenthalt Sr. Majestät am englischen Hofe?"

„Er soll durch Leutseligkeit und Milde nicht allein den König und den Kardinal Wolsey, die rechte Hand des Königs, sondern auch das englische Volk für sich gewonnen haben, und ein Bündniß gegen den französischen König soll zu Stande gekommen sein, falls derselbe, wie man von seiner Sinnesart erwartet, die in Italien empfangene Scharte wieder auszuwetzen und Mailand wieder zu erobern Lust bezeigen sollte."

„Daß er diese Lust wirklich hat, könnt Ihr hier zu Lande erfahren, wo er gute deutsche Landsknechte mit schwerem Gelde werben läßt, um sie gegen ihren Kaiser, ja gegen ihre Landsleute und Brüder zu führen," sagte ein Ritter. „Denn den deutschen Kriegshauptleuten ist vom Erzherzog Ferdinand in Innsbruck der Befehl zugegangen, ebenfalls die Werbetrommel rühren zu lassen, und Herr Sebastian Schärtlin, den Ihr dort sitzen seht — er deutete

auf den Ritter im struppigen dunkelbraunen Haar und Bart — wird bald ein Heer Landsknechte über die Alpen führen, um die Franzosen zu erwarten."

„Habt Ihr vielleicht eine Botschaft vom Kaiser an Herrn Georg von Frundsberg, den obersten Feldhauptmann in Tyrol, zu überbringen, die Euch nach Mindelheim, seinen Rittersitz, geführt hat?" fragte der schönste und freundlichste der Junker. „Ihr könnt sie dann gleich abgeben; der Ritter im gelben Waffenrock mit dem blonden Barte ist's, mein Vater; denn ich bin Melchior, sein jüngster Sohn, und hier sitzt mein Bruder Kaspar, der diesmal als kaiserlicher Hauptmann auch mit nach Italien will."

„Ich dank Euch, Junker, für Eueren Bescheid. Aber eine Botschaft an Euern Vater hab' ich nicht."

„Wohin gedenkt Ihr denn?" fragte Melchior Frundsberg hierauf vertraulich. „Ihr wollt Euch wohl als Hauptmann oder Feldweibel von Herrn Sebastian Schärtlin werben lassen?"

„Auch das liegt nicht in meinem Willen. Der Zufall hat mich blos hierher geführt, und meine Reise geht nach Tyrol."

„An das Hoflager des Erzherzogs? So habt Ihr wohl Botschaft an ihn? Wohl von seinem Bruder dem Kaiser?"

„Wenn ich sie hätte, dürft' ich's doch nicht verrathen," versetzte Martin schlau.

„Darf man Euern Namen nicht erfahren? Ihr sitzt hier unter lauter adeligen Herrn und Junkern aus Schwaben, und es scheint doch, Ihr seid ein deutscher Edelmann, ja Euere Mundart erinnert sogar an das Schwäbische. Ihr würdet gewiß Allen hier eine Freude machen, wenn Ihr Euch zu erkennen geben wollt."

„Ich heiße Martin; einen andern und bessern Namen hab' ich zur Stunde selbst noch nicht, hoff' ihn aber zu er-



halten. Ich suche nämlich eine vornehme fremde Fra
die mich in Schwaben geboren hat, oder, wenn sie ni
mehr leben sollte, ihre Familie. Ich habe sie am kaise
lichen Hofe in Spanien gesucht, ich will sie am erzherzo
lichen in Innsbruck suchen. Ihr seht, daß ich Ursache hab
muß, sie in den höchsten Kreisen zu vermuthen. Und da
bediene ich mich dieses kostbaren Ringes. Vielleicht kan
mir Einer von den Rittern durch Erkennung des Ring
auf eine Spur helfen. Den übrigen Theil meines Ge
heimnisses wollt Ihr mir billig erlassen."

Dieser halb offene, halb verdeckte Bescheid, mit groß
Schlauheit aus Wahrheit und Lüge zusammengesetzt un
aus Eitelkeit und wirklichem Verlangen auf eine ihm er
wünschte Spur zu kommen, entsprungen, war natürlich
sehr geeignet, die dem jungen Menschen bereits zugewen
dete Aufmerksamkeit zu steigern. Er zog den bezeichneten
Ring vom Finger und überreichte ihn dem Junker, welcher ihn sogleich den Rittern übergab. Das Kleinod wurde
in genaue Betrachtung genommen. Ein großer kostbarer
Smaragd war von goldenen Händen gehalten. Auf dem
Edelstein sah man einen Turban über einer Fahne und
darum im Bogen arabische Schrift. Auf den goldenen
Händen waren ebenfalls arabische Schriftzeichen.

„Das ist kein deutsches Adelswappen," sagte der
Ritter Frundsberg kopfschüttelnd, und gab den Ring
Schärtlin.

„So mir Gott!" rief dieser überrascht. Das ist ein
Ring, wie ihn nur die türkischen Paschas zu tragen pflegen.
Ich habe im vorigen Jahre auf meinem Kriegszug gegen
die Türken in Ungarn einen ähnlichen gesehen, der einem
erschlagenen Pascha abgenommen worden war. Wie seid
Ihr zu dem Ringe gekommen?"

„Man hat ihn mir in Spanien gegeben, damit ich
durch ihn finde, was ich suche."

„Da könnt Ihr in Deutschland lange suchen.“

„Und doch bin ich schon auf der Spur.“

„Gott helf Euch weiter darauf! Aber unter der schwäbischen Ritterschaft werdet Ihr weder Vater noch Mutter finden.“

„He, Truchseß,“ sagte der Ritter Jörg zu dem alten vornehm gekleideten Ritter mit der schweren goldenen Kette, „du suchst deinen Sohn, und hier sucht ein junger Gesell seinen Vater oder seine Mutter. Wenn Ihr Euch zusammenthätet, wär' Euch Beiden geholfen.“

„Mit nichten!“ versetzte der Angeredete mürrisch. „Er sucht seinen Vater, ich meinen Sohn. Ich werde mit Hülfe der schwäbischen Ritter, meiner guten Schwäger und Freunde, so wie des Bundes selbst, schon finden, was mir noth, und der junge Gesell wird den Ring auch nicht immer vorzeigen.“

„Der gestrenge Herr dort,“ flüsterte Melchior Frundsberg Martin zu, ist Herr Georg von Waldburg, Erbtruchseß und Oberfeldhauptmann des schwäbischen Bundes. Der Bund hat sich genöthigt gesehen, vor acht Wochen gegen viele von der fränkischen Ritterschaft, die den kaiserlichen Landfrieden schmählich gebrochen, ernstlich und mit Feuer und Schwert einzuschreiten. Diese verwegenen Franken, die den Adel verunehren, haben gegen die fahrenden Kaufleute und ihre Waaren übel gehaust. Die Städte, die zum Bunde gehören, haben das übel vermerkt und vom Bunde Hülfe gegen die Räuber begehrt. Ja nicht genug; Johann Thomas von Abtsberg hat vor zwei Jahren den Grafen Joachim Oettingen, der im Dienste des Bundes heimreisen wollte, bei Schwäbisch-Werth auf offener Straße niedergeworfen und so übel zugerichtet, daß der wunde Mann gleich darauf gestorben ist. Noch in diesem Frühjahr hat Christoph von Abtsberg Herrn Schärtlin dort unterwegs überfallen und ihm einen Knecht erstochen.

Wer nicht zu diesen unsauberen Geistern gehörte, war des Kaisers Landstraße nicht sicher. Der schwäbische Bu wirkte gegen die Abtsberge und ihre Gesellen die kaisliche Ober- und Unteracht aus, sammelte das Aufgebot Städte und zugehörigen Ritter und sagte allen Burgsitzern Schwabens und Frankens ab, welche nicht auf de bestimmten Tage zu Nördlingen eidlich bekräftigt, je Gemeinschaft mit den Geächteten gemieden und ihnen nic Zuflucht in ihren Häusern gewährt zu haben. Dra wurde der Absagebrief im Namen Rudolphs von Ehinge des Marschalls der Bundesreisigen — es ist der Ritter do im Brustharnisch — und noch anderer einundzwanzig Ritter in Würzburg und Bamberg öffentlich ausgehängt un ihre Ehre bewahrt gegen Hans Thomas von Abtsberg un seine Helfer, und der Fehdebrief, von drei Hauptleute ausgestellt, jeder verdächtigen Burg zugeschickt. Nun ging's auch gleich los. Die nürnberger und augsburge Kaufleute waren vorzüglich eifrig, den Heckenrittern, die si so sehr geschädigt, das faule Handwerk zu legen. Jene sandten gewaltige Büchsen aus ihrem Zeughause, diese tüchtige Mannschaft unter dem Hauptmann Kaspar Rieger, der Lange genannt. So wie aber das Bundesheer im Anzug war, flogen die Raubvögel aus den Nestern. Diese wurden weidlich niedergebrannt, und ganzer vier Wochen lang fraß das Feuer, vom Bundesheer angemacht, schier täglich einen fränkischen Rittersitz. Andere wurden verschont, weil die Herren sich durch Geldbuße oder Reinigungseid löseten. Der Hans Thomas Rosenberg, dem die Burg Boxberg gebrochen war, hat aber niederträchtige Rache am Truchseß genommen. Der einzige Sohn desselben, Jakob, war vom Vater mit andern jungen Edelleuten nach Doln in Burgund geschickt, wo er unter eines deutschen Hofmeisters Aufsicht ritterliche und freie Künste erlernen sollte. Dort hat ihn nun der Rosenberg vor drei Wochen schänd-

licher und gewaltsamer Weise mitten aus der Stadt vom Kirchgange aufgehoben, geraubt und hinweggeführt, Niemand weiß wohin, und das ganze Land ist voll Geschrei des unerhörten Raubes. Herr Jörg Truchseß ist aber mit den andern Rittern hierhergekommen zu meinem Vater, um zu berathen, was in diesem Falle zu thun ist."

„Ich dank' Euch für den Bescheid, Junker."

„Ist der Aufruhr des gemeinen Volks in Spanien gänzlich unterdrückt?" fragte der Ritter Ehingen Martin.

„Was die Strenge des Adels noch nicht hatte bezwingen können, hat die Milde des Kaisers vollends ausgelöscht," versetzte dieser.

„Unsere Bauern hier zu Lande sticht der Hafer, es dem Spanier nachzuthun," erhob der Truchseß die rauhe Stimme. „Es thäte wahrlich Noth, daß der deutsche Adel es auch dem spanischen nachthue und nicht länger dem frechen Spiel des Bauernvolks müßig zusähe. Es wird alle Tage ärger. Prädikanten und ander loses Gesindel ziehen haufenweis im Lande herum und predigen leibeigenen Volk gänzliche Befreiung von allen Lasten und Abgaben, sie sollen's bald besser haben, wie die Herrn selbst. Adel und Klerisei wird so schwarz als möglich angestrichen, und nicht selten geradezu zu Mord und Todtschlag aller Leute, die etwas sind und etwas haben, aufgefordert. Ohne Scheu wird der Bundschuh gepredigt in ganz Oberschwaben. Daran ist der verdammte Mönch in Wittenberg schuld. Und wir sitzen fein still und sehen dem losen Spiel zu. Wahrlich ich dächte, es wäre eben Zeit, da wir mit den Raubrittern fertig geworden sind, wir machten Anstalt, auch mit dem bäuerischen Raubgesindel fertig zu werden, eh' das Ding zu arg wird." Dazu schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß er dröhnte.

„Laß mir das wittenberger Mönchlein aus dem Spiele, Schwager Jörg," nahm der Ritter Frundsberg das Wort.



„Der Doktor Luther hat mit dem Bauernvolke hier nic
zu schaffen; er predigt gegen den römischen Unfug, ge
die Gräuel, die Leuteschinderei, die Unzucht und all
Unwesen, wie's von Rom aus über die deutschen Lande
kommen ist, und wie ichs in Italien oft genug mit eig
Augen gesehen. Ich habe den Luther in Worms gehö
es hat ihn keiner der hochnasigen Pfaffen aus der Heilig
Schrift, dem lebendigen Worte Gottes, widerlegen könn
wozu er sie doch kecklich aufgefordert. Der Bundsch
ist älter als Luthers Wort; das wißt Ihr Alle. Die No
ist älter als das Gebot. Das aber den Bauern ein Li
aufgegangen ist durch das ihm in die Hand gegebene rei
Wort Gottes, das ihm die Pfaffen schlauer Weise st
entzogen, ist ebenso wahr. Der Bauer ist meist gehalt
worden wie ein Vieh, und die geistlichen und weltlich
Herrn waren weidlich daran, ihn so dumm zu erhalten, w
ein Vieh. Aber der Bauer ist ein Mensch, wie wir, Il
Herren. Gottes Gnade und Barmherzigkeit hat ihm di
selben leiblichen und geistlichen Gaben verliehen, wie uns
und Christus unser Herr hat sein kostbares Blut für ih
vergossen, wie für uns, zur Erlösung von der Sünde un
Erlangung des ewigen Lebens.

„Was fällt Dir ein, Bruder Jörg!" lachte der Truch
seß bitter. „Du predigst ja selbst wie ein lutherischer Prä
dikant, und als wären wir Bauern, die Du belehren ode
verführen wolltest. Wer will den Bauern die Theilhaftig-
keit an Christi Blut und an der ewigen Seligkeit abstrei-
ten? Aber das Bauerngezücht will's auf Erden schon haben
wie im Himmel, und das ist gegen die Ordnung der Dinge
und Natur. Der Bauer muß arbeiten; dazu ist er erschaf-
fen und in die Welt gesetzt."

„Lieber Schwager, der Bauer nicht allein. Das aber
ist gegen Natur und göttliches Recht, daß die Einen allein
arbeiten und darben, die Andern allein faullenzen und

schlemmen sollen. Denn es steht geschrieben: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und Christus hat gelehrt und Luther lehrt's ihm nach, daß wir alle Kinder eines Vaters sind. Das weiß jetzt der Bauer, und weder ein Pfaffenwedel, noch ein Ritterschwert werden ihm dieses Wissen wieder aus dem Kopfe bringen."

„Du redest wahrlich, als ob du mit den Bauern gemeinsame Sache hättest."

„Nicht also, Truchseß!" sprach Frundsberg sehr ernst. „So wenig wie der Doktor Luther. Kein vernünftiger Mensch wird Aufruhr gut heißen. Es wäre am Reichsregiment, die Sache der Bauern zu bessern. Die Zeit fordert das. Aber das Regiment ist schwach und wird niemals stark werden. Die Stände sind uneins. Die Geldsäcke in allen Städten eifern gegen den in Vorschlag gekommenen Zoll, wodurch das Reich zur Einheit käme und sehr gefördert würde, und den Zoll müßten ja doch die Verbraucher zahlen und nicht die Händler. Aber die Fugger haben sich dagegen gestemmt. Die Fürsten sind untereinander uneins, und nur wenn's gilt, den Adel zu unterdrücken, halten sie zusammen. Wir haben's — Gott sei's geklagt! — beim wackern Sickingen gesehen. Der hat daran glauben müssen, daß er die arge Sache bessern wollte. Ihr wißt Alle, es war kein treuerer Mann auf deutscher Erde, und was er gewollt, konnte schon nicht so übel sein; eben weil er's gewollt. Nun sagt mir: wer soll dem geschundenen und getretenen Bauer helfen, über den Fürsten, Adel, Städte, Klerisei her sind, um ihn zu rupfen und zu zupfen. Wahrlich, ich sag' Euch, es ist nirgends mehr Ungerechtigkeit und Arglist, als in deutschen Landen, und Gott weiß wohin das Alles noch führen soll."

„Zum neuen Bundschuh!" lachte Schärtlin. „Und mein ehemaliger Herr, der Herzog Ulrich sitzt ja drüben auf Hohentwiel und hetzt die Bauern ärger als ein Prädi-

'fant zum Bundschuh auf; er, der vor neun Jahren
armen Konz*) zusammenhauen, köpfen, hängen und
len ließ, der Bauern Haus und Hof verbrannte, er
jetzt die tollen Bauern heran und verbündet sich mit i
zu einem neuen armen Konz, um durch ihn wieder zu
und Leuten zu kommen. S' ist auch ein deutscher
und der schlechtesten keiner, nur der unklugste."

„Wenn er besser wäre, hätte er sich nicht an den F
zosenkönig gehangen, um Geld zu erhalten, womit er
östreichische Regiment in Würtemberg bekriege und
treibe. Auf der einen Seite verleitet er die Bauern
hält's mit den Aufrührern, auf der andern Seite mit
Franzosen. Pfui!" Diese Worte sprach der Ritter Frun
berg mit Entrüstung.

„Noth kennt kein Gesetz und Gebot!" rief der Hau
mann Rudolf von Ehingen. „Es ist wahr, er hat's
getrieben, und der schwäbische Bund hat ihn gestürzt
vom Lande verjagt. Darum aber gebührt das Land n
nicht Oestreich. Es ist und bleibt Herzog Ulrichs re
mäßiges Erbe. Was hat der Erzherzog Ferdinand für
Recht auf Würtemberg? Es ist als eröffnetes Reichsle
eingezogen, sagt man. Gut. Ist Oestreich das Rei
Oder ist Würtemberg bei Oestreich zu Lehn gegangen?
ist himmelschreiend! Und eine edle treue Ritterseele, w
Götz von Berlichingen, der fest an seinem Herrn, dem He
zog hielt, hat darüber unterliegen müssen. Wart I
nicht alle empört, als die Heilbronner Spießbürger ihn i
den Diebsthurm gelegt? Und doch waren wir als des Bun
des Glieder und Hauptleute unsres Bruders und Genosse
Götzens Gegner und Bekämpfer. Ich sag' Euch, es i
dem Götz Unrecht geschehen und dem Herzog."

*) Der arme Konrad (d. h. koan Rath — kein Rath), de
arme Kunz, die Empörung der Bauern in Würtemberg gegen Her
zog Ulrich 1514.



„Keiner hat den Götz lieber als ich,“ sagte Frundsberg. „Er und sein Schwager Sickingen waren meine Jugendfreunde. Ihr wißt, wie ich ihn gegen die Gewalt der Heilbronner geschützt. Ich achte auch die Rechte des Herzogs. Aber ich tadle, daß er zu solchen Mitteln greift, wieder zu seinem Erbe zu kommen.“

„Wem Unrecht geschieht, der mißt nicht lang und ängstlich die Mittel ab, wie er das Unrecht abwehre. Nun wohl, Ihr sagt: den Bauern geschieht Unrecht, deshalb soll man nicht streng mit ihnen rechten, wenn sie Aufrührerei treiben. Dem Adel geschieht Unrecht von den Fürsten; deshalb soll man den Sickingen nicht verdammen, zumal sein edles hochherziges Blut hat unterliegen müssen. Dem Volke geschieht Unrecht von den römischen Pfaffen, deshalb soll man auf den Luther und seine Gesellen nicht zürnen. So scheltet auch den Herzog nicht, wenn er's nicht genau nimmt mit den Mitteln, wieder zu seinem Recht zu kommen. Gewalt mit Gewalt zu vertreiben ist erlaubt.“

„Deshalb hat er auch den berüchtigten Fuchssteiner aus Regensburg gewonnen,“ sagte Frundsberg spöttisch, „der nicht nur ein Ritter und Doktor ist, sondern, wie man sagt, auch ein Diener des Teufels Wodan, des alten Heidengötzen, ein Hexer und Zauberer. Schon manchem Fürsten soll er mit böser Kunst gedient haben und mit dem Großtürken in enger Verbindung stehen. Der will denn dem Herzog wieder zum Land verhelfen. Ist das auch ein zu entschuldigendes Mittel, Vetter Ehingen?“

„Wer weiß, was über den Fuchssteiner alles gelogen wird!“ entgegnete dieser.

„Wer ist der Fuchssteiner?“ fragte jetzt Martin, dessen Aufmerksamkeit durch den Gang der Unterhaltung immer höher gesteigert worden war, seinen Nachbar.

„Wie ich gehört, ein seltsamer Kauz, Hans von Fuchsstein genannt, aus Regensburg gebürtig. Er soll mehr

9*

können als Brot essen. Man sagt, er sei beim Faust in die Schule gegangen."

„Und er ist wirklich mit dem Großtürken in
dung?"

„Wer kann's behaupten, wer kann's ableugn
wird Keinem darob Rede stehen."

„Und was an dem Geschrei war vor sechs M
als habe der Herzog einen neuen Bundschuh im
und Thurgau und allem Lande am See*) aufgeri
sagte Ehingen, „hat gar nicht ermittelt werden kön
großen Lärm die östreichische Regierung in Stuttga
davon machte."

„Sonderbar ists aber doch," bemerkte Frund
„daß der Herzog kurz zuvor bei denen von Sol
11000 Gulden aufgenommen und dafür seine Her
ten Clerval und Passavant verpfändet. Seine drei
Diener, Kaspar von Freiberg, Burkhart von Weile
Wilhelm von Lier waren um die Zeit in Hohentwie
getroffen, angeblich um die wegen rückständigen
unzufriedene Besatzung zu bezahlen. Bedurfte es
einer solchen Summe und so hoher Anleihe? Und d
ein halbes Jahr zuvor das ganze Nutznießungsrech
Hohentwiel mitten im unruhigen Hegau und nah a
Schweiz, dieser alten mächtigen festen Felsenburg,
Heinrich von Klingenberg erworben, muß doch auch e
zu bedeuten haben. Man behauptet zwar, der Herzo
vom 16. December bis zum 19. Januar nicht von M
pelgard weggekommen, aber ich habe mir für gewiß s
lassen, daß er anfangs December heimlich auf Hohent
gewesen. Und daß die Bauern dort herum ein Fähn
aufgeworfen, worin eine Sonne und ein goldner Bu
schuh gemalt, mit der Umschrift: Welcher frei will

*) Bodensee.

der zieh zu diesem Sonnenschein, ist auch wahr. Mir hat's ein Mann erzählt, der's gesehen. Bei Gelegenheit, als der Freiherr Georg von Hewen, ein treuer Diener des Herzogs, wie Ihr wißt, seine Neuvermählte, die Gräfin von Hohenthal heimführte, sollte der Bundschuh sich unter die Braut festlich einholenden Bauern mischen und so mit dem beschriebenen fliegenden Fähnlein geradezu auf Hohentwiel losgehen, wo der Herzog und viele seiner Anhänger sie erwartet, um von da in das Fürstenthum Würtemberg einzufallen. Nur weil die Sache verrathen wurde und die östreichische Regierung in Stuttgart, die sich nie lieber weiß, so großen Lärm schlug, ist sie unterblieben. Sandte sie doch gleich Botschaft an den Erzherzog auf den Reichstag nach Nürnberg und brachte das ganze Land in Rüstung, besetzte die Grenzen, bot die Hülfe des Schwabenlandes auf, und sandte zwei Tübinger Bürger in die Aemter des würtembergischen Schwarzwaldes, um die Städte auf die drohende Gefahr des Bundschuhs aufmerksam zu machen und sie zur Treue zu ermahnen. Freilich fanden die Bürger Alles ruhig. Der Herzog war nicht mehr auf dem Hohentwiel, und kein Mensch wollte etwas vom neuen Bundschuh wissen. Aber man sah doch, daß die Oestreicher, die jetzt das würtembergische Land inne haben, weder dem Herzog, noch den Bauern, noch auch den Städten trauen."

„Sie haben's auch Ursache," meinte der Truchseß. „Hab' ich mir doch sagen lassen, es gäbe Leute in den Städten, nicht allein in Würtemberg, sondern in freien mächtigen Reichsstädten, vornehme angesehene Leute, von denen man's nimmer glauben sollte, die's auch mit den Bauern hielten."

„Dergleichen hab' ich auch gehört," fügte Frundsberg hinzu. „Auch in Augsburg soll's nicht wenige geben. Es ist eben eine wunderliche Zeit, wo Alles kocht und

gährt, und so mir recht ist, wird's bald drunter und d
gehen. Jeder nimmt Partei, für die Fürsten, für
Reichsregiment, für den Kaiser — denn der Kaiser
mit dem Regiment nicht zufrieden sein — für die Kle
oder für den Luther, die Bauern, die Städte, wie
gestellt ist oder die Einsicht hat. Die Parteien gehen
meist weit über den Willen ihrer Anstifter hinaus. S
ten doch die Prädikanten auf den Luther und die Wi
berger, weil er gegen ihre Wiedertäuferei ist. Ich
mit eigenen Ohren gehört."

„Ei besuchst du auch die neue Predigt?" fragte
Truchseß verwundert.

„Wie's eben kommt. Man muß sich Alles ans
und anhören. Ich kam vor vierzehn Tagen aus dem Tr
wohin mich der Erzherzog beschieden. Auf der Heimf
hört ich, daß ein Prädikant aus Sachsen, aus Zwi
glaub' ich, im Gebirg predige. Ich ging Abends in
nes Knechts Schaube hin und sah im Thal unter fre
Himmel viel Volks beisammen. Der Prädikant war bi
fest und sprach frisch und keck von der Leber. Er h
dem Volke sonnenklar aus der Bibel bewiesen, daß es
Recht auf Freiheit und die Güter des Himmels wie
Erde hat. Ich sag' Euch, man muß fest im Sattel sitz
wenn einen solch ein Bursche nicht herausheben soll."

„Ich glaube, du läßt dich noch bekehren, Jörg
brummte der Truchseß, und Alle lachten.

„Aber was soll aus der vermaledeiten Wirthsch
werden?" fragte Schärtlin mit Laune, nachdem er ein
tüchtigen Zug aus der Kanne gethan.

„Nichts bleibt übrig als Gewalt," versetzte der finst
Truchseß. „Zu spät werden's die Herrn einsehen."

„Es wird keine Ehre dabei zu verdienen sein, dab
bleib' ich!" sagte Frundsberg. „Die Dinge sind allw
bös. Geholfen wär' uns allein, wenn wir den Kaiser i

Lande hätten, einen kräftigen festen Herrn. Darin geb' ich dem Sickingen recht, ich verhehl's Euch nicht, so treu und fest ich auch an Seiner kaiserlichen Majestät halte. Dann machte man am besten dem römischen Pfaffenwesen in Deutschland ein Ende. — Aber Gott besser's! Es wird viel Wasser fließen, eh's wieder klar wird. — Doch Ihr Herrn, es ist spät, und meine Ehewirthin wartet wahrscheinlich schon lange mit dem Imbiß."

Sie brachen auf. Im Hinausgehen warf Frundsberg noch einen forschenden Blick auf Martin, der mit seinem Sohne Melchior plauderte. Die Ritter wünschten ihm glückliche Reise und guten Erfolg.

12.

Sturmvögel.

Am Abend des folgenden Tages ritt Martin durch ein hochgelegenes Thal im Gebirge, nicht weit mehr von der Tyroler Grenze, einem zwischen mächtigen Bergreihen lang gestreckten Orte zu, in welchem er Nachtherberge zu nehmen gedachte. Er hatte den Namen desselben schon unterwegs erkundet; es war der Marktflecken Nesselwang im Ober-Algäu, und wenn der Alles um sich scharf beobachtende, nach Allem ausführlich fragende Reiter nicht auch schon erfahren hätte, daß in dem Orte eben das Kirchweihfest gefeiert und ein großes Scheibenschießen gehalten würde, er hätte es sicher an dem lebhaften Verkehr auf der Straße merken müssen. Hunderte von dem beweglichen Gebirgsvolk mit dem Spitzhut strömten da ab und zu, aber als der Tag sich zu neigen begann, wurde der Zuzug nach dem Flecken immer stärker; Alt und Jung, Mann und Weib verfolgten mit Martin denselben Weg, und bald wußte er



aus manchem gesprächigen Munde den Grund dieser g
gegen Abend so seltsamen und auffälligen Volkswandel
„Es ist ein Prädikant aus Sachsen in Nesselwang,“
ihm ein strammer junger Bauer, „einer von den Wi
täufern die uns armen Leuten das wahre Evange
predigen, das unsre schlauen Pfaffen uns immer verh
licht haben. Da erfahren wir den wahren Grund,
eigentlich im Himmel und auf Erden mit uns bestellt
sollte, und wie's leider Gottes in Wahrheit bestellt ist.

„Und der Karsthans aus der Schwabenalp ist
drin im Dorfe,“ setzte eine neben dem Bauer gehende D
hinzu, „der weiß die Sache erst recht auszulegen und h
aus allen Ecken herbei, was Jener übersehen und verge
hat. Der laust den Pfaffen die Platten mit der Kolbe

„Der Bildernazzi soll auch dabei sein,“ berichtete
Frau, „der zeigt's fein gemalt und verkauft's für ei
Kreuzer, was Jene predigen; auch gedruckt kann's kauf
wer lesen gelernt hat. Ich lobe mir die feinen Bild
das ist ein Labsal für mich, wie da die Teufel in der H
die liederlichen Pfaffen mit glühenden Zangen zwicken;
mein' ich hör' sie brüllen, so schön ist's gemalt.“ —

In dem Orte selbst wimmelte und drängte es auf d
Straßen und in den Häusern, vorzüglich zahlreich war
die eben dienstlosen Landsknechte, die sich massenweis s
gend und fluchend umhertrieben, die Dirnen verfolgten u
sonst Unfug anrichteten. Ein wüstes Treiben und Schrei
überall, wohin man sich wendete; man hörte und sah
der Menge an, wie aufgeregt sie war, und wie wild un
drohend der Zeitgeist sich aus ihr heraus kund gab. D
Scheibenschützen zogen singend und lärmend vom Schieß
platz herein in ihr Gelag; trotzige stämmige Gestalten i
kurzen Lederhosen, kurzen Tuchjacken und mit dem breiten
schön gesteppten Leibgurt, der des Besitzers Namen zeigte
Es waren Spott- und Schelmenlieder auf den Papst und

die Pfaffen, auf die Fürsten und den Adel, welche hier und dort gebrüllt, dann und wann von der massenhaften Begleitung im Chorus mitgesungen, oder wiederholt oder nur mit wüstem Geschrei begrüßt und bejubelt wurden.

Martin fragte sich nach einer Herberge, aber er sah bald, daß gerade hier der Mittelpunkt der tollen Volkswirthschaft war. Mit Mühe gelang es ihm, sein Pferd unterzubringen und ihm Futter zu verschaffen. Nachdem er dieser Sorge genügt, trat er in den großen Gaden des Wirthshauses, der bereits überfüllt war, und in welchen sich immer mehr Volk eindrängte. Die steinernen Bierkrüge wanderten von Mund zu Mund, und das Weibsvolk übertraf die Männer wie im Schwatzen, so im Zechen. Martin begriff, daß an eine Nachtruhe nicht zu denken war, und er verzichtete gern darauf, da Aug' und Ohr, beide gleich scharf an ihm gebildet, die lebhafteste Unterhaltung genossen. Seine Beobachtungsgabe ließ sich nichts entgehen, so mannigfach und verschieden auch die Scenen waren, die sich ihm darboten. Bald unterschied sie im wirren Durcheinander mehrere Gruppen, und es ward ihm nicht schwer, den Kern derselben zu erforschen. Welch merkwürdige Entdeckungen machte er! Die verschiedensten Interessen schnitten und kreuzten sich im dunstigen heißen Raum dieser Stube; alle drängenden Bewegungselemente dieser Zeit waren hier versammelt und machten sich geltend. An einem langen Tische saß ein beleibter Kerl von kriegerischem Ansehen, unverkennbar ein Weibel, und um ihn hockend und stehend auf Tisch und Bänken dicht gedrängt ein Haufen Landsknechte, welcher den Worten des Dicken, die er in unterschwäbischer Mundart in kurzen verständlichen Sätzen laut genug mit einer Stentorstimme hervorbrachte, mit unverkennbarem Vergnügen lauschte.

„Wer hält zu Herrn Sebastian Schärtlin?" rief er zuweilen die Stimme erhebend. „Wer nimmt Handgeld



vom tapfern Feldhauptmann Seiner kaiserlichen Ma
stät? Ueber die Alpen führt er euch wieder, eh' **noch**
Herbst die Blätter von den Bäumen schüttelt **und**
guten italienischen Trauben zeitigt. Da könnt **ihr in**
Weinberge einfallen und über die Franzosen her, **die**
über die Schläge, die wir ihnen voriges Jahr **dort** ge
ben, und über den Verlust von Mailand und Genua ge
ungeberdig stellen und Gesichter schneiden, als **hätten**
Essig statt Malvasier getrunken. Wer zieht mit Her
Schärtlin? Der Erzherzog in Tyrol hat ihn **beauftra**
und ich zahle gutes Handgeld für ihn; und nirgends ha
ein frommer Landsknecht besser, als unter seiner **Fahne.'**

„Zieht Herr Jörg Frundsberg heuer nicht **über**
Alpen?" fragte ein Landsknecht.

„Nein. Wer nur mit Herrn Jörg ziehen will, mu
heuer zu Hause bleiben und am Hungerlappen saugen
dieweil wiederum nicht viel Korn in Schwaben gewachsen
ist. Wer gut leben will in Italia, in Hülle und *Füll*
in Saus und Braus, der muß der Trommel nachziehen
die Herr Bastel rühren läßt. Herr Jörg muß das Tyr
fein in Ordnung zusammenhalten für den jungen Herr
Erzherzog und dessen Gemahlin, die ungarische Prinzes
damit sie nicht gestört werden in der ersten Liebeszeit. Di
Leute aus Sachsen, die dem Luther nachbeten, und die au
der Schweiz, die zu dem Zwingli halten, sind ja des Teu
fels und wollen alle Religion über den Haufen werfen
Deshalb muß Herr Jörg im Lande bleiben, damit er *ihnen*
wehre. Herr Bastel Schärtlin aus Schorndorf, der tapfern
Mann, ist diesmal unser Führer. Es lebe unser Feld-
hauptmann!"

Viele Landsknechte und Bauernbursche stießen mit dem
Weibel an, doch nicht Alle; denn Manche horchten hin-
über nach einem andern Tisch, wo ein anderer Vogel lockend
pfiff. Dort saß ein Häuflein zusammen und spielte, läster-

lich fluchend und schreiend um hohe Einsätze mit Karten und Würfeln. Ein langer hagerer Kerl mit schwarzbraunem sonnenverbrannten Gesicht und listigen stechenden Augen, den breiten Hut tief in die Stirn gedrückt, verspielte vorzüglich viel Geld, ja es schien, daß er sich absichtlich angelegen sein lasse, recht viel zu verspielen, um dadurch immer mehr junge Männer um sich zu versammeln. Dann raunte er wohl dem Einen und dem Andern zu: „Kein höher und besser Handgeld zahlt als der ritterliche und großmüthige König Franciscus von Frankreich. Euere Nachbarn, die Eidgenossen, senden ihm ein tüchtiges Heer zu, aber es liegt ihm schier noch mehr an einem Haufen frommer deutscher Landsknechte, und jeder von euch, der Dienste unter des Königs Fahne nimmt, erhält doppelte Löhnung." Das zog. Mancher, der erst gewillt war in Italien gegen die Franzosen zu fechten, schlug um und entschloß sich, mit den Franzosen gegen die deutschen Landsleute zu stehen. Das ist so deutscher Geist gewesen, und kein Volk der Welt hat sich in dieser Beziehung mit größerer Schmach bedeckt, sich dem Feinde zu verkaufen und für schnödes Gold für des Feindes Interesse die Waffe gegen Brüder und Brüderstämme zu kehren, als das deutsche. Der Deutsche ist stets ein geborner Soldat gewesen, wie die Fürsten ihn brauchen und haben müssen, eine Maschine zum Dreinschlagen ohne höhern Willen und mit keinem andern Interesse als das der Löhnung. Wer ihn bezahlte, für den schlug er sich, selbst gegen sein Vaterland, gegen seine Brüder. Er diente jeder Tyrannei, jedem frechen fürstlichen Gelüst und setzte sich selbst in die Kategorie der wilden Raubthiere herab, indem er sich an den Meistbietenden verhandelte wie ein Stück Vieh. Für solches Schmachgeld kämpfte er dann mit der Tapferkeit eines Löwen, mit der Grausamkeit eines Tigers, und nie wurde er schamroth, wenn er mit bluttriefender Hand gegen die heiligsten

Interessen der Nationalität und der gesunden Vernunft focht, nie war er zu überzeugen, daß er seine Waffe in solchem Kampfe mit Schande besudelte. Er hatte dem, der ihn gekauft, den Eid geschworen; nach Anderm fragte er nicht; für solchen Eid würgte er und ließ sich würgen. Am meisten haben sich in dieser Beziehung die Schweizer ausgezeichnet. Heerdenweis haben sie sich den Franzosen und Italienern verkauft, und das Auge wendet sich unwillig von ihrer thierischen Tapferkeit in den blutigen Schlachten dieser Zeit. —

Es war noch ein dritter Menschenkäufer in dem weiten vollen Gaden des Krugs, seiner Kleidung nach ein Junker, obgleich er einen Bauerhut in das listige trotzige Gesicht gedrückt hatte. Er trieb das Geschäft nicht so offen und marktschreierisch, wie der Schorndorfer und nicht so brutal, wie der Schweizer, der für den Franzosenkönig warb, vielmehr ging er umher und sah sich erst die Bauernbursche und Landsknechte an, eh' er ihnen einige Worte zuflüsterte. Er bediente sich dabei der Leitung einiger Bauern aus dem Orte selbst oder doch aus der Umgegend, die die Leute kannten; er selbst schien mit vielen Anwesenden persönlich bekannt zu sein. Meist wandte er sich an Leute, die noch dem Bauernstande angehörten und nicht als solche zu erkennen waren, die bereits als Landsknechte gedient; doch warb er auch um solche, wenn sie ihm von seinen Begleitern durch einen Wink oder ein Wort empfohlen waren. Das erste bedeutungsvolle Wörtchen, welches er dann heimlich dem Auserseheneu zuflüsterte, war: „Bundschuh.“ Zündete dieser Funke, „hie gut Würtemberg allwege.“ Diese Formel, im südlichen Deutschland allbekannt und in dieser aufgeregten Zeit von besonderer Bedeutung und Wichtigkeit, wirkte in der Regel auf den, an welchen sie gerichtet war, wie ein Zauber, und er wußte im Nu, mit wem er es zu thun hatte und um was es sich

handelte. Dies Wort hatte unverkennbar auf die Bauern einen mächtigern Einfluß, als das Geld der andern Werber auf die Landsknechte. Martin, der das Wort erlauschte, erfuhr von einem treuherzigen Bauer, daß der Sprecher desselben ein Sendbote des vertriebenen Herzogs Ulrich von Würtemberg sei, der jetzt in Mömpelgard hause und sich mit den Bauern zu einem neuen Bundschuh verbinden wolle, um mit Hülfe desselben die östreichische Regierung aus Würtemberg zu vertreiben und sich wieder in Besitz dieses seines Stammlandes zu setzen. Der Bote des Herzogs ziehe weit und breit in Schwaben herum, um zu erforschen, wie weit der Herzog auf die Bauernschaft rechnen könne, falls er die Gelegenheit wahrnähme, mit einem Kriegsheere gegen Stuttgart zu ziehen, wo Viele seiner Anhänger und noch mehr Unzufriedene mit dem erzherzoglichen Regiment seien. Die Bauern würden ihm in hellen Haufen zuziehen, da er sie vom Druck der Pfaffen und des Adels zu befreien versprochen habe.

Die Scenen in der großen Wirthsstube folgten rasch aufeinander in bunter und seltsamer Abwechselung und in immer lebendigerm und wilderm Treiben. Bald wurde Martin eine Gruppe gewahr, die seine Aufmerksamkeit fesselte und allmälig in immer höherm Grade in Anspruch nahm. Am obern Ende eines Tisches an dem mächtigen Pfeiler, der das Gebälke trug, sah er drei Männer zusammensitzen, um welche sich das laute Bauernvolk immer dichter drängte, um den Worten zu lauschen, welche von jenem Triumvirat an sie gerichtet wurden. Alle drei hatten graue Schlapphüte auf, zwei davon braune grobe Kutten, oder vielmehr weite Röcke, welche ihre Gestalt ganz bedeckten, der Dritte eine kurze graue Bauernjacke. Dieser, eine schlanke Figur, ließ das lange blonde Haar weit ins Gesicht herein hängen, in welchem, wenn er sich gegen das Licht kehrte, mehrere bläuliche Flecken, die wie Narben



aussahen, sichtbar wurden. Er hatte einen Kasten mit Achselbändern, ein sogenanntes Tabulet, neben sich stehen, wie ihn die Kleinkrämer zum Transport ihrer Waaren auf dem Rücken zu tragen pflegten. Aus diesem nahm er kleine Papiere, Pergamente und Bücher heraus. Die erstern waren Kupferstiche oder grell gemalte Bilder, wie sie dem Bauerngeschmack zusagten. Es waren satyrische und obscöne Darstellungen aus dem Mönchs- und Pfaffenleben, und der Teufel war fast auf allen sichtbar, wie er auf für die Bauern ergötzliche Weise mit den gehaßten Plattenträgern umsprang. Der Bilder- und Bücherhändler bot seine Waare um Spottpreise aus, und die Bauernweiber kauften um wenige Pfennige einen köstlichen Bilderschatz. Der Krämer rief fort und fort mit einer fremdländischen Betonung: „Hier ist zu sehen, wie der *Teufel* die Pfaffen mit Kolben laust, hier wie Doktor Faust mit seinen Brüdern den Pfaffen zecht und ihnen die *schöne* Helena aus Griechenland zur Buhlschaft zuführt, aber sie ist eine Teufelin und schenkt ihren Buhlen höllisches Feuer für Wein ein; hier verspeist der Teufel fette Braten, lauter gutgemästete und am Höllenfeuer geröstete Pfaffen. Und hier kauft das Gesprächbüchlein Karsthans, worin erwiesen wird, wie die Mönche und Pfaffen und die adligen Diebe und Schlemmer dem Bauer das Blut aus*sagen*, und wie Doktor Luther die römischen Seelenverkäufer zum Tempel hinausjagt; ferner ein ganz neues Büchlein betitelt: Ein schöner Dialog von Martin Luther und der geschickten Botschaft aus der Hölle, die falsche Geistlichkeit und das Wort Gottes belangend, ganz hübsch zu lesen. — Es folgten noch mehrere ähnliche Titel von Flugschriften für das Verständniß der Bauern berechnet. Am meisten wurde das Gesprächbüchlein Karsthans gekauft, ja, der Krämer gab es sogar umsonst hin, wenn ein Bauer, der Verlangen danach trug, versicherte, kein Geld zu haben.

Dann rief der Buchhändler wieder: „Seht hier, ihr armen geschundenen Leute, diesen meinen Gefährten!" Und dabei deutete er auf einen der beiden jungen Männer in braunen Kutten. „Kennt ihr diesen? Wer ihn noch nicht kennt, der soll wissen, daß es der Karsthans selber ist, der Bauernfreund, von welchem dies Büchlein handelt. Er ist ein Schwabe, euer Landsmann, und wird heute Abend noch zu euch sprechen und euch belehren über das, was euch noch zu wissen noth thut. Der Andere aber ist ein neuer Lehrer des christlichen Evangeliums aus Sachsen, ein Schüler und Sendbote des Thomas Münzer, von dem ihr schon gehört habt. Dieser Prediger und wahre Apostel des Herrn Jesu Christi wird euch das Evangelium von der göttlichen Gemeinschaft auslegen, und so ihr Verlangen nach dem lebendigen Wort Gottes tragt, euch mit dem Wasser, das da ist gleich dem Feuer des Himmels, zu rechten Christen taufen."

Diese Worte lenkten die Aufmerksamkeit der Menge im hohen Grade auf die beiden bezeichneten Männer, und das Wort „der Karsthans!" flog von Mund zu Mund durch den Gaden. Die Meisten hatten zwar schon gewußt, daß der geheimnißvolle junge Mensch, der sich selbst diesen damals so bedeutungsvollen Namen beigelegt, und ebenso, daß der Prädikant aus Sachsen gegenwärtig sei, aber in der Menge waren sie nicht allgemein bemerkt worden. Um desto größer war nun die Aufmerksamkeit auf sie, und das Bauernvolk drängte massenweis heran, um die beiden jungen Männer anzustaunen.

Auch Martin war gewandt wie ein Aal durch das Gedränge geschlüpft und endlich dicht an den Bilderkrämer herangekommen. Weit mehr als von den Bildern und Büchern, vom Karsthans und dem Prädikanten war seine Theilnahme von einem Umstande gefesselt worden, der alle Andern, die hier versammelt waren, wahrscheinlich sehr

gleichgültig ließ, dies waren die Flecken im Gesicht des Mannes, und diese Theilnahme steigerte sich bis zum Erstaunen, als er jetzt, den Mann anstarrend, sich überzeugte daß diese seltsamen Flecken in der Anzahl, Form und Stellung ganz den seinigen gleich waren. Wie das Maal bei ihm selbst sich gekrümmt und zugespitzt über den rechten Nasenflügel hinzog, gleichsam einen Haken bildend so war ganz dieselbe Zeichnung am rechten Nasenflügel des Bilderhändlers zu sehen. Und trug der Mann nicht eben so lange blonde Haare, wie er selbst? War diese schlanke Gestalt nicht ganz wie seine eigene gebaut? Selbst in den Gesichtszügen glaubte Martin Aehnlichkeit mit den seinigen zu entdecken. Diese sonderbare Wahrnehmung machte auf ihn einen äußerst aufregenden Eindruck, und als er an den Krämer dicht herantrat und die Hand nach den Bildern und Büchlein ausstreckte, um durch Kauf derselben Gelegenheit zur Unterhaltung mit dem Manne zu haben, zitterte sie so heftig, daß es diesem auffiel. Martin stand so, daß sein Gesicht im Schatten war; die ausgestreckte zitternde Hand wurde dagegen von den Lichtstrahlen der nächsten Lampe so beleuchtet, daß der kostbare Ring am Zeigefinger derselben blitzte. Des Krämers Augen, von der schön geformten Hand und ihrer bebenden Bewegung zuerst angezogen, fielen jetzt auf den Ring, und sichtbar überrascht beugte er den Kopf näher zur Hand herab, um sich den Ring genauer zu betrachten, während er die verlangten Bilder und Bücher in die Hand legte. Dann wandte er sich nach Martin, um ihm den Preis zu nennen. Dieser trat noch näher und machte mit dem Kopfe eine Wendung, indem er den Geldbeutel aus der Tasche zog, so daß sein Gesicht ebenfalls beleuchtet wurde. Durch das Hervorsuchen des Geldes wurde er verhindert die starke Bewegung in den Gesichtszügen des Krämers zu beobachten, und als er wieder aufschaute, um

den Preis zu zahlen, hatte sich der Mann schon wieder so weit gefaßt, daß er wenigstens ruhig und gleichgültig in Bezug auf den fremden Jüngling vor ihm erschien.

„Ihr besitzt da einen seltenen und werthvollen Ring, Junker,“ sagte der Krämer. „Ein augsburger Goldschmied hat ihn nicht gefertigt: er ist weiter her, und der ihn schmiedete, hat kein Wort deutsch verstanden.“

„Ihr scheint Euch auf die Arbeit zu verstehen. Wo glaubt Ihr wohl, daß der Ring gemacht ist?“

„Vielleicht wißt Ihr es eben so gut wie ich; wenn Ihr es aber nicht wissen solltet, so will ich es Euch sagen,“ versetzte der Krämer, mehr flüsternd als laut sprechend. Und seinen Mund Martins Ohr noch näher bringend, fuhr er fort: „dieser selbe Ring, den Ihr an Euerem Finger tragt, wurde vor achtzig Jahren vom geschicktesten Goldschmied in Granada für den damaligen Sultan jenes Reichs gefertigt, als ihm ein Sohn geboren worden war. Auf diesen Sohn wurde der Ring vererbt und kam zuletzt an Suleima; die Urenkelin jenes Königs und den letzten Sproß jenes aus dem Hause des Propheten abstammenden Königsgeschlechts. Von dieser Dame müßt Ihr den Ring haben, und wenn Ihr ihn mit Recht besitzt, so seid Ihr kein Christ, sondern ein Bekenner des Islam.“

Martin hatte erschrocken die Hand zurückgezogen, seine Augen starrten mit dem Ausdrucke des Entsetzens auf den Menschen, der ihm beim ersten Anblick schon unheimlich vorgekommen war, und den er jetzt für ein Gespenst oder höllisches Wesen zu halten sehr geneigt war. Ohnedies kein Mann von Muth und Entschiedenheit, wandelte ihn jetzt Furcht an, sich hier von einem außerordentlichen unbegreiflichen Wesen gekannt zu wissen, und wenn er, so viel seine Bestürzung vermochte, die gehörten Worte mit der Gestalt des Mannes und den Flecken in dessen Gesichte verglich, so steigerte sich diese Furcht zum Entsetzen und



drängte ihm die Ueberzeugung auf, daß er einen Söld
des Höllenfürsten, wenn nicht gar diesen selbst vor sich h
Er wagte natürlich keine Frage weiter, ja jedes Wort
Entgegnung erstarb ihm auf der bebenden Lippe, und fa
kaum seiner Sinne mächtig, zog er sich schnell in den
testen Menschenhaufen zurück, vom stechenden Blick des
samen Bilderkrämers verfolgt. Doch wie ein Zauberl
führte es den jungen Feigling bald wieder in die N
des unheimlichen Mannes zurück, und er hörte, wie
selbe mit heller Stimme die Bauern zum Haß gegen Pfa
Adel und Fürsten anspornte und mit groben Witzen
Späßen auf diese Herren oft ein schallendes Gelächter
Jauchzen hervorrief. Inzwischen war die Menge der ge
den, schmausenden und lärmenden Menschen so groß
worden, daß Niemand im Gaden mehr Platz finden kon
Es war Alles wie in einander gekeilt. Martin war
Hunger und Durst vergangen; er sehnte sich an die fr
Luft, aber es war keine Möglichkeit vorhanden hinau
kommen. Plötzlich sah er den Karsthans sich erheben
auf den Tisch steigen. Einen Augenblick hierauf herr
Todtenstille. „Ihr Brüder und Schwestern in Christ
nahm der Bauer mit lauter Stimme das Wort. „
ist die Mahnung des heiligen Geistes an mich und
diesen meinen Bruder aus Sachsen ergangen, Euch
dieser Nacht das wahre Evangelium zu predigen. D
soll im Steinthale vor dem Orte geschehen, wo alle,
da hören und vom Wasser des lebendigen Brunnen trin
wollen, Platz finden können. Folgt uns also an den
zeichneten Platz."

13.

Prädikanten und Wiedertäufer.

Wie ein Wasserschwall brausend durch eine gezogene Schleuse stürzt, so ergoß sich die Menge lärmend durch die Thür auf die Straße, wo sie von einer ihr an Zahl noch überlegenen, begrüßt wurde. In hellen jubelnden Haufen ging es dem Thale zu, und bald flammten hunderte von Fackeln auf, die ein malerisches Licht auf die Menschenwogen ausgossen. Martin ließ sich von ihnen fortreißen, immer im zagenden Geiste mit dem unheimlichen Bilderkrämer beschäftigt. Nach einer Viertelstunde langte der Zug in einem engen Thale an, dessen Wände zu beiden Seiten mit Felsen besetzt waren. Das Fackellicht prallte von ihnen zurück. Die Massen gruppirten sich um einen Felsblock, der nicht höher war, als daß er gerade zur Rednerbühne dienen konnte. Fackelträger stellten sich vor demselben auf. Nicht lange, und der Ton eines Alphorns gebot in langgezogenem Rufe Stille. Die Menschenmassen hatten sich theils an den felsigen Anhöhen, so weit es anging, gelagert, theils standen sie im Thale. Auf dem Felsblocke erschien zwischen zwei Fackeln der Karsthans. Es war eine derbe, schier bäuerisch plumpe Gestalt, aber in seinem Gesicht sprachen sich Schlauheit und Entschlossenheit aus. Sein feuersprühendes Auge ließ schon ahnen, daß er für diesen Platz der rechte Mann sei. Zu den starken Zügen seines Gesichts, paßte die gewaltige Donnerstimme, die er erhob. Vortrag und Inhalt seiner Rede waren sowohl seiner Erscheinung, als auch der Versammlung angemessen.

„Brüdern und Schwestern in Christo!“ sprach er. „Zu welchem Zweck sind wir hierhergekommen? Sind wir zusammengekommen, um ein Geschleck oder Gelag zu halten

und uns gütlich zu thun mit Fressen und Saufen? S
ches ist Sache der Herren in Schaube und Kutte, di
verzehren, was der Bauer durch Arbeit verdient, d
Hunger erkargt hat. Es ist nicht Zeit für uns fröl
zu sein; denn wir stecken tief in Noth und Trübsal.
sere Herren ziehen uns das Fell über die Ohren, und
Pfaffen helfen den Schindern als Schinderknechte, fa
die feisten Hände, verdrehen die Augen und rufen:
Herr hat das Werk gesegnet. Wenn uns der Edelm
um einen Pfennig straft, so straft uns der Pfaff um t
und wenn der Edelmann uns das Kalb nimmt, so ni
der Pfaff die Kuh, und wenn der Edelmann uns am
zur Frohne zwingt, so zwingt der Pfaff des Nachts un
Weiber und Töchter zu seiner sündigen Fleischeslust.
weil im Evangelio vom Christ dem Erlöser noch ein g
ander Ding steht, als daß der Bauer soll sein der l
eigene Knecht und das Vieh des Edelmanns und des P
fen, deshalb haben uns die Letztern das Evangelium t
enthalten, damit wir nicht hinter ihre Lügen und Sc
mereien kommen sollen, damit wir nicht erfahren so
Gottes Willen und nach wie vor den Willen des Junl
und des Pfaffen thun, welcher Gottes Willen entge
ist, wie die Schlange im Paradies. Und weil der Dol
Luther in Wittenberg, der doch auch ein Mönch ist
ein sehr gelehrter, uns das Evangelium in die Hand g
und Gottes Willen verkündet und die Schelmerei der P
fen aufdeckt, daß alle Welt ihre bloße Schande sieht, d
halb wüthen und toben sie gegen ihn und brächten
gern zum Tode, wie einst den Johannes Huß in Prag,
auch Christi Evangelium verkündete. Das sind Pfaff
praktiken, und die Junker stecken dahinter, um dem Ba
mit dem Schwerte zu beweisen, daß die großen Lügen we
sind. Es soll und wird ihnen aber Alles nichts helf
und wenn sie sich noch ungeberdiger stellen, und wenn a

Bischöfe und der Papst und alle Fürsten und der Kaiser sagen: es ist wahr, so bleiben doch Lügen in alle Ewigkeit Lügen. Christus spricht: ich bin die Wahrheit und das Leben, und St. Paulus spricht: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Und weiter steht im Evangelio geschrieben für uns und alle belogenen Christen: Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird Euch frei machen. Das ist's! das ist's, meine Brüder und Schwestern, weshalb wir hier zusammengekommen sind, daß wir die Wahrheit erkennen, wie sie unser Herr Christus verkündet hat, und daß wir frei werden vom Joch der Lügner und Betrüger durch diese Wahrheit. Christus hat dich durch sein theueres Blut erlöst, du armes Volk, vor anderthalbtausend Jahren, aber du liegst heute noch in den Banden der Sünde und Knechtschaft, dir angeschmiedet von denen, die sich die Nachfolger und Diener Christi nennen. Das lügen sie in ihren Hals; denn sie sind die Kuppelknechte des Antichrists, sie sind die Gesellen des Teufels. Aber Christus der Herr im ewigen Himmelreich kann die Sünde und Schande auf dieser Welt nicht länger ansehen, seine Langmuth geht zu Ende. Darum hat er sich neue Jünger erweckt und sie abgesandt in die Welt, damit sie das Evangelium verkünden und predigen auf Gassen und Straßen und das Volk taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Und er hat wieder zu ihnen gesprochen, wie einst zu den heiligen Aposteln, die er aussandte, das Heil den Völkern zu bringen: Siehe, ich sende euch als Schafe mitten unter die Wölfe, darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Hütet euch aber vor den Menschen; denn sie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuser und werden euch geißeln in ihren Schulen. Und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen zum

Zeugniß über sie und über die Heiden. Es wird aber
Bruder den andern zum Tode überantworten und
Vater den Sohn, und die Kinder werden sich empö
wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen. Und m
gehaßt werden von Jedermann um meines Namens wil
Wenn sie euch in einer Stadt verfolgen, so fliehet in
andere. Der Jünger ist nicht über seinem Meister,
der Knecht über dem Herrn. Es ist dem Jünger gen
daß er sei wie sein Meister und der Knecht wie sein H
Haben sie nun den Hausvater Beelzebub geheißen, wie v
mehr werden sie seine Hausgenossen also heißen. Dar
fürchtet euch nicht vor ihnen. Es ist nichts verborg
das nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, das n
nicht wissen werde. Was ich euch sage in Finsterniß,
redet in Licht, und was ihr höret in das Ohr, das pre
auf den Dächern. Und fürchtet euch nicht vor Denen,
den Leib tödten und die Seele nicht können tödten. Für
tet euch aber vor Dem, der Leib und Seele verderben ka
in die Hölle. — Also, spricht Christus noch heute, u
seine Auserwählten ziehen wiederum aus und leiden Schm
und Tod um seines Namens willen, und predigen sein W
und seine Erlösung. Die hochmüthigen Pfaffen und Schri
gelehrten, die stolzen Herren, die sich von Gottes Gna
nennen und doch vom Teufel sind, wollen das Licht
Heils abermals auslöschen und lügen frech: Christus
ihr Patron. Wer aber waren denn die Apostel, die
Herr gewürdigt, sein Wort zu lehren? Waren es rei
und vornehme Herren, waren es Pharisäer und Schri
gelehrte? Nicht doch! Es waren arme Fischer, Baue
und Handwerker. Und wem predigte der Herr auf d
Bergen? Dem gemeinen Volke! Mit wem setzte er sich
Tische? Mit den Zöllnern und Sündern. Und so ist
heute noch. Nicht zu den Fürsten und Junkern, nicht
den Bischöfen und hochprunkenden Pfaffen sendet er sei

neuen Apostel. Zu dir kommen sie, du armes, einfältiges Volk. Dir bringen sie den Herrn und sein Wort, und mit dir sitzt er zu Tische und segnet dich. —

Auch zu Euch, Brüder und Landsleute, ist ein neuer Apostel des Herrn gekommen aus dem Lande Sachsen, der Euch das Evangelium Christi predigen und die wahre und echte Taufe zur Gemeinschaft der christlichen Gemeinde geben wird. Nicht ich darf mich einen Apostel nennen; ich bin nichts als ein schlichter Mann, der Euch zeigt, wo Euch der Schuh drückt, und Euch sagt, wie Ihr den Schaden zu bessern habt. Nur ein Vorläufer bin ich der rechten Gottesmänner, wie Johannes in der Wüste nur ein Vorläufer des Heilands war. Mich, den Karsthans, kennt Ihr schon und wißt, daß ich ein Pfaffenfeind und ein Junkerfeind, aber ein Freund der Bauern bin; und darum will ich Euch nur noch sagen, was Ihr vorzüglich vom Reichsregiment mit Fug und Recht verlangen sollt, damit Euch einmal geholfen werde. Jede Bauerngemeinde muß Macht und Gewalt haben, ihren Pfarrer selbst zu erwählen und zu erkiesen, wie die ersten christlichen Gemeinden, welche von den Aposteln gegründet waren, ihre Bischöfe und Kirchendiener selbst wählten. Ebenso muß die Gemeinde Macht und Gewalt haben, ihren Prediger wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hält. Der von der Gemeinde erwählte Prediger soll das Evangelium lauter und rein predigen, ohne allen menschlichen Zusatz, Menschenlehr und Gebot.

Sodann sollt Ihr nur den rechten Zehnten geben von dem, was auf den Feldern wächst, und dem Pfarrer, welcher das Wort Gottes lauter lehrt, davon zur Nothdurft zukommen lassen, das Uebrige soll den Armen gehören. Den kleinen Zehnten sollt Ihr aber nicht mehr entrichten weder Geistlichen noch Weltlichen. Denn Gott der Herr hat das Vieh frei dem Menschen erschaffen. Dieser Zehnt ist eine

unziemliche Plackerei, von den Menschen erdichtet, steht nichts davon in der Bibel.

Ferner sollt Ihr nicht mehr leibeigen sein; denn Christus hat durch sein kostbares Blut alle, die an ihn glauben, erlöst und losgekauft. Der Obrigkeit, d. h. dem Kai und seinem Regiment wollen wir gehorchen; denn sie von Gott geordnet, und es muß Obrigkeit sein im Lan damit wir in Geboten leben und nicht im fleischlichen l willen, aber nicht Eigenleute wollen wir sein, gleich d Vieh; denn das ist gegen Christi Lehr und Gebot, u darum muß die Leibeigenschaft wegfallen.

Und als freien Männern, wie unsere Väter gewes sind, muß uns auch das Recht unsrer Väter wieder werd auf das Wild im Walde, auf den Fisch im Wasser, auf d Vogel in der Luft. Denn als Gott der Herr den Me schen erschuf, hat er ihm Gewalt gegeben über alle Thie unter dem Himmel, über den Vogel in der Luft und üb den Fisch im Wasser. Wir wollen nicht leiden, daß d trutzigen Herren das Gewild zu ihrer Lust und uns zu Schaden hegen, das uns unsere Saat abfresse und wi hungern und darben. — Ebenso soll jedem Mann sei Antheil am Holz zu seiner Nothdurft zukommen und di Wälder, welche die weltlichen und geistlichen Herren nich erkauft, sondern sich mit Gewalt zugeeignet haben, sollen den Gemeinden zurückgegeben werden; denn Gott hat das Holz für alle Menschen wachsen lassen. — Auch sollen die Herren den Bauer nicht mit so vielen und großen Diensten beschweren, sondern was recht und billig ist, und soll darüber paktirt und vertragen werden. Desgleichen sind viele Güter mit Abgaben so beschwert, daß die Bauern umsonst arbeiten, ja das Ihrige darauf einbüßen und verderben. Ein jeglicher Arbeiter ist aber seines Lohnes werth. Und so soll das Recht auch nicht mehr parteiisch und nach Gunst, nach Neid und Bosheit gesprochen und uns Strafen auf-

erlegt werden, die nicht nach Gestalt der Sache sind. Der Kaiser soll uns gerechte Richter setzen, die nach dem alten geschriebenen Recht zu urtheilen verbunden sind. Alle Wiesen und Aecker, die vormals einer Gemeinde gehört haben und ihr von Edelleuten und Stiften mit Gewalt genommen sind, sollen ihr zurückgegeben werden. — Endlich soll der Bauer nicht mehr den Todfall entrichten; denn es ist schändlich und wider Gott und Ehren, daß Witwen und Waisen, wenn ihnen Gott der Herr eben den Vater und Ernährer genommen, vom Edelmann und Stift auch noch ihres Eigenthums beraubt werden. Von dem, was die Herren beschützen und beschirmen sollten, haben sie die armen Leute geschunden und geschaben und wohl gar genommen. Das will Gott nicht mehr leiden; kein Mensch soll hinfür beim Todfall schuldig sein etwas zu geben, weder wenig noch viel.

Ueber alle diese Dinge sollen sich die Bauern berathen und sich einigen in den Gemeinden und ihre Beschwerden und Forderungen vor das Regiment bringen, damit sie an Leib und Seel, in Zeit und Ewigkeit genesen. Amen."

Der Beifall, welcher den Redner schon öfters unterbrochen hatte, brach nun mit einer Gewalt hervor, als wolle er zu den Sternen hinaufdringen, welche still und klar auf die Versammlung herabschauten. Der Redner hatte Allen aus der Seele gesprochen und der Noth und Bedrängniß der armen Leute klare und fernige Worte gegeben.

Das Jubel- und Beifallgeschrei hielt lange an. Endlich erschien der junge sächsische Prädikant auf dem Stein, und es wurde Stille geboten. Nach wenigen Augenblicken trat eine Ruhe ein, daß man das Bächlein murmeln hörte. Der Prädikant erhob seine volle, tiefe, wohltönende Stimme.

„Seid gegrüßt in Christi Namen!

Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben a
Jesum Christum. Und daran erkennen wir, daß wir Go
tes Kinder sind, wenn wir Gott lieben und seine Gebo
halten. Und weil wir alle Kinder sind unseres Vaters i
Himmel durch die Gnade und das Blut Jesu Christi, al
sind wir auch alle theilhaftig der Gnade Gottes hier a
Erden, wie im Himmel. Wie Ihr durch Christum d
ewige Seligkeit erworben habt und die Vergebung der Sün
den, so auch durch Gottes Gnade alle Güter der Erd
Die Früchte des Feldes, das ihr bebaut, und die der He
des Himmels und der Erde durch die Kräfte des Erdreich
durch Regen und Sonnenschein wachsen und gedeihen läß
sie sind Euer Eigenthum; denn der Arbeiter ist seines Loh
nes werth. Die Thiere des Waldes und des Feldes sin
zu Euerem Nutzen geschaffen; Holz und Gras wachse
für Jedermann. Also hat es Gott geordnet. Die Pfa
fen aber, die da kommen und Euch den Lohn Eueres Fleiße
abpressen und Euch dafür Ablaß und ewige Seligkeit zu
sagen, sie sind Lügner und Betrüger. Gott und sein ein
geborner Sohn lassen nicht mit sich markten und feilschen
Wer Reue und Leid über seine Sünden trägt und Buß
thut, indem er fortan nicht mehr sündigt, dem gewährt di
Gnade des Herrn Vergebung. Wer aber vorgibt, er se
befugt, diese Gnade für Geld zu verkaufen, der ist ein Ver-
käufer und Tempelschänder, wie sie der Sohn Gottes au
dem Vorhof des Tempels trieb. Ich sage Euch, die Zei
wird nächstens erfüllt werden, daß er die Geißel noch ein-
mal ergreift und schlägt auf die Verkäufer, die sündhaften
Pfaffen, die das Geld nach Rom schleppen, um das si
Euch betrogen, damit es dort verschlemmt und verpraßt
werde mit Saufen, Fressen, Huren, Spielen, Tanzen, Ja-
gen und Turnieren. Aber im Hause des Herrn selbst wird
das furchtbare Strafgericht beginnen und das Feuer aus-
gehen von seinem Heiligthume, und es wird sich über die

Welt verbreiten und die Spötter und Schelme verbrennen. Christus wird das Haus seines Vaters abermals säubern und nur die ächten und wahren Kinder Gottes werden darin wohnen. Die neue Rotte Korah und Abiram muß von der Erde vertilgt werden; aber es fällt nicht mehr Feuer vom Himmel. Wir müssen uns der gottlosen heuchlerischen Buben, die uns das Mark aus den Knochen saugen und uns dafür Wind und Lügen geben, selbst erwehren. Christus spricht: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin den Frieden zu bringen. Ich bin nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Wohlauf denn, Du armes gedrücktes und gepeinigtes Volk, nimm auf das Schwert Christi, das er dir gebracht hat, und erschlage damit Gottes und deine Feinde! Also ruft der Apostel St. Judas: Wehe ihnen! denn sie gehen den Weg Kains und fallen in den Irrthum Balaams um des Genusses willen und kommen um in dem Aufruhr Korah. Und so spricht David im Psalter: Die Bösen werden ausgerottet werden; die aber des Herrn harren, werden das Land erben. Es ist auch nur um ein Kleines, so ist der Gottlose nimmer, und wenn du nach seiner Stätte sehen wirst, wird er weg sein. Aber die Armen werden das Land erben und Lust haben in großem Frieden. Der Gottlose drohet dem Gerechten und beißet seine Zähne zusammen, über ihn. Aber der Herr lachet seiner; denn er siehet, daß sein Tag kommt. Die Gottlosen ziehen das Schwert aus und spannen ihren Bogen, daß sie fällen den Elenden und Armen und schlachten die Frommen. Aber ihr Schwert wird in ihr Herz gehen, und ihr Bogen wird zerbrechen. Das Wenige, das ein Gerechter hat, ist mehr denn das große Gut vieler Gottlosen. Denn der Gottlosen Arm wird zerbrechen, aber der Herr erhält die Gerechten. Denn die Gottlosen werden umkommen, und die Feinde des Herrn, wenn sie gleich sind wie eine köstliche Aue, werden

sie doch vergehen, wie der Rauch vergehet. — Diese Prophezeihung Davids wird an uns und unsern Drängern in Erfüllung gehen; denn sie sind die Gottlosen, wir aber sind die Gerechten. Die Gerechten müssen aber versammelt werden in einem neuen Bund oder vielmehr in den wahren Bund Christi. Seine Kirche, wie sie die ersten Apostel gestiftet, muß von den zweiten Aposteln wieder hergestellt werden; denn sie ist verschüttet vom Schlamm und Unrath der Sünde, die von Rom ausgegangen ist. Die Taufe, die Ihr empfangen, ist eine falsche gewesen, die Taufe des Antichrists und seiner Gesellen, die er von Rom aus in die Welt gesandt hat, das Reich Christi zu verderben. Deshalb müßt ihr die ächte und wahre Taufe des Geistes empfangen, um eins zu werden mit Christo unserm Herrn. Durch die rechte Taufe müssen wir seinen Tempel säubern und waschen vom Schmutz der Sünde und der Afterlehre und eine starke reine Kirche werden, die ihren Feinden das Schwert Christi entgegen trägt und sie aufs Haupt schlägt. Ich bin gekommen, nicht nur Euch zu lehren, welches der wahre Glaube sei, der welcher gute Werke vollbringt; denn der Glaube ohne Werke ist todt; ich bin gekommen Euch auch die rechte Taufe zu geben im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken. Und so viel Euer getauft sind, die haben Christum angezogen nach Pauli Wort. Komm, du arme gedrangsalte, du belogene und betrogene Heerde, komm her zu mir! Ich bringe dir Christum, den neuen Adam, damit du ihn anziehest. Er ist ein Kleid von Glanz und Herrlichkeit, reiner als die Sonne. Wirf ab das Gewand der Sünde, des Schmutzes, der Lüge, daß dir die Pfaffen angethan. Steig in das Bad des Geistes, der Liebe und Gnade unseres Herrn. Selig sind, die da reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Amen."

Der Redner, welcher anfangs schüchtern und zuweilen stockend gesprochen hatte, war allmählig von einem Feuer der Begeisterung ergriffen worden, welches sich immer gewaltiger erhob und zuletzt wie eine brausende Flamme über die lautlose Menge hinschlug. Alle horchten mit verhaltenem Athem, aus vielen Augen stürzten unwillkürlich Thränen, Andere ergriff ein Zittern, als seien sie vom heiligen Geiste selbst berührt. Als nun der begeisterte Prädikant schwieg, dauerte die Stille noch einige Augenblicke fort. Da erhob sich mitten aus dem Volke eine Stimme, die donnergleich durch die Nacht schallte: „Hosianna dem Sohne Davids! Gelobet sei der da kommt, im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!" Nun erschallte einem Sturm gleich ein jauchzendes Geschrei im ganzen Volke: „Hosianna! Hosianna!" Andere riefen: „Zur Taufe! zur Taufe!" Der Prädikant zog zwischen Fackelträgern zum Bach hinab, das Volk drängte ihm nach. Er segnete das Wasser und begann zu taufen. Es war ein erhebender malerischer Anblick, wie sie in den Fackelkreis traten, die kräftigen Gestalten des Gebirgs, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Greise und Kinder und das Haupt fromm zu dem Bache beugten, um es sich von der Hand des Predigers, den sie als einen Gottgesandten verehrten, benetzen zu lassen.

Martin war bei all den Reden und Ausrufungen kühl geblieben, und als der Begeisterungssturm losbrach, zuckte ein höhnisches Lächeln um seinen Mund. Gleichsam ohne eigentlichen Willen und wie von einem magischen Bande gezogen, hatte er sich in die Nähe des ihm so unheimlichen Tabuletkrämers gedrängt und verfolgte den lebhaften Verkehr desselben mit dem Karsthans und andern Männern, die unverkennbar die Leiter der Versammlung waren, mit den Augen. Da bemerkte er, daß ein etwas unansehnlicher, aber städtisch und fein gekleideter junger Mann lange und

angelegentlich mit dem Bilderhändler sprach. Augenscheinlich fand eine gewisse Vertraulichkeit zwischen Beiden statt. Bald darauf wurde der Bilderhändler von einem andern Mann hinweggerufen, und der junge bleich und trüb aussehende Junker — dafür hielt ihn Martin — trat wie in Träumen versunken bei Seite und bekümmerte sich nicht um das, was um ihn vorging, noch weniger um das Drängen des Volks nach der Taufe. Martin stand nach wenigen Augenblicken an seiner Seite, trat ihn dann mit einer gewissen ihm eigenthümlichen feinen und geschmeidigen Keckheit an und führte sich ihm mit einer schlauen und gewandten Lüge vor, indem er ihn anredete:

„Mir ist, als sollte ich einen alten Bekannten *in Euch* erkennen, Junker. Schon seit einigen Minuten betrachte ich Euere Züge und kämpfe mit unklaren Erinner*ungen*, wo wir uns schon gesehen und gesprochen haben. Helft mir doch aus dem Traume."

„Der junge bleiche Mann heftete einen durchdringenden, aber mißtrauischen Blick auf den Sprecher und stammelte dann verlegen: „Ich kenne Euch nicht und erinnere mich auch nicht Euch jemals gesehen zu haben. Vielleicht aber fällt mir bei, was Ihr wünscht, wenn Ihr mir *Euern* Namen sagt."

„Der Name wird zur Aufklärung auch nicht mehr *beitragen*," versetzte Martin ausweichend, „wenigstens der meinige nicht. Inzwischen bin ich nicht abgeneigt, ihn gegen den Euerigen auszutauschen, da dieser meiner getrübten Erinnerung entweder zur Hülfe kommen oder meine Täuschung feststellen würde."

„Ich sehe nicht ein, weshalb ich Euch meinen Namen zuerst sagen soll," sagte der Andere verdrießlich. „Es ist hier nicht der Ort, wo man mit dergleichen so eilfertig jedem Unbekannten aufzuwarten gut thut."

„Ich dächte unserem Aeußern nach gehörten wir Beide

schon eher zusammen, als zu diesen Landleuten," warf Martin wieder geschmeidig hin.

„Gerade Euer Aeußeres dürfte für das Gegentheil sprechen. Ritter und Junker, die sich hier zeigen, dürften leicht bei dem Volke in den Verdacht kommen, als seien sie nicht zu Nutz und Frommen der Sache hierher gekommen, welche die Meisten herbeigeführt hat. Seht dort die Haufen wüster Landsknechte und hört, wie sie über die Reden und die Handlung spotten, die hier vorgenommen wird."

„Und würdet Ihr nicht demselben Verdachte ausgesetzt sein?" fragte Martin. „Ihr seht doch auch nicht aus wie ein Bauer, Hirt oder Jäger aus dem Gebirge."

„Wohl wahr. Aber einige dieser Leute kennen mich und meine Gesinnung, und von ihnen kann Jedermann erfahren, daß ich weder als Späher, noch als Spötter hierher gekommen bin."

„Auf Wort und Treue kann ich Euch versichern, daß dies mit mir derselbe Fall ist, und wenn mich auch Niemand kennen sollte in dieser Versammlung. Mich hat nichts als der Zufall hierher geführt, indem ich auf einer Reise nach Tyrol begriffen bin, um dort im Hause der Fugger ein mir wichtiges Geschäft abzumachen."

Martin wollte mit dieser Angabe Vertrauen erwecken, um so geschickt seinem Ziele näher zu rücken.

„Im Hause der Fugger!" rief der Andere überrascht. „So sagt mir doch, in welchem Hause, in dem Jakobs oder Ulrichs? denn Beide wohnen in Tyrol. Euere Antwort dürfte uns vielleicht näher führen, als Ihr ahnet. Und vielleicht habt Ihr dann doch recht, daß wir uns früher schon gesehen haben."

Diese unerwartete Antwort brachte Martin in Verlegenheit. „Ich werde wahrscheinlich mit beiden Fuggern verkehren; denn ich komme so eben aus Spanien."



„Wenn Euer Geschäft kein Geheimniß ist, werde ich Euch meinen Namen nicht länger vorenthalten, und Ihr würdet dann finden, daß dieser Name und Euer Reiseziel nicht weit auseinander liegen.“

„Das heißt: Ihr seid selbst ein Fugger. Wohlan Ihr könnt sogleich mein Vertrauen gewinnen, obgleich mein Geschäft allerdings geheimnißvoller Art ist, wenn Ihr mir jetzt eine kleine Bitte erfüllen wollt.“

„Und die wäre?“

„Ich sah Euch vorhin mit dem Bilderhändler sprechen, dem ich in der Schenke Einiges abgekauft. Ihr kennt jedenfalls diesen Mann näher. Sagt mir, was Ihr von ihm, seinem Leben und seinen Umständen wißt, und Ihr sollt dann Alles, was Ihr wünscht, von mir erfahren.“

Hieronymus Fugger — denn er war es — trat dem Frager einen Schritt näher und heftete einen seltsamen Blick auf ihn. Sei es nun, daß er beim Scheine einer Fackel die Flecken im Gesichte desselben erkannte, oder daß ihn sonst ein widerwärtiges Gefühl anwandelte: genug, er kehrte sich plötzlich mit unverhehltem Widerwillen ab und sprach: „Um keinen Preis kann und werde ich Euer Verlangen erfüllen. Glaubt nicht, daß Ihr es mit einem Knaben zu thun habt. Ich habe nichts mit Euch zu schaffen.“ Und den Rücken wendend, verlor er sich in der Nacht und der Menge.

Durch diese schroffe Antwort verblüfft, stand Martin einige Augenblicke wie in den Boden gewurzelt. Dann glitt ein leiser Fluch über seine Lippen. Zögernden Schrittes und mit sich selbst uneinig, verließ er den Platz und trat Andern folgend, den Rückweg zu dem Flecken an. Das Volk verlief sich in der Nacht. Martin fand ein dürftiges Lager und sank, fort und fort mit dem Bilderhändler und der seltsamen Antwort des jungen Fuggers beschäftigt, endlich in einen fieberhaft unruhigen Schlaf.

der ihm in wirren Träumen die Gestalt des Bilderhändlers dämonisch verzerrt vorführte.

Als er matt und abgespannt erwachte und eben ein frugales Frühstück einzunehmen im Begriff stand, ritt ein Haufen reisiger Knechte des Fürstabts von Kempten in den Ort, um den Karsthans und den Prädikanten zu fangen, aber nicht nur diese, sondern alle Andern waren zerstoben und wie davon geflogen. Der Ort sah leer und nüchtern aus. Es dünkte Martin Alles, was er in der vorigen Nacht erlebt, wie ein einziger wüster Traum. Im höchsten Grad verdrießlich bestieg er sein Rößlein und ließ es dem höhern Gebirge zu gehen, um dann in die tyroler Thäler hinabzusteigen.

14.

Die Statthalterschaft des Erzherzogs Ferdinand in Tyrol.

Im schönen Innsbruck hielt der Erzherzog Ferdinand Hof als Statthalter seines Bruders, des Kaisers Karl, in den östreichischen Landen, wie sein Großvater, der Kaiser Maximilian auch Hof gehalten in der Hauptstadt der Grafschaft Tyrol. War es aber in den letzten Jahren des alternden grämlichen Max schon schlimm geworden an diesem Hofe, und hatte die Unzufriedenheit des kräftigen an Geist und Leib gleich gesunden Bergvolks bis zur Empörung überhand genommen, die gleich nach des Kaisers Tod hier wie in den östreichischen Herzogthümern ausbrach, so hatten sich die Dinge am Hofe und bei der Regierung unter dem jugendlichen Erzherzoge bei weitem noch verschlechtert. Nicht vergebens war Ferdinand in Spanien geboren und

unter den Augen seines mütterlichen Großvaters, d
schlauen und treulosen Ferdinand des Katholischen, e
zogen worden. Obgleich jetzt zwanzig Jahre alt, war d
Erzherzog doch auf der einen Seite noch fast kindisch i
seinen Vergnügungen und Beschäftigungen, von der an
dern dagegen mit der ganzen treulosen spanischen Schlau
heit, mit der starken Neigung zu Intrigue und Falschhe
ausgestattet. So kraftlos, unbeständig und aller höher
Einsicht und Genialität baar der habsburgische Geist i
den letzten Kronenträgern sich auch herausgestellt hatte, s
war ihm doch eine gewisse gemüthliche Nachgiebigkeit, ein
wenn auch nicht immer ganz harmlose Ehrlichkeit eigen
thümlich gewesen; von diesem Geiste war auf Karl noch
ein schwacher Strahl gekommen und dieser von seiner
Tante und Erzieherin, der Erzherzogin Statthalterin Mar
garetha, gepflegt worden; in Ferdinand war dagegen keine
Spur mehr davon; er hatte den Geist Ferdinands des
Katholischen; er war wie in seiner äußern Gestalt, so in
seinem innern Wesen ganz und gar Spanier. Für die
gutmüthigen einfachen Tyroler war es ein betrübender
Anblick, den jungen Fürsten von einer Menge spanischer
Edelleute umgeben zu sehen, die er aus dem fremden Lande
mit in diese Berge gebracht hatte, und zwar waren es nicht
etwa ehrenwerthe Katalonier oder Aragonier, die ihre eigne
Volksfreiheit stolz behauptend, wohl auch die des deutschen
Bergvolks zu schätzen gewußt hätten; nein, es waren ge-
schmeidige ränkevolle Kastilier, vergnügungssüchtige, geld-
gierige, treulose Andalusier. Die Sitten dieser Menschen,
im höchsten Grade anstößig, drohten das ehrliche sittenreine
Bergvolk von der Hauptstadt aus zu vergiften. Der Ver-
kehr mit ihnen war den natürlich derben tüchtigen Men-
schen bald ein Gräuel, um so mehr, da diese Spanier
das keineswegs reiche Hochland als eine eroberte Provinz
zu betrachten schienen, aus der sie jedweden Vortheil durch

jedes Mittel in ihre Taschen zu ziehen hätten. Es schien fast, als wollten sie in Tyrol ein Wiedervergeltungsrecht für die Unbilden ausüben, welche die spanischen Königreiche durch die geldgierigen niederländischen Edelleute, die Begleiter Philipps, des Vaters, und Karls, des Bruders des Erzherzogs Ferdinand, auf ihren Zügen nach Spanien erfahren hatten. Vorzüglich verhaßt hatte sich der Schatzmeister des Erzherzogs den Tyrolern gemacht, Gabriel von Salamanka, von jüdischer Abkunft, mit einer geldschmutzigen Judenseele und deshalb im fürstlichen Sinne ein vortrefflicher Finanzmann, ein herrschsüchtiger, gewaltthätiger, habsüchtiger, eigennütziger Höfling, der sich mit jüdischer Geschmeidigkeit ganz in das unbeschränkte Vertrauen des jugendlichen, leichtsinnigen, geldliebenden und den ernsten Regierungsgeschäften abgeneigten Fürsten eingeschlichen hatte. In einer untergeordneten Stellung mit dem Erzherzog ins Land gekommen, war dieser Mensch schon nach wenig Jahren zu dem bedeutenden einflußreichen Posten emporgestiegen und hatte, nach der Versicherung der Tyroler, nicht nur für den Schatz des Erzherzögs, sondern auch für sich selbst ungeheure Summen aus dem Lande gezogen, Aemter und Stellen für sich allein und nach seiner Willkür besetzt, ja verkauft und sich überhaupt wie ein unbeschränkter Gebieter benommen.

Zunächst war es der Geheimerath des Erzherzogs Fabri, ein Deutscher, der seinen Namen Schmidt nach der Sitte der Zeit latinisirt hatte, der durch Gewaltthätigkeiten, Erpressungen aller Art, kalte Herzlosigkeit und Hochmuth die Tyroler aufs Aeußerste gegen sich erbittert hatte. Mit diesen beiden volksfeindlichen Männern theilten sich die zwei vornehmsten Kirchenfürsten der Grafschaft, der Bischof von Trient und der von Brixen, in die Gunst des jungen Erzherzogs und seiner Gemahlin. Der erstere, Bernhard Cles, war Kanzler des Fürsten. Beide kannten

nichts vom Geiste christlicher Liebe und Duldung;
strengsten römischen Sinne hochmüthige Diener der Kir
Feinde der neuen Ideen, despotische Beherrscher ihrer
terthanen, standen sie im schärfsten, von schonungsl
Gewaltthat begleiteten Widerspruch mit dem Genius
Jahrhunderts, dessen kühne und gewaltige Stimme a
in die tyroler Berge gedrungen war.

Diese vier Männer waren die vorzüglichsten Rat
geber des Erzherzogs, oder vielmehr sie waren im eng
Bunde die Regenten des Landes.

Noch ein Fünfter kam hinzu, der zwar, außer de
Lande wohnend und deshalb nicht oft in persönlicher B
rührung mit dem Erzherzog, dennoch im Sinne der vi
Genannten und zum Vortheil ihres gewaltthätigen Reg
ments großen Einfluß auf den fürstlichen Jüngling aus
übte, welcher zur Herrschaft über das reizende Berglan
bestellt war. Dieser Fünfte war der Kardinal Matthäu
Lang, auf den seine Vaterstadt Augsburg so stolz war
einst Bischof von Gurk, Kanzler, Geheimschreiber un
Günstling des Kaisers Maximilian, nun aber seit vie
Jahren Erzbischof von Salzburg, des reichsten und schön-
sten Erzstiftes im ganzen Reich. Ganz im Sinne seines
verstorbenen kaiserlichen Gönners war Kardinal Lang als
vieljähriger Minister und als Diplomat bei den wichtig-
sten europäischen Verhandlungen ein warmer Freund der
Künstler und Gelehrten gewesen, wenn auch nicht mit der
jugendlich leichtsinnigen Hingebung wie der Kurfürst von
Mainz; auch er hatte die Auferstehung der Wissenschaften
begrüßt, auch er hatte sich einen Freund der Humanisten
genannt und auf diese Weise sich einen großen Ruf in
Deutschland erworben. Aber es war ein Freund der Wis-
senschaften, wie der Papst Leo X., wie Albrecht von Mainz,
wie Jakob Fugger: sie sollten ihm das Leben schmücken und
versüßen und ihm den Ruhm eines Mäcenas verschaffen.

Sobald sie sich anschickten, umgestaltend und befruchtend auf das abgestorbene, verdorbene und verkrüppelte Leben zu wirken, wurde er ihr bitterster Feind und wüthendster Verfolger. Denn er war von Charakter und Gemüth schlimmer geartet, als der genannte Papst, schlimmer als der Mainzer Erzbischof und schlimmer als sein Landsmann und Jugendfreund, der reiche Leinweber, ein stolzer, harter, selbstischer Priester ohne Religion und Gewissen, ein Ränkeschmied und rachsüchtiger Verfolger Aller, die sich nicht unbedingt seiner finstern Herrschsucht fügten, ein Fürst, von dem einer seiner vertrauten Räthe später vor Gericht aussagte: „es habe männiglich Wissen, mit was für Schalkheit und Büberei er in das Stift gekommen sei; er habe sein Lebelang nichts Gutes im Sinne gehabt, er sei alles Schalks voll, ein Bube, und nie eines guten Gemüths gegen seine Landschaft gewesen."

Als er Koadjutor und dann Erzbischof des Erzstiftes geworden, hatte er in bündigen Urkunden der salzburgischen Landschaft feierlich gelobt, sie bei ihren Privilegien, Freiheiten und altem Herkommen gnädig zu beschützen, sie keineswegs dawider zu beschweren, sondern dieselben zu mehren und nicht zu verringern. Er hatte einen Eid darauf geschworen, und der Papst und der Kaiser hatten Alles bestätigt. Die Salzburger hatten Glauben und Vertrauen darein gesetzt und sich als getreue Unterthanen und Landschaften gegen ihn gehalten. Aber was waren Fürstenversprechungen und Fürsteneide in dieser heuchlerischen heillosen Zeit! Nicht vergebens hatte Matthäus Lang als vertrauter Geheimschreiber Maximilians die diplomatischen Geschäfte desselben geleitet. Er hatte Fürstenwort und Treue sattsam kennen gelernt, um sie nun, da er selbst zum Fürstensitz erhoben worden war, in beliebter Weise auszuüben. Bald gerieth er mit der salzburger Landschaft wegen wiederholter Eingriffe in ihre Rechte und Freiheiten in

einen Rechtsstreit, den er mit dem ganzen Uebermut eines Pfaffenfürsten verfolgte. Die dadurch unter d Salzburgern hervorgerufene Erbitterung gegen ihn wur durch seinen grimmigen Haß gegen die Anhänger der Li therischen Lehre aufs Aeußerste vermehrt. Es gab schi keinen giftigern Feind Luthers und seiner Anhänger a den Kardinal und Erzbischof Lang. Und seltsam genu mußte er erleben, daß in seinem Erzstift, ja in seiner näc sten Umgebung das neue Licht des reinen Evangelium mehrere tüchtige Männer und ausgezeichnete Priester al begeisterte Anhänger gewann. Es steht wie eine Iron des Schicksals aus, daß des Erzbischofs eigener Beich vater, Namens Kastenbauer, ein glühender Freund un Verkünder von Luthers Wort wurde. Der wüthende un racheschnaubende Kirchenfürst ließ den edlen Mann 152 in hartes Gefängniß legen, worin er noch schmachtete Paul Spreller, ein gelehrter Priester zu Salzburg, eben falls mit ganzer Seele dem Labsal der lichtausströmenden Wahrheit hingegeben, rettete sich 1522 durch schleunig Flucht in die Schweiz vor der Verfolgung des Erzbischofs. In Radstatt war ferner der Barfüßer Georg Schärer, in Gastein Martin Lodinger, der mit Luther Briefe wechselte, im Pinzgau der Priester Matthäus, welche die neue Lehre verkündeten. Der Erzbischof hatte noch dazu das Mißgeschick, durch seine eigenen Handlungen die Ausbreitung lutherischer Meinungen in seinem Stift zu befördern.

Zuerst hatte er nämlich, um den Bergbau im Salzburgischen in höhern Schwung zu bringen und für seine Kasse und seinen unerhörten Luxus ergiebiger zu machen, eine beträchtliche Anzahl sächsischer Bergknappen aus dem Erzgebirge herbeigerufen. Unter keiner Menschenklasse hatte aber Luthers Lehre einen ergiebigern Boden gefunden, als gerade unter den Bergleuten, die den kühnen Reformator, den Sohn des Bergmanns, gleichsam als den



Hrigen betrachteten. Diese Knappen hatten die neue Lehre begierig an der Quelle eingesogen und kamen davon begeistert und mit lutherischen Büchern beladen nach Salzburg, wo sie bald ihre Arbeitsgenossen und dann weiter viele Andre dafür gewannen. Das entzündete Feuer breitete sich in aller Stille mit unglaublicher Schnelligkeit aus, und zu spät erhielt der auf seiner hohen stolzen Burg königlich thronende Kardinal davon Kunde. Sodann hatte er, um an Luther eine Tücke zu üben und ihm seinen stärksten wissenschaftlichen Halt und Beistand zu entziehen, den Generalvikar der Augustiner, Johann Staupitz, in das Erzstift Salzburg gezogen. Er glaubte Wunder was er, dadurch Luthern geschadet, aber er ahnte nicht, daß mit Staupitz Luthers Lehre, Schriften und Briefe in das Salzburgische gekommen waren. Wuthentbrannt über diese Erfolge beschloß der Kardinal, der „Freund und Gönner der Künste und Wissenschaften," alle, die an Luther hingen, es sei Bürger oder Prädikant, Bergknapp oder Bauer, mit schwerer Pein zu verfolgen und mit Feuer und Schwert gegen das Gift von Wittenberg zu Felde zu ziehen. Damit goß er natürlich nur Oel ins Feuer. Die Salzburger nahmen jedes Wort Luthers mit Jubel auf und eigneten es sich an und wurden gegen ihren despotischen Fürsten von Tag zu Tag schwieriger und widerspenstiger. Die offenen Aeußerungen ihres Unmuths, ihres Spottes und ihrer Begeisterung kamen dem alten Pfaffen gerade willkommen, und er gedachte sie als eine sich ihm günstig darbietende Gelegenheit zu benutzen, um über die mißvergnügten Rebellen im Erzstift mit fremder Kriegsmacht herzufallen, sie ihrer Privilegien und Freiheiten, die ihm, so wenig er sich im Grunde daran band, doch unbequem waren — da er gegen sie stets im Unrecht stand — zu berauben und sich zum unumschränkten Herrn von Stadt und Land zu machen. Er hatte doch nun den Schein des Rechts

zu solcher Gewaltthat. Im Rathe seiner Vertrauten, der
er den Vorschlag machte, im Auslande ein Kriegsheer geg
die Salzburger aufzubringen, sprach er: „Ich will zue
die Stadt, dann die Landschaft angreifen und überfalle
die trotzigen Bürger müssen die ersten sein, die ich verderl
dann müssen die auf dem Lande dran.“ Und die Rät
gaben dazu ihre Zustimmung. Darauf reiste der Erzbisch
nach Innsbruck an den Hof des Erzherzogs. Dies war
der Mitte des Monats September 1523. Den Vorwa
zu dieser Reise gab die Erbhuldigung, welche der Erzherz
eben von den Tyrolern einnehmen wollte.

Tyrol hatte vor andern Ländern Oestreichs und d
deutschen Reichs eine Menge alter Freiheiten, ihm von de
früheren Fürsten des Landes gewährt, und dennoch herrsch
große Unzufriedenheit. Sie war hier mehr religiöser al
politischer Natur. Der geistige Druck des Pfaffenregi
ments, von den mächtigen Bischöfen des Landes mit eine
an's Unglaubliche grenzenden brutalen Frechheit ausgeüb
hatte hier Dummheit und Aberglauben des Volks zu
üppigsten Blüthe gebracht; um so stärker war aber auch i
den begabten Geistern das Verlangen nach Licht und Er
lösung aus dieser Nacht geistigen Elends. Hier hatt
Luthers Wort wie ein Blitz gezündet; sehnsüchtig wandte
sich alle lechzenden Seelen nach der Quelle der Wahrhei
in Wittenberg. Und auch hierher waren ihre Ströme
durch sächsische Bergleute geleitet worden. In den großen
Silberbergwerken zu Schwaz und der Umgegend arbeiteten
gleich wie im Salzburgischen, Bergknappen aus dem Erz-
gebirge, welche die Fugger verschrieben hatten. Diese
Häuer, gleich rüstig und arbeitsam in den Schachten der
Berge, wie in denen der Geister, standen mit ihren Lands-
leuten im Erzstift Salzburg in engster Verbindung und
tauschten die wittenberger und schweizer Reformatoren-
schriften mit ihnen aus. Ganz besonders begünstigt wur-

den sie von den Brüdern Ulrich und Hieronymus Fugger zu Schwaz. In den großen Bergwerken derselben arbeitete kein Knappe, der nicht den neuen Lehren mit Begeisterung ergeben und nach Kräften für die Verbreitung derselben thätig gewesen wäre. Ulrich Fugger führte diesen Leuten die Mittel zu ihrer weiteren Ausbildung zu und weilte schier täglich unter ihnen, sie im Glauben und Streben nach geistiger und leiblicher Freiheit zu stärken. So ging aus dem Schoße der erzreichen Berge nicht nur das edle Metall hervor, auch das Silberlicht der Wahrheit, das Gold des Evangeliums stieg aus der Tiefe zu Tage und verbreitete sich still und geräuschlos über das herrliche Hochland. In Schwaz selbst predigten zwei edle und treffliche Priester Johann Strauß und Christoph Söll das reine Evangelium nach Luthers Anleitung. Der Erstere, ein geistesstarker, hocherleuchteter, gelehrter und kühner Mann, der den Kampf für seine Ueberzeugung nicht scheute. In Hall, nur wenige Stunden von Schwaz, lehrte auf gleiche Weise der Prediger Urbanus Regius, einer von Sickingens Umgebung auf der Ebernburg. Diese Prediger wurden zwar durch das wormser Edikt vertrieben, aber gerade deshalb wurde die Bewegung in der Mitte des Jahres 1523 immer mächtiger und großartiger. Ihren eigentlichen Mittelpunkt bildete Ulrich Fuggers Haus, aber durchaus auf eine nicht auffallende Weise. Er stand nur im Hintergrunde und war scheinbar unthätig, desto tiefer ging seine stille und den Augen der Welt verborgene Wirksamkeit. Die genannten Prediger hatten als kühne Helden auf der Bühne gewirkt. Strauß, Ulrichs innigster Freund, sprach mit hoher Freimüthigkeit über die Laster und Erpressungen der Fürsten und Großen weltlichen und geistlichen Standes und legte scharfsinnig ihre Pflichten vor den Augen des Volks dar. Er zeigte in gewaltiger Rede, wie nach Gottes ewiger Weisheit ein jegliches Reich durch



die Selbstsüchtigen und Eigennützigen zu Grunde gehen müsse; er behauptete, ein Christ sei nicht an die heidnischen Rechte der Juristen gebunden, und von einem Darlehen Zinsen zu nehmen sei dem christlichen Glauben entgegen. Er war also weit über den Standpunkt Luthers hinausgegangen und stand schon auf dem Thomas Münzers, als er aus Tyrol flüchten mußte.

15.

Der Gast des Fuggerschen Hauses.

So waren die Dinge in Tyrol beschaffen, als die Großen des Landes, die sogenannten Volksvertreter in Innsbruck zur Erbhuldigung zusammen kamen. Der Erzbischof von Salzburg zog mit einem Prunk ein, als sei er der König, dem gehuldigt werden sollte. Die Einfachheit des Papstes Adrian, die den Römern ein Gräuel war, hätte gegen den orientalischen Prunk des hoffärtigen Kardinals seltsam abstechen müssen. Er fand bereits seine guten Freunde, die Bischöfe von Brixen und Trient am Hoflager des Erzherzogs. An demselben Tage langte auch der alte Jakob Fugger von seinem Schlosse Fuggerau an, mit ihm sein Neffe Raimund, der als einer der Erben seiner reichen Besitzungen in Tyrol dem jungen Fürsten ebenfalls huldigen sollte. In ihrer Gesellschaft befand sich auch Martin, und es konnte Keinem entgehen, daß sie den jungen Menschen wie einen der Ihrigen behandelten.

Jakob Fugger war in der letzten Zeit sehr gealtert; die immer weiter um sich greifende, sich immer drohender gestaltende Bewegung im kirchlichen und staatlichen Leben nagte an seiner Kraft. Er sah keine Verjüngung der Welt in dieser Bewegung, sondern ihr größtes Unglück; er

zitterte vor einem Umsturz aller Dinge und einem allgemeinen Verderben, und fürchtete, daß dies ihn und sein Haus am Ersten treffen möchte. Und dieses Haus war nicht ohne Schuld. Durch die fugger'schen Handelsspekulationen waren in Tyrol die Preise aller fremdländischen Waaren ungemein empor getrieben. Es war dies eine sogenannte glückliche Spekulation Anton Fuggers, durch Verkäufer oder Kommissionäre, die im ganzen Lande vertheilt waren, und bedeutenden Kredit und einen großen Antheil am Gewinn erhielten, hervorgebracht und einen ungeheuern Gewinn abwerfend, der aus den Taschen des Volks in die fugger'sche Kasse wanderte. Durch Vergünstigungen des Erzherzogs war dieser Handel gleichsam monopolisirt, aber die Erbitterung des Volks gegen Jakob Fuggers Haus stieg mit jedem Tage; der wucherische Handel war mit ein Hauptgrund der allgemeinen großen Unzufriedenheit. Vergebens hatte Ulrich Fugger dagegen geeifert; er wurde von dem alten grämlichen Jakob mit störrischer Unduldsamkeit, von dem jungen, kalten, stolzen Anton mit wortkargem Hohn zurückgewiesen. Seine Liebe für das Volk und dessen Freiheit wurde ihm von seinen nächsten Verwandten zum Verbrechen angerechnet. Jakob, griesgrämlich, krittlich und, ohne es zu wollen und zu wissen, von einem unseligen Unfehlbarkeitsglauben besessen, der aus seiner Bildung, aus seinem Leben und aus seiner Stellung leicht erklärlich war, ließ sich mit dem Feuerkopf Ulrich gar nicht ein. Er duldete ihn wohl, aber nie fand ein Austausch ihrer Gedanken über die Zeitverhältnisse zwischen ihnen statt. Auch hatte er sich streng verbeten ihm über Ulrichs Thun und Treiben etwas zu hinterbringen; er wollte sich nicht mehr über ihn ärgern, sein Alter sich nicht von den „Tollheiten dieses Menschen" verbittern lassen. Mit Anton und Raimund kam Ulrich in wenig Berührung, und wenn es geschah, so zankte er sich mit dem

Erstern. Mit dem Letztern war nicht zu streiten; er lach den eifrigen Ulrich aus, daß sich dieser, ein so reicher Man um das alberne nichtsnutzige Volk in so thörichte Händ stecke. Er selbst ließ sich durch nichts in seinem behagliche üppigen Lebensgenuß stören und fürchtete sich nicht in Mindesten vor der drohenden Zeitbewegung. Aber ein befreundete Seele hatte Ulrich doch im Hause seines Ohms die Base Sibylle. Sie hatte nie viel von den großen Her ren gehalten, aber das unverschämte und brutale Treiber derselben in der letzten Zeit hatte sie ihr vollends zuwider gemacht, und unter vier Augen gab sie Ulrich, dem sie stets wohl gewollt, recht; ihr Bemühen ging nur dahin, einem neuen Bruch zwischen ihm und ihrem Jakob vorzubeugen.

Auch Ulrich und Hieronymus waren von Schwaz nach Innsbruck heraufgekommen zu dem glänzenden Feste. Ebenso war Marx von Bübenhoven, vor Kurzem erst aus Spanien zurückgekehrt, mit seiner Ehewirthin da. Er war noch immer der alten dicken Sibylle Liebling und bildete mit ihr und seiner Sibylle die vermittelnde Partei im Hause. Im Getriebe der wildaufgährenden politischen und religiösen Leidenschaften der Parteien verlor der ruhige poetische Schwärmer mit der sanftschwermüthigen Gemüthsart alle Bedeutung. Der Schwächling war kein Mann für diese Zeit, und er nahm in keiner Weise Theil an der Bewegung. Ueberdies hatte sein Aufenthalt in dem ungewohnten Klima des Südens seiner Gesundheit geschadet; er kränkelte.

Jakob Fugger machte bald nach seiner Ankunft seinem Landsmanne und Jugendfreund, dem Erzbischof von Salzburg, einen Besuch in dessen Herberge. Sie hatten eine lange Unterredung zusammen; denn der gewaltthätige geistliche Fürst bedurfte zur Ausführung seiner Unternehmungen, zum Feldzug gegen den Zeitgeist, der in den Salzburgern lebendig geworden war, Geld, viel Geld, und Jakob

Fugger zeigte sich gar nicht abgeneigt, ihm dasselbe zu diesem löblichen Zwecke gegen sichere Verschreibung und gute Zinsen vorzustrecken. Das Anlehen wurde abgeschlossen, und Matthäus Lang war darüber sehr vergnügt und meinte nun schon gesiegt zu haben.

Am Abend desselben Tags hatte Jakob eine geheime Audienz bei dem Erherzog. Martin wurde aufgefordert ihn in das Schloß zu begleiten. Auf dem Wege sagte der Alte kurz zu dem jungen Menschen: „Ich habe Euere Sache Seiner hochfürstlichen Durchlaucht empfohlen und sie hat den Wunsch geäußert, Euch heute schon zu sehen. Wahrscheinlich wird er Euch das gnädige Versprechen geben, durch seinen Einfluß Euern Wunsch zu erfüllen und Euere Herkunft zu ermitteln. Benehmt Euch bescheiden und klug. Ihr seid mit dem Erzherzog in einem Alter und könnt leicht einen gnädigen Gönner an ihm gewinnen, wenn Ihr's geschickt anfangt."

Die Erinnerung, sich klug zu benehmen, war bei einem Kopfe wie Martin sehr überflüssig. Seiner Aufmerksamkeit entging nichts, und er war entschlossen, wo möglich Alles zu seinem Vortheil zu benutzen. Ueber diese auffallende Vorstellung seiner Person beim Erzherzog hatte er seine eigenen Gedanken; aber er war nicht gewohnt, diese gegen irgend Jemanden laut werden zu lassen.

Nach der Anmeldung beim Erzherzog wurde Fugger allein in das Zimmer desselben gerufen, Martin blieb mit seinen Gedanken im Vorzimmer zurück. Der Alte war etwas überrascht, die Erzherzogin ebenfalls zu finden. Anna war mit ihrem Gemahl fast in gleichem Alter; beide standen im einundzwanzigsten Lebensjahre. Schon seit zwei Jahren war das fürstliche Paar ehelich verbunden, und einen großen Theil des ersten Jahrs hatte es zum Besuch bei der Tante Gretchen in den Niederlanden zugebracht. Die Erzherzogin hatte nicht nur die leichte zierliche Ge-

stalt ihrer Mutter, der zarten liebenswürdigen Anna von Foix, der holden Sylphide des französischen Hofes, sie hatte auch viel von dem beweglichen französischen Geiste derselben und bildete einen auffallenden Gegensatz zu dem spanisch ernsten, schier steifen Grandezza ihres Gemahls, die ihm anerzogen und aufgezwungen worden und seiner Jugend so wenig angemessen war.

Mit süßer Anmuth und Leichtigkeit begrüßte sie den alten Herrn. „Ich lese einiges Erstaunen in Euern Zügen, Herr Fugger, mich hier zu sehen, wo Ihr den Erzherzog allein zu finden erwartet, um mit ihm über ein Geheimniß zu sprechen, und Ihr meint sicherlich, es sei gefährlich, Frauen Geheimnisse mitzutheilen. Ihr steht freilich im Geruch, niemals ein großer Weiberfreund gewesen zu sein, und doch habt Ihr meiner Mutter die edelste Freundschaft erwiesen. Ich weiß es — ich weiß es genau von der Tante Margaretha; sie hat mir Alles erzählt, und ich habe Thränen der Rührung und Freude über Euere Großherzigkeit vergossen und liebe Euch dafür wie eine Tochter. Und auch der Tante seid Ihr stets ein warmer Freund gewesen; sie weiß es zu rühmen. O wie viel hat sie mir von Euch geplaudert! Doch das hab ich Euch schon früher gesagt. Heute wollte ich nur damit beweisen, daß es mit Euerer Weiberfeindschaft nicht so schlimm ist, als die Leute sagen, und daß ich deshalb wohl hoffen darf, Ihr zürnt mir nicht, daß ich mich in das Geheimniß gedrängt. Ich kannte ja die Geschichte früher schon, und Tante Gretchen hat sie mir ganz ausführlich erzählt. Deshalb hat mir mein lieber Ferdinand Euern Brief vorgestern mitgetheilt. Ich freute mich, daß der so lang vermißte Jüngling sich so unverhofft bei Euch eingestellt hat, aber ich bin nun auch neugierig ihn zu sehen; denn er ist doch, ohne es selbst zu wissen, eine sehr interessante und wichtige Person."

„Und so habe ich ihr nicht abschlagen können, gegen-

wärtig zu sein, wenn Ihr mir den Martin vorstellt," setzte der Erzherzog hinzu. „Ihr könnt also ohne Zwang von ihm sprechen. Höchstens wird Ihre Hoheit der Tante Statthalterin von ihm schreiben; denn gegen Jemand anders davon zu plaudern, würde ihr leicht den Zorn des Kaisers zuwege bringen."

„Ich habe nur die Befehle Euerer Durchlaucht hinsichtlich des jungen Mannes entgegen zu nehmen," versetzte Fugger mit Ehrerbietung, „und ich erlaube mir anzufragen: ob Ihr schon über seine Zukunft etwas bestimmt habt?"

„Ich kann nichts beschließen und thun, ohne vorher des Kaisers Willen darüber zu vernehmen. Welches waren denn die Absichten unseres kaiserlichen Großvaters mit ihm?"

„Seine hochselige Majestät hat sich darüber nie klar und bündig gegen mich ausgelassen. So viel ich aus des Kaisers Aeußerungen darüber entnehmen konnte, wollte er sich erst überzeugen, wie des Knaben Charakter und Gemüthsart beschaffen seien. Er sollte eine einfache aber gute Erziehung erhalten. Die weitere Bestimmung über sein Schicksal sollte von seiner Aufführung abhängig sein. Näheres wurde mir nicht mitgetheilt."

„So lassen wir es bei dieser verständigen Verfügung, wenn der Kaiser nicht anders befiehlt. Wenigstens muß es so bleiben, bis sein Befehl darüber eingeht. Behaltet ihn in Euerm Hause, laßt die Mängel seines Unterrichts, dem er sich durch seine kindische Flucht entzogen, nach Kräften ausfüllen und beschäftigt ihn in Euerem Hause. Dabei laßt ihn scharf beobachten, um über seinen Charakter ins Reine zu kommen. Das Uebrige wird sich dann nach des Kaisers Willen aus dem Resultat dieser Beobachtungen ergeben."

„Euerer Durchlaucht Befehl wird pünktlich befolgt werden."

„Den Kaiser müssen wir aber sobald als möglich von der Ankunft Martins in Kenntniß setzen.“

„Hierzu bietet sich jetzt die beste Gelegenheit. Ihr wißt, daß mein Anton, als erwählter Gesandter der Stadt Augsburg, zu Anfang dieses Sommers mit den Gesandten der übrigen Städte nach Spanien gegangen ist, um bei Sr. Majestät unterthänige Vorstellung gegen den von den Ständen wider den Willen der Städte beschlossenen neuen Reichszoll, wodurch die Städte gar sehr beeinträchtigt werden, zu machen. Der Kaiser hat zwar im Voraus schon seine Zustimmung gegeben, aber die Städte hofften durch gründliche Vorstellung der Gefahr, in welche sie durch solche Neuerung gerathen, die Sache zu ihrem Vortheil zu wenden. Vorzüglich würde der Handel durch solchen Zoll gar schwer leiden. Nun ist vor einigen Tagen die betrübende Nachricht bei uns eingegangen, daß Anton Fugger von den Beschwerden der langen Reise und vorzüglich von der großen Hitze dieses Sommers am 6. August mit der Gesandtschaft schwer erkrankt in Valladolid angekommen ist. Auch mehrere andere Mitglieder der Gesandtschaft sind erkrankt. Da wir nun nicht wissen können, wie die Krankheit meines Neffen im fernen Lande verläuft, und ob er im Stande sein wird, bald Sr. Majestät die Aufwartung zu machen und die Geschäfte zu besorgen; es für das Fuggersche Haus aber von großer Wichtigkeit ist, daß eins seiner Glieder dabei thätig sei, wir auch wünschen müssen, daß die brüderliche Liebe den Kranken pflege, wie es sein eigner Wunsch zu sein scheint, so hat sich mein Neffe Raimund entschlossen, in einigen Tagen nach Spanien abzureisen. Ich bitte daher Ew. Durchlaucht, ihm Eure Aufträge mitzugeben.“

„Das ist der beste Bote für uns. Ich werde dem Kaiser schreiben. Thut Ihr es ebenfalls. — Nun wollen wir den Burschen hereinkommen lassen.“

Martin verbeugte sich bei seinem Eintritt in das Gemach ohne Scheu und Aengstlichkeit und mit einem Anstand, den man hätte fein nennen können. Die Augen des fürstlichen Paars ruhten mit neugieriger Spannung auf ihm, doch als der Erzherzog die Flecken in seinem Gesicht gewahrte, flog ein Ausdruck von Widerwillen über seine Züge. Die Erzherzogin aber lächelte ihn freundlich an.

„Herr Jakob Fugger hat mich mit Euern Wünschen bekannt gemacht," nahm der Fürst das Wort, „und ich bin gern bereit, zur Erfüllung derselben das Meinige zu thun."

„Ich werde Eurer Durchlaucht sehr dankbar sein," versetzte Martin mit Freimuth. „Muß ich es doch schon als ein günstiges Geschick preisen, das mir so hohe Gönnerschaft verschafft hat. In dem Hause eines Bauers suchte ich die Spuren meiner Herkunft, und wie durch ein Wunder bin ich von ihnen in das Fürstenhaus geführt worden."

Die letztern Worte schienen nicht ohne tiefere Bedeutung gesprochen zu sein. Fugger machte eine mißbilligende Bewegung mit der Hand, und der Erzherzog starrte mit dem Ausdruck des Unwillens dem Sprecher ins Gesicht und fuhr mit der Frage heraus: „Habt Ihr denn schon Spuren Eurer Abstammung entdeckt?"

„Der Bauer, in dessen Hause ich geboren bin, behauptet, meine bald nach meiner Geburt verstorbene Mutter nicht gekannt zu haben. Weiter vermag ich nichts von ihm herauszubringen."

„So wird wohl auch nicht mehr zu erfahren sein," sagte der Erzherzog wieder beruhigt.

„Wo habt Ihr Euch seit Euerer Flucht herumgetrieben?" fragte die Fürstin neugierig.

„Wir wollen Euch die Erzählung Euerer Schicksale



ersparen," fiel ihr Gemahl sogleich mit einem strafenden Blick auf sie ein. „Herr Fugger wird für Euer ferneres Fortkommen Sorge tragen." Mit diesen Worten reichte er der Erzherzogin den Arm und verließ, sich gegen Fugger verneigend, das Zimmer. Beim Hinausgehen sagte er halblaut zu ihr: „Dieser Mensch ist mir äußerst zuwider." Martins feines stets lauerndes Ohr erhaschte die Worte, doch in seinen Zügen ging nicht die mindeste Bewegung vor. Solch eine Meisterschaft in der Selbstbeherrschung hatte dieser junge Mann bereits erlangt. Mit bestechender Geschmeidigkeit und unbefangenem Plaudern begleitete er den alten Herrn, ergoß sich in Danksagungen und erreichte seinen Zweck, den einflußreichen Mann immer mehr für sich zu gewinnen. Jakob Fugger urtheilte in seinem Familienkreise auf ganz andre Weise über Martin als der Erzherzog; er fand einen äußerst liebenswürdigen Jüngling in ihm; aber Frau Sibylle stimmte nicht bei. Ihr gefiel das feine, berechnete, gemachte Wesen, die geschmeidige schleichende Freundlichkeit des fremden Menschen nicht. Mit ihr stimmte Ulrich Fugger überein. Dagegen war Hieronymus für ihn und zeigte ihm eine Neigung, die in Freundschaft überzugehen schien, und dies geschah aus zwei Gründen. Zuerst hatte Martin sein früheres Zusammentreffen mit Hieronymus in der Nacht bei der Prädikantenpredigt mit keinem Worte verrathen und dadurch dem schwärmerischen Jüngling eine große Verlegenheit erspart, wofür er sich ihm dankbar verpflichtet fühlte. Dann hatte Hieronymus als ein schwankender unselbstständiger Charakter das Bedürfniß, sich an einen starken und festen Charakter anzulehnen und diesen zum Vertrauten seiner Liebessehnsucht zu machen. In der That zehrte sich der junge Fugger fast auf in stummer Liebesqual, seit er von Sickingens Schloß zurückgekehrt war, und der Gedanke, welchen tiefen Kummer der schönen

Johanna der Tod ihres Vaters bereiten möchte, quälte ihn selbst unaufhörlich. Das Bedürfniß, einen Freund zu besitzen, dem er sich mittheilen könnte, wuchs von Tag zu Tag in ihm, so wortkarg und verschlossen er auch sonst war, und da kam ihm Martin sehr gelegen, dessen Verschwiegenheit und kluges geschmeidiges Benehmen ihn schnell gewann und ihm das Herz öffnete. Martin, nichts unbeachtet und unbenutzt lassend, was sich ihm darbot, nahm die dargebotene Hand gern an und hatte schöne und trostreiche Worte genug für den liebeschmachtenden Hieronymus. Seine schlaue Vorsicht war aber weit entfernt, das dargebotene Vertrauen in gleichem Maße zu erwidern. Nur so weit er es für gut hielt, machte er dem neuen Freunde Mittheilungen, und nur solche, durch die er seinem Ziele näher zu kommen hoffte. Seiner schlauen Beobachtungsgabe war nämlich bald jeder Zweifel entschwunden, daß sowohl der alte Fugger als auch der Erzherzog und dessen Gemahlin über seine Geburt und seine Eltern nicht ganz genau unterrichtet sein müßten, und daß sie absichtlich ihm jede Aufklärung darüber vorenthielten. Eben so klar wurde ihm, daß er von vornehmer Herkunft sein müsse, und Jakob Fugger bei seiner frühesten Erziehung auf dem Hasenhofe betheiligt gewesen sei. Dies schloß er nicht nur aus der Aufnahme, die er, ein blutfremder namenloser Mann, bei seiner Ankunft in Tyrol sowohl beim alten Hasenhänslein und dessen Tochter, als auch im Schlosse Fuggerau selbst gefunden, und die Vorstellung bei dem erzherzoglichen Paare bestärkte ihn in dieser Annahme; sondern auch das dem Benehmen des Junkers von Bübenhoven gegen ihn. Er hatte den Junker auf den ersten Blick wieder erkannt; der Junker hingegen zwang sich augenscheinlich, fremd gegen ihn zu thun, was ihm jedoch nicht ganz gelang. Nun stellte sich Martin, als habe auch er den Junker früher nie gesehen, und überließ die Lösung der Räthsel, die ihn um-

gaben, der Zukunft. Er hoffte auf eine glückliche Stunde, die er dann wohl zu benutzen gedachte, und beschränkte sich vor der Hand darauf, Alles scharf zu beobachten.

16.

Fromme Söhne der Kirche Christi.

Der Erzherzog hatte am folgenden Tage den engen Kreis seiner vertrautesten Diener und Freunde an seine Tafel gezogen. Die nennenswerthesten der Gäste waren der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Brixen und Trient, Jakob Fugger, der Schatzmeister Salamanka und der Geheimrath Fabri.

Die Nachricht von Ulrich von Huttens Tod war Tags zuvor nach Innsbruck gekommen, und dieses Ereigniß gab sogleich den ersten Stoff zur Unterhaltung ab.

„Der Herr hat zur rechten Zeit diesen tollen Menschen von hinnen genommen," sagte Matthäus Lang mit heuchlerischer Salbung, „wenn ihn nicht, wie ich fürchte, einer der gefallenen Engel in das Fegefeuer geführt. Denn in der That, er war voller stinkender Laster und Bosheit, ein Mensch, der nur Wohlgefallen hatte an Scandal und mit frecher Hand alles Heilige und Ehrwürdige mit Koth bewarf, der so reichlich in ihm aufgehäuft war, daß ich oft der Meinung gewesen bin, die Seele dieses Tollerjan sei ein schwarzer Pfuhl und Unflath. Deshalb machte er auch bei allen Kothseelen Glück, weil Gleiches sich mit Gleichem zusammenthut. Hätte er länger gelebt, er würde noch viel Unheil angerichtet haben; er wurde immer bissiger, und jeden Tag schien ein neuer böser Dämon sich seiner Seele zu bemächtigen."

„Ihr vergeßt, daß der hochselige Kaiser ihm selbst ge-

wogen war," bemerkte Fugger lachend, den das maßlose Schimpfen seines Landsmanns verdroß.

„Auch meine Gunst hat er besessen, wie die Euere, Freund Jakob," versetzte der Erzbischof. „Aber damals war er noch nicht in die Stricke des Satans gefallen, oder wußte uns durch gleißnerische Verstellung zu täuschen. Er war um so gefährlicher, weil er mit ritterlichem Muthe große geistige Gaben vereinigte. Nie hat ein deutscher Edelmann die Feder besser zu führen vermocht, aber leider that er es nicht zu Nutz und Frommen Gottes und der heiligen Kirche, sondern zu ihrem Schaden. Dies Frühjahr hat der Tod die Kirche von zwei ihrer schlimmsten Feinde in deutschen Landen befreit, von Sickingen und Hutten. Der gerechte Gott hat die Feinde seines Namens auch diesmal wieder vertilgt vor seinem Angesicht und ihre Gebeine zerschmettert. St. Paulus schreibt an die Korinther: So Jemand den Tempel Gottes verderbet, den wird Gott verderben. Und so wird es geschehen allen Abtrünnigen und Ketzern in Sachsen und in der Schweiz und wo sie sonst ihre Teufelslehre ausposaunen."

„Es muß aber bald geschehen," meinte Fabri fein lächelnd, „sollen sie uns nicht über den Kopf wachsen. Die ganze Schweiz ist in Aufregung über die Zusammenkunft der Theologen in Zürich, wozu der Stand selbst eingeladen, um Zwingli's Lehren zu prüfen. Es soll ein wahres Heer dort beisammen sein, natürlich lauter Feinde des Papstes und der Kirche."

„Und im Algäu ziehen die verruchten Prädikanten und Wiedertäufer umher, predigen, taufen und hetzen das Volk gegen weltliches und geistliches Regiment auf," fügte Fugger mit Bekümmerniß hinzu. „Der junge Mann, den Ihr gestern gesehen, Durchlaucht, hat auf der Herreise einer solchen Predigt und Taufe beigewohnt und mir ausführlich erzählt, wie es dabei zugegangen. Die Frechheit und der



Gräuel dieser Menschen sind nicht mit Worten zu beschreiben. Und alles Volk fällt ihnen zu, von den Netzen des Bösen umstrickt. Was soll das geben, wenn der Herr nicht bald steuert! In meinen alten Tagen blicke ich mit solcher Bekümmerniß in die Zukunft, wie ich noch niemals gethan."

„Vertraut auf Gott und die Heiligen!" sagte der Kanzler, der feiste Bischof von Brixen. „Mit Langmuth sieht er eine geraume Zeit solchem heidnischen Unfuge zu, dann aber schlägt er plötzlich mit der Faust drein, daß die Gottlosen zergehen, wie Alpenschnee vor dem Sonnenstrahl."

„Fürwahr die Hölle ist los!" rief der Schatzmeister Salamanka. „Ist doch das schweizerische und sächsische Gift schon in diese Berge gedrungen und greift von Tag zu Tag weiter um sich. Das Volk wird so trotzig, daß es Einem ins Gesicht lacht und höhnt. Euere erzbischöfliche Gnaden kann aus Salzburg auch ein Lied davon singen. In Schwaz und Hall wurden schon vor zwei Jahren die ärgsten Lästerungen gegen Kirche und Obrigkeit gepredigt."

„Vergebens hab' ich damals gelinde Maßregeln dagegen ergriffen," meinte der Kanzler. „Den ketzerischen Regius in Hall begleitete jedesmal eine bewaffnete Schaar in die Kirche und zurück, wenn er predigte, und das Volk erdrückte sich fast im entweihten Gotteshaus. Ein Angriff auf die Person des Ketzers von der obrigkeitlichen Macht wäre zurückgeworfen worden und das Zeichen zum Aufruhr gewesen."

„Was sagt Ew. Gnaden erst dazu," meinte der Schatzmeister spöttisch; „in Schwaz ist in voriger Woche ein Barfüßermönch aus dem Kloster in Hall in die Ulrich Fuggerschen Bergwerke als Knapp eingetreten, um nicht länger auf der faulen Lügenhaut zu liegen und sein Brot mit Sünden zu essen; er will es nach dem Gebote der hei-

ligen Schrift im Schweiß seines Angesichts verdienen. Geschehen nicht Zeichen und Wunder? Ja in den genannten Bergwerken ist die Schule des lutherischen Gräuls. Da ist das Hornissennest, das seine stachlige Brut über die ganze Grafschaft ausfliegen läßt. Wenn nicht bald hineingestört wird, so werden sie die Herrn des Landes zu todt stechen. Den guten Willen haben sie dazu; werden sie sich erst ihrer Kraft bewußt und thuen sich alle zusammen, so dürfte ihnen schwerlich zu widerstehen sein. Werden sie doch, wie man sagt, von Euerm eignen Neffen, Herr Fugger, gehegt und gepflegt."

„Es thut mir selber leid, daß Ulrich unserm Namen Schande macht!" antwortete Jakob seufzend. „Mir wäre wohl, wenn ich bald zu meinen Vätern ginge; denn was soll ich noch erleben?"

„Hochfürstliche Durchlaucht," nahm der alte Erzbischof wieder mit Emphase das Wort, „es ist ein Unglück für das deutsche Reich, daß sein Kaiser in Spanien residirt; denn das Reichsregiment neigt — Gott seis geklagt! — selbst zur lutherischen Ketzerei. Da wir nun weder vom Kaiser, noch vom Regiment gegen die ketzerische und rebellische Wühlerei, welche hier und überall auftaucht wie böse Geschwüre an einem Aussätzigen und um sich greift, wie der Krebs, Hülfe und Beistand zu erwarten haben, so müssen wir uns selbst helfen und einmüthiglich beisammen stehen, geistliche und weltliche Fürsten, Adel und Klerisei, um mit Waffengewalt dem drohenden Aufruhr zuvorzukommen und das böse Feuer in der Geburt zu ersticken. Denn lassen wir es aufkommen, könnte es uns leicht verschlingen. Ich bin an Euern Hof gekommen, um mit Eurer und meiner andern mächtigen Freunde Hülfe ein Heer tüchtiger Landsknechte in Tyrol und Oberschwaben zu werben, sintemal jetzt der Krieg mit den Franzosen ruht, und es in dieser theuern Zeit der hungernden Kriegsge-

sellen genug gibt, die mir für guten Sold die Büberei im Erzstift unterdrücken helfen und das freche Volk zu Paaren treiben."

„Dies ist auch meine Ansicht von der Sache," sagte der Erzherzog. „Man muß den Frevlern die eiserne Ruthe zeigen, und falls sie wider den Stachel zu lecken versuchen, mit der Züchtigung nicht anstehen. Die Rädelsführer muß man beim Kopf nehmen und sie dem Stockmeister überantworten. Ich habe es in Spanien erlebt, daß das gemeine Volk der Regierung und dem Adel über den Kopf wuchs, weil ihm von vorn herein nicht mit Nachdruck begegnet worden war. Jede Schwäche und Nachsicht von oben führt zu Frechheit und Empörung von unten. Sobald der Adel in Spanien fest zusammenhielt, war die Kraft des gemeinen Volks schnell gebrochen. Ebenso war's in Ungarn. Davon weiß die Erzherzogin zu erzählen. Und ist die Frechheit in Tyrol und Oestreich nicht schon groß genug? Haben sie nicht vor vier Monden *meinen* Hauptmann Georg Püchler von Meidegg zu Persen meuchlings erschlagen? Haben die im Eisakthale mir nicht die Huldigung geradezu verweigert? Haben sie nicht vor drei Jahren schon die bischöfliche Residenz in Brixen überfallen und die Häuser der Geistlichen geplündert, eine wilde Schaar von schier tausend Köpfen? Kein Mensch, der wie ein Adliger aussieht, ist mehr seines Lebens sicher, und alle Kommissarien meiner Regierung, die zur Ruhe und Ordnung mahnen, werden mit dem Tode bedroht. Der ganze Süden Tyrols ist in wilder Gährung. Der Sache muß ein Ende gemacht werden, ich bin es meiner fürstlichen Ehre schuldig, ich bin es dem Kaiser und dem ganzen Erzhause, ja ich bin es allen deutschen Fürsten schuldig."

„Das tyroler Volk ist von seinen früheren Fürsten verwöhnt," bemerkte Salamanka mit höhnischem Grinsen. „Sie sind verzogene und deshalb freche Kinder ihrer nach-

sichtigen Väter. Kein Land unter östreichischer Herrschaft hat mehr Freiheiten als Tyrol; einen mächtigen Adel, wie in den übrigen Provinzen, gibt es hier gar nicht. Und doch nichts als Unzufriedenheit und unbescheidene Forderungen! Da sieht man es klar: gewährt ein Fürst dem Volke gnädig und mild den Finger, gleich will es den Arm; gibt er auch diesen, so fordert es den ganzen Mann. Nur eiserne Strenge kann größerem Unfug vorbeugen."

„Die lutherische und schweizerische Ketzerei muß mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden," war der gute Rath des Bischofs von Trient. „Ist sie beseitigt, gibt sich alles Andre von selbst. Die ketzerischen Prediger müssen gehängt, geköpft, geviertheilt werden; denn sie blasen das Feuer an, sie tragen immer neuen Zündstoff zu. Werden sie nicht vertilgt, kommen immer schlimmere. In Sachsen predigt schon ein falscher Priester, Namens Thomas Münzer, viel ärgere Dinge als Luther selbst und eifert gegen diesen und schilt ihn einen Fürstenknecht und ein faules Fleisch. Die tollen Wiedertäufer überbieten die Lutherischen weit. So bekämpft die Hölle sich selbst, aber zuletzt siegt des Teufels Großmutter und verschlingt Alles. Predigte doch in Schwaz schon der Doktor Strauß gleichwie in Würtemberg der Doktor Mantel, das alte Jubeljahr der Juden müsse wieder eingeführt werden; alle Einrichtungen unsres Lebens seien umzustürzen und eine andre Ordnung einzuführen. Dafür mußte er das Land meiden und predigt jetzt in Erfurt. Also die Axt an die Wurzel des Giftbaums gelegt, bevor seine Blüthen zu Früchten werden und Land und Leute vergiften!" —

So karteten die Herren an der schwelgerischen Tafel zusammen. Jakob Fugger schüttelte wohl zuweilen vor sich den Kopf bedenklich über die Entschlüsse der hohen Häupter; aber er wußte ja auch kein besseres Mittel, dem ihm selbst so gefährlich dünkenden Zeitgeist zu begegnen,

und deshalb schwieg er. Aber er war voll Kummer und Herzeleid über die bösen Weltläufe im lieben Vaterland. Sein edles Herz blutete, daß er in seinem Alter noch solche Dinge erleben mußte.

Inzwischen war es von den Worten bis zur That bei den edlen Herren ein weiter Weg. Sie kamen wie alle feigen und in Genüssen erschlafften Despoten nur zu halben Maßregeln, welche das Feuer, das sie verlöschen wollten, nur noch wilder anfachten.

Ein andrer Gegenstand kam zur Besprechung der schmausenden Herren.

„Was hat Ew. Durchlaucht für Nachrichten aus Spanien?“ fragte der Erzbischof von Salzburg den Erzherzog.

„Der Kaiser residirt in Valladolid und rüstet sich stark, selbst ins Feld zu gehen und seinen ersten Angriff auf Fuentarabia zu machen, um sich durch diesen Paß den Weg nach Frankreich zu eröffnen.“

„Man vernimmt von großen Rüstungen des Königs von Frankreich, um Mailand wieder zu erobern,“ warf der Kanzler ein. „Es ist eine Schmach für den *deutschen* Namen, daß drei- bis viertausend Landsknechte in Schwaben von Franzosen geworben sind, um in Italien *gegen* die Heere ihres Kaisers, gegen ihre Brüder und Landsleute für den Franzosenkönig zu fechten.“

„Das ist der Deutschen Art,“ sagte Salamanka höhnisch, „wer ihnen das meiste Geld giebt, der hat sie. Für Geld dienen sie gegen ihr Vaterland, gegen ihren Kaiser; für Geld schlagen sie Vater und Mutter todt. Nie würde sich ein Spanier solcher Schmach schuldig machen.“

„Nun der tapfere Antonio de Leyva und der achtzigjährige Prospero Colonna werden in Oberitalien die Hände auch nicht in den Schoß legen und die Lombardei zu vertheidigen wissen,“ bemerkte Fugger.

„Es steht dem Könige Franz noch ein ganz anderer

und gänzlich unerwarteter Schlag bevor," ließ sich der Erzherzog geheimnißvoll lächelnd vernehmen, „ein Schlag, der seiner stolzen Herrlichkeit, seinem prahlerischen Königthume mit einem Male und von einer Seite, von der er's am wenigsten vermuthet, ein Ende machen dürfte. Er will Mailand wieder erobern, und mich dünkt, er wird Frankreich und die Königskrone verlieren."

Der Kanzler nickte zu dieser seltsamen Rede wohlgefällig bestätigend, zum Beweis, daß er in das Geheimniß eingeweiht war. Die Uebrigen sahen bald den Erzherzog, bald den Kanzler erstaunt an, bis der Erzbischof in die Worte ausbrach: „Ew. Durchlaucht deutet auf ganz außerordentliche Dinge. In der That, wenn ein Andrer sich also hätte vernehmen lassen, ich würde glauben, er wolle unziemlichen Scherz mit uns treiben, oder er sei ein Narr. Einem hochherzigen Fürsten, wie Ew. Durchlaucht, muß man unbedingt Glauben schenken, und wenn er das Seltsamste versichert."

„Ich will Euch den Beweis für meine Behauptung nicht schuldig bleiben," entgegnete Ferdinand mit freudestrahlendem Antlitz. „Ich sehe ja die treuesten Freunde des Erzhauses Oestreich um mich versammelt, von welchen einen Verrath zu fürchten eine Beleidigung für jeden Einzelnen wäre. So hört denn das schier Unbegreifliche! Der reichste und mächtigste Vasall der Krone Frankreichs, der Fürst, der dem König Franz an Reichthum, Macht und Einfluß schier gleich steht, der tapfere und ritterliche oberste französische Feldherr, der Konnetable von Frankreich, der Herzog Karl von Bourbon, der Vetter des Königs, hat dem Kaiser das Anerbieten gemacht, mit seinem großen Anhang, mit einem ansehnlichen Haufen Hommes d'Armes die französischen Fahnen zu verlassen und zu den kaiserlichen überzugehen. Mit diesem Uebertritt ist König Franz natürlich verloren."

„Seid Ihr der Sache gewiß?“ rief Jakob Fugger erstaunt. „Könnten solche schier unglaubhafte Anerbietungen nicht falsche Vorspiegelungen des Konnetable sein? Ist es möglich, daß ein Fürst wie Karl von Bourbon gegen sein Vaterland und gegen seinen König also treulos handelte?“

„Das ist seine Sache,“ versetzte der Kanzler. „Am Kaiser aber ist es, den Konnetable zu gewinnen, und das ist geschehen. Die Unterhandlungen sind vorzüglich durch den niederländischen Hof vermittelt worden. Die Frau Erzherzogin Statthalterin hat den Vertrag zwischen des Kaisers Majestät und dem Herzog mit bekannter Umsicht und Weisheit zu Stande gebracht.“

„Das ist ein köstlicher Fang!“ jubelte der Erzbischof. „Und was bietet der Kaiser für solche mächtige Hülfe?“

„Nichts geringeres als die Hand meiner Schwester Eleonore, der verwittweten Königin von Portugal, mit einer Mitgift von zweimalhunderttausend spanischen Thalern: ihre jährlichen Einkünfte und Kleinodien nicht gerechnet.“

„Das ist freilich ein schöner Lockvogel mit goldenen Federn,“ lachte Salamanka.

„Darf man auch erfahren, was der Herzog dafür zu leisten verspricht?“ fragte der Erzbischof.

„Durch den niederländischen Ritter Adrian von Croy, Herr von Beaurein, welcher die Unterhandlungen geleitet, hat der Herzog folgenden Plan vorgeschlagen: Er wird sich krank stellen, um den Feldzug mit dem König nicht nach Italien mitmachen zu müssen. Sobald der König mit dem Heere über die Alpen ist, wird Herr von Croy von den Niederlanden aus ein Heer nach Frankreich führen; der König von England wird mit einem Heere zu gleicher Zeit an der französischen Küste landen. Dort wird sich Bourbon mit einem Heere mit ihnen vereinigen; eine Menge Edelleute stehen zu ihm. Ist der Königsthron

gestürzt, so bedingt sich der Herzog den Besitz von Provence und Dauphiné mit dem königlichen Titel aus, das übrige Frankreich soll zwischen dem Kaiser und dem englischen König vertheilt werden."

„Wenn dieser stolze Franz gedemüthigt ist," sagte der Erzbischof in einem jubelnden Tone, „dann wollen wir mit unsern aufrührerischen Bauern und verrückten Predigern bald fertig werden. Den vorlauten Burschen in Sachsen und in der Schweiz und all dem gelehrten Gesindel, das von Volksbeglückung schwatzt, um sich selbst an's Ruder zu bringen, ist nachher das geschwätzige Maul leicht gestopft."

„Da hat Ew. Gnaden recht!" rief der Erzherzog vergnügt; „dann wollen wir den Buben die Rücken, wo sie's so sehr juckt, mit eisernen Ruthen blutig kitzeln, um ihnen die Lüsternheit nach der Herrschaft für immer zu vertreiben."

„Ich kann nicht an solchen Verrath des Herzogs von Bourbon glauben," sagte Fugger wieder kopfschüttelnd.

„Ihr müßt wissen," belehrte ihn Matthäus Lang, „daß der Herzog schon lang einen Zahn auf den König hat. Sie sind sich beide im Herzen spinnefeind. Ich bin zufällig genauer über diese persönlichen Verhältnisse am französischen Hofe unterrichtet. Mein Oberkämmerer, ein geborner Burgunder, stand einige Jahre im Hofdienste des Herzogs und hat mir über diese Eifersucht des Königs auf den Herzog mancherlei ausführliche Mittheilungen gemacht.

Durch die Vermählung des Herzogs mit der Prinzessin Susanne von Bourbon, seiner Muhme und Erbin der reichen und weitausgedehnten Besitzungen des Hauses Bourbon-Beaujeu, wurde er der erste Unterthan des Königs, und da beide in körperlicher und geistiger Hinsicht ausgezeichnet waren, so kam es bald zu kleinen giftigen Reibereien. Der Herzog gefiel sich darin, den König zu necken. Wer hat vor sechs Jahren nicht von der über alle

Maßen prächtigen Taufe gehört, die der Herzog seinem jungen Sohne feierte, zu dem er den König zu Gevatter gebeten! Das Fest war mit solcher Verschwendung ausgestattet, daß der König in Verlegenheit gekommen wäre, ein gleiches zu geben. Wer von gemeinen Edelleuten trägt Sammt? Ist er nicht ein Stoff, der nur Fürsten zur Bekleidung gehört? Und doch waren damals fünfhundert Vasallen des Herzogs ganz in Sammt gekleidet, und Jedem hing eine dreifach gewundene goldne Kette um den Hals, alles vom Herzog angeschafft, um den König zu ärgern. Die Fülle von Lebensmitteln, die Menge der Turniere, Maskeraden, Tänze und Aufzüge des Adels waren ganz unerhört. Auch über die Gräfin von Chateaubriand, der jetzigen Geliebten des Königs, kam's zu Bitterkeiten zwischen den beiden Vettern; denn der Herzog hatte der schönen Gräfin erst den Hof gemacht und war bei ihr vom König ausgestochen worden. Ebenso verdroß den Herzog die Erhebung Bonnivets zum Admiral. Noch schlimmer wurden die Dinge durch des Königs Mutter. Diese Dame, obgleich in einem Alter, wo die Frauen fromm zu werden pflegen, kann doch die süßen Gewohnheiten ihrer Jugend nicht vergessen; sie faßte für den schönen Herzog eine verliebte Neigung und glaubte sich selbst noch liebenswürdig genug, das Herz des dreizehn Jahre jüngern Fürsten zu gewinnen. Er hat sie mit Galanterien getäuscht, bis er die höchste Würde im Staate erlangt hatte. Dann heirathete er die schwächliche häßliche und ausgewachsene Susanne, freilich ihrer Besitzthümer wegen. Die getäuschte Herzogin Louise entbrannte in Rache, ließ ihm sein Gehalt mit Beschlag belegen und hetzte seine stolze Schwiegermutter, die Herzogin von Beaujeu, den König und wer weiß wen sonst noch ihm auf den Hals. Als nun aber im vorigen Jahre die Herzogin Susanne gleich hinter ihrem Sohne starb, setzte die ver-

liebte Louise noch einmal an. Der König selbst mußte dem Herzog die Hand seiner Mutter anbieten; dieser wieß sie mit Verachtung zurück. Nun ging die Rache der beleidigten Frau darauf hinaus, den stolzen Herzog arm zu machen. Sie erhob als nächste Verwandte der verstorbenen Susanne — denn sie stammt aus demselben Hause — Ansprüche an die reiche Erbschaft. Ihr kennt den Rechtshandel, der daraus entsprungen ist; ganz Europa hat davon gesprochen. Bourbon steigerte durch bittere Spöttereien über die allerdings nicht tugendhafte Aufführung der Herzogin den Schmerz der Beschämung bis zur schäumenden Wuth. Der Rache eines an dieser empfindlichen Stelle schonungslos angegriffenen und beleidigten Weibes ist aber Alles möglich; zumal wenn sie die Mutter eines mächtigen Königs ist und soviel Gewalt über ihren Sohn hat, wie Louise von Savoyen über König Franz. Die Herzogin von Angouleme scheuete nun kein Mittel den Herzog von Bourbon zu stürzen. Der Kanzler Duprat, ihr Geschöpf und persönlicher Feind des Herzogs, führte den Proceß gegen diesen. Es handelte sich um nichts geringeres als fünf volkreiche Provinzen Frankreichs und um eine beträchtliche Zahl anderer Standesherrschaften. Der Konnetable setzte den Intriguen der Herzogin Louise, des Königs und des Reichskanzlers sein gutes Recht mit scharfem unfügsamen Trotz entgegen. Aber das fügsame Parlament in Paris entschied, wie Euch bekannt ist, daß die streitigen Güter vor der Hand zum Vortheil des Königs verwaltet werden sollten. Damit ist denn freilich dem Konnetable der Pfeil ins Herz gebohrt. Bedenkt nun, daß er einige Jahre vorher von der Statthalterschaft Mailands, dessen Eroberung doch zum guten Theil sein Werk gewesen war, und das er dem Könige treu erhalten, auf eine beleidigende Weise zurückgerufen worden, ebenfalls wie man sagt auf Betrieb der Herzogin von Angouleme;

daß ihm dann im niederländischen Krieg die Ehre, die Vorhut des Heeres zu führen, die dem Konnetable gebührte, entzogen und dem Schwager des Königs, dem Herzoge von Alençon übertragen ward, so könnt Ihr Euch wohl den jetzigen Schritt Bourbons erklären."

„Und doch ist dies Alles noch kein Grund, also gegen sein Vaterland zu handeln" sagte Fugger.

„Ihr seid ein ehrlicher Mann," lachte der Erzherzog; „aber junges und fürstliches Blut denkt und fühlt anders als Ihr."

Man kam endlich darin überein, daß man den Schritt des Herzogs benutzen müsse, wenn man ihn auch gerade nicht preisen könne.

17.

Der Kämmerer des Papstes und der Zöllner des Bischofs.

Ganz zu derselben Zeit, als diese Gespräche im erzherzoglichen Palast geführt wurden, saßen in Ulrich Fuggers Herberge zwei Männer, ebenfalls an der nicht schlecht besetzten Tafel. Es waren Ulrich Fugger selbst und der Geheimschreiber des Bischofs von Brixen, Namens Michael Geismaier, ein hochbegabter Mann und in den Geschäften dem Kanzler unentbehrlich. Einige Jahre jünger als Ulrich Fugger, trug er in den sehr edlen Zügen seines Gesichts fast denselben südlich lebendigen und geistreichen Ausdruck. Jeder mit geistigem Scharfblick Begabte wußte beim ersten Erblicken dieses jungen Mannes, daß er keinen gewöhnlichen Menschen vor sich habe, und wenn ein solcher Beobachter die beiden Männer hier beisammen gesehen hätte, der hätte sich sagen müssen, daß sie zusammen ge-

hörten, wie selten ein paar Menschen. In Geismaiers Gestalt und Wesen sprach sich nur noch mehr Kühnheit mit Besonnenheit gepaart aus; sein Adlerblick war zuweilen in sich gekehrt, als überschaue und durchforsche er die Welt, die er in sich aufgenommen, die äußere Welt im Spiegel seiner reichen Seele. Welch ein Unterschied zwischen diesem Manne und seinem Prinzipale, dem Kanzler von Oestreich und Bischof von Brixen mit dem dummstolzen, aufgeblasenen und beleidigenden Gesicht! Und dieser Geismaier war der Geheimschreiber dieses Pfaffenfürsten!

„Fürwahr!" rief Ulrich vergnügt und reichte seinem Gastfreunde die Hand. „Ich hätte mir nicht im Traume einfallen lassen, daß ich bei dieser Erbhuldigung, von der ich mir gar nichts versprochen, in Innsbruck einen Schatz finden würde, wie ich noch keinen in den Schwazer Bergen gefunden. Seid mir zu tausend mal willkommen!"

„Ihr überschätzt mich, edler Fugger," versetzte Geismaier lächelnd. „Ihr seid das Kleinod, das ich gefunden. Ich habe Euch gesucht, nicht Ihr mich."

„Wer hätte auch im Geheimschreiber des Erzpfaffen von Brixen, des brutalen Kanzlers, im Zolleinnehmer von Klausen einen so hochherzigen und begeisterten Freund der Volkssache vermuthen dürfen? Nisten die Adler auch in Eulennestern? Wohnt der Löwe im Fuchsbau?"

„Der guten Sache dient man zuweilen am besten im Lager ihrer Feinde. Ich könnte dagegen fragen: Wer vermuthet wohl in dem reichen Ulrich Fugger, im Kämmerer Seiner Heiligkeit des Papstes, den geschworenen Feind des Papstes und aller päpstlichen Kreaturen, aller Fürsten, alles Adels, und den glühenden Freund Luthers und des Volks."

„Ihr habt recht: wir sind ein seltsames Paar, ja wahrscheinlich einzig; denn ich möchte wohl wissen, wo ein zweites der Art gefunden werden sollte? Der Kämmerer

des Papstes, der reiche adlige Fugger, und der Geheimschreiber des Kanzlers von Oestreich und Bischof von Brixen und dabei Zollbeamter, und Beide die heißen Herzen voll Haß gegen Pfaffen und Fürstenbrut, gegen die alte babylonische Hure, und voll Schwärmerei für das Licht der Wahrheit, das aus Sachsen und der Schweiz strahlt, und endlich voll Liebe für den schwer gedrückten und gemißhandelten gemeinen Mann, in welchem die habgierigen gebietenden Herren, die frommen Söhne und heiligen Diener der Kirche Christi, gegen Christi ausdrückliches Gebot, die Menschenwürde geschändet haben. Ja fürwahr ein seltenes, aber ein rechtes Paar! Wie würde mein edler Strauß in Schwaz jubeln, wie würde mein sanfter Regius in Hall sich still freuen, wenn das abscheuliche wormser Edikt sie nicht aus Tyrol vertrieben. Wir nannten uns das grüne Kleeblatt in Tyrol; jetzt wäre es ein vierblätteriges. Die sind selten und bringen dem Finder Glück. — Aber ich schrieb es ihnen."

„Ich kann, wie ich Euch schon bemerkte, mich noch nicht offen zu den thätigen Freunden der Wahrheit zählen, nicht allein meiner Person wegen — denn diese gäb' ich gern den reißenden Thieren preis, wenn damit etwas Gutes für unsere Sache erzielt würde, aber ganz vorzüglich dieser Seite wegen, für die ich in meiner amtlichen Stellung ungemein viel wirken kann."

„Ich bin ganz mit Euch einverstanden," versetzte Fugger, „und ich bin am wenigsten gemeint Euch blos zu stellen; denn ich weiß gar wohl, was ein geheimer Freund in Feindeslager werth ist. Auch werden die beiden Priester und wahren Verkünder des reinen Evangeliums Euch ebensowenig verrathen, wie ich selbst. Und wenn sie nicht so hochherzige Männer wären, so geböte ja schon die gemeinste Klugheit die äußerste Schonung Eueres Geheimnisses. Ergeht es mir doch fast ähnlich, wie Euch. Auch ich darf

noch nicht offen mit meiner wahren Farbe hervortreten. Wenn meine Rücksichten, die ich auf den Ohm Jakob und das Haus Fugger zu nehmen habe, auch nicht von so strenger und schwieriger Art sind, wie die Euerigen, so sind sie darum doch um so zarter und delikaterer Natur. Ist der Alte erst einmal zu unsern Vätern versammelt, dann hindert mich nichts, Gut und Blut, Leib und Leben an die Sache zu setzen, für die jeder Pulsschlag meines Herzens pocht; denn auf meine beiden Vettern, den kalten eigensüchtigen Anton und den genußsüchtigen phantastischen Raimund, nehme ich gar keine Rücksicht, eben so wenig auf meine adligen Schwäher, sie mögen heißen wie sie wollen. Mein Bruder Hieronymus ist mein Zögling und ganz von meinem Schlag. Wir beide wollen dann unsern eigenen Weg gehen und dem Hause Fugger einen — will's Gott! — bessern und noch glänzendern Namen machen, als es zeither sich erworben. Waren die Fugger bis jetzt zu ihrem guten Nutzen Fürsten- und Pfaffenknechte, so sollen sie nun in unserer Linie Diener des Rechts und der Wahrheit, Freunde des reinen Gotteswortes und des deutschen Volks werden. So lange Jakob lebt, muß ich wie Ihr, wenn auch nicht so ängstlich, im Geheimen wirken. Bis dahin, wo ich frei bin, werden sich hoffentlich die Dinge so wenden, daß auch Ihr frei und offen hervortreten könnt; denn der Geist Gottes wächst und erstarkt täglich mehr im Volke, und dann gehen wir Hand in Hand mit Strauß und Regius, mit Luther und Zwingli und allen den Hunderten edler trefflicher Männer, die Sternen gleich, das neue, reine, schöne Licht ausstrahlen."

„So soll es sein, so wahr mir Gott helfe und das Blut seines eingeborenen Sohnes mich erlöse!" rief der Geheimschreiber begeistert. „Ich bin von nun an der Euere mit Leib und Seele."

„Nicht mir allein, der heiligen Sache der Wahrheit

und des Rechts sollt Ihr gehören, wie ich selbst. Den Kämpfern für das Volk gehören wir. So wollte ich Sickingen und Hutten angehören; ein höherer Wille hat es anders gefügt zu meinem Schmerze. Nicht durch sie wollte Gott seine Sache hinausführen lassen bis zum schönen Siege. Sie sind vom Kampfplatze abgetreten, und andere Kämpfer gehen auf das Schlachtfeld. Erkennt Gottes weise Fügung! Gestern erhielt ich die Nachricht von des edlen Huttens Tode und gestern enthülltet Ihr Euch mir als ein Anhänger der Sache, für die er so eifrig stritt. Wer kann wissen, ob wir's zu Ende führen dürfen?" setzte er ernst und wie von einer trüben Ahnung angeweht hinzu; „ob auch wir nicht von der Nacht des Todes umfangen werden, ehe das Ziel erreicht wird? Sei es immerhin! Wenn wir untergehen, wie sie untergegangen sind, so werden auch wir so wenig wie sie vergebens gelebt und gekämpft haben. Und andere Kämpfer werden nach uns kommen und werden die Sache doch zum gedeihlichen Ende bringen. Denn Christus wird siegen, und die Wahrheit wird triumphiren, und wenn die Hölle ihre Heerschaaren losließe. Deß leb' ich und sterb' ich mit froher Hoffnung, mit unerschütterlicher Ueberzeugung."

„Wenn dies nicht auch mein felsenfester Glaube wär, könnt ich das Leben nicht ertragen."

„Doch sagt mir an, wie seid Ihr zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen, und wie wurde der Entschluß in Euch reif, Euch mir zu entdecken?"

„Ich tappte im Dunkeln. Wohl ahnete ich seit meiner Jugend das Licht, aber ich verstand nicht es zu suchen. Wie hätte ich es für mich allein finden können? Von armer Herkunft und früh eine Waise wurde ich in einem Stift in Brixen erzogen. Ihr kennt die Erziehungs- und Lehrart der Mönche; was brauch' ich sie Euch zu schildern! Die frommen Väter entdeckten in mir einen guten Kopf;

sie gebrauchten mich bald zu ihren Schreibereien. Auf diese Weise wurde der jetzige Bischof auf mich aufmerksam, und ich kam in die bischöfliche Kanzlei. Als er auf den Stuhl gelangte, nahm er mich unter die Zahl seiner Schreiber auf, und so hab' ich's bis zu seinem Geheimschreiber gebracht. Er gab mir ein Weib und dazu die einträgliche Zollstelle in Klausen. Ich war ganz sein Geschöpf. Ihr seht, daß ich die beste Gelegenheit hatte, von früher Jugend an das Leben und Treiben der Mönche und Pfaffen in allen Verhältnissen kennen zu lernen. Die Abscheu vor ihrer gewissenlosen und schändlichen Handlungsweise, vor ihrer gräulichen Sünd- und Lasterhaftigkeit wuchs mit mir und wurde größer und größer; aber ich war immer nur von den äußerlichen Erscheinungen, von den Nebendingen befangen und erkannte nicht die Wurzel und den Kern des Uebels. Ich war voll ehrfurchtsvoller Scheu vor der Kirche und ihren Trägern. Es ist schwer sich von Meinungen und Gewohnheiten loszusagen, die uns gleichsam zu Saft und Blut geworden sind. Es mußte arg kommen und mancherlei Umstände zusammenwirken, ehe ich zum Aeußersten getrieben wurde. Und so ist's geschehen, seit der Erzherzog in Tyrol residirt. Diese unverschämten und trotzigen Prahlhänse von Spaniern — es ist ja ein ganzes Heer solch fremden widerwärtigen Volkes hier — machten mit den hiesigen Pfaffen gemeinsame Sache. Die ärgsten Pläne wurden geschmiedet und ausgeführt, die Unschuld des Volkes nach Kräften vergiftet und dabei ein förmliches Raubsystem organisirt. Mein hochwürdiger Prinzipal bot zu all diesen Dingen die Hand. Es war, als ob ein Heer von Teufeln in diese stillen und frommen Thäler gekommen wäre und der oberste und mächtigste, der Beelzebub, ist dieser Salamanka, der stinkende Jude. Die Herren Bischöfe aber wurden die Diener dieser Höllenbrut. Salamanka und der Kanzler sind wie ein Bruderpaar. Oft

hat sich mir das Herz im Leibe vor Empörung umgewendet, wenn ich meine Feder zur Ausführung solcher Schandthat am Volke hergeben mußte. Da geschah es, daß mein Weib vor zwei Jahren im Wochenbette starb, und ich dieses Todesfalls wegen eine Reise nach Wien zu ihren Verwandten machen mußte, um meinen beiden Kindern das Erbe zu sichern. In Wien führte mir Gottes Wille Martin Luthers Schriften in die Hände, und ich lernte dort Männer kennen, die vom Geiste des Evangeliums erleuchtet, mir ebenfalls zum unverhüllten Lichte verhalfen. Als ein verwandelter Mann kehrte ich zurück. Heimlich wußte ich mir nun Huttens und der andern Schriftmänner Bücher zu verschaffen. Eine Decke um die andere fiel mir von den Augen. Nun war mir schon einige Male zu Ohren gekommen, daß Ihr ein großer Anhänger des Evangeliums und Gönner des armen Volks wäret; ich erkundigte mich näher nach Euch, und Alles, was ich erfuhr, steigerte meine Achtung vor Euch. Ich wünschte sehnlich mit Euch zusammenzutreffen, und dieser Wunsch ist nun erfüllt worden. Ohne Furcht eröffnete ich Euch mein Inneres; es that mir Noth, einen Freund zu besitzen, dem ich mein gepreßtes Herz ausschütten könnte. Und siehe da, unsere Hände wie unsere Herzen wuchsen schnell zum schönsten Bunde zusammen."

„Und Gott wird diesen Bund segnen, daß er stark werde und der unterdrückten Wahrheit aufhelfe."

„Das walte Gott!"

18.

Zwei Flüchtlinge.

Martin nahm im Hause des Obersteigers Diether Abschied. Am folgenden Morgen sollte er mit Jakob und Raimund Fugger die Reise nach Augsburg antreten, von wo der Letztere dann bald die Weiterreise über Frankreich nach Spanien machen sollte. Das Hasenhänslein war wie fast immer betrunken und leierte sein altes Schimpflied auf die Pfaffen und Amtleute. „Ich will dir wohl eingestehen," sagte er zu dem Jüngling, „da dir doch so viel daran liegt, es zu wissen, daß deine Mutter nicht meine Base war. Aber sie war mit mir eines Sinnes; denn auch sie war voll Zorn und Rache gegen das Pfaffenvolk und die adligen Diebe und die Spitzbuben von Amtleuten. Wer sie gewesen ist, weiß ich nicht. Ein Leinweber brachte sie mir ins Haus. Der Mann ist aber todt. Man hat mir gesagt, deine Mutter sei später auch gestorben. Ich habe sie nicht wieder gesehen."

„Ich glaub es nicht," sagte Lore, Diethers Frau, des Hasenhänsleins Tochter, „und da du noch am Leben bist, so will ich mir schon Mühe geben, der Sache auf den Grund zu kommen. Du weißt, ich habe dich immer wie meinen leiblichen Bruder lieb gehabt, und nun ist mir's, als müß't ich jetzt alle Liebe, die ich dir die Jahre über, seit du von uns bist, nicht habe zuwenden können, nachholen und noch viel mehr. Ich könnte mein Leben für dich lassen." Damit fiel sie ihm um den Hals und weinte.

„Und ich sag' dir weiter nichts," lärmte Hänslein, „als daß du den Pfaffen und allem vornehmen Volk Pest und Tod an den Hals wünschen mußt, willst du deiner Mutter ächter Sohn sein. Wenn's einmal gilt, darauf zu

schlagen, bin ich auch mit dabei, dann wollen wir zusammen gehen."

„Schwatzt nicht solchen Unsinn!" sagte Diether. „Der Junker steht gar gut angeschrieben im Fuggerschen Hause. Mich dünkt, ich schieße nicht weit vom Ziele, wenn ich ihn für einen Sohn dieses Hauses selbst halte."

„Leb wohl! leb wohl!" weinte Lore an Martins Hals, der diese Zärtlichkeit mit kühlem Lächeln aufnahm. „Und komm bald wieder nach Tyrol."

Fast noch zärtlicher und inniger war Hieronymus Fuggers Abschied von Martin. Der sehnsüchtige weichherzige Minneknabe weinte an des ruhigen selbstsüchtigen Menschen Brust bittere Thränen. „Wenn du nach Franken oder an den Rhein, oder wo sie sonst weilt — ich Armer weiß es ja nicht einmal! — kommen solltest, so grüße sie von einem Freunde, sage ihr aber nicht, wer er ist, sie möchte mir sonst zürnen. Sag' ihr, daß dieser Freund sterben würde aus heißer Liebesbrunst zu ihr, daß mein Geist dann um sie sein werde; sag ihr — ach! sag' ihr nichts. Sie ist ja vielleicht schon das Weib eines glücklichen Ritters. Was hilft mir all mein Erbgut, was der Name Fugger, was mein Adel? ich bin ihr nicht ebenbürtig." So klagte und jammerte der arme Verliebte, und Martin, der solche Leidenschaft nicht begriff, versprach Alles, was jener wollte. —

Diese Reise ging mit großer Bequemlichkeit vor sich; denn Frau Sibylle war dabei, die es niemals lange außer den Mauern Augsburgs aushalten konnte. Alle Herrlichkeiten Tyrols und des prächtigen Schlosses Fuggerau vermochten ihr das Haus am Weinmarkt nicht zu ersetzen. Eben so stark zog sie die Sorge für ihre Armen in der Fuggerei an die Ufer des Lech und der Wertach zurück.

So sehr auch Martin die dicke Frau umschmeichelte und durch gewandtes und gefälliges Wesen ihre Gunst zu

erringen sich bestrebte, so gelang ihm dies doch keineswegs. Frau Sibylle war und blieb gegen ihn eingenommen und traute ihm nicht. „Ich kann nicht über die häßlichen Flecken in seinem Gesicht hinauskommen,“ sagte sie zu Anna, Raimunds Frau. „Es ist ein altes bewährtes Wort: Ein Gezeichneter ist vom Teufel gestempelt, man soll sich vor ihm hüten.“

Der alte Jakob rühmte dagegen Martins überaus gefälliges und zuvorkommendes, und dabei doch ruhiges und gesetztes Wesen. Auch Raimund zeigte sich dem jungen Menschen gewogen, besonders weil er ein guter Reiter war und ein so kostbares arabisches Pferd hatte. Ueber den Gewinn dieses Pferdes, so wie überhaupt über seinen Aufenthalt unter den Mauren in Afrika hatte Martin eine aus Wahrheit und Lüge trefflich zusammengesetzte Erzählung aufgetischt, die ihm jedermann glaubte. Die Hauptsachen blieben natürlich sein Geheimniß. Martin, so jung auch noch, war doch nicht der Mann, der sich auf irgend eine Weise und gegen irgend Jemand blosstellte.

In Augsburg angekommen, erhielt Martin ein schönes Zimmer im Jakob Fuggerschen Hause und den ersten Platz am Familientische. Die auffallende Auszeichnung, mit der er auch hier behandelt wurde, ging nicht für ihn verloren. Es wurden ihm Lehrer bestellt, und auf Jakobs Wunsch nahm er an den Geschäften der Schreibstube Theil. Schnell und leicht begriff er Alles, war aufmerksam und folgsam und so fleißig, daß bald jeder Mund seines Lobes voll war. Abends schrieb er aber bei verschlossener Thür vieles in arabischer Sprache nieder und verbarg es mit vielen wichtigen Papieren, die er stets sorgfältig bewahrte und mit Argusaugen hütete.

Auf diese Weise waren einige Wochen vergangen, ohne daß Martin eine Gelegenheit erspäht hatte, seinem Ziele näher zu kommen, als eines Nachmittags einige Reiter

durch das Thor des Fuggerschen Hauses am Weinmarkt auf den Hof ritten. Es waren zwei Herren und einige Knechte. Die ersteren stiegen ab und übergaben ihre Pferde den letztern. Martin, welcher eben in der Nähe war, wie er denn überhaupt überall zu sein schien, wenigstens Augen und Ohren überall hatte, erkannte in dem ältern der Ritter sogleich den kaiserlichen Heerführer und obersten Feldhauptmann von Tyrol Georg von Frundsberg wieder. Der Andere war ein hochgewachsener ausgezeichnet schöner Mann von der edelsten Haltung und mit einem ernsten stolzen Antlitz, in welchem ein herrlicher voller wohlgepflegter schwarzer Bart vorzüglich auffiel. Ein dunkles großes Auge mit jenem Ausdruck von Geringschätzung und kalter selbstbewußter Ueberlegenheit, wie er nur in den Blicken geistig hochbegabter Leute zu liegen pflegt, sagte dem schlauen Martin, daß er hier keinen gewöhnlichen Ritter vor sich habe. Dieser Fremde erregte seine Neugierde im höchsten Grade, und die Ahnung schoß in ihm auf, dieser Mann müsse irgend wie mit seinem Schicksale zusammenhängen. Mit stolzer Verdrossenheit wechselte der Fremde einige kurze Worte mit Frundsberg und schritt dann an der Seite desselben in das Haus. Veit Schellenberger, der fünfundsechszigjährige, aber immer noch rüstige Diener, hatte seinem Herrn bereits Meldung von der Ankunft des hochangesehenen Kriegsmannes gemacht, und Jakob Fugger kam auf der Stiege schon den Gästen entgegen, sie in seinem Hause zu bewillkommnen.

„Herr Fugger,“ redete Frundsberg mit feierlicherm Tone, als er gewöhnlich that, „mir wird heute die besondere Ehre zu Theil, Euch einen der berühmtesten Männer der jetzt lebenden Welt zuzuführen. Es ist Se. Hoheit der Herzog Karl von Bourbon, Konnetable von Frankreich, welcher über die Schwelle Eueres Hauses getreten ist. — Hoheit,“ wandte er sich dann zu dem Herzog „vor

Euch steht der edle Jakob Fugger, goldener Ritter und Graf des Lateran, Haupt des berühmten Hauses Fugger und hochbetrauter Freund des habsburgischen Fürstenhauses."

„Ein Leinweber, ein schlichter Leinweber," sagte der Greis sich vor dem Herzog verbeugend und unter einem diplomatischen Lächeln die Miene des Unmuths verbergend, welche bei Nennung des Fremden in seinen grauen tiefgefurchten Zügen aufgestiegen war. Mit großer und gemessener Höflichkeit, die er einem der ersten Fürsten schuldig zu sein glaubte, begrüßte er den Konnetable und geleitete die beiden Gäste in die mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Prunkzimmer seines Hauses.

„Ihr seht mich als einen Flüchtling, Herr Fugger," sagte der Herzog, als er Platz genommen. „Von der Tücke, Arglist und Bosheit des französischen Hofes aufs Aeußerste gebracht, so daß ich nicht nur für den Verlust meines Hab und Guts, sondern auch für den des Lebens zu fürchten hatte, bin ich auf dem Wege nach Italien, um in den Dienst des Kaisers zu treten, der den König von Frankreich nicht allein an Tugend und Klugheit, sondern auch an Ritterlichkeit und Großmuth so weit übertrifft. Um den Verfolgungen meines Vetters zu entgehen, hab' ich meinen Weg durch Burgund und die Schweiz genommen und habe den wackern Frundsberg in Mindelheim aufgesucht. Er hat mich hierher geleitet, um mich bei Euch einzuführen, und nun gedenke ich über Tyrol nach der Lombardei zu gehen."

„Gott versage dem neuen Wege Euerer Hoheit den Segen nicht!" entgegnete Fugger ernst. „Ihr bedürft dessen mehr als ein Anderer."

Des Herzogs Züge verdüsterten sich noch mehr; er zog die schwarzen buschigen Brauen finster zusammen. „Wenn Ihr die Schmach kenntet, die mir von dem französischen

Königshause angethan worden ist, Ihr würdet meinen Schritt milder beurtheilen. Der treulose König hat mich dazu gezwungen."

Diese Selbstvertheidigung war nicht geeignet, den alten Fugger für ihn zu gewinnen. „Es kommt mir nicht zu, über Ew. Hoheit Thun und Lassen ein Urtheil zu fällen. Ich weiß im Gegentheil die Ehre zu schätzen, die Ihr mir und meinem Hause anthut. Ihr wollt dem Kaiser meinem Herrn die hohen Gaben Eueres Geistes und die Tapferkeit Eueres Armes widmen, und dafür muß ich mich Euch dankbar erzeigen; denn ich liebe den Kaiser und sein Haus und bin ihm bis zum Tode treu ergeben."

„Ihr habt da meine eigene Meinung ausgesprochen," nahm Frundsberg das Wort, „und ich habe mich auf ähnliche Weise schon Sr. Hoheit erklärt. Jeder Gewinn, welchen der Kaiser und das Erzhaus macht, erfreut uns baß, und das Uebrige kümmert uns nicht. Der ist klug, der sich stets an das Nächste hält, und wer allen Dingen gerecht werden will, ist ein Narr. Die Hauptsache ist jetzt, daß der edle Herzog entflohen ist, wie Ihr ihn seht; er hat kaum mehr als das nackte Leben gerettet. Die Soldaten des Königs, ihn zu fahen ausgeschickt, waren ihm stets auf den Fersen, ja er war sogar einmal mitten unter ihnen. Zum Glück kannte ihn keiner. Um nach Italien zu gelangen, bedarf er eine Summe Geld, und wir sind zu Euch gekommen, alter Freund, diese von Euch zu entlehnen. Der Herzog wird Euch dafür einen Schuldbrief einlegen."

„Sie steht Euerer Hoheit zu Dienst," antwortete Fugger, von Mitleid ergriffen, daß der reichste Mann Frankreichs, der dem Kaiser so hohe Versprechungen gemacht, wie ein Bettler nach Deutschland gekommen war, und dem neuen Herrn nichts zubringen konnte als das nackte Leben, womit diesem am Ende nicht viel gedient sein konnte, und

eine Treue, die in Bezug auf den am alten Herrn verübten Verrath eine sehr zweifelhafte sein mußte. Fugger sah in diesem Geschick schon den ersten Lohn des beispiellosen Verraths an König und Vaterland und merkte es dem gereizten Wesen des Herzogs wohl an, daß ihn unbehagliche Gefühle über seine That quälen mochten.

Die Geldangelegenheit war bald zur Zufriedenheit des Konnetable abgemacht. Dann erbat sich Jakob Fugger die Ehre, den vornehmen Mann an seinem Tische bewirthen zu dürfen. Die Bewirthung war, wie sich erwarten ließ, eines Fürsten würdig, und der Herzog, etwas heiterer gestimmt, erzählte manches von seiner gefährlichen Flucht.

Unterdessen hatte Martin, auf des Hausherrn Anordnung, es übernommen, da kein anderes Glied der Familie zugegen war, den Begleiter des Konnetable, einen französischen Edelmann, in einem andern Zimmer zu unterhalten und zu bewirthen. Martin verstand es vortrefflich, die Leute mittheilsam zu machen; er schenkte dem Gaste vom trefflichen Weine so trefflich ein, er belobte den Herzog so schmeichelhaft und benahm sich so zuthulich und geschickt, daß er bald die ganze Geschichte des Konnetable in der erwünschtesten Ausführlichkeit erfuhr. Der Herzog hatte sich krank gestellt, als der König die Aufforderung an ihn ergehen ließ, sich dem Zuge des Heeres, welches der König selbst nach Italien zu führen beabsichtigte, anzuschließen. Aber der Zufall fügte es, daß der Scheinkranke auf seinem Schlosse zu Moulins wirklich erkrankte. Der König kam selbst auf das Schloß, weil er einige Kunde vom beabsichtigten Abfall des Konnetable erhalten und befragte ihn offen darüber. Dieser verstellte sich geschickt, läugnete nicht, um den König ganz sicher zu machen, daß er die herrlichsten Anerbietungen vom Kaiser erhalten, diese aber dem König nur persönlich habe mittheilen wollen. Der König ließ sich täuschen, und brauchte weiter keine Vorsicht, als

dem Vetter einen Edelmann zuzuschicken, der sich nach dem Befinden desselben erkundigen, eigentlich aber die Schritte desselben überwachen sollte. Dieser Edelmann, Namens Warty, reitet zwischen dem König und dem Herzog ab und zu, bis der Erstere durch das bedenkliche Zögern des Letztern erbittert befiehlt, ihn gesund oder krank mitzubringen. Warty findet den Konnetable schon auf dem Wege zu St. Geran, aber, wie es scheint, dem Tode nah. Von Aerzten umgeben erreicht er stöhnend und betend auf kurzer Tagreise la Palisse. In der Nacht wird sein Zustand immer bedenklicher; der Kranke bereitet sich zum Tode. Er läßt am Morgen Warty kommen und spricht seine Verzweiflung aus, daß er seinem König nicht mehr dienen könne. Wenn noch Rettung für ihn möglich, so sei dies nur in der Luft seiner Heimath. Mit dieser verdächtigen Kunde eilt der Bote zum König nach Lyon. Dieser läßt sogleich durch eilige Reiter das Land rings absperren und schickt Warty mit einem Brief, worin der dringendste Verdacht ausgesprochen ist, an Bourbon. Warty findet diesen aber nicht mehr in la Palisse. Er war bereits in Chantelle. Warty folgt ihm dorthin. Da erklärt ihm der Herzog: die Nachricht, der König wolle ihn verhaften lassen, habe ihn vermocht, sich ohne Rücksicht auf seine Gesundheit nach Chantelle zu retten. Hierauf, als der Herzog inne ward, sein Plan, den König allein über die Alpen ziehen zu lassen, sei fehlgeschlagen, schickte er den Bischof von Autun zu diesem nach Lyon mit der Versicherung seiner Treue, wenn er ihm die Güter des Hauses Bourbon sogleich zurückgäbe. Der König befiehlt nun im heftigsten Zorne dem Konnetable die Wege zu verlegen und bemächtigt sich schnell aller festen Plätze in der Umgegend. Der Konnetable geht mit seinem großen Gefolge von Chantelle nach Herment in Auvergne. In der Nacht verläßt er aber verkleidet und nur von fünf Pferden und einem Edelmanne, seinem treuesten Anhänger,

begleitet heimlich Herment und flieht auf Nebenwegen und ungebahnten Straßen unter tausend Gefahren der burgundischen Grenze zu. In einem Haufen französischer Soldaten, die ihn verfolgen, setzen die Beiden unerkannt über die Rhone, schlagen den Weg nach Grenoble ein und kommen endlich zum Kardinal de la Baume, Abt von St. Claude in Burgund, der den Flüchtigen Erholung von ihren schweren Strapazen gewährt. Ueber die Schweiz waren sie in Eilmärschen nach Oberschwaben gegangen und hatten bei Frundsberg ein paar Tage gerastet.

Martin wurde am folgenden Morgen vom alten Fugger bestellt, dem Herzog das Ehrengeleite zu geben. Georg von Frundsberg erwiederte den höflichen Gruß des Jünglings mit den Worten: „Ei, find ich Euch hier wieder, Junker? Habt Ihr Kunde über Euere Abkunft aufgefunden?"

„Wenigstens hoff' ich sie hier noch zu erhalten," versetzte Martin.

Jakob Fugger zog den Feldhauptmann bei Seite und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf sich Verwunderung in Frundsbergs Zügen ausprägte.

Dem scharf beobachtenden Martin entging diese Bewegung nicht, eben so wenig, daß sich der Feldhauptmann, als sie den Herzog an der Stadtgrenze verlassen hatten, und jener den Weg nach Mindelheim einschlug, mit einer gewissen Herzlichkeit von ihm verabschiedete.

„Der weiß nun auch, woher Du stammst," sagte er zu sich selbst auf dem Heimritt. „Aber mir wird es keiner von diesen Herren sagen. Pah! Meines Bleibens ist also hier nicht lange mehr. Ich will und muß nun meinen ersten Weg wieder verfolgen."

Der Kunde, daß der französische König in Folge der Flucht und des Treubruchs des Konnetable nicht selbst nach Italien gegangen, sondern die Führung des Heeres dem Admiral Bonnivet übertragen, folgte bald eine andere,



eben so wichtige, nämlich, daß der Papst Adrian am 24. September gestorben sei. An diesen Kunden nahm Martin den lebhaftesten Antheil. Er schrieb halbe Nächte hindurch auf seinem Zimmer. Einige Tage darauf ritt er früh mit seinem Mantelsack aus dem Hause. Eine Stunde später übergab ein Diener dem alten Fugger einen Brief. Martin schrieb, da er die Hoffnung aufgeben müsse, in Augsburg sein Ziel zu erreichen, so wolle er dasselbe an andern Orten verfolgen. Er danke für die genossene Gastfreundschaft und wolle wieder kommen, wenn ihn die Umstände dazu nöthigten. Jakob schüttelte den Kopf. „Ich kann den Menschen nicht halten, aber des Kaisers wegen ist mir's unangenehm. Aus diesem bösen Handel hab' ich noch nichts als Aerger und Verdruß gehabt."

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Neunundzwanzigster Band:

Ein deutscher Leinweber.

Zehnter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Ein deutscher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts

von

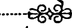
Ludwig Storch.

Dritte Abtheilung.

Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen.

Zweiter Theil.



Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen

von

Ludwig Storch.

Zweiter Theil.

1.

Liebesrausch.

Seltsames Wirken und Wandeln des Geistes in einer mächtig bewegten lebensfrischen Zeit! Wie werden da alle Gemüther ergriffen und in die Strömung hineingerissen, und wie wenig vermögen die Gewaltigen, die sich ihr aus Unverstand oder Eigennutz zu widersetzen suchen! Es ist eine in jeder Geschichte solcher großen Zeitperioden bewährte Thatsache, daß die Jugend und unter dieser vorzüglich das schöne Geschlecht von der Begeistrung für neue weltumgestaltende, das abgestorbene Leben verjüngende und erfrischende Ideen am ersten und mächtigsten ergriffen wird, und mit glühender Seele, meist mit einem starken Zusatz von Schwärmerei, der Herrschaft des jungen Zeitgeists huldigt, dessen Geboten ein überwiegend großer Theil der Männerwelt und vorzüglich die bejahrte sogenannte Weisheit widerstrebt. Die Wahrheit dieser Erfahrung bewährte sich jetzt höchst auffallend in der habsburger Fürstenfamilie. Außer der Erzherzogin Statthalterin der Niederlande Frau Margaretha, bestand diese Familie jetzt nur noch aus den sechs Kindern ihres verstorbenen Bruders Philipp. Margaretha, jetzt dreiundvierzig Jahre alt, neigte sich mit ruhiger Liebe dem reinen Lichte des Evangeliums zu, mit jener stillen poetischen Innigkeit, die, ihrer sanften Dichternatur angemessen, die rauhe Berührung mit der praktischen Ausführung der Idee schmerzlich empfindet. Luthers biderbe Kraft, die leider oft genug in leidenschaftliche Heftigkeit und Grobheit umschlug, war ihr zuwider. Sie verab-

scheute die römische Anmaßung und Gewalt, sie haßte die pfäffische Lüge, und war im Herzen rein evangelisch, aber sie vermochte nicht sich mit der Art und Weise zu befreunden.

Anders war es mit ihrer zweiundzwanzigjährigen Nichte, der bei ihr lebenden mit ihrem Gemahl vertriebenen Königin Isabella von Dänemark. Die einst so lustige Isabella hatte den Eindrücken ihres schweren Schicksals nicht widerstehen können. Sie kränkelte, seit sie sich in Brüssel aufhielt, aber nur um so begeisterter wandte sich ihre Seele der neuen Lehre zu. Sie las alle Schriften der Reformatoren und zog die gelehrten Männer, welche in den Niederlanden ihre Neigung zur Verjüngung der Kirche kund thaten, gern in ihren persönlichen Umgang. Im Spätherbst des Jahres 1523 ließ sie sich das Abendmahl in beiderlei Gestalt reichen. Mit ihrer vier Jahre jüngern Schwester Maria, der Königin von Ungarn und Böhmen, stand sie im ununterbrochenen Briefwechsel, und dieser betraf zumeist die wichtigsten religiösen Fragen, welche die Welt eben in Bewegung setzten.

In der Königin Maria loderte die Flamme der Begeisterung für die freie Entfaltung der Idee und ihre Verkörperung im Volke jugendlich kühn und kräftig. Sie haßte die Tyrannei des römischen Klerus über die Geister mit eben so heißer Seele, wie sie der übersprudelnden Kraft Luthers und seiner Freunde und Schüler zujauchzte. Gerade die naturwüchsige Derbheit dieser Männer gefiel ihr; sie mäkelte nicht mit kritischer Verstandesschärfe an den Auswüchsen jener Kraft; sie gab sich vielmehr mit dem vollen gesunden Gefühl ihrer jungen Seele den Eindrücken des Lichtes hin, und wenn es noch so grell in die wüste Nacht der Dummheit und Selbstsucht hereinbrach. Durstig nach Licht und Wahrheit nahm sie die Strömungen derselben mit Wonne in sich auf, nicht mit krankhafter Empfindlichkeit, wie ihre Schwester Isabella, nicht mit poetischer Ruhe

und Genügsamkeit, wie ihre Tante Margaretha. Sie war ein reichbegabtes, ächtes, gesundes Kind der Neuzeit. Ihr Drang nach religiöser Wahrheit, ihre Erkenntniß und ihre volle Hingebung an Jene gingen aus ihrer eigenthümlichen Stellung hervor. So jung sie noch war, stand sie doch allein, und deshalb hatte sich ihr reicher und schöner Geist rasch zur Selbstständigkeit entwickelt. Der König Ludwig, ihr siebzehnjähriger Gemahl, war an Geist und Körper ein zehnjähriger Knabe. Die Folgen seiner zu frühen Geburt lasteten schwer auf ihm. Maria war genöthigt, die Regierung der beiden Königreiche zu führen, und sie that was ein achtzehnjähriges Weib vermochte. In Böhmen, wo sie im Jahre 1523 mit dem Könige zubrachte, hatte sie rasch die Schule der Erkenntniß durchlaufen. Hier waren noch die Nachkommen der Hussiten, auf welche die Lichtstrahlen von Wittenberg belebend wirkten; in Schlesien, welches zur Krone Böhmen gehörte, war die Bewegung der Geister vorzüglich stark, überall ein frühlingliches Drängen und Treiben. Während der Hofhaltung des jungen Königspaars in Prag hielten sich mehrere schlesische Fürsten am Hofe auf, wie es ihre Vasallenpflicht mit sich brachte, und alle waren mehr oder minder der kirchlichen Neuerung zugethan. Da waren zuerst zwei Vettern, der Herzog Karl von Oels und Münsterberg, der Enkel in männlicher Linie des einst für Huss' Lehre so kräftig aufgetretenen berühmten Georg Podiebrad, dann sein Enkel von seiner Tochter, der Herzog Friedrich der Zweite von Liegnitz. Der Erstere wünschte das Andenken seines Großvaters durch Luther rehabilitirt zu sehen; der Andre ließ sich von Adel und Städten leicht bewegen, ihnen freiere Religionsübung zuzugestehen und wurde bald selbst der wärmste Eiferer für die lutherische Lehre. Er ging sogar mit dem Gedanken um, eine neue evangelische Universität zu errichten und wurde nur durch die Irrungen, welche Schwenk-

feld's Lehren zur Folge hatten, die in seinem Lande eintraten, davon abgehalten. Ferner war es der ganz lutherisch gesinnte Markgraf Georg von Brandenburg, welcher eben damals Jägerndorf erworben hatte und natürlicher Weise der neuen Lehre hier freien Lauf ließ. Markgraf Georg, der Bruder des Markgrafen Kasimir zu Ansbach, des Markgrafen Johann, Gemahls der verwitweten Königin Germaine von Spanien, und des Markgrafen Albrecht, Hochmeisters der Deutschordensritter zu Königsberg, Mitverbrecher an der Freiheit seines Vaters, des Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Onoldsbach (Ansbach) Geschwisterkindsvetter des Kurfürsten Joachim von Brandenburg und des Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz, gehörte schon seit einigen Jahren zur nächsten Umgebung des jugendlichen Königspaars, wie man sagte, aus Leidenschaft für die Königin, deren steter Begleiter er war.

Der junge Herzog Wenzel Adam von Teschen ward gleich in den neuen Meinungen auferzogen. Der Bischof von Breslau Jakob von Salza war der Reformation nicht abgeneigt. Diese Fürsten fanden an den meisten Würdenträgern am Königshofe mächtige Verbündete und die junge liebenswürdige empfängliche Königin war stets von ihnen umgeben und sog gleichsam mit der Luft die neuen Lehren ein. Sie zog die Hauptträger derselben selbst herbei. Man sah sie stundenlang mit dem jungen Doktor Johann Heß, dem vertrautesten Freunde Luthers und Melanchthons, sich unterhalten, welcher kurz vorher von Wittenberg gekommen war, und dem die Breslauer auf eigne Hand die Pfarre zu Maria Magdalena übergeben hatten. Ebenso war Kaspar von Schwenkfeld, ein schlesischer Edelmann und feuriger Anhänger der Kirchenreformation, der damals noch nicht mit seinen von den Aussprüchen der Reformatoren abweichenden Lehren hervorgetreten war, viel in Gesellschaft der Königin. Die reizende kluge Maria war die Sonne,



um welche sich alle diese Sterne dreheten; der König war von geringer Bedeutung. Als der Hof nach Ungarn zurückkehrte, war Maria eine rein evangelische Christin, eine glühende Hasserin des Papismus. Die weibliche Gefühlsrichtung trat in ihr scharf hervor; sie faßte den großartigen Entschluß, ihren Hof zum Asyl aller der neuen Lehre wegen verfolgten Priester und Gelehrten zu machen. Mehrere junge Geistliche begleiteten die herrliche junge fürstliche Frau, und bald zogen nun des Evangeliums hart gedrängte Männer nach Ofen, sich unter den Schutz der gepriesenen Schwester des Kaisers zu stellen. Sie gab Allen reichlich; wie eine wohlthätige Heilige wollte sie für die von den wüthenden Pfaffenfürsten vertriebenen Apostel der christlichen Wahrheit sorgen. Aber zur Ausführung der schönen und großartigen Pläne ihres von Religionseifer, Menschenliebe und Begeisterung flammenden Herzens bedurfte sie vieler Geldmittel, und gerade damit war die Krone von Ungarn und Böhmen gar schlecht versehen. Wladislav hatte die Regierung seinem Sohne in den ärmlichsten Umständen hinterlassen, und der schwache Knabe war beim besten Willen nicht im Stande ihr wieder aufzuhelfen. Das ganze Finanzwesen der Krone lag im Argen. Es erging der Königin Maria zuweilen nicht besser als ihrer Vorgängerin, der eben so holden und liebenswürdigen Anna. Nur war Maria nicht Dulderin, wie ihre Schwiegermutter; sie trat dem Geschick kräftig entgegen, um es zu bezwingen. Ihre Anstalten, das gesunkene Ansehen und die Macht des Königthums zu heben, waren vortrefflich, und sie wurde von ihrem Gemahl wenigstens nicht behindert. In der Begünstigung der neuen Lehre sah sie das Mittel, die Macht der habsüchtigen, die besten Kräfte des Landes verschlingenden Geistlichkeit zu brechen, und die Bischöfe schrien Zeter und Weh über die schöne Ketzerin und riefen des Himmels Zorn und Rache auf sie herab.

Aber Maria war muthig und kühn, sie fürchtete sich nicht vor den geistlichen Blitzstrahlen.

Im Rathe der trefflichen Männer, den die Königin um sich versammelt, wurde beschlossen, die Einkünfte der Krone zu regeln und wo möglich zu vermehren und zu diesem Zwecke den Oberbergrath Georg Turzo in Kremnitz zu gewinnen. Durch ihn hoffte sich Maria mit dem Fuggerschen Hause in nähere Verbindung zu setzen und vor der Hand ein Anlehn bei demselben zu machen, dessen die Krone sehr benöthigt war. Sie rechnete darauf, daß Jakob Fugger die hülfreiche Liebe, die er sowohl dem habsburger Hause und besonders ihrem Großvater, dem Kaiser Maximilian, und ihrer Tante der Erzherzogin Margaretha, als auch ihrer Vorgängerin und Schwiegermutter, der Königin Anna von Ungarn und Böhmen, stets bewiesen, auch auf sie übertragen werde. Sie sandte deshalb einen vertrauten Kammerherrn an den Director der Fuggerschen Goldbergwerke und lud denselben an ihren Hof ein. In einem besondern Briefe an Georg Turzo ersuchte sie ihn um ein einstweiliges Darlehn; denn sie war in der That fast von allem Gelde entblößt, und auf das rechtzeitige Zufließen aus den Hülfsquellen der Krone war bei der allgemeinen Verwirrung des Landes und der Erschlaffung der Regierung niemals zu rechnen. Ihr Bote kehrte mit der Nachricht zurück, daß er den Oberbergrath nicht zu Hause getroffen; er sei nach Augsburg gereist, doch solle ihm der Brief sofort nachgeschickt werden.

So verging die Zeit bis gegen Ende des Monats November, und die Verlegenheiten der Königin vermehrten sich mit jedem Tage. Da traf ein Bote Turzo's in Ofen ein. Er wurde der Königin unter dem Namen Raimund Mohr gemeldet. Mit fieberhafter Ungeduld erwartete sie seinen Eintritt in ihr Kloset. Es war noch früh am Tage, und die Königin hatte noch nicht Toilette

gemacht. Ihr reiches kastanienbraunes Haar quoll in üppigen Locken unter ihrer einfachen Haube hervor; ein faltenreiches Gewand umhüllte die tadellosen Formen ihres jugendlich elastischen Körpers. Maria war fünf Wochen vorher in ihr neunzehntes Lebensjahr getreten. Sie war nicht nur die geistreichste und schönste von ihren Schwestern, sie war eine der geistreichsten und reizendsten Frauen überhaupt. Ihren schlanken herrlich gebauten Körper krönte ein kleines vom süßesten Liebreiz seelenvoller Züge übergossenes Haupt. In ihrem blauen Auge tauchte ein tiefes Gemüth auf, der schwärmerische Blick desselben verrieth sogleich die Glut hoher Begeisterung für das Gute, Wahre und Schöne, die sie erfüllte; ihre edle Nase sprach von Kühnheit und Festigkeit des Willens. Auge und Nase waren Erbtheil ihres Vaters und verkündeten die Habsburgerin. Ihre Gesichtsfarbe spielte ins Bräunliche; Teint und Haar hatte sie von ihrer Mutter, der spanischen Juana. Ein zartes Roth schimmerte nur leise durch den Sammt ihrer dunkeln Haut auf den Wangen. Starke Augenbrauen drückten Würde und Stolz der Seele aus; die langen Wimpern erhöhten den Ausdruck eines schalkhaften süßen Schmachtens im Auge. Maria war unbeschreiblich reizend, und — sie kannte die Liebe noch nicht. Die Politik ihres kaiserlichen Großvaters hatte sie als Kind an ein andres königliches Kind gefesselt; seit zwei Jahren war sie die Gemahlin dieses kindlichen Königs, dieses schwächlichen unreifen Knaben. Es war wenig Hoffnung vorhanden, daß König Ludwig jemals ein Mann werden würde; aber Königin Maria war ein üppiges herrliches Weib geworden. Mit dem deutschen Gemüth ihres Vaters war die spanische Glut ihrer Mutter in ihr zur vollen Reife gediehen. Die zärtlichen Gefühle ihrer Erzeuger waren auf sie übergegangen, doch sie hatten geschlummert bis zu dieser Stunde. Kein Mann hatte ihre Aufmerksamkeit

in geschlechtlicher Hinsicht zu erregen vermocht. Aber ihre Zeit war gekommen, ihre Stunde hatte geschlagen. Ihr süßes Verhängniß, der Beleber ihrer Gefühle trat zu ihr ein, als sie nichts als einen Goldboten erwartete.

Welch ein Jüngling stand vor der überraschten Königin! Raimund war auch erst siebzehn Jahre alt, wie König Ludwig, aber in demselben Maße, wie dieser in der körperlichen Entwicklung hinter seinem Alter zurückgeblieben, war jener dem seinigen vorausgeeilt; er hatte das Ansehen eines Jünglings von zwei bis dreiundzwanzig Jahren. Gerade nicht von auffallender Leibesgröße, zeigte seine Gestalt doch ein Bild köstlicher Kraft, gemildert durch einen Adel von Anmuth und Formenschönheit, der fast an die Grenze des Weiblichen anstreifte. Es war Alles vom Scheitel bis zur Ferse vollendete Harmonie an ihm, ein lebendes in die Wirklichkeit hereingetretenes Ideal, und darum eine fremdartige, schier göttliche Erscheinung, eine poetische Gestalt, die wie durch Zauber in Stoff und Form verwandelte Phantasieschöpfung eines morgenländischen Dichters. Ein dunkelbraunes Haar bekränzte mit üppiger Lockenfülle einen starken stolzen Nacken, die edelste reingewölbte Stirn und umrahmte ein Gesicht, in welchem Alles, was der heiße Traum eines jungen Weibes von Kraft und männlichem Liebreiz ihr vor die Seele gaukelt, versammelt war. Noch strahlte dieses keusche dunkle Auge nicht von der Trunkenheit glühender Gefühle; sie schliefen noch darin, aber man sah die reizenden, schon vom Morgenroth angestrahlten Schläfer; man sah und begriff die träumerische Ahnung von allen Märchen und Liedern, von aller Schönheit und Tiefe des Lebens, welche hier erwachen und im reizendsten Spiele, im süßesten Kampfe sich tummeln würden. Der Funke schlummerte noch in diesem Marmor, aber man wußte, daß er darin war und zur Flamme werden, und daß diese den Stein zum Gott erwärmen und

umwandeln werde. Wie fremd reizend, wie mit nichts in der Nähe zu vergleichen waren diese Züge! Nichts von einem Ungar, von einem Deutschen, Franzosen, Italiener oder Spanier! Die Königin kannte viel schöne und ausgezeichnete Männer von all diesen Völkern. Aber sie hatte noch keinen jungen Mann von ähnlicher Schönheit gesehen. Der Blick dieses Auges drang ihr tief in die Seele, und als der Herrliche sich mit angeborner Sicherheit und doch holder, fast verschämter Befangenheit vor ihr verbeugte, da schlug sie selbst in süßer Verwirrung erröthend das Auge nieder. Und er sprach zu ihr; jedes seiner Worte klang wie Musik aus seiner Seele herauf und schmeichelte sich in die ihre. Sie hätte ihm stundenlang zuhören können, und es würde ihr minutenlang gedeucht haben; sie hätte vielleicht den Sinn seiner Worte nicht gefaßt, aber der Klang seiner Stimme hätte sie entzückt. Er berichtete ihr, daß sein Pflegevater, der Kammerrath Turzo, von Augsburg zurückgekommen, sogleich einen Boten an Ihre Majestät habe absenden wollen, und daß er, der Sohn, gebeten habe, ihm die Sendung zu übertragen, damit er Gelegenheit habe, nicht nur der Königin seine Huldigung darzubringen, sondern auch dem Könige seine Ehrfurcht zu bezeigen, dessen Jugendgespiele gewesen zu sein er das Glück habe. Dabei händigte er ihr Turzo's Brief und die Goldrollen ein, welche die verlangte Summe enthielten.

„Ich danke Euch, edler Junker," versetzte die Königin mit einer Beklommenheit, die sie noch nie an sich wahrgenommen hatte. „Es macht mir Freude, daß Euer Vater Euere Bitte gewährt hat. Ihr nennt ihn Euern Pflegevater; so sagt mir, welchem edeln Geschlechte seid Ihr entsprossen?"

„Ich bin nicht von adliger Abkunft, nur der Sohn eines armen vor meiner Geburt verunglückten Bergmanns.

Auch meine Mutter starb gleich darauf, als sie mir das Leben gegeben in einer Dorfschenke, wo Herr Jakob Fugger und seine beiden Neffen, die Herren Raimund und Marx Fugger, eben auf der Reise von Augsburg nach Kremnitz begriffen, schlechten Wetters wegen die Nacht zubrachten. Die Herren Fugger nahmen sich meiner an. Herr Marx war ein Priester und taufte mich, Herr Raimund hielt mich über das Becken. Dann brachten sie mich nach Kremnitz, wo mich Frau Anna Turzo mit ihrem eignen Kinde säugte und mütterlich erzog."

„Eines Bergmanns Sohn!" sagte die Königin ungläubig und musterte noch einmal die Gestalt des jungen Halbgottes vor ihr, sah ihm noch einmal in das Auge, und die Ueberzeugung stand in ihr fest: dieser Jüngling könne unmöglich der Sohn eines gemeinen Arbeiters und eines Weibes aus dem untersten Volke sein; solcher Adel sei nimmer das Gepräge einer unter dem Druck der Arbeit entgeistigten Natur. Ihr Auge wär von frühster Jugend an gewöhnt gewesen, Schönes und Edles zu sehen; war doch an den Höfen ihres Großvaters, ihrer Tante, ihres Bruders und ihrem eignen Alles versammelt gewesen von der Adelsblüte des Landes, was auf edle Schönheit, Anmuth und Geist Anspruch machen konnte. Aber aus diesem Auge blitzte ihr ein Geist entgegen, den sie noch nicht kannte, und der sie mit einer seltsamen noch nie empfundenen Mischung von Entzücken und Scheu erfüllte. Es war ihr nicht anders, als sei dieser Jüngling die Erscheinung einer andern und höhern Welt, deren Bewohner reicher begabt seien, als die Kinder des mangelhaften Menschengeschlechts. Sie vergaß ihm gegenüber ihre königliche Würde, eine fast demüthige Befangenheit wandelte sie an, und doch fühlte sie sich zugleich selig und stolz als Weib, diesem jungen Könige seines Geschlechts gegenüber. Es war ihr zu Sinne, wie, der Tradition nach, der hohen



Himmelskönigin, der hochgebenedeiten Jungfrau, dem Engel gegenüber der ihr ihr unaussprechlich hohes Loos, die Mutter des Welttheilands zu werden, verkündete, und wie Jene, deren Namen sie ja auch führte, sich vor dem Himmelsboten, so hätte sie sich vor diesem Jüngling, der ihr auch wie ein Engel erschien, verbeugen und sagen mögen: Ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast.

Sie bat ihn, bei ihr zu verweilen und ihr zu erzählen von seiner Kindheit, seinem Jünglingsalter, von seinen Erlebnissen und Gefühlen, und er gewährte so gern diese fast rührende Bitte. Es war ihm, als könne er nicht widerstehen und müsse der holden herrlichen Frau sein ganzes Inneres enthüllen, wie er es noch vor keinem Menschen blosgelegt hatte. Auch er vergaß gar bald die Königin in ihr, als er auf ihr Ersuchen neben ihr Platz genommen und sie ihm das Siegel von Mund und Herz gelöst hatte. Wie eine freundliche Fee erschien sie ihm, der etwas zu verhüllen vergeblich sei, da sie ja doch seine Seele, wie einen an einem Blumenblatte zitternden Thautropfen durchschaue; im Verlaufe seiner offenherzigen Plaudereien trat sie ihm aber geistig noch näher. Er fühlte sich mit ihr so nah verwandt; es dünkte ihm, als sei sie seine Jugendgespielin gewesen, wie einst die Schwester ihres Gemahls, die jetzige Gemahlin ihres Bruders, des Erzherzogs Ferdinand. Er fühlte sich nicht fremd, nicht beengt und befangen, vielmehr ihr gleichgestellt, einen Königssohn oder sie als Bergmannstochter. Und er erzählte so reizend von den hohen steilen Bergen und den grünen Wäldern darauf, von den Vögeln im Wald und den Lämmern im Thale. Er sprach mit Begeisterung vom Bergmannsleben und beschrieb ihr die tiefen Schachte und die Arbeit darin, die Gewinnung des Goldes. Leuchtenden Auges und hingerissen von der Glut seiner Seele, die in die ihrige überströmte, rief sie aus: „Ich will die

Schachte mit Euch befahren! Ihr sollt mein Führer sein in den Goldbergwerken.“ Ein süßer Freudenrausch kam über ihn bei diesen ihren Worten, und er versprach ihr alle Herrlichkeiten von Kremnitz über und unter der Erde zu zeigen. Er war unaussprechlich glücklich, ihr einen so köstlichen Dienst erweisen zu sollen. Und nun strömte sein schöner Mund wieder über von entzückenden Berichten aus seiner Jugend; er erzählte der mit der ganzen Seele horchenden Königin von seiner lieben Milchschwester Regina und von dem possirlichen Zigeunerburschen Toni, und wie sie zusammen mit den beiden Königskindern gespielt, und wieder von seinen trefflichen Pflegeeltern und der holden Katharina, Herrn Raimund Fuggers Ehewirthin, die ihn ebenfalls als ihren Sohn betrachte. Natur- und Menschenleben, Schönheit und Liebe woben und glänzten wunderbar durcheinander in dem vielgestaltigen Bilde, das er vor der berauschten Hörerin aufrollte; es war alles Poesie, was er sprach, und wie reizend sprach er es! Wie war selbst der Klang seiner Stimme poetisch! Die Königin verlor sich mit ihm in den bunten Träumen; sie wurde selbst wieder zum Kinde und lebte schnell eine ganze herrliche Jugend mit ihm durch.

Raimund erhielt ein paar schöne Zimmer in der Hofburg angewiesen und wurde wie ein vornehmer Adliger behandelt. Die Königin ließ ihn durch ihren Ceremonienmeister dem Könige vorstellen und begab sich dann selbst in dessen Zimmer, um an der Unterhaltung Theil zu nehmen. König Ludwig freute sich kindisch, seinen Jugendgespielen wieder zu sehen, und erinnerte sich der kleinsten Züge ihres Beisammenseins. Besonders konnte er von den Purzelbäumen und den andern tollen Kunststücken Toni's nicht loskommen. Ludwig war ein gutmüthiger Jüngling oder vielmehr ein läppischer Knabe voller Faseleien und Kindereien. Er sah in Raimund nur den frühen Genossen

seiner Spiele, die er gern jetzt fortgesetzt hätte; die Königin hatte andre Augen für den schönen Gast. Ihre plötzlich erwachte Leidenschaft schlug in so starken Flammen aus ihrer jungfräulichen Seele empor, und sie war so gänzlich von derselben besiegt, daß Verstellung ihr unmöglich wurde. Sie dachte gar nicht daran, sich Zwang anzuthun, vielmehr gab sie sich ganz und gar dem ihr neuen süßen Gefühlsrausch hin, und trunken von Liebe verrieth sie sich ihrer Umgebung. Schon am folgenden Tage war es keinem Menschen am Hofe ein Geheimniß mehr, daß die Königin in den schönen Fremden sterblich verliebt sei. Vergaß sie doch Alles über ihn, selbst ihren Eifer für die Reformation, und ihre gelehrten und freisinnigen Freunde schienen plötzlich gar nicht mehr für sie vorhanden zu sein. Sie lebte gleichsam nur in Raimunds Nähe, sie hatte nur Augen für seine Schönheit, nur Ohren für die Musik seiner Rede, sie dachte nur daran, ihn zu erfreuen und zu unterhalten. Wenn sie nicht mit ihm zusammen war, mußten ihre Frauen ihr nur von ihm erzählen; ihre Träume waren von seinem Bilde in den reizendsten Wandlungen und Beziehungen zu ihr ausgefüllt. So verstrichen ihr Tage wie Stunden im Wonnetaumel der jungen frischen Leidenschaft. Raimund wurde wie ein Verwandter des jungen Königpaars behandelt; die Königin veranstaltete eine kleine Jagd, wozu nur einige Hofjunker gezogen wurden, eine Wasserfahrt auf der Donau, ein Pferderennen, dann ließ sie sich von ihm vorlesen, aber nichts als süße Liebesgeschichten, und immer erschien er ihr dabei wie der Liebesgott selbst. Er mußte endlich abreisen; sie durfte ihn nicht länger zurückhalten, die Hofherren spöttelten schon über ihre ungezügelte Leidenschaft. Doch als er fort war, gewahrten die aufmerksamen Augen am Hofe bald getrübte, ja verweinte Augen der Königin; sie wurde still und blaß, sie sah täglich mehr abgehärmt aus, und ihre Frauen fürch-

teten, sie werde tiefsinnig werden. Einige Wochen hielt sie es aus; dann aber fand sie eine Reise nach Kremnitz für nöthig, um über die Anleihe mit dem Fuggerschen Hause und über den neuen Finanzplan persönlich mit dem Oberbergrath Turzo zu unterhandeln. Obgleich der Winter vor der Thüre war, ließ sie ihren Besuch nach Kremnitz melden und trat gleich darauf mit einem möglichst kleinen Gefolge die Reise dorthin an.

2.

Die Königin Maria in Kremnitz.

Die Kunde von Raimund Mohrs Glück bei der Königin hatte ihm nach bald den Weg in das turzo'sche Haus gefunden, und wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, seine Pflegeeltern würden aus seiner begeisterten Beschreibung seiner am Hof erfahrenen Behandlung, aus seinem Erröthen und Stammeln, wenn er der Königin erwähnte, aus seinem träumerischen Wesen und der ganzen auffallenden Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, die Wahrheit leicht errathen haben. Die schöne liebenswürdige Königin hätte kaum ihre plötzlich so heftig erwachte Neigung zu dem Jünglinge so offen zu zeigen gebraucht, um einen starken Eindruck auf Raimunds keusches unbehütetes Herz zu machen, aber daß er sie liebte wußte er selbst nicht. Nicht wie sie ihrer Leidenschaft zu ihm, war er sich der Neigung zu ihr bewußt. Auch war diese mehr ein träumerisches Insichselbstversunkensein, als der glühende Ausbruch einer stürmischen Empfindung. Man sah ihn nur einsam auf wenig betretenen Gebirgspfaden gehen; auch zu Hause achtete er wenig auf seine Umgebung, und

wenn man ihn anredete, erwachte er wie aus tiefem Sinnen, und seine Augen standen voll Thränen.

Am schmerzlichsten empfand es seine Milchschwester Regina, daß er sie vernachlässigte. Regina war zu einer holden Blume emporgeblüht. In ihrem braunen Auge lag ein tiefes sinniges Geheimniß, welches Allen verschlossen blieb. Sie war ernst und still, und im fröhlichen Kreise ihrer Gespielinnen sprach sie gewiß am wenigsten und stimmte dem heiteren Lachen derselben höchstens mit einem halbwehmüthigen Lächeln bei. Wenn aber Raimund plötzlich ihrem Blick begegnete, belebte sich ihr Auge in mildschöner Weise und eine sanfte Röthe berührte ihre Züge. Ihr Auge verfolgte ihn, ihr Busen hob sich leise; für ihn hatte sie mehr Worte, ihn erfreute sie gern mit einer sinnigen Gabe, einer Blume, einer Frucht oder einer Schöpfung ihrer Hand. Sonst aber war Alles unter ihnen, wie unter Geschwistern, und Raimund liebte die sanfte Regina mit der zärtlichsten Bruderliebe. Deshalb sah er auch jetzt nicht den Thränenschimmer in ihrem Auge, wenn er ihr mit begeistert beredter Zunge von der Königin erzählte: wußte Regina doch selbst nicht, weshalb sie das wehmüthig stimmte.

Die Eltern hatten schon lange den Wunsch gehegt, daß Raimund und Regina ein glückliches Ehepaar werden möchten, und da der alte Jakob Fugger und Raimund Fugger und dessen Ehewirthin Katharina denselben Wunsch hatten, so sah man in der ganzen Familie und ihrer Umgebung eine solche Verbindung der Kinder als eine ausgemachte Sache an. Beide waren mit diesem Plane der Ihrigen bekannt, es war ja oft und viel in ihrem Beisein davon die Rede gewesen; man betrachtete sie als für einander bestimmt und ihnen selbst fiel nicht bei, einen Zweifel in diese Bestimmung zu setzen. Niemand dachte daran, daß es anders werden könnte, am wenigsten sie selbst. In diese stille Behaglichkeit des Familienglücks brachte Rai-



mund nach seiner Rückkehr von Ofen die erste Verstimmung. Alle fühlten sie, Niemand gab ihr Worte.

Die Ankunft der Königin in Begleitung des Markgrafen Georg von Brandenburg brachte im Turzo'schen Hause eine große Aufregung hervor und schien den hier aufgetauchten Schatten zu verdrängen. Zwar wohnte die hohe Frau nicht in des Oberbergraths Hause, sondern im königlichen Schlosse. Da aber Turzo einer der vornehmsten Männer in der Stadt war, und ihm — wenigstens dem Anschein nach — ausschließlich der Besuch galt, so betrachtete er natürlich die jugendliche Herrin als den seinigen, und er hatte in seinem Hause die Veranstaltung getroffen, die Königin darin würdig zu empfangen und zu bewirthen.

Die reizende fürstliche Frau gewann bei ihrem Erscheinen in der sie mit Jubel begrüßenden Bergstadt durch natürliche Anmuth und Freundlichkeit schnell alle Herzen. Sie hatte nicht nur für die Behörden und vornehmen Familien, die sich ihr vorstellen ließen, sie hatte für die Geringsten und Aermsten, die ihr nahten, theilnehmende gemüthliche Worte und huldreiche Blicke, ja, wenn sie durch die Straße ritt, nickte sie allen, selbst den Kindern, freundliche Grüße zu. Ihre vom Strahl solcher süßen milden Anmuth verklärte Schönheit hätte allein schon alles Volk der Bergstadt für sie begeistern müssen. Und wie war diese Schönheit jetzt, da sie liebte, da sie den Jüngling ihrer Liebe wiedergesehen, einer in höchster Vollendung, im vollsten Liebreiz erblühten prächtigen Rose gleich! In dem Augenblick, als Raimund Mohr den wonnefeuchten Blick in ihr liebedurstendes Auge tauchte, als er erröthend und verwirrt die weiche Oberfläche ihrer dargebotenen Hand mit seinen heißen Lippen berührte, trat der Stern ihres Lebens in sein Zenith, und der wärmste süßeste Frühlingshauch ihrer Jugend goß den reichsten Zauber der Blüthenpracht über sie

aus. Die Familie-Turzo war bei dieser Scene gegenwärtig, und der Oberbergrath Georg. las im Auge der Königin die Bestätigung der zu ihm gedrungenen Kunde, und er wurde davon schmerzlich berührt. Noch schmerzlicher aber verwundete der auf Raimund gerichtete selig trunkene Blick Maria's die demüthig und still neben ihrem Milchbruder stehende Regina. Zum ersten Mal nahm die sinnige edle Jungfrau wahr, daß auch ein anderes Weib ein Auge für ihren geliebten Jugendgespielen hätte, und welch ein Auge, und welch ein Weib!

„Nun mögt Ihr mir alle die schönen Plätze über und unter der Erde zeigen, von denen Ihr mir so begeistert gesprochen,“ sagte die Königin zu Raimund. „Ich werde mich Euerer Führung anvertrauen und keine Täuschung erleben. Denn die Menschen, die Ihr so sehr liebt, von denen Ihr eben so geliebt werdet, und die Ihr mir als so ausgezeichnete und herrliche geschildert habt, ich habe sie wirklich Euerer Beschreibung treu gefunden. Ihr habt keins der Euerigen bei mir zu sehr gepriesen, selbst die holde Regina nicht, und es wäre Euerem dankbaren Herzen doch zu verzeihen gewesen, wenn Ihr die Farben zu stark aufgetragen hättet.“ Diese, der Familie Turzo gemachte Schmeichelei war die Einleitung zu einer Unterredung der Königin mit dem Oberbergrath unter vier Augen, worin er noch andere überraschende Dinge zu hören bekommen sollte.

„Der König,“ sagte die hohe Frau mit stark zur Schau getragener Würde, hinter welcher sie ihre Befangenheit verbarg, „ist Euch dankbar für die Freude, die Ihr ihm bereitet habt, indem Ihr Eueren Pflegesohn als Boten an den Hof schicktet, und er hat so viel Freude an seinem Jugendgespielen gefunden, daß er denselben stets in seiner unmittelbaren Nähe zu haben wünscht. Seine Gnade hat sich deshalb bewogen gefunden, ihm den ungarischen Reichsadel zu verleihen, und er stellt es Euch frei, Euerem

Pflegesohn Euern Familiennamen zu geben, außerdem wird er selbst den Namen eines altungarischen ausgestorbenen Adelsgeschlechts auf den wieder von neuem liebgewonnenen Jugendfreund übertragen und ihn zu seinem oder meinem Kammerherrn ernennen. Der König und ich selbst bitten Euch um Euere baldige Entscheidung."

Dieser Antrag kam dem Oberbergrath so unerwartet, daß er fast darüber bestürzt war. „Die Gnade Sr. Majestät für meinen Pflegesohn ist mir allerdings höchst schmeichelhaft und gibt mir einen neuen Beweis der königlichen wohlwollenden Gesinnung für mein Haus," erwiderte er öfter stockend; „doch möge mir Ew. Majestät nicht ungnädig vermerken, wenn ich mich nicht, hohem Befehl gemäß, sogleich darauf bestimmt erklären kann. Raimund Mohr ist mir als ein kurz vorher geborenes Kind von meinem Oheim Herrn Jakob Fugger und von meinem Schwager Herrn Raimund Fugger, welcher zugleich Pathe und natürlicher Vormund desselben ist, zur Erziehung übergeben worden, allein beide haben sich ihr Recht auf ihn vorbehalten, über seine Lebensbestimmung das Nöthige zu verfügen, und ich kann also, ohne offenbare Verletzung dieses vorbehaltenen Rechts in dieser Beziehung nicht eigenmächtig und willkürlich über den Jüngling verfügen."

Das Auge der Königin hatte sich etwas verfinstert. „Weder Ihr, noch die Herren Fugger in Augsburg können dem Könige von Ungarn sein gutes Recht streitig machen, einem in seinem Lande geborenen Unterthan den Adel zu verleihen und ihn mit einem Hofamte zu begnadigen."

„Ich zweifle nicht, daß die Herren Fugger die Gnade des Königs zu schätzen wissen werden, wie ich selbst, und doch könnten sie Gründe haben, anders über Raimund Mohrs Zukunft zu verfügen. Ja, es wäre sogar nichts Unmögliches, daß ihr Wille in dieser Hinsicht von einer andern Seite, von andern Personen gebunden wäre."

„Das heißt mit andern deutlichen Worten," antwortete die Königin mit Empfindlichkeit und Spott, „Raimund Mohr ist nicht der Sohn eines armen verunglückten Bergmanns, wie man ihm und Andern glauben gemacht hat, und es bedürfte wohl nicht erst der Gnade des Königs, ihn in den Adelstand zu versetzen."

„Ew. Majestät — dieser Schluß — meine Ehrfurcht erlaubt mir nicht" — stammelte der Oberbergrath erschrocken und erbleicht. Die Königin fixirte ihn scharf mit den Augen.

„Euere Verwirrung bestätigt nur meinen Argwohn. An diesem Jüngling ist jedenfalls ein großes Unrecht, wenn nicht gar ein großes Verbrechen begangen worden, um so mehr wird sich der König bestreben, ihn, den er liebt, dagegen zu schützen, auf die Enthüllung seiner Geburt zu dringen und ihn in die Rechte derselben wieder einzusetzen. Und dazu wird es nöthig sein, daß Raimund Mohr sich unverzüglich unter den Schutz des Königs stellt. Er wird mir daher in meinem Gefolge nach Ofen folgen, und ich erwarte von Euch, daß Ihr diesem meinem Willen und Befehle nichts entgegensetzt."

Die Königin hatte in ihrem Eifer vergessen, daß der Zweck ihrer Reise der Abschluß des Anlehns bei dem Hause Fugger und die Gewinnung des Oberbergraths von Turzo für die neue Finanzverwaltung des Königreichs sei, wenigstens scheinen müsse, und erst als sie zur Ueberlegung kam, war sie nicht ohne Besorgniß, zu weit gegangen zu sein. Sie zeigte sich deshalb gegen die Familie ungemein gnädig und lud, um den bösen Schein zu entfernen, als beabsichtige sie mit Raimund allein die Bergwerke zu besuchen, Regina und den Markgrafen ein, sie auf ihren Ausflügen zu begleiten.

Inzwischen hatte sie durch ihr leidenschaftliches Auftreten dem Oberbergrath gegenüber ihren Geldangelegen-



heiten nichts weniger als geschadet. Turzo, ängstlich und unsicher, hoffte durch ein bereitwilliges und überschwengliches Entgegenkommen in der Hauptsache die hohe Frau in der Nebensache nachgiebiger zu stimmen, daß sie ihm wenigstens so lange Zeit gönne, bis er darüber des alten Jakob Fugger Bescheid eingeholt habe. Daneben bot er Alles auf, um die Königin zu ehren und ihr den Aufenthalt in Kremnitz angenehm zu machen. Was den letztern Punkt betraf, so war sie durch Raimunds Begleitung mehr als befriedigt; das Glück, welches sie durch seinen Anblick und seine Unterhaltung genoß, strahlte ihr aus den Augen, tönte aus jedem ihrer Worte zum unverkennbaren Verdruß des Markgrafen. Ein Umstand kam hinzu, Oel in die Flamme der Königin zu gießen. Als sie nämlich eines Tags mit Raimund, Regina und dem Markgrafen einen Schacht befahren wollte, hatten sich wie gewöhnlich die Knappen desselben aufgestellt und empfingen sie mit ihrer Musik. Raimund, in der schmucken Tracht eines Bergoffiziers, die ihm ungemein gut stand, trat zum Obersteiger um ihm einen Befehl zu geben. Da hörte die Königin die wehmüthig klingenden Worte des alten Bergmanns: „Ist es wahr, daß Ihr ein Page der Königin werden und uns verlassen wollt?"

„Der König befiehlt es, und ich muß gehorchen," versetzte Raimund achselzuckend. „Aber weshalb fragst du?" fragte der Jüngling verlegen. „Bin ich zu deinem Glück und Wohlbefinden nothwendig?"

„Zum meinigen und zu Aller, zum Glück der Herren und der Knappschaft und vorzüglich zum Glück des Bergsegens. Niemand weiß besser als ich, was es mit Euch für ein Bewandtniß hat. Verlaßt Ihr uns, so ist's mit dem Segen der Berge vorbei."

„Glaube doch die tollen Märchen nicht!" sagte Raimund unwillig.

„Was ich weiß, laß ich mir nicht ausreden," versetzte der Obersteiger und trat zurück.

3.

Ein unvermuthetes Zusammentreffen.

Die Neugierde der Königin ward durch die wenigen Worte dieses Bergmanns auf's Höchste gereizt. Sie war kaum wieder im Schlosse angelangt, als sie einem ihrer Pagen befahl, den alten Obersteiger heimlich für den Abend zu ihr einzuladen. Er erschien zur bestimmten Stunde.

„Lieber Alter," redete ihn die Königin freundlich an, „Ihr scheint es eben so wenig gern zu sehen, wie Herr von Turzo, daß Raimund Mohr in die Dienste des Königs tritt."

„Das kann der Herr Oberbergrath so wenig, wie jeder ehrliche Bergmann, der es aufrichtig mit den Herren Fugger und mit der Arbeit meint."

„Ich möchte gern erfahren, wie Ihr das versteht. Wenn Euere Gründe stichhaltig sind, und ich überbringe sie dem König, so nimmt er vielleicht darauf Rücksicht. Weshalb muß der Oberbergrath und jeder ehrliche, auf den Vortheil der Herren Fugger bedachte Bergmann wünschen, daß der junge Mann hier bleibt?"

„Weil der reiche Bergsegen an sein Hiersein gebunden ist."

„Der reiche Bergsegen an ihn!" rief die Königin erstaunt. „So meint Ihr die Goldadern werden nicht so ergiebig fließen, wenn er fort ist."

„So ist's. Er hat das Glück gebracht, er nimmt es wieder mit."

„Aber aus welchem Grunde glaubt Ihr das? Seid

aufrichtig gegen mich; es soll Euer Schade nicht sein. Entdeckt mir Alles offen."

„Nun seht, Frau Königin, das ist eine seltsame Geschichte, und vornehme Leute glauben nicht an derlei Dinge; wir geringen Leute wissen aber, daß sie wahr sind und erfahren es täglich."

„Erzählt mir die seltsame Geschichte von Raimund Mohr; ich werde nicht an ihrer Wahrhaftigkeit zweifeln."

„Es ist gar nicht viel zu erzählen. Man sagt, der Raimund sei der Sohn eines armen verunglückten Bergmanns. Damit hat's aber seinen Haken. Wir wissen das besser. Ein armes Bergmannskind wäre in dem vornehmen Hause nicht also herrlich gepflegt worden, wie ein Prinz. Aber mit solcher Pflege ist dem jungen Herrn nur sein Recht widerfahren."

„So meint Ihr, er sei wirklich ein Prinz?"

„Das ist er auch, Frau Königin, und noch mehr als das ist er."

„Noch mehr als ein Prinz? Wie ist das möglich?"

„Er ist mehr als ein gewöhnlicher Prinz. Kein gewöhnlicher Prinz, und wenn es der König selbst wäre, hätte dem fuggerschen Bergbau solchen überschwenglichen Segen zu Wege bringen können. An diesen Prinzen ist aber die Goldader gebunden, und wenn er aus dem Bau entfernt wird, wird sie schwächer werden oder gar aufhören."

„Nun sagt mir endlich, wer dieses merkwürdigen Prinzen Vater ist?"

Der Bergmann legte sein erdfahles altes Gesicht in geheimnißvolle Falten, trat noch einen Schritt näher an die Königin und flüsterte ihr mit gedrückter Stimme zu, gleichsam als fürchte er gehört zu werden: „Sein Vater ist der Bergkönig selbst, der mächtige Berggeist und Fürst des Goldes im Kremnitzer Gebirge. Und seine Mutter war die wunderschöne Zigeunerkönigin, die ich gar wohl



gekannt habe. Sie war sonst öfter hier und besuchte nicht selten die Gruben. Da hat sie der Bergfürst gesehen; denn er wandelt immer und meist dem menschlichen Auge unsichtbar durch die Baue mit seinen Dienern, den Gnomen. Die Frucht seiner Liebe hat er dann dem Herrn Jakob Fugger zur Erziehung gegeben. Ich weiß noch, es ist mir als wären's kaum ein paar Monden, als die Zigeunerprinzessin, seine Mutter, den Raimund nach Kremnitz brachte. Der Herr Jakob Fugger und zwei seiner Neffen waren dabei. Es ging Alles ganz geheimnißvoll zu, und die junge Frau von Turzo legte das Kind an ihre Brust neben ihr eigenes. Von jenem Tage schreibt sich der erstaunliche Reichthum der Goldminen. Vor dem Fäustel des Knaben sprangen die Erznieren aus dem Gestein. Und je älter das Kind wurde, desto mehr vergrößerte sich die Ausbeute der Berge, und im turzo'schen Hause war lauter Glück und Segen. Und als er nun als Offizier in die Gruben trat, da konnte man's erst recht merken, was er zu bedeuten hatte. Alle Berggeister waren heimlich zu seinem Dienst und trugen ihm zu, was ihn nur erfreuen konnte. Der Bergfürst liebt ihn mit großer Zärtlichkeit; das wissen alle Knappen und viele andere Leute, und manche haben sogar den Bergkönig mit seinem Sohne zärtlich verkehren sehen. Bedenkt nun selbst, wie übel es der mächtige Berggeist vermerken würde, wenn man seinen geliebten Sohn von ihm entfernte!"

Die Königin war von diesem unerwarteten Aufschlusse ungemein ergriffen und aufgeregt. So aufgeklärt in Sachen des Glaubens sie auch war, in Sachen des Aberglaubens war sie von den Ansichten und Einflüssen ihrer Zeit befangen und beherrscht, denen sich ja selbst Luther nicht entziehen konnte. Es kam ihr kein Gedanke von Zweifel an der Wahrheit der vernommenen Erzählung in die Seele, sie war vielmehr sogleich fest überzeugt, daß ihr nun der

Schlüssel für die fremdartige außerordentliche Schönheit und das ungewöhnliche Wesen des Jünglings geliefert worden sei. Raimund war der Sohn des Bergkönigs, das erklärte Alles. Aber ihre Gefühle für den reizenden Jüngling wurden durch die Kunde von seiner mysteriösen Abstammung in ein höheres Stadium getrieben. Es war nicht mehr ein gewöhnlicher Sterblicher, dem ihre Seele voll junger unentweihter Glut entgegenstrebte, es war der Sohn eines geheimnißvollen Naturwesens, denen höhere Kräfte zu Gebot stehen, als dem Menschen, und es war mehr als wahrscheinlich, daß manches von diesen Kräften, wenn auch in verminderter Stärke oder nur im Abglanz, nichtsdestoweniger aber die Schranken der Menschennatur überschreitend, auf ihn übergegangen sei und jenen Zauber erzeugt und von ihm ausgehen ließ, dem die hohe Frau nicht zu widerstehen vermocht hatte, ja, dem sie sich so ganz hinzugeben gezwungen sah, daß die heißen und narkotisch duftenden Wogen der gegen sie heranstürmenden Leidenschaft ihr schon über dem Haupte zusammenschlugen. Fand sie nicht in dem ihr nun erklärten Zauber die beste Entschuldigung für ihre Leidenschaft?

Als sie den Obersteiger mit einem Geschenk entlassen wollte, den ihre Freundlichkeit so beredt gemacht hatte, näherte er sich ihr noch einmal und sagte mit treuherziger Vertraulichkeit: „Ich will Euch noch etwas entdecken, gnädige Frau Königin. Die Zigeuner haben immer fort gute Nachfrage nach Raimund gehalten und gleichsam Aufsicht über ihn geführt, als den Sohn ihrer Königin, obgleich sie das niemals unser Einem eingestanden. Selten ist ein Jahr vergangen, daß sie nicht entweder selbst da waren, oder einen Boten schickten, um sich nach dem Befinden des jungen Prinzen zu erkundigen. So ist denn gerade auch jetzt wieder ein solcher Bote hier, mit dem es eine besondere Bewandtniß haben muß. Ein Zigeuner ist er sicherlich

nicht, aber abgeschickt ist er gewiß von ihnen, und er muß irgend einen wichtigen Auftrag an Raimund haben."

„Woraus schließt Ihr das?"

„Er ist ganz heimlich gestern oder vorgestern hier angekommen auf einem wunderschönen Pferde, wie es wohl schwerlich in Ungarn viele gibt. Er ist in einer armseligen Herberge vor dem Thore eingekehrt, und der Hausknecht, den ich kenne, ein alter Husar, sagte mir, das Pferd sei ein arabisches, und der König selbst habe kein solches. Auch schöne Kleider hat er, aber der Hausknecht hat ihm Rock und Hut eines gemeinen Mannes kaufen müssen, und dieser hat bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß der Fremde viel Geld hat. In dem gekauften Anzuge kam er nun gestern mit dem Hausknecht zu mir und bat mich, ihm eine Unterredung unter vier Augen mit Raimund Mohr zu verschaffen, da er demselben Dinge von Wichtigkeit mitzutheilen habe. Solches habe ich nun Herrn Raimund gemeldet, und es ist ausgemacht worden, daß sie diesen Abend in meinem Häuschen zusammenkommen wollen. Hinter dem Fremden steckt etwas ganz Besonderes: man sieht's ihm gleich an. Er sieht vornehm aus wie ein großer Herr, nur hat er mehrere garstige braune Flecken im Gesicht — es sind ohne Zweifel Muttermale — die ihm ein seltsames Ansehen geben. Er spricht fremdartig und sagte mir selbst, er komme weit her und sei schon, so jung er noch ist, die halbe Welt durchreist."

„Hört," sagte die Königin nach einigem Nachdenken, „ist es nicht möglich, in irgend einem Versteck in Euerm Hause diese Unterredung zu belauschen? Ich würde ein paar von meinen Frauen dorthin schicken; denn es liegt mir viel daran, zu erfahren, was der Fremde dem Raimund Mohr zu sagen hat. Ihr würdet Euerer Königin dadurch eine große Gefälligkeit erweisen, und ich würde mich Euch dafür dankbar bezeigen."

„Ich kenne meine Pflicht, die Befehle der Frau Königin zu respektiren.“

„So kommt, wenn es dunkel geworden ist, um meine Frauen heimlich in Eure Wohnung zu führen.“ —

Die Königin konnte kaum den Abend erwarten, so aufgeregt war sie. Sie warf sich mit ihrer vertrauten Kammerfrau in die unscheinbaren Kleider einer gewöhnlichen Bürgerin und verhüllte das Haupt mit dunkeln Schleiern. Zur bestimmten Zeit erschien der Bergmann und führte die beiden Frauen schweigend durch die Stadt in ein kleines Haus am Abhang eines der Berge, die das Thal umschlossen. Hier versteckte er sie in die Küche, von wo sie durch ein kleines verhängtes Guckfenster die Stube übersehen konnten. Dann ließ er sie allein und verschloß die Küche. Bald darauf trat der Fremde in die Stube und legte Hut und Mantel ab. Eine Hängelampe erhellte seine Züge und Gestalt nur nothdürftig. Es war Martin, der geheimnißvolle Abenteurer. Unruhig maß er das kleine Gemach mit seinen Schritten, bis die Angel der Thür wieder knarrte, und Raimund rasch in das Zimmer trat. Mit edlem Anstand ging er auf Martin leicht grüßend los und sagte: „Ihr seid der Fremde, der mich heimlich zu sprechen wünscht?“

„Ich bin's.“

„Wer seid Ihr, und was habt Ihr mir zu sagen?“

„Die erstere Frage kann ich Euch nicht sogleich beantworten. Erst muß ich hören, wie Ihr meine Mittheilungen aufnehmt. Doch vorläufig darf ich Euch auf Ehrenwort versichern, daß ich Euer Freund und in der besten Absicht für Euer Wohl aus Spanien hierher gereist bin. Ganz allein Eueretwegen. Es wäre mir lieb, wenn Ihr dieser meiner Versicherung Glauben schenken wolltet.“

„Ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln. Doch gebt mir Beweise für Euere Behauptung. Ich kenne Euch

nicht, habe Euch nie gesehen. Woran soll ich Euch als meinen Freund erkennen?"

„Ich könnte Euch diesen kostbaren Ring als Beweis meiner Sendung an Euch darbieten, als Beweis, welche mächtige und hohe Personen sich für Euch interessiren, aber Ihr seid zu jung, um den Ring zu kennen, Ihr versteht die Schrift nicht, die ihm eingegraben ist. Aber so viel könnt Ihr wissen, daß nur Könige und Fürsten solche Ringe zu tragen pflegen. Ich will lieber ein paar Fragen an Euch richten, und bitte Euch sie mir wahr und aufrichtig zu beantworten. Fühlt Ihr Euch heimisch und glücklich in diesem engen Thale, in dieser kleinen Stadt, in dem stillen Hause, in welchem Ihr aufgewachsen seid? Hat Euch niemals ein dunkles, aber heftiges Gefühl von Unmuth oder Unbehaglichkeit in Euern Verhältnissen beschlichen? Ist nicht zuweilen die Ahnung in Euch aufgewallt, als sei dieses Leben in den Bergen und in dem Hause Euerer Pflegeeltern zu dunkel, zu beschränkt, zu eng und klein für Euch? Schoß nicht zuweilen plötzlich die Ueberzeugung in Euch auf, daß Ihr zu einem bessern Loose, zu einem buntern bewegten Leben, zu Macht und Größe geboren seid? Habt Ihr bei allem häuslichen Glücke Euch doch in einsamen Stunden der sich Euch aufdringenden bittern Empfindung nicht entschlagen können, als seid Ihr doch fremd in diesem Hause? Hat Euch nicht eine unbesiegbare Traurigkeit beschlichen, auf immer in diese Schachten, in dieses Haus gebannt zu sein?"

Raimund hielt den Blick starr auf den Sprecher gerichtet, etwa wie auf ein Gespenst oder ein zauberhaftes Ungeheuer, und je weiter Jener sprach, desto mehr erblaßte er, desto stärker zitterte er. Endlich sprach er mit hohler, bebender, abgespannter Stimme: „Um der heiligen Jungfrau willen, wer hat Euch die Macht verliehen, mir die geheimsten Gedanken und Gefühle aus der Seele zu lesen,

die ich niemals einem menschlichen Wesen offenbart habe? Seid Ihr einer jener höher begabten Geister, die sich der Allwissenheit rühmen dürfen? Seid Ihr von Gott oder —" Er sprach das Wort nicht aus; die Stimme versagte ihm. Er wankte und lehnte sich, wie aller Kraft beraubt, an die Wand.

„Diese geheimnißvollen Stimmen in Euch sind die besten Bürgen für mich," fuhr Martin ruhig und lächelnd fort. „Sie sind wahr. Ihr seid nicht für diese finstern Goldgruben, aus welchen die Fugger Schätze holen, und in die sie den kostbarern Schatz Eueres jungen Lebens vergraben, Ihr seid nicht für dieses stille friedliche Haus geboren. Ein andres, ein leuchtendes und glänzendes Schicksal war Euch bestimmt, als sich der Keim Eures Lebens im Schoße Eurer Mutter entwickelte. Habt Ihr nie an die Möglichkeit gedacht, daß Alles, was man Euch über Euere Abstammung, über Euere Eltern gesagt, erlogen sei. um Euch in ein dunkles Loos hinabzudrücken? Hatte der junge Adler unter dem Hühnervieh des Hofes nicht das Gefühl seiner eigenthümlichen ihm angestammten königlichen Natur?"

„Ja, ja, bei allen Heiligen! so ist's!" rief jetzt Raimund, der sich vom Schrecken erholt und von der Ohnmacht schnell zur übersprudelnden Kraft übergesprungen war. „Nicht wahr, mein Vater war kein armer Bergmann? Und meine Mutter —"

„Euere Mutter lebt, Euer Vater lebt. Ich bin der Bote Euerer Mutter an Euch. Dieser kostbare Ring ist das Eigenthum Euerer Mutter. Geht Euch daraus nicht die Ahnung auf, welch' eine mächtige Frau sie ist? Nun denn, Euere Mutter läßt Euch sagen: komm zu mir, mein geliebter Sohn! Mein Herz sehnt sich nach dir! Folge unverzüglich diesem meinen Boten. Er wird dich sicher in meine Arme leiten, und hier findest du ein deiner wür-



diges Loos. Hier sollst du Alles erfahren. Eile, eile; denn ich erwarte dich sehnlichst. — Wollt Ihr dem zärtlichen Rufe Euerer Mutter Folge leisten?"

„Mir schwindelt," sagte Raimund fast traurig und mit einem Tone voll Angst und Beklommenheit. „Ich kann keinen Gedanken fassen. Doch, doch! Der eine drängt sich mir auf: Wer ist meine Mutter? Wer ist mein Vater?"

„Hier kann und darf ich es Euch nicht sagen; denn noch bin ich Eueres Entschlusses nicht gewiß. Haben wir die Grenze dieses Landes hinter uns, will ich Euch bestimmt und wahr auf Euere Fragen antworten, so weit mir dies selbst möglich ist. Denn Ihr müßt bedenken: ich bin nur der Bote und Diener Euerer Mutter."

„Was soll ich thun?" rief Raimund noch ängstlicher.

„Euerm Herzen folgen und mit mir zu Euerer Mutter eilen."

„Wann?"

„Könnt Ihr fragen? Jetzt! Sogleich! In dieser Nacht noch! Es ist für all Euere Bedürfnisse gesorgt. Ein gutes Pferd steht Euch zu Dienst. In zehn Minuten müssen wir die Stadt hinter uns haben."

„Barmherziger Gott, diese Hast! Soll ich nicht Abschied nehmen von meinen Pflegeeltern, von Regina?"

„Glaubt Ihr wirklich, sie würden Euch ziehen lassen?" lachte Martin höhnisch. „Die Gründe, welche sie siebzehn Jahre lang gehabt, Euch in der Schmach der Niedrigkeit zu halten, bestehen auch heute noch. Herr von Turzo würde Euch einsperren, ja nöthigenfalls an eine Kette legen —"

„Soll ich als ein Undankbarer aus ihrem Hause fliehen, worin sie mich so wohl gehalten?"

„Für das Verbrechen, das sie in Gemeinschaft mit dem alten Fugger in Augsburg an Euch begingen, verdienen sie wahrlich etwas Anderes als Dank von Euch. Doch

Ihr habt zu wählen und zu entscheiden. Wollt Ihr an das sehnsüchtige, liebeglühende Herz Euerer Mutter, so könnt Ihr jetzt nicht in das Turzo'sche Haus zurückkehren, um dort einen weinerlichen Abschied zu nehmen. Ihr müßt sogleich mit mir. Geht Ihr dorthin zurück, so bleibt Euch der Weg zum Herzen Euerer Mutter verschlossen, vielleicht für ewig. Ihr habt sie verloren, habt sie selbst muthwillig von Euch gestoßen, und müßt Euch dann mit dem geringen Loose begnügen, das Euch die Fugger boshaft großmüthig bereiten. Wählt! Doch entscheidet Euch schnell. Ich habe Eile." So mit Schlangenwindungen umstrickte der Schlaue den verwirrten bebenden Jüngling. Nach kurzem schwerem Kampfe rief dieser entschlossen: „Es sei! Ich will Euch folgen."

„So laßt uns aufbrechen!" Raimund sah geisterhaft bleich aus; die Füße drohten ihm den Dienst zu versagen, aber er gebot seinem Willen und spannte alle Kräfte an sich zu ermannen.

In dem Augenblick, als Martin die Thür öffnete, trat ihm ein hohes junges edelschönes Weib gebieterisch und zürnenden Antlitzes entgegen. „Nicht also!" herrschte sie den beiden jungen Männern zu. „Du bleibst Raimund! Und diesen Verführer laß ich sogleich verhaften."

„Wer ist dies Weib?" fragte Martin erschrocken.

„Die Königin von Ungarn und Böhmen," bebte es von Raimunds bleichen Lippen.

In diesem Augenblick war Martin durch die Thür verschwunden. Man hörte seinen in wilder Flucht den Berg hinabstürmenden Fußtritt. Die Königin war allein in der kleinen Stube mit Raimund. Von den heftigsten Gefühlen überwältigt, sank er ihr zu Füßen und hielt flehend die Hände nach ihr empor. Ihr glühendes Herz verstand die Bewegung des Jünglings falsch; sie hielt die keusche Huldigung seines Dankes für das Ueberwallen stür-

mischer, den ihrigen verwandter Glutgefühle. Er sah ehrfurchtsvoll in ihr nur die Königin, und sie wähnte, er strecke sehnsuchtsvoll liebende Arme nach dem liebenden Weibe aus. Und trunken vor Liebesentzücken beugte sie sich zu ihm herab, schlang den Arm um seinen Nacken, preßte sein Haupt an ihren wogenden Busen, und ihre heißen Lippen warfen ihm die Glutfunken bebender Küsse auf Stirn und Mund. „Mein theurer Raimund," hauchte sie dazwischen, „du sollst bei mir bleiben. Nichts soll uns trennen. Mein bist du, mein, Geliebter!"

Er wurde eiskalt in ihrem Arm; die Besinnung verließ ihn. Aber es war nicht die Leidenschaft eines sich am süßesten Ziele plötzlich angelangt sehenden Herzens, es war ein jäher Schrecken, eine furchtbare Bestürzung, die ihm den Athem raubte. Dieses spröde Jünglingsherz war noch nicht für die Liebe reif, und selbst der reizenden Königin war es nicht gelungen, diese Frucht zu zeitigen. Gerade die Königin vermochte es am wenigsten.

Die Scene im Stübchen wurde von ein paar Augen beobachtet, die sie nicht hätten sehen sollen, von — Regina's Augen. Die stille Jungfrau war den ganzen Tag über von einer ihr unerklärlichen Angst gefoltert worden, und ein bedeutungsvoller Traum der letzten Nacht hatte ihr den geliebten Milchbruder in schlimmer Gefahr gezeigt. Ein Adler und ein Wolf hatten sich um ihn gestritten. Die Geängstete ließ den Jüngling kaum aus den Augen, und sein ungewöhnlich unruhiges und zerstreutes Wesen entging ihr nicht. Ebenso nahm sie Kenntniß von den geheimnißvollen Botschaften, die er erhielt. Als sie ihn nun Abends sich entfernen sah, zog eine unsichtbare Kette sie ihm nach. Sie sah ihn in das Häuschen des Bergmanns gehen, und sie erkletterte den niedrigen Mauervorsprung, um durch eine Spalte des Fensterladens ihre Blicke in die Stube zu tauchen. Sie sah Alles, was darin



vorging; sie erkannte die Königin, und als Raimund in den Armen derselben lag, fuhr der angstvollen Lauscherin ein Schwert durch die Brust.

Raimund erwachte unter den Küssen der Königin. Sie entfernte sich mit ihrer draußen wartenden Kammerfrau. Auch er kehrte wankenden Schrittes wie ein Trunkener nach Hause zurück. Vor der Thüre fand er Regina in Thränen. Sie hatte ihn erwartet. Er hatte jetzt nur ein Bedürfniß, sein schwerbelastetes Herz zu erleichtern, und es gab ja nur ein Herz für ihn auf der Welt, dem er sich mittheilen konnte, ja mittheilen mußte, das seiner Regina. Er verhehlte ihr nichts von den wichtigen Erlebnissen dieses Abends. Bebend vor Besorgniß um den theuern Bruder eilte Regina zu ihrem Vater.

Am andern Morgen war Raimund-Mohr aus Kremnitz verschwunden, und Niemand konnte angeben, wohin er gekommen sei. Der Oberbergrath ließ die ängstlichsten Forschungen nach ihm anstellen, aus denen sich ergab, daß er bald nach Einbruch der Nacht eine geheimnißvolle Zusammenkunft mit einem Fremden im Hause des Obersteigers gehabt, daß der Fremde gleich darauf abgereist und Raimund sodann nirgend mehr gesehen worden sei. Die Umstände wurden von Herrn von Turzo trefflich benutzt, um die Königin zu täuschen, und es gelang vollkommen. Nach wenigen Tagen verließ sie, obgleich reichlich mit Geld versehen, die Bergstadt in der übelsten Laune. Markgraf Georg, ihr Beschützer und Begleiter, betrachtete sie zuweilen mit einem boshaften Lächeln. Er war der List des Oberbergraths nicht fremd und hatte die Intrigue selbst geleitet.

4.

Chair-Eddins Bote beim Padischah.

Der junge Padischah Suleiman hatte die Jagdzeit in seinen prächtigen Wäldern um Adrianopel zugebracht und das Vergnügen der Jagd in vollen Zügen genossen. Schon stand er im Begriff, mit seinen zahlreichen Gefolge nach Stambul zurückzukehren; denn die Tage wurden rauh und stürmisch, der Winter schickte seine Vorboten. Der Harem bereitete schon die Abreise vor. Da wurde ihm eines Abends, als er ermüdet von der Jagd zu seiner reizenden Gemahlin Roxelane heimgekehrt war, ein Gesandter des Fürsten von Algier, Chair-Eddin Barbarossa's, gemeldet, der wenige Stunden vorher angekommen war.

„Was will der wilde Seeräuber von mir?" fragte der Sultan fast zornig. „Was hab' ich mit diesem Menschen zu schaffen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete die schöne Roxelane, die jugendlich strahlende Herrin, „aber das weiß ich, daß er mit dir in ein gutes Vernehmen zu treten wünscht und aus diesem Grunde den Gesandten geschickt hat."

„Woher weißt du das schon, meine süße glutäugige Gazelle?" fragte der stolze Herr der Osmanen und schlang, den strengen Blick zu einem huldigenden Lächeln verwandelnd, den kräftigen Arm um die herrlichste der Frauen, die in seinem Harem blühten.

„Der Gesandte hat mir bereits die Aufwartung gemacht, als er dich nicht zu Hause fand. Er ist ein blutjunger aber sehr gewandter Mensch, ein Franke von Geburt, wie er mir selbst gesagt hat, und durch merkwürdige Schicksale nach Algier verschlagen, wo er sich Chair-Eddins Gunst zu erwerben verstanden hat. Daher spricht er auch das Arabische geläufig. Er hat mir zwei kostbare Ge-

schenke überreicht, ein herrliches Pferd von Chair-Eddin, wie du selbst kein gleiches in deinen Ställen hast, und einen Ring von Suleima, Chair-Eddins Lieblingsgemahlin, einen Ring von so kostbarer Arbeit, wie ich noch keinen besitze."

„Da ist freilich die schöne eitle Roxelane für den stolzen Seeräuber gewonnen," lachte der Sultan. „Und was hat er für die Geschenke von dir verlangt?"

„Daß ich dich bitten möchte, die Unterwerfung Chair-Eddins unter deine Oberhoheit gnädig anzunehmen."

„Scherzest du mit mir?" fuhr Suleiman auf.

„Ich trage dir die Bitte des Gesandten vor."

„Chair-Eddin sich mir unterwerfen! Und dazu kostbare Geschenke! Wer hat schon Aehnliches gehört! Es klingt wie ein Mährchen."

„Und um dich günstig zu stimmen für die Wünsche des Fürsten von Algier hat mich der Gesandte ersucht, dir den Ring von der Fürstin zu zeigen. Er meinte, du würdest ihn wohl wieder erkennen; denn du habest ihn einst an der Hand der Fürstin selbst gesehen."

„Seltsames Räthsel! Woher soll ich die Frau des Seeräubers kennen?"

„Hier ist der Ring, ein unvergleichliches Kleinod!"

Der Sultan hatte kaum einen Blick darauf geworfen, als er freudig überrascht ausrief: „Ha, das ist der Ring der schönen Maurenfürstin von Granada, der Enkelin des Propheten, die einst hier war, um meinen Vater zum Beistand der armen Mauren in Spanien zu bereden. Ein schönes stolzes Weib, voll Muth und Thatkraft, voll Schlauheit und unauslöschlichem Christenhaß, wie sie bei uns nicht gefunden werden. Ich kenne nur Eine, die sie an Schönheit und Klugheit übertrifft, und die ist — meine Roxelane."

„Schmeichler! Und der schönen Frau wegen nimmst du wohl Chair-Eddins Unterwerfung an?"

„Wunderbar! Suleima Chair-Eddins Gemahlin! Dann kann er kein gewöhnlicher Abenteurer, kein gemeiner Räuber sein. Suleima kann nur eines ausgezeichneten großen Mannes Weib sein."

„Wie Roxelane."

„Schmeichlerin! — Doch laß den Gesandten kommen. Ich bin begierig ihn zu hören."

„Ich muß dich auf etwas Ungewöhnliches an ihm vorbereiten. Er hat vier oder fünf häßliche braunrothe Flecken im Gesicht, Zeichen, die ihm die Natur jedenfalls schon im Mutterleibe aufgedrückt hat. Uebrigens ist er ein feiner junger und hübscher Mann."

Der Gesandte wurde hereingeführt: Martin im prächtigen reichen Schmucke eines maurischen Bei. Sich niederwerfend berührte er mit der Stirn dreimal den Boden und sprach den großen Segensgruß.

„Erhebe dich und sprich!" redete ihn der Sultan an.

„Dein Knecht Chair-Eddin der Rothbart, Herr von Algier, entbietet dir durch mich Gruß und Segen des Propheten; ebenso Suleima, seine Gemahlin. Sie senden dir diesen Brief."

Der Sultan löste das Siegel des ihm überreichten Schreibens und durchlas es.

„Suleima schreibt mir viel Schönes," sprach er dann freundlich. „Sie und ihr Gemahl wünschen sich und das von ihnen beherrschte Gebiet der hohen Pforte zu unterwerfen und ersuchen mich, mit dir darüber zu verhandeln, indem sie dich mir als einen verständigen und wohl unterrichteten jungen Mann rühmen."

„Ich werde stets bemüht sein, ihre Zufriedenheit und ihren Beifall zu erringen, doch auch den deiner Hoheit, großmächtiger Herr. Meine erhabene Gebieterin hat mit



Jubel deine Siegeszüge gegen die Christen und deine Eroberungen im vorigen Jahre vernommen. Sie hat Feste gefeiert, als die Kunde zu uns drang, daß die Veste Belgrad in deine Hände gefallen und daß du die Insel Rhodus den Johanniterrittern genommen. Ihre alten Hoffnungen und Plane, die dir bekannt sind, sind dadurch mit erneuter Stärke erwacht."

„O, ich kenne sie, diese kühnen Plane!" rief der Sultan. „Als der Schöpfer diesen Geist mit Stoff bekleidete, vergriff er sich. Sie hätte ein Mann werden sollen. Dann wäre sie entweder jetzt schon wieder Staub, aber ihr Name würde doch glorreich fortleben in ihrem Volke, oder Spanien und Italien, vielleicht ganz Europa lägen zu ihren Füßen, und das Kreuz wäre vertilgt."

„Was ihr, dem Weibe, nicht gelingen konnte, wird und muß dir gelingen, großer Suleiman, im Bunde mit ihr und Chair-Eddin. In ihm hat sie einen würdigen Gemahl gefunden, empfänglich für die großen Gedanken und Entwürfe ihres Geistes, und mit Kühnheit, Kraft, Entschlossenheit, Muth und Beharrlichkeit ausgerüstet. Ihre Begeisterung hat die seinige entflammt, und sie hat ihn überzeugt, daß er nur als dein Vasall, deinem Befehle gehorchend und mit deiner Kraft vereint den Plan der alten Kalifen ausführen kann, die Christenwelt zu erobern und die Fahne des Propheten von einem bis zum andern Ende der Welt wehen zu lassen."

„Ich nehme ihre Unterwerfung an. Laß mich ihre nächsten Plane hören. Welche Vorschläge hast du mir von deinem Gebieter zu machen?"

„Es ist dir bekannt, daß Karl, der deutsche Kaiser und König von Spanien mit dem König von Frankreich, Franz, in Feindschaft und Krieg lebt, den nur die Eitelkeit und Eifersucht beider aufeinander erzeugt hat. Die Franzosen sind zuletzt in Oberitalien geschlagen worden, aber

schon stehen sie wieder stark gerüstet und der Abfall des ersten Feldherrn Frankreichs, des Großkonnetable Herzogs von Bourbon, hat Franz nicht nur nicht geschadet, sondern sogar genützt, dem Kaiser hat er aber keinerlei Vortheil gebracht. Von diesen beiden Königen wird der Eine den Andern aufreiben, und da in Deutschland eine allgemeine Volkserhebung gegen die Fürsten vor der Thüre steht, so wird der Kaiser hier so beschäftigt sein, daß er seine Streitkräfte nicht gegen Franz wird wenden können. Suleima sagt: es liegt im Vortheil des Islam, daß du dich mit dem Franzosenkönig verbindest. Karl muß unterliegen, damit wir Spanien wieder gewinnen. Spanien und Italien müssen von dir erobert werden, wie Rhodus. In Rom mußt du das Christenthum an seiner Wurzel fassen und ausreuten. Dazu aber bedarfst du einer starken Seemacht. Deine Flotten müssen das mittelländische Meer beherrschen.“

„Ich höre Suleima reden,“ bemerkte der Sultan zu Roxelane gewendet, lächelnd. „Das Schwierigste, das Ungeheuere betrachtet und behandelt sie wie ein Kinderspiel. — Ich habe keine, solchem riesigen Unternehmen genügende Flotte, ich habe keine Seeleute, keine Admirale, mein Kriegsvolk kennt den Seekrieg nicht und hat Abneigung davor. Was die heißen Träume deiner Gebieterin ihr leicht und lustig vorgaukeln, stößt in der Wirklichkeit auf unübersteigliche Hindernisse.“

„Suleima spricht: dem kleinen Geiste ist das Leichteste schwer, dem großen Geiste das Schwierigste leicht. Du bist der große Geist, du der prächtig aufgegangene Stern, auf dessen Größe und Glanz sich die Augen aller Gläubigen hoffnungsvoll richten. Von dir erwarten sie Sieg über die Christen. Unter deine Fahnen werden sich Alle schaaren, die zu Allah beten. Chair-Eddin ist der kühnste, kräftigste und einsichtsvollste Seekrieger, den die Welt jetzt

hat. Er besitzt eine für seine Kräfte zahlreiche und wohlausgerüstete Flotte. Er stellt sie mit all ihren tapfern Kriegern, wie sich selbst, dir zur Verfügung. Er will dein Admiral sein, und er erwartet nur deine Befehle, um dir eine Flotte zu schaffen so stark und so mächtig, daß du Italien und Spanien damit bezwingen sollst. Ich kenne die Streitkräfte Spaniens zu Land und zu Wasser; die letztern sind unbedeutend, selbst die Neapels und Siciliens hinzugerechnet, würden sie einer türkischen von Chair-Eddin angeführten Flotte nicht widerstehen können. Und bist du mit Frankreich verbunden, führst du selbst ein siegreiches Heer nach Ungarn und eroberst das von einem schwachen Kinde regierte Land, in welchem Zapolya's Partei jetzt immer mächtiger wird und jedenfalls über lang oder kurz den Bürgerkrieg hervorruft und die ohnedies schwache Kraft des Landes vollends lähmt, dann eilst du auf den Fittigen des Siegs und des Ruhms unaufhaltsam dem großen Ziele zu."

„Suleima hat dich gut geschult, junger Mann, und sie hat einen geschickten Schüler an dir gefunden. Du scheinst auch die Dinge in Ungarn gut zu kennen."

„Ich habe überall mit eigenen Augen gesehen, habe stets aus der Quelle selbst geschöpft."

„Viel Ehre für dich. Du bist noch jung. Wie viel Jahre zählst du?"

„Ein und zwanzig. Die Reife des Geistes zählt nicht nach Jahren; das hat deine Hoheit an sich selbst erfahren."

„Ich entlasse dich jetzt, um morgen weiter mit dir zu verhandeln. Es ist dir gelungen, dir nicht nur meine Gnade zu gewinnen, du hast dir auch eine Gönnerin errungen, auf deren Wort und Rath ich etwas gebe, die schöne Sultanin Roxelane."

Martin berührte mit der Stirn den Boden des Gemachs und entfernte sich.

5.

Chair-Eddins Bote beim König von Frankreich.

Fast zehn Monate waren seit der Audienz Martins bei dem Beherrscher der Osmanen vergangen, als er in anderer Kleidung, in der eines gewöhnlichen deutschen Edeljunkers, im Vorzimmer eines andern mächtigen Herrscher's harrend stand, in dem des Königs Franz von Frankreich im Schlosse zu St. Cloud.

In diesen zehn Monaten hatte sich viel Wichtiges ereignet. Der zu Ende des vorigen Jahres zur Wiedereroberung Mailands unternommene Feldzug der Franzosen, unter dem talentlosen Admiral Bonnevit war gänzlich mißglückt. Sie hatten von den verbündeten kaiserlichen Heeren, Neapolitanern, Mailändern, Venetianern, Spaniern und deutschen Landsknechten wiederholte Niederlagen erlitten und sich genöthigt gesehen, den Rückzug über die Alpen mit schwerem Verlust anzutreten. Auf diesem Rückzug fiel auch der berühmteste aller französischen Ritter, der vorzugsweise so genannte „gute Ritter" und „Ritter ohne Furcht und Tadel", Bayard, in welchem sich noch einmal vor dem Untergange des Ritterthums alle glänzenden Eigenschaften desselben vereinten. Wie Sickingen der letzte deutsche, so war Bayard der letzte französische Ritter in der edelsten Bedeutung. Der Strom einer neuen Zeit mit ganz andern Interessen und Bestrebungen riß Beide gewaltsam nieder und ob sie noch so treffliche Männer waren, und fluthete über sie hin. Das ganze an dem absterbenden Geiste des Ritterthums kränkelnde französische Heer mußte der ungestümen Tapferkeit des vom Geiste der Neuzeit beseelten Heeres der Kaiserlichen weichen und floh in wilder Unordnung über die Alpen.

Die siegreichen Heerführer hielten für das Beste, den Vorschlag des Herzogs von Bourbon, dem es nicht allein nach seinen reichen Gütern im südlichen Frankreich, sondern auch nach der französischen Königskrone gelüstete, in Ausführung zu bringen, nämlich die Begeisterung des kaiserlichen Heeres nach diesen glänzenden Siegen zu benutzen und den Feind in seinem eigenen Lande aufzusuchen. Da zu erwarten stand, daß König Franz immer wieder mit neuen Heermassen über die Alpen kommen würde, und in Betracht, daß man deshalb die gerüsteten Heere in Oberitalien unthätig und auf die Ankunft der Franzosen wartend in Bereitschaft halten müsse, und daß es daher besser sei sie in Thätigkeit zu erhalten und dem Feind die Möglichkeit schnell große Streitkräfte zusammenzuziehen abzuschneiden, so gab der Kaiser von Spanien aus seine Zustimmung zu dem Kriegszuge nach Frankreich, welchen Bourbon mit dem Eifer eines stolzen, beleidigten und racheerfüllten Herzens betrieb. Im Juli (1524) führte er das kaiserliche Heer, aus 5000 deutschen Landsknechten, unter Zollern und Lodron, 3000 Spaniern unter Pescara und 1500 Italienern bestehend über die Alpen nach Frankreich und drang ohne Aufenthalt im Lande vor, bis er am 19. August von Marseille anlangte, um es zu belagern. Aber die wohlbefestigte Stadt setzte sich mannhaft zur Wehre, so, daß selbst einem Pescara der Muth sank. Unterdessen erhob sich Frankreich zur Rettung seines Königs. Außerordentliche Steuern brachten große Summen in seine Hand, womit er ein bedeutendes Heer anwarb, Franzosen, Schweizer und deutsche Landsknechte. Im kaiserlichen Heere fehlte es aber an Geld, und es verbreitete sich auch das Gerücht unter den Soldaten, der König wolle unverzüglich hinter ihrem Rücken zur Eroberung Mailands nach Italien ziehen. Am 28. September wurde die Belagerung Marseille's aufgehoben und mit getäuschten Hoffnungen ging Bourbon



mit dem Heere über die Alpen zurück. Aber schon war auch das französische Heer dorthin aufgebrochen; denn kaum hatte der König von Bourbons Aufbruch vernommen, als er auch entschlossen war, noch einmal Alles an die Wiedereroberung Mailands zu setzen und sein neues Heer selbst dorthin zu führen. In diesen Tagen war's, wo ihm der Junker Martin als geheimer Bote des Fürsten von Algier, Chair-Eddin Barbarossa gemeldet wurde.

Des Königs imposante ritterliche Gestalt trat dem jungen zierlichen Manne mit einem zerstreuten und fragenden Blicke entgegen. Er war sehr beschäftigt und mitten in der Rüstung zum Aufbruch begriffen. Doch der Name des berühmten und gefürchteten Seeräubers hatte ihn vermocht, die Audienz sogleich zu bewilligen. Jetzt schien er verwundert, einen so jungen Menschen vor sich zu sehen.

„Mein Auftrag an Ew. Majestät," nahm Martin im geläufigen Französisch unerschrocken und gewandt das Wort, „kommt nicht allein von dem Fürsten von Algier, ich bin auch der Sendbote eines weit mächtigern und gewaltigern Herrn, des ruhmreichen Padischah der Osmanen, und bitte Euch, meine Beglaubigungsschreiben gnädig entgegen zu nehmen und prüfen zu lassen."

„Fürwahr, Ihr setzt mich in Verwunderung. Ihr seid weder ein Araber, noch ein Türke, doch auch kein Franzose."

„Ich bin ein Deutscher, im Dienste Chair-Eddins, des Beherrschers des Mittelmeers, und war als Bote desselben schon einige Male beim Großsultan Suleiman."

„Das ist viel für Euer Alter. Die Deutschen pflegen sonst nicht so früh reif zu werden. Doch Euere Aufträge! Ich bin begierig sie zu hören."

„Chair-Eddin hat mit Euerer königlichen Majestät den gemeinsamen Feind, den König von Spanien, und er hat ihn zeither auf eigene Faust, so gut er vermochte, be-



kriegt. Nun aber hat er sich neuerdings als Vasall dem Großsultan Suleiman unterworfen, um den Kampf gegen König Karl mit größerem Nachdruck führen zu können. Es wird eine starke türkische Flotte errichtet und Chair-Eddin ihr Oberbefehlshaber werden. Damit wird er Neapel, Sicilien und Spanien angreifen. Der Sultan aber wird seine Heere nach Ungarn führen und von da in die östreichischen Stammlande einfallen. Ew. Majestät sieht, daß Suleiman und Chair-Eddin Euere natürlichen Verbündeten sind. Aber Beide wünschen mit Euch in ein besonderes und engeres Bündniß zu treten, um mit Euch nach einem zu verabredenden gemeinsamen Plane zum Sturze des habsburgischen Hauses zu handeln."

„Der Plan ist gut," entgegnete der König angenehm überrascht, mit freudestrahlenden Mienen. „Ich bin zu solchem Bündnisse wohl geneigt. Seid Ihr ermächtigt, mir die Punkte desselben vorzulegen?"

„Ich soll zuerst nur Euerer Majestät Meinung erforschen. Auch sind die Vorbereitungen noch nicht so weit gediehen, daß der Angriff in Bälde vor sich gehen könnte. Die Flotte muß erst geschaffen und dabei viele Schwierigkeiten überwunden werden, zumal der Sultan den Seekrieg nicht kennt und keine Vorliebe dafür hat. Die Kosten sind ungeheuer, und der Schatz war durch vielfache innere Einrichtungen stark in Anspruch genommen. Alles ruht in Chair-Eddins Hand, aber er kann natürlich nicht alle Mittel beschaffen. Deshalb geht mein besonderer Antrag von ihm an Ew. königliche Majestät dahin, Ihr möchtet bald einen Gesandten an den Sultan schicken, um ihn zur schleunigen Herstellung der Flotte anzufeuern. Euer Wort, meint Chair-Eddin, wird beim Sultan von großem Gewicht sein.

„Ihr seht mich eben im Begriff, nach Italien aufzubrechen. Ein Theil meines Heeres ist schon auf dem

Marsche. Es gilt, mich wieder in Besitz von Mailand zu setzen. Ich will und muß es haben. All mein Sinnen und Streben geht dahin, die empfangene Scharte auszuwetzen, und alle Anstalten sind getroffen, daß es mir dies Mal gelinge. Ihr begreift, daß ich jetzt zu nichts Anderem Zeit habe. Doch sobald Mailand wieder mein ist, kann ich mit Nachdruck andere Pläne verfolgen. Sagt Euerem Herrn, daß er sich bis dahin gedulden möge. Hernach will ich mit ihm und dem Sultan den Angriffsplan auf die Länder des Kaisers verabreden. Dann kann ich auch von der Lombardei aus mein Heer gegen Neapel führen, und von Frankreich aus in Spanien einfallen, während Chair-Eddin zur See angreift. Bis zur Eroberung Mailands müssen wir aber den kühnen großen Plan ruhen lassen."

„Ich erlaube mir Ew. Majestät Scharfblick auch auf Deutschland zu lenken. Dort, namentlich in den südlichen Ländergebieten finden jetzt höchst merkwürdige und außerordentliche Bewegungen statt, die ich persönlich beobachtet habe, und die von Euch benutzt, der Ausführung jenes Planes sehr zur Unterstützung gereichen würden."

„Die Bewegung des gemeinen Volkes dort ist mir bekannt, doch halte ich nicht viel davon; sie ist doch meist für die lutherische Ketzerei."

„Ich erlaube mir, Ew. Majestät zu bemerken, daß sie tiefer geht. Ich habe mich überall mit eigenen Augen überzeugt. Das Volk ist nicht allein gegen die Pfaffen, es ist noch weit mehr gegen die Fürsten erbittert. Ueberall in Oestreich, Tyrol und Schwaben gährt und tobt es, wie in einem Fasse voll jungen Weins. Es wird und muß dort bald zum Ausbruch kommen. Von Euch geschickt geleitet, könnte diese wilde Bewegung dort den Sturz der Habsburger herbeiführen, ja sie könnte Karln die deutsche Kaiserkrone vom Haupte werfen und auf das Euerige

tragen. Nur sich selbst überlassen darf das Volk nicht bleiben; es muß von kundiger Hand zu einem Ziele geführt werden, das es selbst nicht zu kennen braucht, ja, meiner Meinung nach nicht einmal kennen darf, bis der rechte Zeitpunkt eingetreten ist. Und welche Hand wäre dazu geschickter als die Eurige?"

„Ihr habt trotz Euerer Jugend viel praktischen Blick, und ich bin erstaunt, Euch, den Boten des Fürsten von Algier, also in den deutschen Händeln bewandert zu sehen. Ich möchte Euere Geisteskraft für mich gewinnen. Ihr mögt recht haben in Bezug auf Deutschland, wie in Bezug auf Neapel und Spanien. Aber derselbe Grund, der mich abhält, jetzt sogleich auf den Plan Eueres Herrn einzugehen, bestimmt mich auch, mich vor der Hand von der Bewegung in Süddeutschland fern zu halten. Erst und vor allen Dingen muß ich Mailand haben. Ich will die Häupter der deutschen Bewegung meiner besondern Gewogenheit versichern und habe den Lutherischen bereits meinen Beifall zu erkennen gegeben. Weiter kann ich vor der Hand nichts thun. Ist erst Mailand wieder mein, läßt sich weiter von der Sache reden. Doch möchte ich immer über den Gang der Dinge in Deutschland genau unterrichtet sein; ich möchte die Leute durch einen geschickten heimlichen Agenten anfeuern und ihnen meine Hülfe zusagen. Einen Franzosen darf ich nicht schicken; er würde bald genug von den Schergen der Regierenden erkannt und außer Thätigkeit gesetzt werden. Ein Deutscher steht mir aber nicht zu Gebot. Was meint Ihr, wenn Ihr, da Euere Botschaft nun erledigt ist, in Eueres Herrn und meinem Interesse, das Geschäft übernähmet? Ihr seid gewandt und mit den Verhältnissen vertraut, wie Ihr selbst sagt. Die Stellung eines Kundschafters und Volksbearbeiters dürfte Euerem Talente angemessen sein, und ich würde mich Euch dafür erkenntlich zeigen."

„Ich bin bereit, auf Ew. Hoheit Befehl die Sendung zu übernehmen."

„Wohl! Ich werde Euch mit den nöthigen Geldmitteln und einer Instruktion versehen lassen. Laßt Euch morgen beim Kanzler melden, an den Ihr auch Euere Berichte einzuschicken habt. Er wird Euch eine Chifferschrift geben, in welcher diese Berichte zu schreiben sind. Auch könnt Ihr Euere Briefe an den Fürsten von Algier und den Großsultan hier abgeben, sie werden bestens und so schnell als möglich besorgt werden."

Zwei Tage später reisete der König nach Italien, umgeben von der Blüthe seines Adels, Martin allein nach Schwaben. Der Auftrag des Königs war ihm äußerst erwünscht, um die im vorigen Jahre abgebrochenen Forschungen nach seinen Eltern fortsetzen zu können.

6.

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los."

Der Sturm war ausgebrochen, der schon lange in den aufgeregten Geistern gedroht, und brauste von dem hochgelegenen Alpenlande Oberschwabens durch die Thäler hinab nach der Donau zu, die bis zu ihren eigenen Quellen im Schwarzwald hinauf aufständische Bauern in hellen Haufen beisammen sah. Statt auf die überall sich zeigenden Vorboten des Sturmes zu achten und die straff gefaßten Zügel der unmenschlichen Gewalt und Volksbedrückung locker zu lassen, zogen die verblendeten weltlichen und geistlichen Herren sie nur noch stärker an, und die Grausamkeit gegen den schwergedrückten gemeinen Mann steigerte sich in der letzten Hälfte des Jahres 1524 zu nie erhörter Willkühr und der schamlosesten, alles menschliche

Gefühl verhöhnenden Frechheit, während die Flämmchen bereits hie und da aus dem glühend heißen Boden emporleckten. Wie von einem bösen Dämon getrieben, goßen die übermüthigen und boshaften Dränger des Volkes statt Wasser Oel ins Feuer. Die Flammen brachen nun überall mächtig hervor und liefen von den Alpen des Oberalgäus, den hohen Scheidegebirgen des Inn-, und des Donaugebiets, zu beiden Seiten mit Windeseile über die Erde hin südlich durch das Tyrolerland, nördlich bis zum Harz hinab, zum Beweis, daß die Revolution überall eine moralische Nothwendigkeit geworden war. An allen Orten und Enden rotteten sich bewaffnete Bauernhaufen zusammen, wählten sich Führer und stürzten mit gräßlicher Zerstörungswuth über Burgen und Klöster her. Aber es waren eben nur die Bewohner der Dörfer und der kleinen Städte. Die reichen und behaglichen Bürger der größeren Städte hielten sich theils von der Volkserhebung gegen die himmelschreiende Gewalt fern, theils suchten sie dieselbe in Gemeinschaft mit den Fürsten und dem Adel zu unterdrücken und zu bekämpfen.

Zuerst trat das politische Element allein in der Bewegung hervor; die Bauern forderten mit wahrer deutscher Bescheidenheit nur die gerechteste Erleichterung ihrer unerträglichen Lasten. Ueberall in den deutschen Landen setzten sie ihre Beschwerden bald in mehr, bald in weniger Punkten schriftlich auf und verlangten von der Obrigkeit Abhülfe derselben. In den Gauen des Oberlandes waren es meist sechszehn Artikel, in Unterschwaben und Franken zwölf, welche in vielen tausend Abschriften schier von Haus zu Haus getragen wurden. Es war auch nicht ein unbilliger Punkt darunter, im Gegentheil hätten die Bauern das natürliche Recht gehabt noch viel mehr zu fordern. Inzwischen ließen sich die Haufen beschwichtigen, da ihnen die Herrn versprachen mit ihnen zu Recht zu verhandeln,



und wirklich gingen sie in Oberschwaben auseinander, als sie die schönsten Versprechungen, daß ihnen zu Recht erkannt werden sollte, erhalten hatten. O wie oft schon hat sich das Volk von seinen Drängern durch schöne Versprechungen täuschen lassen und ist doch niemals durch solche Täuschung gewitzigt worden! Aber die östreichische Regierung fachte den Aufruhr selbst wieder an, indem sie das religiöse Element ihm gewaltsam einimpfte. Die drei Regierungen zu Innsbruck, Stuttgart und Ensisheim verfolgten, von der erzherzoglichen Kanzlei zu Innsbruck geleitet, mit dem wüthendsten Fanatismus alle Verkünder und Anhänger des Evangeliums. Sie ließen die Prediger, deren sie habhaft werden konnten, enthaupten, hängen und verbrennen und verbreiteten in den Orten, wo die Lehren Luthers und Zwinglis Wurzel geschlagen hatten, Mord und Verderben mit Feuer und Schwert. Dadurch steigerte sich die Erbitterung des Volkes zur gräßlichsten Wuth. Dazu kam, daß die Bauern bald inne wurden, wie wenig die Herren gewillt seien, ihre in der Noth gegebenen Versprechungen zu halten. So stark und drohend auch die Anzeichen des Völkersturms seit Jahren gewesen waren, so hatten doch gerade diejenigen, welche die Erbitterung durch freche und grausame Handlungen, durch Spott und Hohn heraufgerufen hatten, am wenigsten daran geglaubt. Sie hielten das gemeine Bauernvolk gar nicht für fähig, sich gegen die Gewalt seiner Herren zu empören; sie trieben die frechsten Spöttereien über die Verzweiflung des gemeinen Mannes und verfolgten die Prediger des Evangeliums ärger, als Diebe und Mörder. Als nun der Sturm wirklich losbrach, geriethen die Herren in eine so furchtbare Bestürzung, daß alle Kraft und Besonnenheit von ihnen wich. Denn das Mittel, welches despotischer Uebermuth und trotzige Ungerechtigkeit brutaler Gewaltmenschen stets gegen die zur Verzweiflung gebrachten und in solcher

sich erhebenden Unterdrückten anwendet, die bewaffnete Macht ihrer Söldlinge, ging ihnen gänzlich ab. Der Erzherzog Ferdinand sowohl als der König von Frankreich hatten im obern Deutschland alle waffenfähige Mannschaft angeworben und über die Alpen geführt, wo sie den Kampf der Eitelkeit und Selbstsucht des Kaisers und des Königs ausführen sollten. Zu Ende des Jahres 1524 gingen die letzten Streitkräfte von Augsburg aus durch Tyrol nach Italien, und nun sahen sich die Herren genöthigt, mit den aufständischen Bauern zu unterhandeln und ihnen neue Versprechungen zu machen. Unter den geheimen Leitern des Aufstandes gab es zwar wenige, welche Vertrauen zu den frommen Schalksmienen und gleisenden Worten hatten, aber die gutmüthige Menge glaubte und vertraute den prächtigen Redensarten. Weil die Bauern es ehrlich meinten und nichts Unbilliges verlangten, glaubten sie, die Herren hätten ihr Unrecht eingesehen und würden auch ehrlich und gewissenhaft sich mit ihnen vertragen. Die Herren aber suchten durch ihre Versprechungen nur Zeit zu gewinnen, um sich zu stärken und zu rüsten, und dann mit blutiger Waffengewalt über das freche Bauernvolk herzufallen.

Der Erzherzog Ferdinand ging den Fürsten und dem Abel in diesem falschen und betrügerischen Spiel voran. Von aller und jeder Kriegsmacht entblößt, ja selbst ohne Geld um ein neues Heer anzuwerben, sah er sich plötzlich zu seinem Schrecken in den tyroler Bergen eingeschlossen und ringsum in allen Ländern den Aufruhr das drohende Haupt erheben. Herzog Ulrich von Würtemberg saß auf Hohentwiel und hatte ein stattliches Heer versammelt und sich mit den Kindern seines ehemaligen Landes, die er selbst grausam daraus vertrieben, mit den Anhängern des armen Konzen, verbunden, um das Land wieder zu erobern. Die nördlichen Gaue der Schweiz, die östreichischen Besitzungen, der Algäu, der Hegau, Südtyrol, Salzburg, die östreichi-

schen Stamm- und Erblande waren aufgestanden. In Tyrol war die Bewegung bei weitem mehr religiöser als politischer Natur; denn in letzterer Beziehung hatten die Tyroler weit mehr Freiheiten, als alle andern Länder unter der östreichischen Herrschaft. Und auf die Predigt des reinen Evangeliums zielten auch die meisten Forderungen der tyroler Landleute. Der Erzherzog kam ihnen mit den schönsten Bewilligungen gleichsam entgegen. Der blutjunge und feige Fürst war über die Gefahr, in die er sich versetzt sah, über die Maßen erschrocken. Zwei Monate vorher hatte er sich persönlich auf dem Reichskonvent in Regensburg, der nichts Geringeres als die gänzliche Unterdrückung der lutherischen Lehre erzielte, mit der römisch gesinnten Pfaffheit und den dem Papst anhängenden Fürsten verbündet. Der neue Papst Clemens war wieder ein Medicis und schien entschlossen, die hierarchische Politik seines Oheims Leo X. nicht nur fortzusetzen, sondern auf die Spitze zu treiben. Er setzte Alles in Bewegung, die reine Lichtflamme, die von Wittenberg und der Schweiz aus Deutschland überstrahlte, zu ersticken und alle Träger derselben zu vernichten. Der einundzwanzigjährige Zögling der spanischen Königstreulosigkeit und der spanischen Inquisition erniedrigte sich freudig zum Schergen des Papstes, zum fanatischen Unterdrücker des reinen göttlichen Wortes. Auf dem regensburger Konvent waren die strengsten Maßregeln gegen die evangelische Lehre und ihre Anhänger und Verbreiter verabredet worden, und der Erzherzog hatte sie in den östreichischen Landen bereits mehrfach in Ausführung gebracht und dadurch den Ausbruch des Aufstandes beschleunigt und den Oestreicher, Steiermärker, Tyroler, Schwaben und Würtemberger in die äußerste Erbitterung versetzt. Nun erklärte er plötzlich dem aufgestandenen tyroler Landvolk mit sich selbst und den regensburger Beschlüssen im schreiendsten Widerspruch: „er wolle bei geistlicher und welt-

licher Obrigkeit ernstlich verordnen, daß ehrbare, geschickte und fromme Priester als Prediger angestellt würden, die das lautere, klare Wort Gottes nach christlichem Verstand, nach dem Text, zu der Liebe Gottes und des Nächsten dem gemeinen Manne verkünden. Wo sie aber unter dem Schein des Evangeljums das Volk zu unchristlichem Verstand und Aufruhr anreizen würden, wodurch dann der gemeine Mann an Seele und Leib Schaden und Nachtheil erleiden müsse, so hoffe er, die Gemeinde werde ihm helfen, sie, wie recht und billig sei, zu strafen. Wegen der weltlichen Macht der Geistlichen solle mit andern Stücken auf dem gemeinsamen Ausschußtage der Erblande gehandelt werden, der auf Martini ausgeschrieben sei." —

Eine andere Forderung der Tyroler betraf die Abstellung des privilegirten Wucherhandels der Fugger in der Grafschaft, wodurch das Land alle Waaren theuer bezahlen mußte, als alle Nachbarländer, und der gemeine Mann sehr geschädigt wurde. Der Erzherzog sah sich jetzt in der Angst genöthigt, dem Volke zu versprechen, daß das schädliche Handelsprivilegium dem Hause Fugger entzogen werden solle. Eben so gab er hinsichtlich einiger andern Forderungen die beruhigendsten Erklärungen; einige wurden sogar sogleich erfüllt. Genug, der junge Spanier war der freundlichste, gütigste, geschmeidigste Fürst. Während dieser liebevollen Verhandlungen schrieb der Erzherzog an das Haupt des schwäbischen Bundes, den Truchseß von Waldburg, „er möge nur mit den Bauern gütlich verhandeln, bis er sein Kriegsvolk beisammen habe." Aehnliche Schreiben gingen an die geistlichen und weltlichen Fürsten des südlichen Deutschlands. Und alle die Herren nahmen die gute Lehre des pfiffigen Jünglings an, und, wie er, die Maske der Volksfreundlichkeit, der billigen Zugeständnisse, der süßen Versprechungen vor. Und die guten Bauern hielten die Maske für ein ehrliches Gesicht.

Der Erzherzog aber suchte vor allen Dingen Geld aufzutreiben. Die Fugger, an die er sich wandte, grollten wegen des ihnen entzogenen Handelsmonopols in Tyrol.

Jakob, der während der Abwesenheit seiner beiden Neffen Raimund und Anton noch einmal die Leitung des ungeheuern vielzweigigen Geschäfts ganz allein geführt hatte, war von der Anstrengung, die ihm sowohl diese Arbeit als auch der schwere Kummer über den immer drohenden Gang der kirchlichen und politischen Dinge verursacht, erkrankt, und hatte sich, nach der Rückkehr der Neffen, ganz und gar vom Geschäfte zurückgezogen. Die kirchliche Bewegung vorzüglich hatte dem alten Manne den Aufenthalt in der geliebten Vaterstadt unerträglich gemacht. Er lebte nun still auf Schloß Fuggerau, nur noch seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Bergbau. Er mußte also den Anspruch des Erzherzogs um ein neues Anlehen an den Neffen Anton verweisen, und dieser war in Berücksichtigung des Standes der Dinge so klug, den Antrag von der Hand zu weisen. Der Erzherzog ging die Welser an, und nach mehrwöchentlichen Verhandlungen gelang es ihm, gegen Zusicherung großer Vortheile, das Anlehen von diesem Hause zu erhalten. Dies war im Januar 1525. Um diese Zeit wurde die Bewegung im Algäu stärker, namentlich erhob sich das Volk gegen den treulosen, wortbrüchigen Fürstabt von Kempten, zwar noch nicht in offener Empörung, aber doch mit entschiedener Kraft, um den Rechtsweg wegen der vom Abt erlittenen unsäglichen Bedrängniß, Unbill und Rechtsverletzung zu betreten. Auf einem großen Volkstage in der Stadt Kempten wurden drei Männer als Ausschuß gewählt, Jörg Schmidt von Luibas, genannt der Knopf, Jörg Täuber von Häusern in der Pfarrei Lauben und Konrad Meier von Götzen in der Pfarrei Bezigau. Sie erließen sogleich eine Protestation gegen das Verfahren des Fürstabts an den schwäbischen Bund

und den Kaiser, worin sie verlangten, daß über ihre Beschwerden rechtlich entschieden werden möge. Sie erboten sich, alle Abgaben, auf die der Abt ein urkundliches Recht nachwiese, ihm ohne Widerrede zu entrichten, doch sprachen sie auch die Erwartung aus, daß der Bund den Fürsten abhalten werde, vor dem Ausgang des Rechtsstreites etwas Feindliches gegen sie zu unternehmen. Der Fürstabt reichte ebenfalls eine Klage gegen seine Unterthanen beim schwäbischen Bunde in Ulm ein, worin er sie beschuldigte, sie hätten eine Verbindung gegen das Gotteshaus und den Bund gemacht, ihr Thun sei freventliche Empörung. Er forderte des Bundes bewaffnete Hülfe. Die Herren Bundesräthe in Ulm beeilten sich gegen Gewohnheit Gesandte an die kemptische Landschaft zu schicken, welche den süßesten Honig im Munde führten. Alle Beschwerden der Bauernschaft sollten in Güte durch rechtlichen Entscheid ausgeglichen werden. Der Grund dieser Sprache war, weil um Ulm selbst sich der Aufstand auf drei verschiedenen Punkten erhoben hatte.

Der Erzherzog Ferdinand betrieb mit dem von den Welsern in Augsburg erhaltenen Gelde überall heimliche Werbung und brachte ganz im Stillen ein Kriegsheer von Landsknechten zusammen. Daneben erließ er aus seiner Kanzlei fleißig Briefe an die Fürsten und Herrn. Aber schon klang ihre Sprache wieder ganz anders als vor einigen Wochen. Denn die Rüstungen waren überall zum Theil schon vollendet, zum Theil noch im Gange und eifrigst betrieben. Schon in der Mitte des Januar schickte der Erzherzog an seine Kommissäre nach Stockach den Befehl, die Reisigen sollten auf die aufrührerischen und ungehorsamen Bauern und Unterthanen streifen, sie fahen, wo sie sie betreten, sie recken und in anderer Weise bürgerlich oder peinlich fragen, wer ihre Hauptleute, Vorgeher und Hauptsächer seien, was ihre Macht und Fürnehmen sei und wider

wen sie Anschläge gemacht haben; und nach der Frage sollen sie die Betretenen erstechen, erwürgen, oder sonst ernstlich strafen und kein Erbarmen mit ihnen haben. Vor Allem sollen sie die Rädelsführer, nämlich die Hauptleute, Fähndriche, Waibel und andre Vorgeher der Bauern mit allem Fleiß ausspähen, die Orte, wo sie sich am meisten aufhalten, aufspüren und sie beisammen oder einzeln unversehens und ungewarnt bei nächtlicher Weile in ihren Häusern und Herbergen überfallen und sie, wie es am bequemsten sei, verderben. Denen, welche sich, ehe sie betreten würden, in die Wälder oder an andere Sicherheitsorte flüchten würden, sollte Haus und Hab und Gut ohne alles Erbarmen verödet, verderbt und verbrannt, den flüchtigen Rädelsführern aber nicht blos ihr Haus und Gut verheert, sondern auch ihre Weiber und Kinder verjagt und aus dem Lande vertrieben werden.

Das war die wahre und aufrichtige Sprache des jungen spanischen Königs- und Pfaffenzöglings. Ferdinand der Katholische war nicht vergebens sein Großvater, Pathe und Erzieher gewesen. Das waren die Befehle, die der spanische Jude Gabriel von Salamanka im Namen seines Herrn niederschrieb, die die edeln Bischöfe von Brixen und Trient unterzeichneten, und mit denen man das getretene, ausgesaugte, verhöhnte, in all seinen Rechten und Freiheiten schwer verletzte und doch noch gutmüthige, den Versprechungen und Zusagen seiner Fürsten auf Abhülfe der schreiendsten Uebelstände vertrauende deutsche Landvolk zur „Ruhe und Ordnung" zurückzubringen beabsichtigte.

Unglückseliges deutsches Land, bewohnt und bebaut von einem Volke so treu und so bieder, so verständig und billig, so ruhig und fleißig, und zu allem Großen und Schönen berufen, und geknechtet, gemißbraucht, irre geleitet, ausgesaugt von selbstsüchtigen Fürsten und schändlichen Pfaffen, welche die Religion der Liebe verdrehen

und verderben, um das biedre Volk zu verdummen, damit es sich der Gewalt seiner Blutsauger füge. Und dieses Volk, tapfer und muthig bis zum Wunder, wenn es von seinen Drängern und Bedrückern gegen den äußern Feind geführt wird, ist feige und erschrocken, wenn es die Waffe, die letzte Zuflucht des verhöhnten und grausam getretenen Menschen, gegen den größten Feind, gegen die lügnerische, betrügerische, tyrannische Macht in seinen Marken gebrauchen soll. Da kämpfen die Söhne des Volks gegen ihre Väter und Brüder, da zerstören sie das Haus, in welchem sie geboren und erzogen wurden, in welchem die Liebe sie gepflegt, da verwüsteten sie den Heerd, dessen gastliches Feuer sie genährt, um nichts als Knechte zu werden und den Ertrag ihres Schweißes den Praſſern darzubringen, sie, die, wenn sie nur wollten, freie Männer sein und ihr schönes Vaterland zum reichsten, blühendsten, mächtigsten und geachtesten Land der Erde machen könnten. O Deutschland, welch ein unseliger Fluch ruht auf dir!

7.

Des alten Leinwebers schweres Herzeleid.

Jakob Fugger hatte Augsburg an Leib und Seele krank verlassen, und eine dunkle Ahnung war durch seine Seele geflogen, daß er die theure Vaterstadt, deren Ruhm sein höchster Stolz war, nicht wiedersehen werde. Die Ereignisse des Jahres 1524 hatten sein Gemüth erbittert, wie noch niemals. Er war wortkarg, eigensinnig, grämlich, rechthaberisch und auffahrend geworden, so daß er kaum wieder zu erkennen war. Auch seine Gestalt war verfallen und erlag sichtlich dem Drucke eines zu frühzeitigen Alters. Seiner Lebensjahre waren doch erst fünf-

undsechszig, und seine stets rüstige Kraft, sein von vielen Reisen, Arbeiten und andern Strapazen abgehärteter Körper hatten ihm ein hohes und von Krankheiten freies Alter versprochen, aber er ging gebeugt wie ein Achtzigjähriger und konnte sich von der überstandenen Krankheit nicht wieder erholen. Er fühlte, daß er immer noch krank war und auch wohl krank bleiben würde, obgleich ihn die Aerzte für einen Genesenden ausgaben. Seine letzten Erlebnisse hatten seine Kraft gebrochen, und die Aerzte riethen ihm selbst Augsburg zu verlassen, wo er nur immer Stoff zu neuem Kummer fand, und die frische Bergluft Tyrols in seinem schönen Fuggerau zu athmen. Was hatte er aber auch Alles erleben müssen! Es hatten sich Dinge in Augsburg, in seinem eignen Hause und in der ihm so theuern habsburger Königsfamilie ereignet, deren Möglichkeit ihm nie im Traume eingefallen war.

In der Stadt seiner Liebe, in dem schönen reichen, dem Kaiser und dem Papste stets so getreuen Augsburg waren geweihte Priester, vom Gift der ihm so verhaßten lutherischen Ketzerei angesteckt, gegen den edeln menschenfreundlichen Bischof, seinen werthen und verehrten Freund, aufgetreten und hatten die Kanzeln und die Kirchen durch heftige Predigten in Luthers Sinn entweiht. Sogar in der Kirche, wo er sich mit seinen Brüdern die herrliche Grabstätte bereitet, und wo die Vorangegangenen ruheten, war solcher Frevel geschehen. Die ganze sonst so friedliche Stadt kam durch die neue Lehre in eine Aufregung, wie sie Jakob noch nicht gesehen. In äußerster Betrübniß darüber prophezeite er mit verdüsterter Seele (nicht mit hellem Prophetenblick) aus dieser ihm so unselig erscheinenden Bewegung den Untergang der Stadt. Und nun kam es immer schlimmer, immer trostloser für den alten kranken, in seinen Begriffen und Ansichten festgefahrnen Mann. Seine besten Umgangs- und Geschäftsfreunde,

die angesehensten Männer erklärten sich allmälig, immer Einer um den Andern, für die neue Lehre, und zu Anfang des Jahres 1524 wurde es ein fast allgemeiner Abfall von der römischen Kirche, die in Augsburg stets eine Hauptschirmburg gehabt hatte. Er suchte sich zu ermannen; er hielt es für seine heiligste Pflicht, all seinen Einfluß noch einmal aufzubieten, um für die Sache Gottes und der heiligen Mutter Kirche, wie er meinte, in die Schranken zu treten. Er stellte sich auf die Partei des Bischofs und wurde gewissermaßen als Haupt derselben betrachtet. Als solches verlangte er vom Rath die unverzügliche Austreibung der ketzerischen Prediger; aber er mußte den unerwarteten Schmerz erleben, daß der Stadtrath selbst die Prediger der neuen Lehre gegen den Bischof in Schutz nahm. Junge Bürger traten mit einer unerhört kühnen Sprache hervor und verlangten die Abschaffung mehrerer Kirchengebräuche, und auch diesem Begehren willfahrtete die städtische Obrigkeit nach kurzem Widerstreben. Ein Leutpriester verheirathete sich, und die Bürger schützten ihn gegen die Angriffe des Raths. Durch die heftigen Predigten eines Barfüßermönchs, Johannes Schilling, gegen die Unsittlichkeit der Geistlichen und das arge Verderbniß der ganzen Kirche wurde der Bewegung eine wilde und fanatische Richtung gegeben. Aus den untern Volksklassen rotteten sich in einer Aprilnacht große Haufen zusammen und zogen mit Toben und Geschrei in die Kirchen und Klöster, zerschlugen die Thüren, die ihnen verschlossen waren, und vernichteten oder schändeten die heiligen Bilder. Einem Priester schlugen sie sogar das Gebetbuch vor dem Altar aus der Hand. Der Ordensprovincial schaffte den kühnen Mönch, welcher der Mittelpunkt des Aufruhrs zu werden drohete, heimlich aus der Stadt. Nun zog aber der wüthende Volkshaufe vor das Rathhaus und verlangte Schilling zurück, widrigenfalls er mit dem Aergsten drohete.

Der Rath kam in die größte Verlegenheit; denn er wußte weder, wer den Mönch fortgebracht hatte, noch wohin er geschafft worden war. Umsonst waren alle gütlichen Versuche das Volk zu beruhigen, und es wäre jedenfalls zu sehr schlimmen Excessen gekommen, wenn nicht ein Augsburger Weber Schillingen zufällig bei Eichstädt auf der Straße getroffen und nach Augsburg zurückgebracht hätte. Der Bischof und das Domkapitel waren während dieser Unruhen aus der Stadt geflüchtet, und nur dadurch, daß der Rath zwei Urheber des Aufruhrs enthaupten und einen Dritten am Schandpfahl mit Ruthen peitschen ließ, wurde der wildeste Sturm unterdrückt.

Es war, als hätte sich Alles gegen Jakob Fugger verschworen; denn gerade die Weber waren die Wüthendsten im Aufruhr, darunter Leute, denen er persönlich wohlgethan, und Viele aus der Fuggerei, die ihm Wohnung und Nahrung verdankten. Es sollte aber noch schlimmer für ihn kommen. Um den wilden Ausbrüchen der aufgeregten Volksleidenschaft aus dem Wege zu gehen, war er zu Anfang des April nach Nürnberg gereist, wo seit dem Februar der Reichstag versammelt war. Dort traf er den Erzherzog Ferdinand und dessen Schwester, die vertriebene Königin Isabella von Dänemark, welche mit Aufträgen ihrer Tante, der Statthalterin Margaretha, von Brüssel gekommen war; ebenso den Kardinal-Legaten Campeggi und viele ihm befreundete Fürsten und Herrn. Von diesem Reichstage erwartete der so fest am Alten hängende Greis energische Schritte gegen die immer frecher um sich greifende Ketzerei, aber zu seinem Entsetzen fielen die Beschlüsse des Reichstags durchgehends günstig für die neue Kirchenlehre und feindlich gegen den Papst aus. Unter den Augen des Erzherzogs, des päpstlichen Legaten und der Fürsten predigten die Nürnberger Geistlichen, die fast ohne Ausnahme der lutherischen Lehre ergeben waren, diese mit

Kraft und Nachdruck von allen Kanzeln. Der Legat erhielt nicht nur gar keine Ehrenbezeigungen, sondern es hätte sogar nicht viel gefehlt, daß ihm der Pöbel Schimpf und Schande angethan. Er selbst, Jakob Fugger, sonst gewohnt, in der Stadt Nürnberg mit liebreicher Ehrerbietung begrüßt und behandelt zu werden, sah mit wachsendem Gram, wie gleichgültig er den Nürnbergern geworden war. Sie beachteten ihn nicht, und einmal wurde er sogar von einem Volkshaufen verhöhnt; denn es war männiglich bekannt, daß er ein strenger Anhänger des Papstes und der römischen Pfaffheit sei. Um aber das Maß seines Kummers in Nürnberg voll zu machen, wurde ihm hier nicht nur die Kunde, die er bis jetzt nicht hatte glauben wollen, von einem Augenzeugen bestätigt, daß die Königin Maria von Ungarn und Böhmen eine begeisterte Anhängerin Luthers geworden sei, ja, das Unglaubliche ereignete sich gleichsam unter seinen Augen, die Königin von Dänemark erklärte ihm, als er ihr die Aufwartung auf der Burg, ihrer Residenz, machte, mit naiver Offenheit, daß sie von den Nürnberger Predigern überzeugt und bekehrt worden sei und die Begeisterung ihrer Schwester Maria für die neue Lehre theile.

Einige Tage darauf nahm wirklich die Königin Isabella in der Kirche der Burg das Abendmahl in beiderlei Gestalt, womit ihre offene Erklärung für Luthers Lehre ausgesprochen war. Sie kehrte sich nicht an den Zorn ihres Bruders, des Erzherzogs, sondern verlachte ihn vielmehr in ihrer Weise. Obgleich vom Schicksal schwer geprüft und sehr kränklich, war sie doch immer noch voll Witz und Scherz, wie einst als harmlose Prinzessin am Hof ihrer Tante. Der Erzherzog und die Königin trennten sich in Unfrieden, und Fugger reiste mit dem Erstern im tiefsten Mißmuth nach Augsburg zurück. Hier hatte er kaum seiner Ehewirthin die bösen Dinge, die er in Nürnberg erlebt, mitgetheilt

und den todten Kaiser Max glücklich gepriesen, daß er den Abfall seiner Enkel von der heiligen Kirche nicht mehr erlebt, als Frau Sibylle in ihrer trocknen schlichten Weise ihm zu vernehmen gab, sie könne sich über die religiöse Sinnesänderung der beiden königlichen Schwestern weder verwundern, noch sie tadeln; denn auch sie sei während seiner Abwesenheit durch die verständigen Predigten, die sie mit angehört, zu der Ueberzeugung gelangt, daß der vielgescholtene Doktor Luther doch recht habe und in alle Ewigkeit recht behalten werde. Der Papst und die Pfaffen seien alle „verschmitzte Lügentöpfe." Sie habe das zwar schon lange gewußt und auch kein Hehl daraus gemacht; aber jetzt, da sie die „himmlischen Prädikanten" gehört, fühle sie sich gedrungen, der Sache den rechten Namen zu geben. Auch sei ihr nicht erst seit gestern zu Sinn gewesen, daß ihr Neffe Ulrich auf dem rechten Wege sei, indem er zu den lutherischen Predigern halte und dem schwergedrückten gemeinen Manne wohlwolle. Das sei gerade auch ihre Ueberzeugung. Und Meister Jakob solle sich nicht etwa ungeberdig stellen, wenn er erfahre, daß auch sein Neffe Raimund Wohlgefallen an der neuen Lehre finde; seine Ehewirthin schwärme schon dafür. Der junge Raimund Mohr habe die Liebhäberei für Luther von Ungarn ins Haus gebracht. Den habe die Königin von Ungarn bekehrt. Und so liege es gar nicht außer den Grenzen der Möglichkeit, daß eines schönen Morgens die ganze Fuggersche Familie von dem römischen Lügenglauben abgefallen sei. —

Das Alles sagte die dicke Frau so ruhig und mit so dürren Worten in ihrem köstlichen Phlegma, als wenn sie von ihren Wirthschaftsangelegenheiten rede, während ihrem Jakob zu Muthe war, als wanke der Boden unter ihm. Das war der ärgste Schlag, der ihn treffen konnte. Seine eigene Frau ketzerisch gesinnt! Sein Neffe, sein ganzes

Haus von der heiligen Kirche abgefallen, die ihm als Höchstes galt, was die Erde besaß! Die Wirkung war erschütternd; ein paar große Thränentropfen quollen unter seinen grauen Wimpern hervor und rannen durch die tiefgefurchten steinernen Wangen. Jakob Fugger konnte sich nicht erinnern, daß er jemals geweint habe. Sibylle betrachtete ihn, die fleischigen Hände über ihrem fleischigen Bauche gefaltet, mit einer gewissen kleinen Schadenfreude. Sie gönnte ihm die Demüthigung; sie hatte nie Wohlgefallen gehabt an seiner Freundschaft mit fürstlichen Pfaffen und derlei vornehmen Herrn.

Jakob unterredete sich mit seinen Neffen Raimund und Anton. Er betrachtete es als Gewissenssache, sie von der Ketzerei zurückzuschrecken. Da erfuhr er wenigstens den Trost, daß der geliebte Anton fest und unwandelbar an der römischen Kirche, so wie an allen Grundsätzen seines Ohms festhielt, und daß es mit des hochprunkenden, lebenslustigen Raimund Ketzerei gerade nicht weit her war. Bei Raimund Fugger ging nichts tief, wie hätte der reine evangelische Glaube tiefe Wurzel schlagen sollen! Er leugnete nicht, daß ihm die Predigten der das Evangelium verkündenden Priester gefallen haben, und daß seine Frau als ungarisches Landeskind ganz und gar für Luthern eingenommen sei, weil die junge Königin ihres Geburtslandes eine so glühende Anhängerin des wittenberger Glaubens sei, wie ihr ihr Bruder, der Oberbergrath, geschrieben, und das sei freilich auch wahr, daß sein Pathe und jetziger Hausgenosse, der junge Raimund Mohr, nicht nur in der Liebe, sondern auch im Glauben von der reizenden Königin eifrig unterwiesen worden sei, in alle lutherischen Predigten laufe, und alle lutherischen Bücher lese. Der alte Jakob bekreuzte sich, beschwor den Neffen von dem Irrweg zurückzukehren, seiner Ehewirthin die Hölle heiß zu machen, und verabredete dann ins Geheim mit Anton einen Plan, wie

dem in der Familie einreißenden Verderben Einhalt zu thun, und wie vorzüglich Raimund Mohr wieder zum rechten Glauben zurückzubringen sei.

Dann trat er mit seinem alten getreuen Reitknecht und Begleiter durch das Leben, Veit Schellenberger, der wenigstens tüchtig auf die neue Ketzerei fluchte und schimpfte, die Reise nach Tyrol an. Nicht nur Augsburg, sein eignes Haus auf dem Weinmarkt waren ihm verleidet. Er schied mit bitteren Gefühlen, wie noch niemals von der Vaterstadt. Auf dem Wege durch das Hochland des Algäus mußte er zur Erhöhung seines Leidwesens, die wilde äußerst gereizte Stimmung des Landvolks wahrnehmen, die dann bald darauf zum Ausbruch kam. Und so war er endlich froh, als er die Schwelle seines schönen Schlosses in den tyroler Bergen überschritt. Hier wollte er sich ganz von der tollgewordenen Welt zurückziehen, und seinen kranken Leib und sein nicht minder leidendes Gemüth von der geliebten Pflegetochter Sibylle und deren guten sanften Gatten, dem treuen Marx von Bübenhoven, pflegen lassen. Ihrer Liebe und Hingebung war er gewiß. Aber auch diese letzte schöne Hoffnung, an die er sich mit der Angst eines nach dem Strohhalm greifenden Ertrinkenden geklammert hatte, sollte dem alten hinfälligen Manne vergällt werden. Sein liebes Pflegekind trat ihm bleich und an einem unheilbaren Brustübel leidend, entgegen. Der Tod grinste der armen Sibylle schon aus den matten Augen; ihre eingefallenen Wangen waren von einer das Schlimmste verkündenden Röthe überhaucht. Jakob bebte erschrocken vor ihr zurück; in Bübenhovens Auge glänzte eine bedeutsame Thräne, als er dem zusammengebrochenen Greise die Hand reichte. Worte wurden nicht viel gewechselt; ihr Schmerz scheute das laute Wort.

Das war der trübste Winter, den Jakob Fugger erlebt. Es ging ungemein still zu im Schlosse Fuggerau,

während die Gährung und der Lärm in den Thälern und auf den Bergebenen Tyrols immer lauter wurde. Der schwerbekümmerte Greis wollte nichts davon sehen und hören; er besuchte den erzherzoglichen Hof in Innsbruck nur äußerst selten; er schloß sich ab von der Welt. Aber unausgesetzte Beschäftigung war für ihn erste Lebensbedingung. Und so widmete er sich ganz dem Berg- und Hüttenwesen und der noch wenig benutzten prächtigen Bücherei im Schlosse. Bei beiden war ihm Bübenhoven stets hülfeleistend zur Seite. Am Tage besuchte er mit ihm die verschiedenen Berg- und Hüttenwerke, wenn dies aber die winterliche Unbill des Wetters oder die an manchen Tagen bedenkliche Schwäche des Greises nicht erlaubte, so wie des Abends und oft sogar die Nächte hindurch — denn der Schlaf floh meist den alten kummervollen Mann, — las er ihm vor und unterhielt sich mit ihm über die zeitlichen und ewigen Dinge.

Bübenhoven, selbst von den neuen Zeitideen eingenommen, hatte sie mit seinem weichen poetischen Gemüth erfaßt, auf seine eigenthümliche Weise in sich verarbeitet und sich als Eigenthum gewonnen. So lagen sie abgeklärt von den Schlacken der Parteileidenschaft in ihm, aber sie hatten durch diesen Proceß auch die fortzeugende weiter zündende Kraft verloren; sie waren ihm eben ein rein poetisches Gut geworden. Als solches konnten sie nicht aus dem kleinen Kreise seines stillen Hauses hinausgehen; aber hier verbreiteten sie ihr klares Licht, ihre wohlthätige Wärme. Die bescheidene gemüthliche Sibylle hatte sich ihnen je mehr hingegeben, je klarer ihr eigener Geist und je empfindsamer ihre Seele durch das Vorschreiten ihrer Krankheit wurden. Jakob Fugger hatte seine Vaterstadt und sein Haus darum verlassen, weil es von den ihm so verhaßten Zeitideen ergriffen war; er hatte sich voll Jammers in sein Schloß in Tyrol zu den ihm theuersten Men-



ichen geflüchtet, von deren Liebe und Treue zu ihm er überzeugt war, wie von seiner Seligkeit, aber auch sie hatten sich der aufgehenden Sonne, die er für ein trügerisches Meteor hielt, zugewendet. Doch hier trat ihm das Sonnenlicht nicht grell und hitzig entgegen; es war durch das Prisma der Poesie in seine ursprünglichen herrlichen Farben aufgelöst, und deshalb merkte der Greis anfangs nichts von seinem Dasein im Schlosse Fuggerau. Diese poetische Umwandlung war ein Glück für den alten in seinen Ideen so starr befangenen Mann. Hätte er sogleich deutlich erkannt, auf welchen religiösen Standpunkt das Bübenhovensche Ehepaar überhaupt emporgestiegen war, da seiner geistigen Befangenheit die Befähigung abging diesen Standpunkt richtig zu würdigen, er würde in trostloser jammervollster Verzweiflung untergegangen sein. So aber kam es wunderbar anders. Bübenhoven konnte, so viel Mühe er sich auch gab, unmöglich verhüten, daß der alte Herr und Meister nicht endlich inne wurde, wie die sämmtlichen Bergknappen in seinen Gruben, so wie alle Hüttenleute von naturwilder, urkräftiger Begeisterung für das Evangelium und dessen Verkünder ergriffen waren; denn diese Begeisterung sprach sich bei jeder Gelegenheit und oft recht absichtlich in des Greises Gegenwart aus, dessen starre Anhänglichkeit an das römische Papstthum den Arbeitern bekannt war. Der bekümmerte, gebeugte Greis hatte sich unter die Erde geflüchtet, aber auch hier in den finstern Stollen und Gängen trat ihm der Geist entgegen, der ihn oben vertrieben hatte. Schwer seufzend, an Leib und Seele gebrochen, zuweilen aufs Aeußerste erbittert, zuweilen leise vor sich hinjammernd und in schmerzliche Wehmuth aufgelöst, kehrte er in die Zimmer seines Schlosses zurück.

Dann sprach er wohl zu Bübenhoven und zum Obersteiger Gebhard Diether, dem er immer noch das alte Wohlwollen bewahrte: „Ich sehe wohl, der böse Same,

den der Erzfeind in die Welt ausgestreut hat, ist üppig aufgeschossen und bringt der armen bethörten Menschheit die giftige Frucht. Gott und die Heiligen haben es zugelassen; was kann ein armer schwacher Wurm wie ich bin, dagegen thun? Ich muß still halten und tragen, was mir Gott in meinen alten Tagen auferlegt hat. Wohin ich meinen Fuß setze, tritt mir des Teufels siegreiche Wirksamkeit hohnlachend entgegen. Mir ist das heilige Schlüsselamt St. Peters in Rom all mein Lebelang die wahrhaftige Statthalterschaft Christi auf Erden gewesen, und diese Ueberzeugung werde ich behalten, bis ich den letzten Athemzug thue. Wer vom Papst abfällt, fällt von mir ab; wer der Mutterkirche die Treue bricht, bricht sie mir. Ich sehe Alles um mich wanken, da ich alt und schwach geworden bin und der Treue und Anhänglichkeit mehr bedarf als in früheren Tagen, als ich noch rüstig war und mich auf mich selbst verlassen durfte. Ich habe all mein Lebtag den Menschen, die mir nahe traten, mit Liebe begegnet und wohlgethan so viel in meinen Kräften stand. Euch beide aber habe ich besonders geliebt und Euch auferzogen, wie meine Söhne. So haltet Ihr wenigstens in Liebe und Treue zu mir, zu Kaiser und Papst fest. Werdet Ihr wenigstens keine Verräther an der heiligen Kirche und an der heiligen Kaiserkrone. Doch was bedarf es bei Euch der Ermahnung! Euere Treue zu Gott und zu mir ist erprobt. Auf Euch verlasse ich mich. Ihr seid mir ergeben bis zum Tod. Und so habe ich doch einen Trost in diesem Trübsal, eine Stütze in diesem Sturme."

Auf solche herzliche Worte erfolgte in der Regel eine wortreiche und hochgespannte Versicherung des Obersteigers von Treue bis in den Tod, ein ruhmrediges Erinnern an seine zeitherige Ergebenheit, ein Fluchen und Verdammen der Ketzer und Aufrührer, und solche umständliche Reden klangen gar süß in den Ohren des alten schwachen

Mannes. Bübenhoven hatte für den geliebten Ohm meist nichts weiter als eine Thräne, einen Händedruck, ein kurzes, aus dem tiefsten Gefühl emporsteigendes Wort. Aber wenn er dann Abends beim warmen Ofen dem sorgenvollen Greise gegenüber saß, da ließ er allmälig und ganz unvermerkt, eine Farbe nach der andern des geistigen Sonnenlichts erglänzen und breitete sie leise und vorsichtig mit schonender Hand vor ihm aus. Jakob mußte zugeben, wie schlimm die Pfaffheit gehaust, wie die Päpste abgewichen seien von Christi Satzung und Lehre. Er las ihm die Evangelien und die Briefe der Apostel vor und knüpfte daran seine Betrachtungen. Da kam Vieles zur Sprache, was Jakob schon selbst gefunden, worüber er sich schon früher mißbilligend ausgesprochen. Zuletzt kam er aber immer wieder darauf zurück, daß der menschliche Mißbrauch eines göttlichen Gesetzes dieses nicht umstürzen könne und dürfe, solle der Teufel nicht siegreich durch alle ihm geöffneten Thore in die Menschenseele einziehen und sie in Grund und Boden verderben, in den ewigen Pfuhl der Verdammniß hinabzerren. Wenn nun auch der Greis durch die Unterredungen mit Bübenhoven in seinen Ansichten gegen die Prediger und Anhänger des Evangeliums milder gestimmt wurde, überzeugt wurde er nicht, daß sie recht hätten in ihrem hitzigen Eifer gegen Papstthum und Klerisei. Aber die vor ihm aufgedämmerte Ahnung, daß sein Bübenhoven und seine geliebte Tochter Sibylle im Herzen von der Kirche abgefallen seien, wurde ihm immer mehr zur Gewißheit, und diese erfüllte seine betrübte Seele mit neuem Schmerz, mit immer größerer Bekümmerniß.

8.

Der Bildernazzi.

Bübenhoven lebte mit seinem Schwager Ulrich Fugger in Schwaz im besten Vernehmen. Oefter noch als die Männer besuchten sich die Frauen, bis Sibylle's zunehmende Krankheit und die Rauheit des Winterwetters ihr selbst die kurze Reise nicht mehr erlaubten. Desto öfter kamen Ulrich, seine Frau und sein Bruder Hieronymus nach Fuggerau. Sie begrüßten den Ohm jedesmal, obgleich sie nie freundlich von ihm aufgenommen wurden. Er gab ihnen zwar keine bösen Worte, aber er benahm sich kalt, schweigsam und mürrisch gegen sie. Bei Bübenhoven nannte er Ulrich stets mit großer Bitterkeit den „Erzketzer" und beklagte nichts mehr, als daß das junge Blut des Hieronymus von seinem unverständigen Bruder auch zur Ketzerei verführt worden sei. Bübenhoven hatte darauf immer nur entschuldigende, begütigende Worte; mit Sibylle dagegen sprach der Alte gar nicht von ihren Brüdern.

Ulrichs Freunde, die evangelischen Prediger Strauß zu Schwaz und Regius zu Hall, beide vor drei Jahren nur durch die Flucht der Verhaftung und Einkerkerung entgangen, schrieben ihm fleißig, der Erstere von Erfurt, der Andere von Augsburg, und es war kein Geheimniß, daß er für ihre Zurückberufung wirkte. Auch verreisete er zu Anfang des Jahres 1525 nicht selten heimlich nach der Schweiz, den Algäu, Klettgau und Hegau, auch wohl weiter nach Unterschwaben und nach Franken. Noch öfter aber kamen zur Nachtzeit Boten in sein Haus, die ihm Briefe oder mündliche Kunde brachten und nach einem Tage guter Rast und Pflege wieder bei Nacht abgingen. Durch sie erhielt er auch alle neue Druckschriften der Evangelischen, die er dann seinen Bergleuten mittheilte. Unter sämmtlichen Berg-

knappen- und Hüttenleuten Tyrols, nicht allein unter denen in seinen eigenen Bergwerken, war eine große Begeisterung für ihn, und die Herren vom Hof, die erzherzoglichen Beamten, die Kleriker und wer sonst Lust hatte, konnten, so oft sie nur wollten, der herzhaften Aeußerungen der Bergleute und Landbewohner vernehmen, falls man in Innsbruck oder anderswo den Einfall haben sollte, Herrn Ulrich Fugger irgend ein Leids zu thun, so sei weder der Kanzler, noch wer es sonst sei, Keiner ausgenommen, so hoch er auch stehe, in Tyrol länger des Lebens sicher, und es könne ein Blutbad geben, wie man in diesen Bergen noch keines gesehen. Ulrich blieb also gänzlich ungekränkt. Da ihn die Hof- und Pfaffenpartei nicht zu gewinnen hoffen durfte, so stellte sie sich, in Erwartung günstigerer Zeiten, wenigstens an, als beachte sie ihn nicht.

Es war in der Mitte des Januar, als der schlanke Bilderhändler mit den seltsamen Narben im Gesicht, eines Abends spät bei ihm eintrat. Er saß eben mit Schreiben emsig beschäftigt allein auf seinem Zimmer. Als er den Schirm der Lampe zurückgeschlagen und den Mann erkannt hatte, sprang er freudig bewegt auf, streckte dem Tabuletkrämer die Hand zum Willkommen entgegen und führte ihn zu dem Lotterbette, wo er sich neben ihm niederließ. Dabei sprach er: „Endlich, endlich darf ich Euch in diesen Wänden begrüßen, werthe Frau. Seit drei bis vier Wochen habe ich Euch von Tag zu Tag, ja zuletzt von Stunde zu Stunde immer schmerzlicher erwartet. Ihr habt meine Geduld diesmal auf eine harte Probe gestellt, Frau Eleonore."

„Vorerst, ehe ich von der Ursache meines über mein Versprechen hinaus längern Ausbleibens und über meine langwierige Reise und deren Erfolge Berichte erstatte, vergönnt mir eine Bitte: erinnert Euch und mich nicht mehr an mein Geschlecht. Der Schöpfer hat einen Mißgriff gethan, als er mich zum Weibe machte, und Ihr kennt die

schlimmen Folgen, welche dieser Mißgriff für mich gehabt hat, nur zum Theil. Ich habe endlich das rechte Mittel ergriffen, um mich vor fernern übeln Folgen dieses Schöpfungsfehlers zu schirmen, indem ich mich der Weiblichkeit so viel als ich vermochte, entäußert habe. Niemand kennt mich mehr als Weib; ja kein Mensch kennt auch nur das Weib in mir. Eleonore van Bry oder van der Voort, oder wie ich sonst einmal geheißen habe, ist todt, begraben, vergessen. Kein Mensch denkt mehr an sie; Wenige nur mögen sich ihrer erinnern. Sie ist ausgewischt aus der Tafel, wo die Namen der Lebenden verzeichnet stehen. Vor Euch sitzt der Bildernazzi, ein vielgeprüfter, vielgewanderter Mann. Unter diesen Namen bin ich bekannt von den Alpen Tyrols und der Schweiz bis zum Thüringerwaldgebirge hinab. Ich brauche keinen andern Namen; ich will keinen andern haben. Also nennt auch Ihr mich also. Vergeßt wer ich einst war und denkt allein daran, wer ich jetzt bin."

„Dein Wille geschehe, Nazzi! Du bist von Stund an für mich ein Mann, wie für alle Andern. Und davon soll ferner zwischen uns nicht mehr die Rede sein. — Was bringst Du mir für Botschaften?"

„Die wichtigste zuerst: Thomas Münzer ist selbst im Algäu und zieht predigend umher. Er wohnt jetzt heimlich beim Knopf von Luibas."

„Das ist der rechte Mann für uns!" rief Ulrich überrascht. „Solch ein würdiger kraftvoller Mann, voll rechter Einsicht und kühner Begeisterung, hat uns gefehlt."

„Ihr scheint zu glauben, dieser gewaltige Streiter gegen das Fürsten- und Pfaffengeschmeiß stehe schon in den männlichen Jahren. Er ist ein Jüngling, ein schöner Jüngling von vier bis fünfundzwanzig Jahren."

„Ist's möglich? Und welche gewaltigen Blitze, welche kräftigen Donnerworte hat er schon in die Welt geschickt!

In ihm begrüße ich den erwarteten Erlöser, den ich vor acht Jahren in Luthern vermuthete. In Thomas Münzern glüht Ulrich von Huttens Feuergeist. Solcher Jünglinge bedarf unsere Zeit, um das große Werk der Volksbefreiung von geistigen und leiblichen Banden auszuführen. Wenn Männer, die von der Wahrheit und Berechtigung unserer Sache überzeugt sind, feige schweigen, müssen Jünglinge das Wort nehmen, und mit dem Worte das Schwert."

„Münzer steht nicht nur höher als Luther, er steht auch über Hutten. Luther ist ein Fürstenknecht, Hutten war ein Knecht seiner Sinnlichkeit. Und wie Luther stets ein Mönch bleiben wird, und wenn er noch gröber gegen die Möncherei loszieht, so wäre Hutten stets ein Edelmann geblieben."

„Selbst wenn Ihr recht hättet, wie zuträglich würde es für die Volkssache sein, wenn wir ihn an die Spitze des Aufstandes stellen könnten, doch freilich nicht den kranken, gebrochenen, sondern den gesunden, körper- und geistesstarken Mann. Aber Ihr habt nicht einmal recht; Ihr hattet schon lang einen Groll auf den edeln Ritter."

„Weil ich ihn kannte und besser kannte, als Ihr. Ich sag' Euch, er war ein Edelmann und das Volk bedarf Männer aus seiner Mitte."

„Ihr könntet eben so gut sagen: auch ich sei von Adel, sei päpstlicher Kämmerer, sei ein Fugger, d. h. ein reicher Mann. Ihr geht zu weit. Euer Haß läßt Euch selbst die Freunde der Volkssache mit Mißtrauen betrachten."

Nazzi zuckte die Achseln schweigend. „Thomas Münzer ist ein Mann ganz nach meinem Sinn," sagte er endlich. „Ich habe mit ihm über Luthern und Hutten gesprochen. Wir waren über Beide einverstanden. Münzer ist in den Bund der Geheimen aufgenommen worden, und er wünscht Euch zu sprechen, um mit Euch den Plan festzustellen, nach welchem Tyrol von seinen Jüngern, den Prädikanten, und nöthigenfalls von ihm selbst, predigend

durchzogen und zum Kampfe vorbereitet werde. Es sind über dreißig seiner Prädikanten im Algäu und zwei davon bereits mit mir in das Unterinnthal herübergestiegen, um das Werk nach Euerer Vorschrift frisch zu beginnen. Sie sind draußen geblieben am Zechenhause des St. Josephstollens.

„Ich werde ihnen meinen Bruder hinausschicken, um für ihre Bequemlichkeit zu sorgen. Den wackern Münzer werde ich im Algäu aufsuchen, sobald ich mich mit den Geheimen in Tyrol vernommen, und wir den Operationsplan wohl erwogen haben. Geismaier hat dabei eine Hauptstimme; er ist schlau und vorsichtig und verdirbt nichts durch Uebereilung. Aber er ist in Brixen, und es wird nöthig sein, daß ich dahin reise.“

„Weiter habe ich Euch Bericht zu erstatten von meinen verschiedenen Zusammenkünften mit den Geheimen. Ich habe sie auf dieser Reise alle gesprochen, sowohl einzeln, als auch die Meisten beisammen im Wirthshause des Jörg Metzler zu Ballenberg auf der Höhe. Von diesem Städtchen und aus diesem Wirthshause wird der ganze Odenwald aufgestachelt. Der Geist des Volkes ist dort durchgehens gut, und Jörg Metzler ein prächtiger Bursch, stets bereit, sich an die Spitze der Odenwäldner zu stellen und loszuschlagen, sobald der Bund der Wissenden es für gut hält. Der Umsichtigste im ganzen Bunde ist zweifelsohne der churmainzische Keller Weigand zu Miltenberg. Er ist ein feiner Mann und mir schier ein wenig zu vorsichtig. Er mischte sich nie unter das Volk, wie der ehemalige hohenlohische Kanzler, der alte Wendel Hipler, sondern macht Alles mit der Feder ab. Aber was er schreibt, schlägt unter die Bauern, wie Blitzstrahlen. Ich habe seine Blätter und Büchlein zu vielen tausenden in Franken verbreitet. Was die kluge Vorbereitung und Leitung des Aufstandes in Franken betrifft, so kann es dazu keine bessern



Männer geben, als Hipler und Weigand. Zur Ausführung ist Metzler der rechte Mann. Sie haben ihren Plan für Euch und Geismaier niedergeschrieben. Lange habe ich mich in der freien Reichsstadt Rottenburg aufgehalten und in der Umgegend umhergetrieben. Und von da habe ich Euch eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Zu den drei feurigen lutherischen Predigern, Doktor Deutschlin, dem Kommenthur im deutschen Hause, Pfarrer Christian und dem blinden Mönch, die die ganze Stadt und Umgegend bereits für die evangelische Lehre gewonnen haben, ist ein vierter und berühmter Lichtstreiter gekommen, den Ihr schwerlich hier suchen würdet, der große wittenberger Theolog, Doktor Karlstadt."

„Karlstadt in Rottenburg! das ist mir eine seltsame Mähr."

„In diesem Städtlein geht das Werk fleißig vorwärts, obgleich nur erst gegen die Pfaffen. Der zweite Theil wird schon von selbst nachkommen. Pfäfflein und Junkerlein sind zwei Giftblumen an einem Strauch. Wer ihm an die Wurzel geht, nimmt sie beide mit.' Und in Rottenburg graben sie wacker nach der Wurzel. Ich müßte Euch einen Tag lang erzählen, wollte ich Euch Alles berichten, wie sich die vier Männer rühren. Der Altbürgermeister Kumpf und eine Gesellschaft Bürger lassen Doktor Karlstadts Schriften heimlich drucken, und ich habe viel davon verkauft. Morgen leg' ich Euch die Büchlein alle vor. Ich habe Karlstadts Briefe bis in die Schweiz an Zwingli getragen; auch für Euch hab ich einen. Auf dieser Fahrt bin ich auch beim fröhlichen Weinwirth Jäcklein Rohrbach in Böckingen bei Heilbronn gewesen. Das ist wieder ein kecker kühner Gesell, ganz ähnlich dem Jörg Metzler in Ballenberg, und auch sein Wirthshaus dient den Wissenden zur Zusammenkunft, und der hohenlohsche Kanzler bläst auch hier die Kohlen an. Alle Bauern des

Neckarthals dort hängen an Jäcklein und sind entschlossen ihn zu ihrem Hauptmann zu wählen, wenn's losgeht. Seht, so bin ich das Land auf- und abgefahren, am Neckar, am Rhein, an der Donau, am Main, in Franken und Schwaben bis an den Bodensee und in den Turgau. Im Odenwald und im Schwarzwald hab ich mit dem Volke verkehrt und mit den Häuptern, mit den Predigern und andern vornehmen Anhängern des Evangeliums, mit dem Pflugbauer und mit dem Sennhirten, mit den Bürgern in den Städten. Ueberall gährt's und brodelt's, überall waffnet sich das Volk, um loszuschlagen, wenn die Wissenden es an der Zeit halten. Und der rechte Zeitpunkt ist vor der Thür. Nicht drei Monden werden am Himmel wechseln, und das Land steht in Flammen vom Inn bis zum Main, ja bis zum Harz hinab, und vom Rhein bis an die Elbe. Ich habe hunderte von Briefen der Geheimen getragen weit durch die Länder, und ich bringe Euch eine hübsche Anzahl mit. Ich habe viel tausende von Schriften verkauft. Hunderte von Wiedertäufern und Prädikanten durchstreifen diese Länder, fast alle vom Münzerschen Geiste beseelt. Ich kenne die Meisten, das sind meine Leute. Die Saat ist reif, und die Sicheln der Schnitter werden gewetzt. Morgen sollt ihr über Alles ausführlichen Bericht erhalten; denn es ist Mitternacht vorüber und ich fühle, daß ich heute einen starken Marsch gemacht. Nur noch Eins, das ich nicht mit schlafen nehmen kann. Es drückt mich; ich muß es los werden."

„Was ist's, das Euch beschwert?"

„Ich bin ein paarmal mit meiner Schwester Martha zusammengetroffen. Sie ist weit herabgekommen. Mit einem alten Schwarzkünstler und Kunstreiter zieht sie umher, geplagt vom Eigensinn und der Eifersucht desselben. Sie haßt diesen Menschen, aber sie ist wie durch böse Kunst an ihn gebannt und kann nicht von ihm los. Sie führt

ein elendes Leben und dauert mich. Sie hat ihren Leichtsinn schwer gebüßt und denkt mit schmerzlicher Sehnsucht an ihre Tage im Fuggerschen Hause zurück. Und da hat sie mich mit Thränen gebeten, ein gutes Wort für sie bei Euch einzulegen. Sie wird mit ihrem Kebsmanne bald nach Innsbruck kommen, und der alte Hexenmeister will auch in Hall und Schwaz seine Kunst sehen lassen, und dann nach Salzburg hinunter. Sie läßt Euch nun um Gotteswillen bitten, sie, wenn sie hierher kommt, von ihrem Unhold zu befreien und in Euerem Hause aufzunehmen. Sie will Euch die Mittel dazu an die Hand geben. Sie möchte Euch als Schaffnerin in einem Euerer Häuser dienen, um Ruhe zu finden; denn sie ist des liederlichen Lebens satt."

„Es dürfte nicht gerathen sein sich mit ihr einzulassen."

„Versucht es; ich bitt' Euch darum! Ihr wißt, mein Stolz bittet nicht gern. Ich hab' Euch noch um nichts gebeten. So thut mir's zu Lieb und nehmt Euch der Gefallnen an. Thut's nicht gut, könnt Ihr ihr zu aller Zeit kündigen. Ihr Schicksal ist doch aus dem meinigen hervorgegangen. Ich hab's verschuldet, daß sie elend geworden ist. So erbarmt Euch ihrer meinetwegen."

„Ich will's. Hier habt Ihr Hand und Wort darauf!"

Das seltsame Mannweib suchte die Ruhe in der ihr angewiesenen Kammer, und die vom heißesten Racheburst umher Gepeitschte, einst die stolze Gebieterin ungeheurer Schätze, schlief bald ermüdet ein, ein armer Botengänger, ein dienstfertiges eifriges Werkzeug der Männer, die die Flammen schürten, welche das morsch und faul gewordene alte Prunkgebäude des weltlichen und kirchlichen Despotismus verzehren sollten.

Ulrich Fugger konnte nicht so bald den Schlaf finden. Er las noch die Briefe, welche der Bildernazzi ihm mitgebracht; die aufgeregten Wogen seiner kühnen Seele gingen

noch lange hoch, und selbst der endlich ihn bestrickende Schlaf konnte sie nicht beruhigen; sie stürmten in die Traumwelt hinüber.

Der schlichte Tabuletkrämer verharrte einige Tage in dem reichen Fuggerschen Hause, jedoch ganz auf seine Kammer und die abgelegenen Zimmer des Hausherrn und Hieronymus' beschränkt, wo er weitere Berichte erstattete und Aufträge erhielt. Abends besuchten die beiden Brüder mit dem Bilderkrämer die jungen Prädikanten im Zechenhaus, die von den Bergknappen auf's Beste verpflegt wurden, wofür sie denselben jeden Tag oder vielmehr Abend das Evangelium auslegten und feurige Predigten über die neue Lehre hielten.

9.

Die reuige Sünderin.

Der Bildernazzi hatte seinen Weg über die Berge nach Südtyrol fortgesetzt, um Michael Geismaier die neuesten Nachrichten, Briefe und Bücher zu bringen, und es war über eine Woche vergangen, als Hieronymus eines Morgens etwas schüchtern eintrat. „Sie ist auch draußen im Zechenhause," sagte er.

„Wer?" fragte Ulrich.

„Martha Bry. Gestern Abend ist sie hierhergekommen und heute hat sie mich hinausbeschieden. Sie will wissen, ob der Bildernazzi mit dir über sie gesprochen und wenn dies der Fall, ob ihre Bitte bei dir eine gute Statt gefunden."

„Wie kommt sie dazu, sich zuerst an dich zu wenden?" fragte Ulrich befremdet.

„Ei nun, sie war ja nicht allein unserer Schwester Susanna, sie war auch meine Gespielin, als sie von unserer

Schwester Veronika in Balzheim hereinkam in unser Haus; und ich war damals schon siebzehn oder achtzehn Jahre alt. Martha aber kann kaum drei Jahre älter sein als ich. Ich habe sie immer betrachtet, als ob sie eine meiner Schwestern wäre, und ihr Unglück geht mir deshalb sehr zu Herzen."

„Rony, sieht sie wirklich aus wie eine Leidende, Unglückliche? Ist sie nicht mehr verführerisch schön? Sage mir aufrichtig, mein Bruder, wie hast du sie gefunden?"

„Sie ist noch sehr schön," versetzte der junge Mann mit Wärme, „ja, ich glaube, daß sie niemals schöner war als jetzt. Auch hat sie ihr munteres frohes Wesen noch. Sie wünscht nichts sehnlicher, als von dem alten Scheusal, das sich an sie geklammert, loszukommen, und sie hat mich bei unserer heitern Jugendzeit beschworen, sie zu retten. Ulrich wir dürfen die Unglückliche nicht verlassen."

„Wir wollen sie nicht verlassen, mein Bruder. Aber bedenke, es ist ein gefallenes, ein tief gefallenes Weib! Sie hat den brausenden schäumenden Becher des Lebens ausgetrunken, wie es dem Weibe nicht ziemt, ja, sie hat selbst die Hefen nicht verschmäht, und wir wissen noch nicht, ob sie auch wahrhaft Reu' und Leid trägt über ihr liederliches Leben. Du sagst selbst, sie ist noch sehr schön. Sie ist achtundzwanzig Jahre alt, du, mein Rony, fünfundzwanzig. Deine freundlichsten Jugenderinnerungen ketten sich an diese schöne Sünderin. Ich müßte mich sehr irren, wenn deine erste aufkeimende Neigung, die erste Blüthe, die dein junges Herz trieb, nicht eine glühendere Färbung gehabt hätte, als Bruderliebe zu haben pflegt. Als Martha aus dem Hause unserer Mutter schied, betrauertest du in ihr gewiß mehr als eine verirrte Schwester. Du bist der reine Jüngling geblieben, sie ist den Weg des Lasters gegangen. Frauenliebe ist dir fremd geblieben. Rony, ich möchte um Christi Blut nicht mit diesem sündigen Weibe



einen Feuerbrand ins Haus nehmen, der dein unschuldiges Herz mit bösen unreinen Flammen ergriff."

„Du irrst, Ulrich," versetzte Hieronymus mit leiser und fast zitternder Stimme. „Und wäre Martha noch schöner und verführerischer, und hätte mein Herz einst mit noch stärkeren Banden an ihr gehangen, sie würde für mich nie mehr sein als die bemitleidenswerthe Gefallene; denn in mein Herz leuchtet ein hoher reiner Stern, der es geheiligt hat. Und kann ich ihn auch nicht erreichen und zu meinem irdischen Eigenthum machen, so ist und bleibt er doch mein himmlisches Gut und erfüllt meine Brust so ganz mit Licht und Glanz, daß niemals ein andres Frauenbild darin Platz finden kann. Wo diese Heilige aufgestellt ist, findet keine Sünderin Eingang."

„Mein armer Bruder, auch das ist schlimm. Ich weiß nicht, ob das Fräulein Johanna von Sickingen ein Engel in dem Sinne ist, wie Martha Bry eine Sünderin; aber das weiß ich, daß die stumme unbefriedigte Sehnsuchtspein nach dem Engel dich ebenso ins Verderben führen muß, wie der befriedigende Kuß der Sünderin. Ich wollte, du fändest bald ein holdes Mädchen, welches die Mitte hielte zwischen dem Engel und der Sünderin und dein treues dich beglückendes Weib würde."

„Nie, nie!" hauchte der bleiche Jüngling, und wiegte das Haupt verzichtend hin und her. Dabei glänzte es in seinen Augen, und auch Ulrich fühlte die seinigen naß werden.

Sie gingen stumm nebeneinander in das Thal hinaus und stiegen den steilen Bergpfad nach dem Zechenhause hinauf. Vor der Thür empfing sie Martha. Sie war einfach und züchtig gekleidet, obwohl vornehm wie eine Ritterfrau oder wohlhabende Städtebürgerin. Auch gab sie sich unbefangen, würdig und fein. Sie ließ ihrer Haltung

und ihren Worten anmerken, daß sie eine Bittende war, ohne zu gemeinen Mitteln zu greifen. Sie schilderte ihre Lage lebendig ohne das Mitleid in Anspruch zu nehmen. „Ich bin an einen Dämon gefesselt, der mich nicht losläßt und mir stets Grausen erweckt. Wohl bin ich nicht ohne meine Schuld in dieses Verhältniß gekommen, aber wahrlich, ich habe durch diesen Menschen alle Schuld, die auf mir haftet, schwer gebüßt. Ich könnte Vieles für mich anführen, das meine Schuld in Euern Augen verringern würde; doch ich verschmähe dieses Mittel Euch zu gewinnen. Ihr habt mich genug gekannt, ich bin zum Theil im Hause Eurer Schwester Veronika und in dem Euerer Mutter aufgewachsen. Ihr werdet sonach am Besten wissen, daß ich eines bessern Looses würdig war, als ich mir selbst bereitet, oder vielmehr mein böses Schicksal. Ihr wißt Alles, wie es gekommen; deshalb kein Wort weiter davon. Wäre ich im Kloster der heiligen Katharina in Augsburg geblieben bei Euerer guten Schwester Felicitas und bei meiner guten Schwester Barbara, so wär' ich freilich eine fromme Nonne geworden. Euere billige Einsicht wird erkennen, daß ich das nicht werden konnte. Selbst heute — ich bekenne es frei — könnte ich nicht ins Kloster zurückkehren, das mir gewiß die Pforte öffnen würde. Ich könnte heute noch keine fromme Nonne werden, und eine Heuchlerin — nimmermehr! Nein, als die verlorne Tochter möcht' ich lieber in das Vaterhaus zurückkehren, aber ich Arme habe kein Vaterhaus; ich habe niemals eins gehabt. Euer Haus ist mir das nächste, das liebste; es war mir ja einst das Mutterhaus, o laßt es mir jetzt zum Vaterhaus werden und nehmt mich auf, die reuige Tochter und Schwester!"

„Ihr habt nicht vergebens gesprochen, Martha; wir Brüder waren aber schon eins, daß wir Euch ein bescheidenes Loos bereiten wollten, in der Ueberzeugung, daß Ihr

diesen Wunsch nicht hegen würdet, falls es Euch mit einer Lebensänderung nicht wahrhaft ernst sein sollte."

„Darüber will ich keine Worte verlieren; die That muß sprechen. Bietet mir nur die Hand, um von diesem Maldonato zu kommen —"

„Seid Ihr seine ihm priesterlich angetraute Frau?"

„Nimmermehr!"

„Wer kann Euch dann wehren, ihn zu verlassen? Er hat keinerlei Recht an Euch."

„O Ihr kennt die gefährlichen, die höllischen Künste dieses fürchterlichen Menschen nicht! Was hätte mich sonst an ihn gefesselt, als eben diese Künste? Nennt sie Zauberei, Hexerei, dämonische Gewalt, wie Ihr wollt; aber sie sind wirklich, sind kein Hirngespinnst, er übt sie aus über mich. Ich bin seine Sklavin und wie mit unsichtbaren Ketten an ihn gebunden."

„Aber sagt, wie sollen wir Euch von ihm lösen?" fragte Hieronymus ängstlich.

„Aus mancherlei Worten und Handlungen habe ich herausgebracht, daß er mit Eueres Ohms Obersteiger, Gebhard Diether, schon seit langer Zeit ein Diebsgeschäft hat. Dieser Diether hat ihm in Kremnitz gestohlnes Golderz verkauft und verkauft ihm hier gestohlnes Silbererz. Sie haben gestern Abend schon eine heimliche Zusammenkunft gehabt."

„Diesen Diether habe ich stets für einen Schelmen und Spitzbuben gehalten," sagte Ulrich zu seinem Bruder. „Aber der Alte ist vernarrt in den Menschen und hält ihn schier wie einen Sohn, weil der schlaue Fuchs ihm nach dem Maule schwatzt und gut päpstlich spielt."

„Wenn Ihr es nur einrichten könntet, die beiden Schurken auf frischer That zu ertappen und in Ketten und Banden hinter Schloß und Riegel zu legen, so wäre ich meinen alten Plagegeist auf die beste Weise los."

Der Plan wurde verabredet. Martha wollte den alten Antonio scharf im Auge behalten und den beiden Brüdern Fugger durch festgestellte Zeichen verrathen, wenn er mit Diether behufs des Diebstahls zusammenkäme. Ulrich wollte sogleich nach Schloß Fuggerau reiten, um Bübenhoven zu gleichen Anstalten in Bezug auf den diebischen Obersteiger zu vermögen. Der alte Jakob sollte nicht früher von der Sache erfahren, als bis der Streich glücklich ausgeführt sei.

Die beiden Brüder und Martha handelten mit der größten Vorsicht in Schwaz; mit nicht minderer Bübenhoven in Fuggerau. Die beiden Schuldigen waren umstellt, ohne die leiseste Ahnung davon zu haben.

Auch der alte schlangenkluge Zigeuner wußte sich gut zu verlarven. Er gab seine verschiedenen Künste in Schwaz zum Besten und schien sich um die Bergleute nicht zu bekümmern. Die Nächte waren für den Diebshandel bestimmt. Aber die Vorkehrungen waren so gut getroffen, daß beide Diebe mitten in der Nacht über dem Diebstahl ergriffen und mit starker Bedeckung in das Schloß gebracht wurden.

Am andern Morgen benachrichtigten Ulrich und Bübenhoven den alten Jakob von dem merkwürdigen Fang. Anfangs wollte er Diethers Untreue durchaus nicht glauben, und wenn Ulrich allein ihn davon hätte überzeugen wollen, so würde er das Ganze für eine boshafte Erfindung seines Neffen gehalten haben, um einen Mann zu verderben, der in hoher Gunst bei ihm stand. Nur Bübenhovens Versicherung, daß Diether durch Ergreifung auf frischer That des Diebstahls überführt sei und in Hoffnung einer gelindern Strafe alle seine Diebstähle eingestanden habe, gaben dem Greise endlich die Gewißheit von der Nichtswürdigkeit und Undankbarkeit eines Menschen, dessen Wohlthäter er von dessen Kindheit an gewesen war, und dem er ein unbe-

dingtes und schrankenloses Vertrauen geschenkt hatte. Aber die Wirkung auf den alten kränklichen Mann war eine sehr schlimme. Nach den bösen Erfahrungen der letzten Zeit, die ihm so hart zugesetzt, konnte er diese jüngste nicht überwinden. Nach einigen Stunden, die er in düsterm Schweigen zugebracht, nur dann und wann einen halb unterdrückten Seufzer ausstoßend, wurde er von einem Schlagfluß getroffen, der ihm die rechte Seite und die Zunge lähmte, so daß er weder sprechen, noch sich vom Platze bewegen konnte.

Er wurde zu Bett gebracht und Aerzte herbeigerufen, deren Bemühungen es erst nach mehreren Tagen gelang, ihm wieder zum Gebrauch der Sprache zu verhelfen. Bübenhoven, Ulrich und Hieronymus verließen den Kranken nicht, und die beiden Brüder zeigten so viel liebenden Eifer und treue Sorgfalt für ihn, daß sein Auge zuweilen mit einem tiefbewegten, dankbaren Blick auf ihnen ruhete. Es schien eine merkwürdige und unerwartete Veränderung mit dem Alten vorzugehen, und als er wieder sprechen konnte, nahm er einmal Ulrichs Hand und drückte sie fast zärtlich, gleichsam als wollte er dem Neffen ein Unrecht abbitten.

„Gott wird diese harte Prüfung von Euch nehmen, liebwerther Ohm," sagte Ulrich sanft. „Und sie wird Euch dazu dienen, damit Ihr erkennet, welches die Herzen sind, die es wahrhaft treu und gut mit Euch meinen, wenn sie mit Euch auch nicht schön thun können, wie die falschen Menschen, die Euer edles Vertrauen schändlich betrogen und ausgebeutet haben."

„Ulrich," sagte Jakob weich, „ich erkenne es. Gott hat mir in diesen Leidenstagen die Augen geöffnet. Sieh, du bist der lutherischen Lehre ganz ergeben, und ich habe dir deshalb schwer gegrollt, aber nun bin ich inne geworden, daß auch Bübenhoven und seine Sibylle denken wie du; ja meine alte Sibylle ist auch lutherisch gesinnt;



Raimund ist es und seine Frau ist es. Fast alle die Meinen sind's; die besten meiner Freunde sind's. So bin ich wohl in einem langen Irrthum befangen gewesen. Ihr sollt mir jetzt sagen, wie es damit zusammenhängt. Ich will Euch andächtig zuhören, wie ein frommes Kind; vielleicht, daß ich's noch begreife."

Ulrich drückte einen ehrerbietigen Kuß auf die Stirn des Greises und versprach ihm, ihn mit den göttlichen Lehren des reinen Evangeliums bekannt zu machen.

Jakobs weiche Stimmung hatte aber noch eine andere Folge. Er wollte den verbrecherischen Obersteiger, den er so sehr geliebt, nicht bestraft wissen. Die Strafe, welche nothwendiger Weise eine harte werden mußte, kam ihm wie eine unedle Rache vor. Er trug bei den Gerichten darauf an, daß ihm nach vollendeter Untersuchung die Strafe erlassen oder vielmehr in eine Landesverweisung verwandelt wurde. So geschah es. Diether wurde nach einiger Zeit über die Grenze geschafft. Bald darauf waren auch seine Frau und Kinder und der Vater der Erstern, das Hasenhänslein, verschwunden, obgleich Jakob Fugger für sie zu sorgen versprochen hatte.

An den alten Zigeuner Antonio Cebes, Doktor Maldonato genannt, wurde aber die Strafe in ganzer Strenge vollzogen. Er kam auf Lebenszeit in Eisen und Kerker auf Schloß Tyrol.

Martha Bry wurde Schaffnerin auf einer großen Küherei, welche Hieronymus gekauft hatte. Das Gut lag einige Stunden von Schwaz entfernt im Gebirge, und der Besitzer machte den Weg dahin jetzt öfter und hielt sich länger dort auf, als früher.

Ulrich und Bübenhoven brachten viel Zeit am Krankenbett des Ohm zu, und unterrichteten ihn nach besten Kräften, wie es sein oft-ausgesprochener Wunsch war.

10.

Zwei Feuerbrände.

Immer höher gingen die Wogen der Volksbewegung, immer lauter grollte der Donner des heranziehenden Wetters. Nachdem der Fürstabt von Kempten am Montag nach dem Dreikönigsfest im trotzigen Uebermuth alle billigen Forderungen der Bauern auf dem Tage in Güntzburg persönlich abgeschlagen hatte und vom erwählten Ausschuß der Landschaft der Weg Rechtens eingeschlagen worden war, hatten auch die übrigen geistlichen Herren im Algäu die Beschwerden der Bauern zurückgewiesen. Die zahlreichen wiedertäuferischen Prädikanten predigten mit großem Erfolg gegen sie, und das Volk gewann allmälig die Ansicht, daß es auf dem langsamen und kostspieligen Rechtswege nichts Erkleckliches ausrichten werde. In dem engern Raume von Kempten bis Ulm saßen neben dem Fürstabt von Kempten der Abt von Ottenbeuern, der von Mönchsroth, der von Ochsenhausen, der von Weingarten, der von Roggenburg, der von Weissenhorn, der von Wiblingen, der von Elchingen, der von Wettenhausen und noch andere kleinere; über einen ziemlichen Theil des Gaues herrschte der Bischof von Augsburg. Zwischen ihnen preßten eine Menge Edelleute das Volk aus ihren Burgen. Die Herren in den Städten, welche hier Unterthanen hatten, standen den Pfaffen und Junkern nicht nach. Das gehetzte Menschenwild wurde zum Aeußersten getrieben. Thomas Münzer und seine Gesellen zeigten, was zu thun sei. Im Oberalgäu, diesem südlichen Hochlande, dessen bis zum Gipfel waldbewachsene Berge ziemlich weite Ebenen umschließen, die sich weniger zum Ackerbau als zur Viehzucht eignen, weil sie treffliche Weiden bieten, wohnen an den Berghängen und auf den Höhen in einzelnen Weilern und

Höhen die schönen starken Hirten, an Leib und Seele kräftige Natursöhne. Nur um die Pfarrkirchen haben sich Dörfer und Flecken gebildet. Unter diesem einfachen Hirtenvolke fand der Geist der Freiheit ein fruchtbares Feld. Hier wirkten die Prädikanten am erfolgreichsten. Diese Leute waren um die Mitte des Februar entschlossen, sich zusammen zu thun und mit den Waffen ihr Recht zu erkämpfen.

Um diese Zeit war's, als Ulrich Fugger eines Tags vor einem einsamen, hochgelegenen und versteckten Gehöf vom Pferde stieg, es seinem Knecht übergab und in das von hohen Bäumen umgebene Haus trat. Die Hausbewohner kannten ihn; auch war sein Besuch angesagt worden. Er wurde in ein oberes nach dem Berg zu gelegenes Gemach geführt. Ein junger bleicher Mann in einem groben Tuchkittel erhob sich vom Tische, wo er mit Schreiben beschäftigt war. Dunkelbraune Locken hingen ihm wirr um die Schläfe; sein großes, kühn und geistreich blickendes Auge schaute fragend in die des Eingetretenen. Ulrich musterte die edle trotzige Gestalt des Jünglings einen Augenblick; dann sprach er: „Ich bin Ulrich Fugger und sehe den Prediger Thomas Münzer in Euch."

„Ich bins," versetzte der junge Mann, während sich seine strengen Züge verklärten, „und heiße Euch herzlich willkommen! Ich habe Euch schon lange erwartet, doch habt Ihr mir in Euerm Bruder einen guten Boten geschickt."

„Ich war, wie Euch mein Bruder bereits gesagt hat, an das Krankenbett meines alten Ohms gefesselt. Mein Bruder ist in jeder Beziehung mit mir einverstanden."

„Wir haben uns sehr befreundet, was um so leichter geschehen konnte, da wir in gleichem Alter sind. Die Jugend muß die Dinge in die Hand nehmen, da das Alter schlaff und träge ist, und der Jugend gehört die Zukunft.

Wir müssen einreißen und neu bauen; die bejahrten Herrn lassen gern Alles stehen, wie's steht, oder flicken höchstens nothdürftig an dem alten, morschen, baufälligen Hause herum. Wir aber wollen ein neues Haus, von Grund auf ein neues Haus, mit weiten hellen bequemen Räumen, nicht mit finstern engen Kammern, in denen die Menschheit erstickt und verschmachtet. Darum können wir von dem alten schlechten Gebäude gar nichts brauchen; es muß niedergerissen werden bis auf den Grund."

„In diesem Punkt stimme ich ganz mit Euch überein. Doch meine ich, man fängt beim Einreißen eines Hauses beim Giebel an, damit Niemand erschlagen werde, beim Aufbauen dagegen fängt man aus demselben Grunde mit der Schwelle an. Wir müssen zuerst auf Vertilgung der Fürstengewalt hinarbeiten, der weltlichen und der geistlichen; hernach können wir ohne Gefahr auch weiter unten aufräumen. Ich fürchte aber, Ihr überhastet Euch, und das wird viel Blut kosten."

„Von Euch, Herr Fugger, habe ich diesen Vorwurf nicht erwartet. Ihr seid einer der feurigsten Geister. Glaubt mir, wir können nicht schnell genug einreißen. Es ist leider Gottes schon gezaudert genug worden. Da haben die guten frommen Hirten hier zu Land den Rechtsweg eingeschlagen. Die ehrliche deutsche Natur des wackern gemeinen Mannes! Man könnte lachen über sie, der Schlangenlist und dem höllischen Betrug der Fürsten, der Pfaffen, des Adels, der Herren gegenüber, aber es mischen sich bittere Thränen der Wehmuth, glühende Thränen des Zorns in dieses Lächeln. Pah! und ich bin nicht einmal der Mann, der lächeln kann. Mit der Stimme des Donners möcht' ich es in die ewig betrogene Welt hinausheulen: Wie könnt ihr Recht erwarten von den ewigen schamlosen Betrügern, Recht von den Blutzapfern und Giftmischern, Recht von den Ver-

führern, Hurern, Lügnern, Meineidigen, Recht von der Hölle und ihrer Brut? Nichts kann entscheiden zwischen dem gemeinen Volk und seinen Drängern als das Schwert."

„Das Volk weiß den Pflug zu führen und den Hirtenstab, aber nicht das Schwert. Die Herren aber verstehen sich auf Wehr und Waffen. Ich dachte vor zwei Jahren auch noch wie Ihr. Aber ich habe mich überzeugt, daß das Volk für einen Waffenkampf gänzlich unvorbereitet ist. Es ist nicht gewöhnt an die Schrecken eines blutigen Kampfes; es versteht die Waffen nicht zu führen, ja es hat zum Theil keine Waffen mehr."

„Wißt Ihr einen andern Weg zum Heil als den Kampf?"

„Nein, aber das Volk muß vorbereitet werden."

„Das ist auch meine Meinung. Wie aber wollt Ihr ein Volk in den Waffen üben, das keine besitzt? Einst trug jeder deutsche Mann seine Waffe und wußte sie gegen Jeden zu handhaben, der ihm zu nah trat. Die tückische Schlauheit seiner Dränger hat sie ihm entwunden. Gebt ihm Waffen; die tückische Schlauheit seiner Bedrücker wird sie ihm entreißen. Wir kommen nicht zum Ziel auf dem Wege, den Ihr wollt. Erst der Aufstand, der allgemeine Aufstand, und dazu ist jetzt die günstigste Zeit. Die deutschen Kriegsvölker sind alle in Italien. Das Volk will das reine Evangelium. Ein stürmischer Geist geht durch die Massen. Der günstige Augenblick muß erfaßt werden. Vor drei Monaten ist das Volk mit schönen Versprechungen abgespeist worden; jetzt weiß es, daß es abermals betrogen ist. Also Aufstand, Aufstand, so weit die deutsche Erde reicht! Der Kaiser ist fern in seinem Spanien, er hat kein Herz für das deutsche Volk; so jung er ist, so falsch ist er, ein Gemisch von habsburgischer und aragonischer Treulosigkeit. Der Krieg mit dem französischen Fasel-



hansen nimmt alle seine Kräfte in Anspruch. Wo möglich noch schlimmer geartet ist sein Bruder, der Erzherzog, ein scheinheiliger, heimtückischer, boshafter Bube, mit allen spanischen Lastern behaftet, mit keiner spanischen Tugend ausgerüstet. Alle deutschen Fürsten ahmen ihn nach, alle sind treulose Betrüger des Volks, die geistlichen die ärgsten. Die einzige Ausnahme ist mein eigner Herr, der Kurfürst von Sachsen, ein ehrlicher, wohlwollender, aber ein alter schwacher Mann, ein Zauderer all' sein Lebelang, niemals ein Mann der That. Er könnte des deutschen Volkes Retter sein, wenn er rasch das Schwert zöge und unter das Gezücht drein schlüge, wie Petrus der Apostel. Aber er will Alles in Güte vertragen, und darum wird er uns nichts helfen. Das ist der ehrlichen Deutschen Verderben: das verfluchte Vertragen in Güte und Liebe. Hernach wenn sie's vertragen und verhunzt haben, nehmen die Schinder sie einzeln vor und ziehen ihnen das Fell über die Ohren. Ihr, Herr Fugger, dachtet vor zwei Jahren noch wie ich jetzt; hei! noch im vorigen Jahre dachte ich wie Ihr jetzt. Heute bin ich auf dem rechten Sprunge. Kein Vertragen nützt uns, keins zu Recht, keins in Güte. Das Schwert und nur das Schwert muß entscheiden. Blut muß fließen. Die Freiheit bedarf der Bluttaufe, sonst gedeiht sie nicht. Christus hat die erhabenste Menschenliebe gelehrt, und zum Eckstein seiner Kirche gemacht, und doch hat er das große Wort gesprochen: Ich bin nicht gekommen, Euch den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und noch deutlicher und kräftiger drückt er sich beim Evangelisten Lucas im neunzehnten Kapitel, im siebenundzwanzigsten Verse aus: Doch jene, meine Feinde, die nicht wollten, daß ich über sie herrschen sollte, bringet her und erwürget sie vor mir. — Wer der Wahrheit, der Tugend, dem Recht, der Bruderliebe auf Erden entgegen ist aus schnöden, selbstsüchtigen Zwecken, wer lügt, betrügt, verführt, raubt,

mordet, um sich im Fleisch und Blut seiner Mitmenschen zu mästen, der soll und muß erschlagen werden."

Der junge Mann hielt inne; er hatte sich in ein wildes Feuer hineingeredet, daß ihm hastig hervorgestoßene Worte Flammen gleich von den bebenden zuckenden Lippen strömten. Seine Augen rollten, glühenden Sternen gleich, sein Haar flog wie Schlangen um sein Haupt. Ulrich war mächtig ergriffen. Er faßte Münzers hagere Hand, und rief: „Wahrlich, Ihr seid ein Mann, wie ich noch keinen gesehen! Wäre Euer Geist im deutschen Volke, es wäre morgen ein freies und übermorgen ein großes Volk; denn es würde noch heute all seine Ketten zerreißen, wie Simson die Stricke, mit denen er gebunden war; es würde alle Schmach und Unwürdigkeit abwerfen, es würde sein von Schmutz und Schande gedämpftes Licht aufleuchten lassen, wie eine Flamme Gottes zur Nachtzeit auf den Bergen. Aber seht, Münzer, solcher Männer wie Ihr, hat das deutsche Volk blutwenig."

„Und doch sind in diesem engen Zimmer schon zwei. Es kommt nur darauf an, die Geister zu wecken und zu entzünden, dann anzufeuern und zu vereinigen. Ich habe jetzt Franken durchwandert, dann Schwaben vom Rhein bis zum Bodensee und wieder herauf in diese Berge. Ich habe viel hundert solcher Männer kennen gelernt, und es gibt ihrer viel tausende. Sie müssen nur vereinigt werden, und die gemeinsame Noth wird sie vereinigen. Ist nur der erste Schlag von unserer Seite geschehen, dann werden alle nachfolgen. Dann das Volk begeistert mit der heiligen Kraft des Wortes! Hunderte meiner Freunde und Anhänger durchziehen diese Länder und belehren das Volk in gewaltigen Reden. Den Pflug zum Schwert geschmiedet, die Glocke zur Kanone umgegossen! Waffen! Waffen! Und Männer, wie Ihr an der Spitze, die auch Geld daran zu wenden haben! Was fesselt den Landsknecht an die

Fürsten? Das Geld! Fuggersches Geld hat dem Kaiser die Treue manch eines Heeres erkauft; mag Fuggersches Geld nun auch dem Volke ein Heer erkaufen!"

„Daran soll es nicht fehlen, und sollt ich all mein Hab und Gut opfern!"

„Das hab ich von Euch erwartet. Geld gibt Muth, und im Kampfe wächst die Kraft. Der Kampf gibt die beste Uebung, der Kampf ist der beste Lehrer des Kampfes."

„Aber ein kriegeübter Führer thäte uns Noth. Der oberste Hauptmann des schwäbischen Bundes ist der alte Jörg Truchseß, ein tüchtiger eiserner Kriegsmann. Wenn wir Frundsberg gewinnen könnten; aber daran ist nicht zu denken, obgleich er dem Evangelium zugethan ist und mit Achtung von Luthern spricht. O, lebte jetzt Sickingen noch! Oder nur Hutten, um sich an die Spitze zu stellen!"

Kopfschüttelnd antwortete Münzer: „Ich kann Euern Wunsch nicht theilen. Nicht Sickingen, nicht Hutten hätten der Volkssache genützt, so wenig wie ihr Luther nützt. Sie hätten sie nur zu ihren eigenen Zwecken ausgebeutet. Sie wollten ein Adelsregiment, Sickingen zum Kaiser. Was wären wir gebessert gewesen? Luther will Alles mit dem Worte zwingen, der faule Mönch! Was hilft das Wort, wenn das Schwert nicht hinter ihm steht? Adel und Pfaffen, Fürsten und Herren verlachen das Wort. Kanonen und Büchsen, Spieße und Schwerter, sind die ächten Verkünder der Freiheit. Unsere Feinde können niemals überzeugt, sie müssen vernichtet werden."

„Damit bin ich einverstanden. Aber wenn Ihr den Kaiser und die Fürsten verwerft, welche Staatsform wollt Ihr eingeführt wissen?"

„Die allein übrig bleibt: die christliche Republik. Was hat Griechenland und Rom stark gemacht in der alten Zeit? Die Republik. Was hat Venedig groß ge-

macht und reich in der neuern Zeit? Die Republik. Aber nicht eine unchristliche Republik will ich, wie in Venedig, wo die Nobili herrschen und das Volk knechten; nein, eine christliche Republik, noch christlicher als die der Eidgenossenschaft, nach dem göttlichen Wort: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Das Volk muß sich selbst Gesetze geben und aus seiner Mitte die Vollzieher derselben küren. Die Kirche stehe unter denselben Gesetzen. Die Gemeinde wähle sich ihre Presbytern und Prediger. Fort mit Rom und allem Pfaffengeschmeis! Fort mit allen Schindern und Blutsaugern! Respublica im Staat, Respublica in der Kirche!"

Ulrich Fuggers Auge glänzte in Wonnethränen; er umarmte den begeisterten Sprecher: „Ja, Ihr steht über Hutten und Luthern. Möchten Euere kühnen Gedanken, Euere kräftigen Worte das Volk vereinigen! Denn Einheit thut vor Allem Noth. Von den Wittenbergern hoff' ich selbst nichts mehr. Was kann uns Luthers Grobheit fördern? Er schilt zwar auf die Pfaffen und Fürsten, aber er schilt auch auf das arme verzweifelte Volk. Und nun vollends der säuberlich einherfahrende Melanchthon."

„Geht doch mit diesen Leuten! Der Melanchthon kriecht in ein Rattenloch vor einem bloßen Schwerte. Von diesen gelehrten Herren und Professoren ist nimmer etwas zu erwarten für des Volkes Noth und Trübsal. Diese Herren haben sich des Mannes besten Theil versessen und vergrübelt auf ihren Schreibstuben. Was hilft's, daß die alte und neue Geschichte die Männer der That preißt und als Muster aufstellt; die gelehrten Schwächlinge saugen nur neue Schwachheit heraus. Jörg Metzler und Jäcklein Rohrbach sind mir lieber als Luther und Melanchthon, als Erasmus und Reuchlin. Lassen wir sie auf der faulen Haut liegen und wenden wir uns Männern zu, die mit uns den Sieg erstreiten. Denn siegen müssen wir, siegen oder — unter-

gehen. Darum nicht halbe Maßregeln! Nicht auf der Hälfte des Weges stehen geblieben und vom halb besiegten Feinde erwarten, er werde sich nun fügen und nachgeben! Das wäre unser gewisser Untergang. Eine Partei muß fallen und in ihrem Blute ersticken, sie oder wir. Gehen wir unter, so ist das deutsche Reich für Jahrhunderte ein armseliges verlorenes Land. Nichts Großes und Schönes kann da gedeihen. Der Fürsten- und Pfaffenübermuth wird alle Blüthen brechen. Deutschland wird eine Oede werden, wie das gelobte Land eine geworden ist. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Denn Gott ist überall, in uns ist er, in der Menschheit, in der Natur. Darum drauf! drauf! Nieder mit unsern Feinden!"

Ulrich Fugger wurde hingerissen vom feuersprühenden Geiste des jungen Freiheitspredigers, der alle Saiten seines eigenen Geistes gewaltig ertönen machte. Sie besprachen den vorliegenden großartigen Plan zur Organisation des Aufstandes im ganzen deutschen Reich, wie er von den Wissenden bereits verabredet war und faßten den Beschluß, manche ihnen zweckdienlich scheinende Abänderungen in Vorschlag zu bringen. Ihre Einigung ging zuletzt dahin, daß Ulrich mit der Macht seines Geldes und Geistes durch die verschiedenen Häupter den Aufstand in Tyrol, Salzburg, Oestreich, im Algäu und wo möglich noch weiter leiten solle, so daß sich seine ganze Thätigkeit über ganz Süddeutschland erstrecke; Münzer dagegen Thüringen, den Harz und das nördliche Deutschland in die Bewegung reißen solle.

Am folgenden Tage schieden sie voll der kühnsten Entwürfe und mit den schönsten Hoffnungen von einander. Fugger ritt heiter und wohlgemuth den schneegekrönten Riesenbergen Tyrols zu. Unterwegs erzählte ihm der Knecht, er habe Abends vorher in der Nähe des Hofes den Gebhard Diether umherschleichen sehen. Er glaubte nicht,



daß er sich geirrt habe, obgleich es schon stark gedämmert und der Mensch sich eiligst davon gemacht, als er auf ihn losgegangen. — Fugger legte kein Gewicht auf die Nachricht. Zu Mittag kehrte er in das Wirthshaus eines kleinen Gebirgsdorfes ein, um einen Imbiß zu nehmen und die Pferde füttern zu lassen. Nicht weit hinter diesem Dorfe hatten sie einen engen Gebirgspaß zu passiren. Sie waren eben am Eingang desselben, als der Knecht sagte: „Denkt Euch, Herr, ich habe das fromme Spitzbubengesicht des Diether hier wieder gesehen. Als ich ging die Pferde zu tränken, huschte er hinter dem Stalle den Berg hinauf. Er trug einen Stutzen auf dem Rücken. Ich hab' ihn diesmal ganz deutlich erkannt und kann nun den Gedanken an den schlechten Menschen gar nicht los werden. Ja, mir wird jetzt ganz angst und bang. Wenn er nur nichts Böses gegen Euch im Schild führt."

„Dazu ist der Kerl zu feig. Doch ist es allerdings verdächtig, daß er um meinen Weg schleicht."

Während dieser kurzen Unterredung waren sie in den Paß eingeritten. Das letzte Wort war kaum verhallt, als auf dem Bergvorsprung zu ihrer Linken ein Schuß fiel. „Jesus Maria!" rief Fugger, „ich bin getroffen! ich bin des Todes!"

Der Knecht schrie auf und sprang vom Pferde, um den verwundeten Herrn aufzufangen. Dieser verlor die Besinnung. Der Knecht riß ihm die Kleider ab, das Blut strömte aus einer Wunde am Vorderhals. Jedenfalls nach dem Kopfe gezielt, war die Kugel schräg von oben abgeschossen durch einen Theil des Halses und die rechte Schulter gefahren und hatte diese, wie den Oberarm zerschmettert. Der Knecht verband die Wunde so gut er konnte. Während dessen kam ein Weib durch den Paß. Diese schickte der Knecht ins Dorf nach Beistand. Ehe derselbe kam, ein ganzer Haufen Menschen, war dem Verwundeten

das Bewußtsein zurückgekehrt. Er verlangte unverzüglich nach Hause gebracht zu werden. Die Dorfbewohner hatten kaum gehört, wer der vornehme Mann sei, als sie sich aufs Aeußerste beeilten, seine Wünsche zu erfüllen und eine Tragbahre herstellten, auf die sie ihn betteten und in großer Menge abwechselnd trugen. Der Knecht sprengte mit beiden Pferden voran, um ärztliche Hülfe zu holen und eine bequeme Sänfte.

Spät in der Nacht hielt der unglückliche Mann seinen traurigen Einzug in seinem Hause, begleitet von seiner Ehewirthin, seinem Bruder, von Freunden und Aerzten, die ihm entgegengeeilt waren. Die Aerzte erklärten die Wunde für äußerst gefährlich; der Verlauf der nächsten Tage zeigte leider, daß sie tödtlich war. Der treffliche Mann lebte noch über eine Woche, aber es war ein Leben voll Qual und böser Schmerzen.

Den alten Jakob traf dieser neue Schlag mit furchtbarem Gewicht. Er ließ sich nach Schwaz an das Lager des Neffen tragen und hielt im stummen Jammer die Hand desselben. Dann klagte er sich selbst der Schuld dieses Mordes an, da er den verruchten Bösewicht aus falschem Mitleid dem strafenden Arm der Gerechtigkeit entrissen habe."

„Oh, weh mir!" weinte er. „Was ist doch mir altem schwachen Mann Alles vorbehalten! Gott prüft mich hart, ehe er mich abruft."

Dann küßte er des Neffen bleiche Stirn, ihn gleichsam um Verzeihung bittend, und kehrte in sein Schloß zurück um sich dort von der Welt abzuschließen.

Am tiefsten beklagte Ulrich, daß er die allgemeine Erhebung des Volks nicht erleben sollte und seine Wirksamkeit nach dieser Richtung durch die verruchte Hand eines rachesüchtigen Mörders abgeschnitten war. „Auch mir fällt das dunkle Loos," sagte er mit schwacher Stimme zu dem

weinenden Hieronymus, „welches Sickingen und Hutten zu Theil ward: wir dürfen die Freiheit des deutschen Volks nicht sehen, für die wir mit all unsern besten Kräften wirkten. Das ist sehr bitter. Doch ich muß mich der eisernen Nothwendigkeit fügen, wie meine edeln Freunde. Mir ahnet, daß auch Thomas Münzer vom Tod hinweggerafft werden wird, ehe der Morgen der Freiheit über Deutschland tagt. Tausende werden im Kampfe fallen. O, daß ihr Schicksal zu theilen mir vergönnt gewesen wäre! Es sollte nicht sein. Hieronymus, Du bist der Erbe meiner Habe, übernimm mit ihr auch die Ausführung meiner Plane. Dein Herz schlägt für die Sache des Volks wie das meine; so laß es dir eine heilige Erbschaft sein, das zu Ende zu führen, was ich begonnen. Weihe Gut und Blut der Wahrheit, dem Rechte. Versprich mir das, damit ich nicht ganz trostlos sterbe.“

Hieronymus gab ihm Hand und Wort zum Pfande.

„So segne Gott dein Streben und laß dich den Tag der Freiheit schauen.“

In der folgenden Nacht starb der edle Ulrich Fugger, erst fünf und dreißig Jahre alt.

Hieronymus hatte nicht des Bruders Geist und Thatkraft.

11.

Herzog Ulrichs Erobrungszug.

Herzog Ulrich von Würtemberg, der leichtsinnige und verbrecherische Fürst, gedachte mit Hülfe der aufrührerischen Bauern, gegen die er vordem so grausam und unmenschlich gewüthet, als er den armen Konz niedergeworfen hätte, sein Land wieder zu erobern und die Macht der Oestreicher

daraus zu vertreiben. Er suchte den oberschwäbischen und den Schweizerbauern glauben zu machen, er sei nun mit Leib und Seele der Sache des gedrangsalten Volks zugethan und wäre aus diesem Grunde ein eifriger Anhänger Luthers und der neuen Kirchenzucht geworden. Aber er trug den Eifer für die Reformation mit viel zu viel Ostentation zur Schau, er machte dem Würtembergischen Landvolk viel zu glänzende Versprechungen, als daß die Mißtrauischen und scharf Sehenden zu der Wahrhaftigkeit seiner Sinnesänderung hätten Glauben und Vertrauen fassen können. Seine Vergangenheit bot so gar keine Bürgschaft für seine großzugeschnittenen Worte, daß die Bauern an den schön ausstaffirten Köder nicht recht anbeißen wollten. So dumm und willig auch sonst der gemeine Mann den gleißenden Versprechungen seiner Fürsten, wenn sie in Noth und Verlegenheit waren, glaubte und vertraute und sich dann von ihnen das Fell über die Ohren ziehen ließ, wenn die Gefahr für sie vorüber war, so durften sie doch nicht so wahnsinnige Streiche gemacht haben und nicht bereits von Land und Leuten verjagt sein, wie Herzog Ulrich. Es ist schon ein betrübender Beweis für die unverwüstliche Einfalt des deutschen Volks, daß ein so toller Verschwender und Prasser, ein so treuloser, eid- und wortbrüchiger, mit hundertfachem scheußlichen Mord befleckter bübischer Mensch, der wie ein Nero und Galba gegen seine armen zur Verzweiflung getriebenen Bauern gewüthet hatte, nur den Gedanken fassen konnte, sich mittels dieser Bauern wieder in das Herzogthum einzudrängen, und daß er ihn aussprach, daß er in die Bauernversammlungen ging und um ihre Gunst buhlte, beweist die Niederträchtigkeit einer Politik, die ein edles Herz schamroth und verstummen macht und gewährt einen Blick in die Ansichten und Meinungen, welche die Herren von Gottes Gnaden von der Ehrenhaftigkeit ihrer „Unterthanen" hatten. Inzwischen ließ

doch diesmal der Geist, der in die Bauernschaft gefahren war, nicht zu, daß Herzog Ulrichs Ansicht und Meinung vom Volk gerechtfertigt wurde. Es ist den „Herren" später nur allzu gut gelungen, den Geist des deutschen Volks so herabzubringen, daß es selbst nicht mehr vor der Schande und Schmach erröthete, sich mit Fußtritten und Backenstreichen für den dargebrachten Segen seines Fleißes und seiner Entbehrung begnadigen zu lassen, aber im Anfange des Jahrs 1525 war Ulrichs naive Zumuthung den würtemberger Bauern doch zu stark, so verhaßt und widerwärtig ihnen auch das despotische, heuchlerische östreichische Regiment war. Vor der Hand gelang es ihm nur mit Schweizerbauern, die er mit schwerem Gelde anwarb und in seine Bergfeste Hohentwiel zog, in welcher er seit Anfangs December hauste, um seinen Heerzug nach Stuttgart vorzubereiten. Später in der Mitte Februar gewann er die hegauer und schwarzwälder Bauernhaufen, deren Hauptmann Hans Müller von Bulgenbach einen Vertrag mit ihm einging. Aber weder dieser Führer noch die Bauern trauten dem Herzog recht.* Deshalb zogen ihm nur sieben Fähnlein aus der ganzen Waldgegend zu. Aus Basellandschaft, Schaffhausen, Solothurn, aus dem Aargau und dem Thurgau brachte er seine übrige Mannschaft zusammen. Mit diesem Heer aus sechstausend Landsknechten und zweihundert Reitern brach er nach Würtemberg auf.

Georg Truchseß von Waldburg, vom schwäbischen Bundesrath in Ulm befehligt, mit der Waffengewalt des Bundesheers den Herzog zurückzuwerfen, begann damit, unter Vermittlung der obern Reichsstädte im Hegau eine Gemeinde nach der andern durch gütlichen Vertrag von Ulrichs Sache abwendig zu machen, überfiel auch einen versammelten Haufen derselben und ließ ihn in Stockach gefangen legen. Dann, als er den Hegau hinter sich sicher wußte, eilte er mit dreihundert Reitern und siebenhundert Landsknechten

dem Herzog nach, überholte ihn auf einem nähern Wege bei Bolingen, überfiel unterwegs am Fastnachtsdienstag ein Fähnlein Bauern, daß dem Lager des Herzogs bei Bolingen zuziehen wollte und erschlug ihrer sechszig davon. In der Frühe des 1. März warf sich der Truchseß, heimlich von einer Berghöhe über Bolingen, dem Lochen, von wo er Abends vorher das Lager des Herzogs erspäht hatte, herabkommend, auf eine Abtheilung Schweizer und Schwarzwälder. Die erschrocknen Bauern wollten dem Lager des Herzogs zulaufen, der Truchseß ordnete schnell die Handvoll Reiterei (ohngefähr funfzig und lauter Adlige) die bis jetzt den beschwerlichen Felsenpfad in der Frühdämmerung passirt waren, und verrannte ihnen den Weg. Sie flüchteten sich an einen See hinter einen Graben, knieten nieder und fleheten um Gnade. Aber der Truchseß wollte alle Schweizer und Bauern durch einen gewaltigen Schrecken vom Herzog abbringen und ließ deshalb seine Ritter über den Graben setzen und einhauen. Ueber hundert und dreißig Schweizer und schwarzwälder Bauern wurden erlegt; dann zogen sich die Bündischen zurück; denn der Herzog rückte auf den Lärm aus dem Lager auf sie zu. Der Trugseß war aber zu schwach, um mit dem ganzen Heere des Herzogs anzubinden. Auch hatte er seinen Zweck erreicht, ein Beweis, daß er die Art und Weise der Schweizer und Bauern wohl kannte.

Am Nachmittag versammelten sich die Hauptleute der Schweizer und Schwarzwälder im Wirthshause eines nahen Dorfes. Ihre Haufen standen abgesondert vom Lager des Herzogs in der Nähe. Die Schweizer waren vorzüglich sehr entmuthigt über die arge Schlappe, die ihnen der Truchseß so unvermuthet beigebracht hatte. Die Versammlung eröffnete der Schweizerhauptmann Hans im Moos deshalb gleich mit der Erklärung, er und seine Leute seien entschlossen wieder heimzuziehen. „Es ist Alles anders,

wie uns der Herzog gesagt; er hat uns einen guten Sold und pünktliche Zahlung versprochen, wir haben aber bis jetzt wenig, und dieses Wenige niemals zur rechten Zeit und immer nur mit Noth und Mühe erhalten. Der Herzog hat nicht Geld genug, ein solches Heer zu erhalten, wie er zur Eroberung des Landes braucht. Und nun hat er uns vorgespiegelt, die würtemberger Bauern würden uns mit Freuden als ihre Befreier vom östreichischen Joche aufnehmen, das ganze Land würde ihm schnell zufallen und ihm Geld die Fülle darbringen, statt dessen müssen wir den hiesigen Bauern das liebe Brot, das wir brauchen, mit Gewalt hinwegnehmen, und statt als Befreier sehen sie uns als Feinde an. So viel ist mir nun klar, die Würtemberger haben das östreichische Regiment satt, und wären es je eher je lieber los, aber vor dem erneuten Regiment ihres Herzogs haben sie noch mehr Furcht und mögen gar nichts davon wissen. Geld hat er nicht, Anhang auch nicht, die Bündischen aber fahren über uns her und verhauen uns den Weg; was haben wir also für Aussichten? Deshalb wollen wir heute noch aufbrechen, um heimzuziehen, und wollen jetzt nur hören, was Ihr zu thun gedenkt."

„Was sollen wir uns erstechen lassen ohne Lohn und Dank, um nichts und wieder nichts!" rief ein anderer Hauptmann. „Der Herzog hat nur schöne Worte für uns; er thut uns leutselig ins Gesicht und will uns weiß machen, wie sehr er dem reinen Evangelium und der Sache des gemeinen Mannes zugethan sei. Kaum meint er, er sitzt wieder in der Wolle, so zeigt er sich auch schon wieder hochfahrend und übermüthig. Ich meine: der ist ein großer Narr, der auf Fürstenwort und Schmeichelrede für einen Heller Glauben gibt. Ich will euch wetten, was ihr wollt: setzen wir den Herzog wieder ein, so hat's der würtembergische Bauer schlimmer als zuvor."

„Kein wahrer Wort als dieses!“ rief der stämmige, sonnverbrannte Führer des schwarzwälder Haufens, der starke und kluge Hans Müller von Bulgenbach, der das meiste Ansehen unter den Hauptleuten genoß, und warf ärgerlich den breiten weißen Filzhut mit großen gekräuselten Federn auf den Tisch. „Hat uns der Herzog, als wir, die Hauptleute der Bauern, wie wir hier versammelt sind, mit ihm heimlich zu Zürich und Schaffhausen verhandelten und einstimmig darauf drangen, daß er den Artikelbrief annehme, hat er uns nicht mit Hand und Wort versprochen, solches zu thun und sein Land nicht anders zu betreten als ein Verkünder der zwölf Artikel? Weiß nicht männiglich von allen Bauern, die ihm zugezogen sind, daß er uns nach dem Artikelbrief gelobt hat, sobald er durch uns und unsere Hülfe sein Land wieder erobert, die armen Leute von der Leibeigenschaft und allen Dienstbarkeiten zu befreien, daß er das Evangelium beschirmen und die Gotteshäuser und Stifter abthun wolle? Nun sind wir ja in Würtemberg, und was sehen und hören wir Ulrich thun und reden? Bei St. Velten, er läßt sich den besten Wein des Landes auftischen, aber an die versprochne Freiheit denkt er nicht mehr. Stolz und hoffährtig reitet er einher und spielt den Herzog wieder, wie vor sechzehn Jahren. Kein Wort mehr vom Artikelbrief! kein Wort von Aufhebung der Leibeigenschaft und Dankbarkeiten! Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll's erst am dürren werden? Ist er schon so wortbrüchig, trotzig und protzig, wo er erst auf dem Wege nach Stuttgart ist, wie wird er thun, wenn er dort wieder festsitzt auf dem Herzogsstuhl? Wahrlich der Bauer hat nichts zu hoffen von diesem Fürsten!“

„Und von welchem denn?“ fragte eine etwas weiche Stimme mit einem fremden Accent. Hans Müller wandte sich nach der Seite, von wo sie gekommen war und begrüßte mit freundlichem Kopfnicken den Bildernazzi, der eben erst

in die Stube getreten war. „Von welchem Fürsten hofft ihr Bauern noch etwas?“ fuhr Nazzi mit schneidendem Hohnlachen fort. „Nicht wahr vom Kaiser? Nun der junge Herr hat's in Spanien gezeigt, was er von den Rechten und gerechten Forderungen des gemeinen Mannes hält. Oder vom Erzherzog? Ah, der schlaue Knabe hat sich die Höschen vor Angst besudelt, da die Tyroler ein ernstes Wort mit ihm sprechen, und verspricht ihnen in den honigsüßesten Worten Alles, was sie nur wollen; vor zwei Monaten wollte er noch Alle erwürgen lassen, die sich auf des Volkes alte Rechte und Freiheiten beriefen. Glaubt ihm nur, vertraut ihm nur, so läßt er Euch vielleicht in abermals zwei Monaten die Köpfe vor die Füße legen. Oder soll ich Euch von den Baiernherzögen Stücklein erzählen, die Euere Hoffnungen wecken, oder etwa vom Markgrafen Kasimir von Brandenburg, der seinen eignen Vater des Landes und Regiments beraubt hat und in schnöder Haft hält? Oder soll ich mit den geistlichen Purpurträgern aufwarten? Nennt mir einen von den achtzig oder hundert regierenden Herren in deutschen Landen, und ich will Euch gleich viel Hoffnungsreiches für Euch von ihm berichten. Ihr Männer es gibt nur einen Fürsten in Deutschland, der's ehrlich meint mit dem gemeinen Manne, nur einen der ein Herz hat für das Volk und sich einer Sünde scheut, auch dem Aermsten und Geringsten weh zu thun, es ist der Kurfürst Friedrich von Sachsen, aber er ist alt und schwach und war sein Lebenlang zu überlegsam, zu unentschieden, zu sanft und würde unsrer Sache nichts nützen, selbst wenn er noch jung wäre. Darum sage ich Euch, so lange Ihr zu Fürsten und Pfaffen haltet, so lang Ihr mit ihnen unterhandelt und sie nicht gänzlich abthut, seid Ihr verloren. Da habt Ihr Euch von diesem Ulrich wieder am Narrenseil führen lassen, weil er Euch in Zürich und Schaffhausen die allerkostbarsten Dinge mit den allerschönsten Worten versprochen, weil er umher-

geritten ist auf die Bauerntage, weil er den Papst abgethan und den Luther angezogen, o nun habt Ihr gemeint: das ist ein Fürst, wie er sein muß. Ihm wollen wir beistehen, damit er wieder zu seinem Lande komme. Ihr unschuldigen Tauben, die Ihr der gleißenden Schlange in den Rachen lauft! Ihr seid betrogen, so lang Ihr einem einzigen Worte glaubt, das ein Fürst oder ein Pfaff zu Euch spricht."

„Du hast recht, Nazzi," sagte ein junger Hauptmann, „und wenn Alle so dächten, wie du und ich, wär' die Sache leicht gemacht. Aber nicht alle sind jung, nicht alle sind ehrlich, nicht alle sind gescheidt. Unter den Alten, Schurken und Dummen haben die Fürsten und Pfaffen ihren großen Anhang und lassen sich nicht so leicht abthun, als man bei der jetzigen Bewegung im Volke glauben möchte, weil der Selbstsüchtigen, Schlechten und Dummen bei weitem mehr sind als der Rechtschaffenen, Ehrlichen und Gescheidten."

„Jetzt handelt sich's darum," nahm Hans Müller das Wort, „daß wir einen Fürsten, der bereis abgethan ist und der uns gelobt, uns zu unserm Recht zu verhelfen, dazu aber keinerlei Anstalt trifft, nicht helfen wollen. Ihr habt heute früh gesehen, wie der Truchseß gegen uns verfährt. Was seid Ihr entschlossen zu thun? Gebe Jeder seine Stimme ab."

Da zeigte sich denn gleich wieder die alte deutsche Sünde. Jeder wollte schier etwas anders. Der Eine wollte mit seinem Haufen sogleich aufbrechen, weil der Herzog kein Geld habe, um ihnen den Sold zu zahlen. Der Andre wollte noch einen Tag warten, weil der Herzog versprochen habe Geld zu schaffen. Der Dritte wollte wenigstens bis Stuttgart mitziehen, dann müsse der Herzog Wort halten. Einer erhob seine Stimme und schrie: „Ihr vergeßt, daß der Herzog den Ritter Fuchs von Fuchsenstein nach Italien

zum König Franz von Frankreich geschickt hat, um Geld von ihm zu borgen. Der König hat uns durch den Junker Martin mit den Flecken, den Ihr Alle kennt, die festesten Zusagen machen lassen; der Junker hat uns des ritterlichen Königs eigenhändige Namensunterschrift unter seinem schriftlichen Versprechen gezeigt, und der König hält uns Schweizern sein Wort; denn er braucht uns. Ich werde also mit meinem Haufen beim Herzog bleiben, bis der Fuchsensteiner mit dem Junker Martin aus Italien zurückgekehrt ist und das Geld gebracht hat, und wer klug ist, macht's wie ich und meine Leute."

„Und lassen uns unterdessen vom Truchseß das Tuch roth färben," fiel Hans im Moos ein. „Mich dünkt, wer auf das französische Geld wartet, kann dem Teufel, wann er Meß liest, den Rock halten."

Die Hauptleute trennten sich in Uneinigkeit. Nazzi zog den Hans Müller bei Seite und flüsterte ihm wichtige Nachrichten zu, auf welche der Hauptmann der Schwarzwälder seinen Aufbruch auf den folgenden Morgen anordnete. Der Bildernazzi wurde in derselben Stunde noch unsichtbar im Lager des Herzogs. Und in der That wurde bald darauf von den Profosen auf ihn gefahndet.

Von den Schweizern rüsteten mehrere Haufen unverzüglich zum Aufbruch. Ein allen wohlbekannter junger Mann in bunter Kleidung von dunkler Gesichtsfarbe und glänzend schwarzem Lockenhaar und Bart kam herbei und redete sie an. Es war der Schwarz-Görg, des Herzogs vertrauter Leibpfeifer und treuer Diener, auch geheimer Botschafter und Gelegenheitsmacher seit vielen Jahren. „Ihr Männer," sprach er kleinlaut, „weshalb wollt Ihr meinen gnädigen Herrn verlassen? Habt Ihr so große Furcht vor dem Truchseß, der doch weiter nichts wagt als einzelne Haufen anzufallen und sich nicht getraut unserm Heere eine ehrliche Schlacht zu bieten? Die Schweizer haben den

alten Ruhm, die muthigsten und tapfersten Kriegshelden zu sein; wollt Ihr plötzlich einer kleinen Scharte wegen, die Ihr alle Tage auswetzen könnt, auf diesen Ruhm verzichten?"

„Wir fürchten uns nicht vor dem Truchseß," riefen Viele, „aber der Herzog bezahlt uns nicht, und wenn wir unsre Nothdurft vom Bauer begehren, so ist er uns feindlich und schimpft auf den Herzog. Das Land will nichts vom Herzog wissen. Wir sind mit Lügen hintergangen."

„Wenn wir näher gen Stuttgart kommen, werden die Vögel ganz anders pfeifen," versetzte Schwarz-Görg. „Der Bauer streicht die Geigen, je nachdem die Tänzer sind. Und auf den Sold sollt Ihr nicht lange mehr warten. Junker Martin hat mir selbst Botschaft aus Italien geschickt, daß der König uns eine große Geldsumme zustellen lassen wird, sobald er die erste Schlacht gegen die Kaiserlichen gewonnen hat. Und daß er diese gewinnen wird, daran ist nicht zu zweifeln, seit er den Sieg in Frankreich über sie erfochten hat."

Der Pfeifer fuhr fort zu predigen, aber er hätte sich die Lunge aus dem Leibe schwatzen können, es hörte Keiner auf ihn, und ärgerlich ging er, woher er gekommen war, ins herzogliche Lager zurück. Bald darauf ritt der Herzog im scharfen Trabe herbei, das rothe Gesicht noch röther, das blaue Auge zornig blickend, den Federhut stolz und trotzig auf das hochblonde kleinkrause Lockenhaar gedrückt, wie man ihn zur Zeit seines fürstlichen Uebermuthes zu sehen gewohnt gewesen war. Das war wieder der Herzog Ulrich, der den prächtigsten und theuersten Hof in Deutschland gehalten, der den Hans von Hutten meuchlings erschlagen, der die Bauern des armen Konz zu Hunderten hatte niederhauen lassen, das war wieder der wilde, feurige, hochmüthige Fürst von ehedem, nicht der geschmeidige Bauernfreund vom vorigen Jahre, der den Artikelbrief an-



genommen und die nothwendigen Befreiungen von unerträglichen Lasten feierlich gelobt hatte. Unvorsichtig hatte er im Zorn das Lammfell, in das er sich gehüllt, fahren lassen, und der gereizte Löwe kam zum Vorschein. „Ihr sollt nicht von dannen ziehen," schrie er dem versammelten Haufen zu. „Gotts Tod, was seid Ihr für Lumpen und Hasenfüße, daß Ihr auf den ersten Schuß davon laufen wollt! Ich befehle Euch zu bleiben, und Geld sollt Ihr in einigen Tagen haben."

Eine unklugere Anrede hätte Ulrich nicht an die Haufen richten können. Zu spät kamen seine Begleiter herbei; sie konnten nicht wieder gut machen, was der Herzog verdorben hatte. Ein wildes wüstes Geschrei ging durch die Glieder der Bauern, und die Bewegung wurde so drohend, daß Ulrich für gut fand, sich zurückzuziehen. Er ließ nun mehre Hauptleute in sein Quartier kommen, um sie zum Bleiben zu überreden, aber bis zum folgenden Morgen waren die meisten Schweizer abgezogen, und auch Hans Müller war in einer der nächsten Nächte mit seinen Schwarzwäldern verschwunden, und Niemand konnte recht berichten, wohin er gezogen war.

Ulrich ließ die Schweizer, die bei ihm geblieben waren, schwören, die Würtemberger ferner nicht als Feinde zu behandeln und zog nun mit den Trümmern seines Heeres gegen Herrenberg. Der Abzug der Schweizer und Schwarzwälder hatte einen übeln Eindruck gemacht, und Ulrich begriff endlich in seiner thörichten Ueberschätzung, daß er eilen und einen Erfolg erringen müsse, sollte ihm nicht das ganze Heer auseinander laufen. Bei Herrenberg angelangt, sahen die Herzoglichen das bündische Heer, welches sehr verstärkt worden war, unter dem Truchseß in voller Schlachtordnung die Höhe herabziehen. Bei den zweiunddreißig Fähnlein der Bündischen waren elf Fähnlein würtembergisches Landaufgebot, die nichts weniger als Lust

hatten für Oestreich gegen Ulrich zu streiten und deshalb den Befehl des Truchseß sich nach Herrenberg zu werfen und die Stadt zu vertheidigen, nicht respektirten, im Gegentheil den Rückzug nach Tübingen antraten. Dadurch wurde der Truchseß genöthigt vom Kampfe abzustehen. Zwar hielt er bis Nachmittags vier Uhr im Felde, dann zog auch er mit dem ganzen Heere nach Tübingen und Rottenburg zurück, und eine Stunde später ergab sich Herrenberg dem Herzoge. Am folgenden Tage gewann dieser Böblingen und Sindelfingen, die nicht besetzt waren. Um Leonberg einzunehmen, legte er sich vier Tage zu Sindelfingen fest und bewies dadurch, wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß er nicht das mindeste Feldherrntalent besaß. Im Eilmarsch hätte er in wenigen Stunden das nahe Stuttgart erreichen und seine Einnahme erzwingen müssen, was bei der Stimmung der Hauptstadt für ihn ein Leichtes gewesen wäre; und mit der Hauptstadt wäre das ganze Land sein gewesen. Statt dessen ließ er sich thörichter Weise die Huldigung des nach Sindelfingen herzuströmenden Landvolks gefallen, und die Schweizer und seine eignen Leute lagen im Kloster in der Vorstadt und thaten sich gütlich als hätten sie weiter nichts zu verrichten.

Der Truchseß lachte der Fehler des Herzogs und sandte den Grafen Ludwig von Helfenstein mit sechzehnhundert Fußknechten und sechshundert Pferden nach Stuttgart, um die Stadt gegen den Herzog zu vertheidigen. Der Graf fand im Schlosse alles zur Aufnahme des Herzogs bereit; denn dieser hatte sich dort auf die nächste Nacht ansagen lassen, und Helfenstein ließ sich die Speisen wohlschmecken und schlief in dem auf Befehl des Herzogs aufgeschlagenen Bette.

In Sindelfingen gab's Festtage; so schlecht und stürmisch das Winterwetter war, von den ersten Zuckungen

des nahenden Frühlings noch verschlimmert, so lustig ging's im Kloster und in den Wirthshäusern zu; der Herzog und seine Freunde zechten wacker mit seinen Schweizern und Bauern, spotteten der Mönche, die den Wein hergeben mußten, und tranken ihn auf Luther's und Zwingli's Gesundheit. Das gefiel den Schweizern und Bauern wohl, aber von den erstern meinte der Eine und der Andre doch: Es wäre noch besser für sie, wenn der Herzog zu den schönen Worten und dem guten Wein, der ihm nichts koste, noch mit klingenden, schweren und greifbaren Gegenständen sich ihnen spendabel zeigen wollte, und dieser Wunsch wurde zuletzt so laut in der Nähe des Herzogs ausgesprochen, daß er ihm zu Ohren dringen mußte. Er erhob sich und rief: „Ihr wackern Männer und Bursche, in ein paar Tagen gibt's Geld in Fülle. Morgen Abend sind wir in Stuttgart; da werden meine lieben Bürger schon die Schreine und Truhen aufschließen und die würtemberger Batzen für mich hervorholen. Aber damit noch nicht genug. In diesen Tagen erwarte ich des Fuchsensteiner's Botschaft, wenn nicht gar ihn selbst, mit schwerem Gelde vom König von Frankreich, meinem lieben Freund und Vetter, der mich nicht im Stich läßt. Also getröstet Euch nur noch kurze Frist und seid guten Muths. Am Morgen sind wir am schönen Ziel." Darauf schwang er den Becher und leerte ihn, und alles Volk in der dampfenden Stube jubelte ihm zu.

Zu derselben Zeit — der Abend war schon angebrochen, saß in einer Herberge, in der Vorstadt nach Böblingen zu, der Bildernazzi an einem Tische mit mehren Bauernhauptleuten, im eifrigen, obgleich fast leise geführten Gespräch. Der rachsüchtige Tabuletkrämer war aus der Gegend von Ulm herübergekommen und hatte den Bauern, seinen Freunden und Bekannten, wichtige Dinge zu berichten. Die Nacht brach unfreundlich herein, der Sturm peitschte



die Bäume vor den Fenstern, und Schnee und Regen schlugen zusammen heftig an dieselben. Da ritt ein Reiter hastig durch das Thor in den Hof und trat gleich darauf in die Gaststube. Als er den durchnäßten Mantel abgeworfen, in der Nähe der Bauern Platz genommen und sich ein Abendbrot mit gewärmtem Wein bestellt hatte, wandte er sich mit der Frage an den nächsten Besten: ob der Herzog noch in der Stadt sei? Dabei fielen seine Augen auf den Bilderkrämer, und der Schrecken, der ihn darob anwandelte, war augenscheinlich. Nazzi nickte dem Fremden dagegen mit einem seltsamen bittern und doch vertraulichen Lächeln zu. In der That saßen die beiden Männer mit den gleichen Flecken im Gesicht einander gegenüber; denn der Angekommene war — Martin. Der Bilderhändler setzte sich ohne Umstände zu dem jungen Manne und sagte: „Wenn Ihr dem Herzog das sehnlichst erwartete Geld aus Italien oder Frankreich von seinem Freunde dem Könige Franz bringt, so werdet Ihr ihm diesen Abend noch sehr willkommen sein, und Ihr hättet nicht erst noch Einkehr nehmen sollen. Mich dünkt aber, mit so vielem Gelde beschwert, wäret Ihr nicht allein gekommen. Der Ritter Fuchsenstein wäre auch bei Euch, und eine stattliche bewaffnete Begleitung dazu. Euer Gesicht steht ohnedies nicht aus wie fröhliche Botschaft, und ohne Geld ist jede Botschaft für den fröhlichen Herzog eine schlechte und stört ihn in seiner Freude, so daß Ihr am Ende wohl gethan habt, hier erst abzutreten und Euch zu stärken."

Martin war vom Blicke des geheimnißvollen Mannes wie gebannt. „Ich merke, Ihr seid mit meinem Geschäft und Verkehr vertraut, wie mit meinem Schicksal," versetzte er kleinlaut. „Ihr habt mir schon einmal bewiesen, daß Ihr mehr von mir wißt, als irgend ein andrer Mensch, und so habt Ihr auch jetzt recht, daß meine Botschaft an den Herzog keine erfreuliche ist."

„So ist der König Franz von den Kaiserlichen in Italien geschlagen?" fragte Nazzi rasch.

„Es ist noch schlimmer."

„So ist er todt?"

„Ich glaube, es ist noch schlimmer, und mir graust dem Herzog zu melden, was er doch erfahren muß, und was in ein paar Tagen das ganze deutsche Reich auf Sturmesfittichen durcheilen wird. König Franz ist vor Pavia vor dreizehn Tagen nicht nur gänzlich geschlagen, sondern auch gefangen genommen worden und befindet sich in der Haft der kaiserlichen Feldherrn."

„Heilige Mutter Gottes!" schrie Nazzi. „Das ist freilich die schlimmste Botschaft, die Ihr dem Herzog bringen könnt. Aber es ist auch eine bitterböse Mähr für die Bauern und alle Volksfreunde. Ist's doch, als ob der Teufel selbst diesen Habsburgern beistehe. Ihr kommt vom Kriegsschauplatze, wie es scheint?"

„Am folgenden Morgen, als Alles verloren war, habe ich mit dem fliehenden Heere die Gegend verlassen und bin geritten, was mein Araber nur hat laufen können, um dem Herzog die Hiobspost zu überbringen."

„Ich bin eben kein Freund des Herzogs," sagte der Bilderhändler, „aber ich habe seiner Sache anfangs gedient, weil er gegen diese Oestreicher kämpfen wollte, die ihn unterdrücken, und wäre er wirklich der, für den er sich auszugeben für gut fand, ich würde ihm ferner gedient haben, und ich darf behaupten, daß mein Wort bei den Bauern etwas gilt. Aber er macht's wie's die Fürsten eben machen. Es ist Einer wie der Andre. Und doch dauert er mich, daß ihm nun die französische Hülfe entgeht; denn seine Sache ist verloren, zumal die Bündischen Stuttgart schon besetzt haben. Eben so dauert mich der König Franz, der diesen stolzen und übermüthigen spanischen Prinzen stets ein scharfes Schwert über dem Haupte schwang. Jetzt

schwimmen sie oben, und ich wollte daß ihnen der Teufel das Bad segnete."

„Euer Haß gegen die Oestreicher gleicht dem meinigen," sagte Martin, „und Leute von gleicher Farbe sollten sich näher kennen lernen."

„Das heißt: Ihr wünscht mich näher kennen zu lernen; denn fürwahr, ich kenne Euch genau, junger Gesell, genauer wahrscheinlich, als Ihr Euch selbst kennt. Und Euer Wunsch kann erfüllt werden, wenn Ihr die Probe besteht. Daß ich Euch kenne, davon hab' ich Euch bereits Beweise geliefert."

„Und worin soll diese Probe bestehen?"

„Das kann ich Euch hier nicht sagen. Vielleicht wünscht Ihr aus diesem und andern Gründen eine Unterredung mit mir, die ich Euch gern zugestehen will, nachdem ich mich überzeugt habe, wie Ihr zu den Oestreichern steht. Ihr seid z. B. von den Fuggern hinsichtlich Eueres heißesten Wunsches arg hinter das Licht geführt worden, und habt hoffentlich endlich begriffen, daß die reichen Herren Euch aus guten Gründen über gewisse Euch persönlich betreffende Dinge nicht sagen wollen, was Ihr so sehnlich zu wissen wünscht. Es gibt vielleicht Leute, die Euch darüber eben so guten, wenn nicht noch bessern Aufschluß zu geben vermögen, als der alte pfiffige Leinweber und seine Sippschaft."

„So kennt Ihr auch diesen meinen heißesten Wunsch? Kennt meinen fehlgeschlagenen Versuch ihn zu erfüllen?" rief Martin zitternd vor Aufregung.

„Freilich. Ihr seid wie in die Welt geschneit, kennt weder Vater noch Mutter und irrtet Euch keineswegs in der Voraussetzung, daß Jakob Fugger das Geheimniß Eueres Herkommens in der Hand habe."

„Und auch Ihr wißt dieses Geheimniß? Mann, ich beschwöre Euch, wer seid Ihr? Ihr tragt dieselben Gesichts-



züge, ja dieselben geheimnißvollen Flecken, wie ich im Gesicht. Ihr müßt zu mir in näherer Beziehung stehen. Woher rühren diese Flecken? Welchen Zusammenhang habt Ihr mit mir und meinem dunkeln Schicksal?"

„Ihr fragt viel auf einmal, junger Mensch, und hier kann und will ich Euch auch nicht eine dieser Fragen beantworten. Liegt Euch aber so viel daran, über dies und das, was Ihr gern wissen möchtet und was Euch allerdings zumeist angeht, Aufschluß zu erhalten — und ich leugne nicht, daß ich ihn Euch geben kann — so kommt, wenn der Mond voll ist, auf den Hasenhof, wo Ihr geboren seid, und wo Ihr vor anderthalb Jahren Euere Mutter suchtet. Ich glaube fast, Ihr findet sie doch dort. Ohnedies dürft Ihr bald gute Zeit haben; denn weder dem Herzog von Würtemberg, noch dem König von Frankreich können jetzt Euere Dienste nützen; es ließe sich aber wol eine andre Seite auffinden, wo Ihr Euerm Haß gegen die Habsburger ein Genüge thun könnt. — Doch Ihr scheint ganz zu vergessen, welche wichtige Botschaft Ihr dem Herzog zu überbringen habt, und auch ich habe noch nothwendig ein Sprünglein in die Stadt zu machen. Gehabt Euch wohl und vergeßt den Vollmond nicht."

Eh' Martin sich's versah, war der Bilderhändler zur Thüre hinaus; die Bauern wußten ihm aber auf seine Fragen, wer und woher der Mensch sei, nichts weiter zu antworten als, er sei halt der Bildernazzi aus den obern Landen und verkaufe ihnen Bilder und Büchlein, durch welche sie über das Evangelium und die Weltläufte belehrt würden.

Martin machte sich mit schwerem Herzen auf den Weg und fand den Herzog noch fröhlich unter fröhlichen Zechbrüdern. Martin ließ ihn um ein kurzes Gehör unter vier Augen bitten. Jubelnd und weinselig begab sich der leichtsinnige Fürst in ein Zimmer, als er hörte, wer der



junge Mann sei, der ihn so spät zu sprechen wünsche. Er meinte diesen Abend noch das französische Subsidiengeld fassen zu können, um damit morgen hochprunkend in der Hauptstadt seines Landes einzuziehen. Thörichte Hoffnung! schreckliche Täuschung! Der überschwängliche Gruß, den er seinem Boten entgegen jauchzte, erstarb ihm auf den Lippen, als er Martins bleiches trübseliges Gesicht und bedenkliche Handbewegung gewahrte, und die Kunde: „die Franzosen sind gänzlich geschlagen, der König ist gefangen," donnerte ihn fast nieder. Er brauchte lange Zeit, um sich nur zu fassen, und ließ sich nun die Einzelnheiten des wichtigen und folgenschweren Ereignisses berichten. Dann befahl er Martin, die Sache noch geheim zu halten.

Ulrich hatte eine schlaflose Nacht und brach am andern Morgen früh nach Stuttgart auf. Eh er aber noch über das Gebirg hinüber war, wußte sein ganzes Heer, was sich vor Pavia begeben hatte. Er kam zu spät mit einem muthlosen Haufen, der thörichte Säumer, und mußte die Stadt, in der er vor wenigen Tagen ohne Weiteres hätte einziehen können, belagern. Nur die Bauern auf den nächsten Dörfern erhoben sich für ihn, weiter kein Mensch im ganzen Lande. Die Belagerung wurde matt betrieben, die Stadt von den Anhängern des Erzherzogs gut vertheidigt. Die Schweizer verloren alle Aussicht auf Bezahlung, und schon beriethen sie, eingedenk ihres alten Sprüchworts „point d'argent point de Suisse" den Abzug, als ihnen ein Befehl ihrer Kantonalregierungen: „ungesäumt heimzukehren bei Strafe an Leib und Gut" zu Hülfe kam. Der Erzherzog, der solches Begehren schon einigemale an die Eidgenossen vergeblich gestellt, hatte nach der merkwürdigen und überraschenden Siegskunde diese Forderung mit einem so ernsten Nachdruck wiederholt, daß die Kantone bestürzt und erschreckt über das ungeheure Ereigniß, nicht länger zu widersprechen gewagt hatten. Die

Schweizer zogen ab bis auf den letzten Mann, die Bauern liefen davon, und es blieb dem Herzog nichts weiter übrig als auch wieder zu gehen, woher er gekommen war. Sechs Tage hatte die Belagerung der Stadt gedauert, am siebenten war Ulrich schon wieder über die Grenze des Landes. Er hatte es mit den Schweizern und mit den Bauern verdorben; der ganze Eroberungszug sah aus wie eine Fastnachtsposse. Die unglücklichen Bauern waren abermals getäuscht. Ernst und erschütternd erscholl aber durch ganz Deutschland die Kunde: „Der Franzosenkönig ist bei Pavia gefangen worden!"

12.

Herrenthat und Bauernrath.

Der günstige Zeitpunkt für die Sache des gemeinen Mannes war nun schon vorüber; das treuherzige Volk hatte sich hinhalten lassen durch honigsüße Versprechungen der Herrn. Es hatte geglaubt und vertraut: die Herren würden Wort halten und die billigen und gerechten Forderungen der armen Thoren erfüllen. Die Herren dachten nicht daran. Ihr Sinnen ging auf ganz andere Dinge. Bis jetzt waren Mitglieder des schwäbischen Bundes von Ulm aus sowohl bei dem Bauernhaufen in ihrer Nähe, als auch in Oberschwaben bei den drei verbrüderten Bauernschaften auf dem Ried, im Algäu und am See herumgeritten und hatten sie mit den schönsten Worten zur Unthätigkeit beschwatzt, bis Herzog Ulrichs Sache verloren war; nun kam noch der unerwartete Siegesbericht aus Italien dazu; da warfen denn die Herren jubelnd die gleißnerische Maske ab und gedachten mit den „rebellischen Bauerhunden" auch ohne Worthalten fertig zu werden. Der

Erzherzog beorderte das in Italien siegreiche alte geübte Kriegsvolk Oestreichs so schnell als möglich nach Deutschland herüber; der schwäbische Bund zog seine Streitkräfte zusammen und vermehrte sie; der Truchseß Georg von Waldburg stand drohend gerüstet im Würtembergischen. Und nun erklärten die Herren plötzlich, erst müßten die Bauern sämmtlich wieder zum Gehorsam zurückgebracht sein und sich ohne alle Bedingung unterworfen haben, ehe man ihren Klagen vor dem bündischen Schiedsgericht Rede stehen könne. Dieselbe Ansicht von der Sache hatte nun auf einmal auch der Bund und befahl dem Truchseß, sofort der Donau zu und gegen die aufrührerischen Bauern zu ziehen.

Die Landsknechte im bündischen Heer hatten aber kaum gehört gegen wen sie geführt werden sollten, als sie erklärten: gegen ihre Freunde, die Bauern, deren Sache eine gerechte sei, ließen sie sich nicht gebrauchen, und ein Theil davon zog ab. Der Truchseß und seine Hauptleute fürchteten einen allgemeinen Abfall, und wer wußte, was dann mit den aus Italien heimkehrenden Landsknechten geworden wäre? Ohne ein treues und ergebenes Heer wären die Fürsten und Herren, geistliche und weltliche verloren gewesen. Die Sache stand äußerst bedenklich, und es mußten alle Mittel aufgeboten werden, die meuterischen Landsknechte wieder zu gewinnen.

Der Graf Friedrich von Fürstenberg, der bei den Knechten sehr beliebt war, wurde den Abgezogenen nachgeschickt, und durch Schmeicheleien und falsche Vorspiegelungen gelang es ihm, die Mehrzahl derselben wieder zur Rückkehr in das Lager zu bewegen. Nun boten der Truchseß und die adligen Hauptleute und Fähnriche Alles auf, die Knechte zu bereden, die Bauern begehrten das Wort Gottes und billiger Regiment nur zum Vorwand zum Rauben und Plündern, Sengen und Brennen. Der Bund und die

Fürsten seien es im Gegentheil, welche Gottes Wort zu handhaben und aufzurichten wahrhaft Verlangen trügen. Die aufrührerischen Bauern seien loses Gesindel, welches, wenn ihm nicht gesteuert werde, das ganze Land ins Verderben bringen werde. Alle Künste der Verführung wurden aufgeboten. Welche süßen Schmeicheleien wurden dem rohen Kriegsvolke gesagt! wie wurden die schlimmen Gesellen „fromme Landsknechte" und „liebe Leute" genannt! Der Truchseß hielt selbst eine Rede an sie, worin er ihnen sagte: „ohne adlige Führer und Reisige seien sie ein armseliges verlornes Volk, das untergehen müsse, weil es nicht auf Gottes Gebote gehört habe. Den hochgebornen Adel aber könne und werde Gott nicht verlassen, der sei bei ihm von jeher besonders gut angeschrieben." Das Uebrige thaten die Hauptleute, und das Stücklein gelang wider Erwarten gut. Die beschwatzten Fähnlein schickten Abgeordnete an den Truchseß, dem es nicht wohl bei der Sache war, nach Böblingen ab mit der Erklärung „daß sie auf Herrn Jörgs und der hochgebornen Ritterschaft Erbieten als fromme Knechte wider die Bauern und wider den Teufel ziehen wollten." Das nahm dann der Truchseß zu Gnaden an und ließ ihnen sagen: „er werde auch an ihnen thun wie ein frommer Herr und nicht der Letzte am Feinde sein." Nun erst hatten die Herren gewonnenes Spiel, obwohl immer noch einzelne Fähnlein auf dem Zug nach Ulm aufsässig wurden und den Fahneneid verweigerten, obgleich hier und da unter den Soldknechten die Meinung wieder auftauchte: die Bauern seien ihre Brüder und Freunde und ihre Sache eine wahre und gerechte, obgleich selbst die Bürgerschaft zu Ulm den Bauern zuneigte und die Bundesräthe ein paar Tage lang in Angst und Furcht waren, sie würden sammt allen Herrn in der Stadt von den Bürgern über die Mauern hinausgeworfen werden. Das alte unselige deutsche Element griff zum Unglück des

Volks wieder Platz, freiwillig und festen Muths für eine als wahr und gerecht anerkannte Sache nicht mannlich in die Schranken zu treten; nicht einstimmig, nicht einkräftig zusammen zu halten und zu handeln, sondern zu schwatzen und wieder zu schwatzen, bis die rechte Zeit zum Losschlagen vorüber war und die zaghaften Feinde des Volks Muth geschöpft und ihre Kräfte vereinigt hatten. Der Bundesrath und die Bundesobersten beschlossen nach viertägiger Berathung, d. h. in Erwartung der Dinge, welche die Bürgerschaft und die Bauern umher, wie die zweifelhaft treuen Landsknechte thun würden, endlich einmüthig: „das, was die Bauern eignen Willens sich unterfangen, mit den Waffen und Gottes Hülfe zu wenden.“ Die Bürgerschaft schwatzten über den Bund und die Räthe, über Fürsten, Geistlichkeit und Adel, aber sie that nichts, als daß sie den Bauern Waffen verkaufte und Fähnlein malte; die Bauern rings um schwatzten auch und thaten auch nichts, als sich in Harnische stecken; die Landsknechte schwatzten auch und ließen sich endlich gegen die Bauern führen, für die sie erst Partei genommen. Der schöne Moment ging vorüber; die Herrn in Ulm schafften so schnell als möglich bedeutende Geldsummen herbei, Heer auf Heer wurde geworben und gerüstet, und nun: „Truchseß, gegen die rebellischen Bauernhunde!“

Jetzt endlich ging allem Volke die Augen auf; die Treuherzigsten, die Gutmüthigsten, die Dümmsten begriffen, welch' ein schändliches Spiel in Heuchelei, Wortbruch, Hohn und Grausamkeit mit ihnen getrieben worden, sie sahen ein, daß Hülfe und Abstellung ihrer Nöthe niemals von diesen falschen wortbrüchigen Herren kommen werde. Die außerordentlichen Kriegsrüstungen des treulosen Bundes zu Ulm, die hochfahrende und übermüthige Sprache der Herrn gegen die Bauernabgeordneten verwandelten das Taubenvertrauen und die Lammesgeduld in Tigerwuth und



Löwenmuth. In wenigen Tagen standen die Bauernhaufen von Ulm an bis auf den Schwarzwald unter den Waffen, und rasch verkündeten weit hin in den oberschwäbischen Landen aufflammende Klöster und Burgen, daß der niedergetretene, gehöhnte Sklave gräßliche Abrechnung zu halten gesonnen sei mit seinem übermüthigen Peiniger für tausendjährigen Druck und für das getäuschte Vertrauen der letzten Zeit.

Die drei großen Bauerhaufen fanden es zum gemeinsamen Handeln nöthig in einer großen allgemeinen Volksversammlung sich zu berathen und zum Versammlungsort ward das Dorf Geisbeuren bestimmt. Die bewaffneten Schaaren zogen am bestimmten Tage — in der Mitte des März — von allen Seiten herbei; eine wilde Begeisterung durchglühte das nach Rache und Befreiung lechzende Volk. Am Tage vor der großen Versammlung hatten die Führer, welche meist als Bewegungsmänner dem geheimen Bunde der Wissenden, der Leiter des Aufstandes, angehörten, eine vorberathende Zusammenkunft. Die Sendboten des geheimen Bundes hatten die Wissenden dazu nicht allein aus Oberschwaben eingeladen, es waren Bewegungsmänner, Abgeordnete der verschiedenen Bauernschaften auch aus dem Schwarzwald, aus dem Breisgau, aus dem Elsaß, aus Tyrol, aber auch aus den Gegenden unterhalb Ulm von der Jaxt und dem Kocher, aus dem Hohenlohischen, aus dem Odenwald und aus Franken zugegen.

Zum Vorsitzenden der Versammlung wurde Jakob Wehe, Pfarrer aus Leipheim, erwählt. Er war ein großer, schöner Mann in den mittlern dreißiger Jahren, von edler Haltung. Ein großes geistreiches Auge belebte die regelmäßigen und ernsten Züge seines wohlgebildeten Antlitzes, auf welchem der Stempel eines hochbegabten Geistes und einer edlen Seele deutlich ausgeprägt war. Er nahm die Wahl an und sprach ernst und feierlich mit lauter



klangvoller Stimme zu den Versammelten: „Wenn es unter uns, dem geheimen Bunde der Männer, von denen ich hier einen Theil versammelt sehe, Einige gegeben hat, welche von den Verhandlungen des gemeinen Volks mit den sogenannten Herren irgend eine Erleichterung der bösen Umstände des Erstern erwartet haben, wenn es wirklich in diesem Bunde Männer gegeben hat, welche haben glauben können, die Pfaffen und Fürsten meinten es redlich mit dem Volke, meinten es zumal redlich mit ihren demselben in der Angst, in der Bedrängniß und Verlegenheit gegebenen schönen Versprechungen, wenn wirklich Thoren unter uns gewesen sein sollten, welche geglaubt hätten, die Herren hätten ein Erbarmen mit der Noth und dem Elende des gemeinen Mannes und hegten einen christlichen Sinn gegen die ärmsten ihrer Mitmenschen, wenn es wirklich solche gutmüthige Tröpfe unter uns gegeben hat, so sind sie durch die Erfahrungen der letzten Woche gewiß von ihrem Wahne vollständig geheilt worden und haben endlich einsehen gelernt, daß von den Herren, die sich für einen bessern Menschenschlag halten, nichts für den Bauer zu hoffen und zu erwarten ist, als möglich noch größere Lasten, noch grausamerer Druck, noch unmenschlicherer Hohn, noch teuflischere Thaten; so haben sie nun begriffen, daß alle süßen von der Angst ausgepreßten Versprechungen eben weiter nichts sind als Worte, leerer Schall, Lug und Trug. Aber ich bin der Ueberzeugung, daß wir Alle das erst gewußt haben, daß es nicht der Erlebnisse der jüngsten Zeit bedurfte, um uns diese traurige Ueberzeugung zu geben, daß wir von diesen Erlebnissen nicht überrascht worden sind, daß wir von den Herren nichts gehofft und nichts erwartet haben, als noch größere dem Volke angethane Schmach, schöne Worte und häßliche Thaten, Lug und Trug, Spott und Hohn, Marter und Druck, Raub und Mord unter dem schöngemalten

Schilde von Recht und Gesetz, das sie gemacht zu ihrem Vortheil und zum Schaden des gemeinen Mannes, damit dieser ihr Knecht sei, ihr Lastthier, ihr Hausrath. Nein es hat unter uns keinen Einzigen gegeben, der nur noch das geringste Vertrauen zu Fürsten und Herren mit und ohne Platten gehabt hätte; denn wir kennen die Herren seit lange, wir kennen sie aus der Geschichte und aus eigner Erfahrung, und weil wir sie kennen, weil die Geschichte uns belehrt hat, konnten wir nichts von diesen gütlichen und rechtlichen Verhandlungen mit ihnen erwarten. Wir wußten zum voraus, daß das gutmüthige, vertrauende und auf Fürstenwort großen Werth legende Volk verrathen und verkauft, belogen und betrogen sei. Wir haben mit eignen Augen gesehen, mit eignen Ohren gehört und uns durch unsern Verstand überzeugt, was die wahre Absicht, der wahre Zweck, das wahre Ziel dieser Herren ist: das Volk als eine Heerde Schafe zu halten, die man füttert, damit sie Milch, Wolle und Fleisch geben, sich selbst aber in der Wolle des Volks warm und weich zu betten, im Schweiß und Blut des Volks zu schwelgen, der Ueppigkeit, der Wollust, jedem Laster, jedem Frevel zu fröhnen, Recht und Billigkeit auf alle Weise zu verletzen und mit Füßen zu treten, dem Volke ein Gesetz aufzuzwingen, daß ihnen alle Vortheile, dem Volke alle Nachtheile gewährt, des Volkes Gut und Blut zu verprassen, des Volkes Weiber und Töchter zu Unzucht und Sünde bringen und dabei das Volk zu verhöhnen, zu verspotten, zu schmähen und zu verachten. Endlich das Volk in Nacht und Finsterniß, Aberglauben und Dummheit erhalten, ihm verdummenden Götzendienst für Religion aufdringen, ihm dumme freche Pfaffen geben, heuchlerische, liederliche, lose Mönche unter es schicken, ihm Ablaß verkaufen, es Reliquien küssen lassen und die Früchte seines Fleißes nach Rom, in diesen Sündenpfuhl, die große Hure Babel,

schleppen, und wenn Männer wie Luther und Zwingli gegen den unerträglichen Gräuel auftreten, sie verhetzen und verketzern, ihre Anhänger verfolgen, in Ketten und Banden werfen, in Noth und Tod bringen, überhaupt jeden vernünftigen Mann, der den Mund aufthut gegen das gräßlichen Unwesen, gegen den bis zum Himmel aufsteigenden Gestank, stöcken und köpfen, hängen und stängen, martern und drangsalen aufs Blut und in den Tod, das, meine Freunde und Brüder, ist in Summa das Endwesen aller Herren in Schaube und Haube, in Schur und Schnur und zwar Alles dies der Ruhe und Ordnung wegen und zur Aufrechthaltung des Rechtes und des Gesetzes! Von diesen Herren etwas für die Wohlfahrt des gemeinen Mannes erwarten, kann nur ein unwissender, ein dummer oder ein verrückter Mensch, nur der gutmüthige, bis zur gänzlichen Unbegreiflichkeit vertrauende Mann kann es, nur der blöde große Haufe kann es; wir — können es nicht, wir werden es nicht. — —

Nun könnte Jemand die Frage aufwerfen, warum wir überhaupt die von vorn herein als thöricht und vergeblich erkannten Verhandlungen mit den Herren zugelassen, da wir gar wohl wußten, daß sie damit nur Zeit gewinnen wollten, um ihre Kriegsmacht zu sammeln und zu stärken und dann aus dem alten herrischen Ton mit den Bauern zu sprechen, wie sie nun wirklich gethan haben? Wäre der gemeine Mann wie wir erleuchtet und bekannt mit der Geschichte vergangener Zeiten, so würden wir den größten Fehler begangen haben, uns auf so schädliche Verhandlungen einzulassen. Aber der gemeine Mann ist erfahrungslos, gutmüthig und vertrauensvoll wie ein Kind. Er würde uns nicht geglaubt haben, er würde uns für böse eigensüchtige Verläumder und Hasser der Fürsten und Herren gehalten haben, er würde mißtrauisch geworden sein. Es genügte noch lange nicht, daß der Bauer aufs



härtiste bedrängt, gedrückt, genothzüchtigt wurde, er begehrte nichts weiter als von der schlimmsten und größten Noth befreit zu sein; daß seine Vorfahren als freie Leute auf ihrem Erbe gesessen, davon wußte er kaum noch etwas und hatte keine rechte Einsicht in das Wesen dieser alten Freiheit. Am meisten empört ihn, daß ihm das reine Evangelium Jesu Christi entzogen worden ist, allein daß dies wirklich geschehen, davon hat er auch erst in den letzten Jahren Kenntniß erhalten, und den ganzen Umfang der Bosheit, mit welcher es geschehen ist und bis zu dieser Stunde geschieht, begreift er nicht, und wenn man es ihm tausendmal sagte. Er sieht nur das Allernächste; was auch nur ein klein wenig von ihm entfernt liegt, dafür hat er kein Auge. Und wie tief ist ihm der ungemessene Respekt vor allem, was Fürst, Adel oder Pfaff heißt, eingeprägt, ja in Blut und Saft umgewandelt! Mit der Muttermilch ist ihm dieser Respekt eingetränkt, mit jedem Bissen Brot eingefüttert worden. Gegen solche Ansichten und Meinungen, die mit dem ungebildeten Menschen groß geworden sind, helfen keine Vernunftgründe. Es müßte über alle Maßen schlimm von Seiten der Herren über die Bauern kommen — und Ihr wißt alle, daß es schon längst ganz unerträglich war — ehe sie so weit gebracht wurden, überhaupt nachdrückliche, wenn auch noch so billige Forderungen an das menschliche Gefühl der Herren zu stellen, und als diese nun leutselig und freundlich ihnen Alles zu gewähren versprachen, was das Bundesgericht zu Ulm zu Recht erkennen würde, da waren die Bauern vergnügt, und Niemand in der Welt hätte wagen dürfen, sie in ihrem Vertrauen irre machen zu wollen. Sie würden uns für ihre größten Feinde angesehen haben, wenn wir ihnen zugerufen hätten: glaubt den Herren nicht, sie belügen und betrügen euch! Scheltet den gemeinen Mann nicht um dieses kindliche Vertrauen;

es ist ja der schönste Beweis für den Adel der unverdorbenen Menschennatur. Bedenkt auch, wie die Herren verfahren sind! Die Aebte und Prälaten, die Freiherren und Junker sind in ihren Landsgebieten selbst herumgeritten zu den Bauern in die Dörfer und auf die Gehöfte, haben ihnen Recht gegeben und sie des Besten getröstet, auf den Volkstagen haben sie gar herzlich und eindringlich zu den Männern gesprochen, ihnen die Hände gedrückt und sich durch solch mildes und gütiges Gebahren alle Herzen gewonnen. Desselbigengleichen haben die Ulmer Rathsherrn gethan. Der Bauer glaubte sich schon am Ziel seiner bescheidenen Wünsche. Niemand hätte wagen dürfen, die Herren der Falschheit zu bezüchtigen. Haben doch viele vornehme Leute in Ulm selbst und manche Beisitzer des Bundesgerichts an die Wahrheit dessen geglaubt, was sich nun als trügerisches Spiel enthüllt hat. — Also hat dies Alles geschehen müssen, und wir konnten und durften es der guten Sache wegen nicht hindern, damit das arme und gepeinigte Volk bis auf den letzten Mann gründlich überzeugt werde, wie es eigentlich die Herren mit ihm meinen. Es mußte jedes Band des Vertrauens bis auf die letzte Faser zerreißen, es mußte dem armen Volk höhnisch ins Gesicht geschlagen, es mußte ihm mit grausamen Fußtritten vergolten werden, daß sein kindlicher Sinn den schönen Worten geglaubt, damit wir es ganz in die Hände bekommen und zum schönen Ziele der Freiheit führen können. Es ist geschehen; die Herren haben den unschuldigen Kindesglauben des Volks vollkommen geheilt und in Wuth und Rachedurst verwandelt. Jetzt ist es an uns, diese Stimmung des Volks zu seinem Heile zu benutzen. Was muß jetzt geschehen? Losschlagen müssen wir zu gleicher Zeit, so weit unser Bund reicht. Darüber sind wir hoffentlich alle einig. Aber welch ein Ziel haben wir zu erreichen? Ich meine: ein offenes, nahes



und nicht hochgestelltes, welches wir zum Schein vor aller Welt zur Schau aufstecken, in Wahrheit aber ein weites hohes und herrliches, über das wir, die Bundesglieder, einig sein müssen, und von welchem das Volk vor der Hand noch nichts erfahren darf. Das erstere ist, die Verwirklichung der zwölf Artikel, die Ihr alle kennt. Mit diesen kleinen und billigen Forderungen in der einen Hand, mit den Waffen in der andern, treten wir überall unsern treulosen Drängern entgegen und werfen sie nieder. Kein Vergleich, kein Abkommen mehr mit ihnen! Haben wir mit dem Schwerte die Verwirklichung der zwölf Artikel erzwungen, dann wird es uns, den Siegern, nicht schwer fallen, unser jetzt geheim gehaltenes letztes und höchstes Ziel zu erreichen. Ihr wißt, welches es ist; denn viele von Euch haben so gut wie ich selbst mündlich und brieflich mit dem kühnen und trefflichen jungen Manne verhandelt, der es uns als das unerläßlich nothwendige genannt, sollen wir zu Glück und Frieden kommen. Ihr seid wie ich von dem feurigen und begeisterten Thomas Münzer für die Ansicht gewonnen, daß nur in der christlichen Republik das wahre Heil der Zukunft für das deutsche Volk beruhen kann.

Wenn wir das giftige Unkraut, welches unsre Saat stets überwuchert und verderbt, nicht mit der letzten Wurzel aus dem Boden reißen, wird es immer wieder aufschießen und all unsern Fleiß zu nichte machen, alle Früchte desselben verkümmern und uns in Armuth, Elend und Knechtschaft dahin siechen machen. Um uns von dem alten bösen Gebreste gänzlich zu befreien, müssen wir ein Radikalmittel anwenden, kein bloßes Linderungsmittel; was nützte uns später, was nützte unsern Nachkommen eine kleine Hülfe für den Augenblick? Es ist ein Geschrei unter dem Volke aufgekommen: „der Herren Geiz vermehret Schweiz" und Münzer hat sich dessen auch bedient zum Beweis, daß

der gemeine Mann wohl fühlt, wie ihm allein wahrhaft geholfen werden kann. Die Fürsten müssen wir abthun, geistliche und weltliche, Rom müssen wir abschütteln mit seinem Papst, dem Fürsten der Lüge und Finsterniß, von einem Kaiser müssen wir uns lossagen, der in Spanien wohnt und in seinem jugendlichen Leichtsinn keinen Begriff von der Noth und dem Bedürfniß des gemeinen Mannes hat. Die schweizer Eidgenossenschaft sei uns in der Hauptsache ein Vorbild; wie die Schweizer müssen wir Deutschen in einen großen republikanischen Bund zusammentreten und weltliches und geistliches Regiment aus unsrer Mitte wählen und bestellen. Meint die Mehrzahl, daß wir eines Kaisers und eines Papstes bedürfen, so wollen wir uns aus deutschen Geschlechtern einen Kaiser und einen Papst wählen, die unter uns wohnen, schlecht und recht, erfahrne gottesfürchtige Männer, denen des Volkes Wohl wahrhaft am Herzen liegt, nicht Prunkhansen, Schlemmer, Hurer und Blutsauger, Lügenprediger und Satanskinder. Aber meine Meinung ist, wir bedürfen weder eines Kaisers noch eines Papstes. Ein oberster Bundesrath, der da wechselt und immer durch neue Volkswahlen ergänzt wird aus weltlichen und geistlichen Männern zusammengesetzt, führe das Regiment im Staate, wie in der Kirche.

Dies ist meine Ansicht von der nothwendigen Umgestaltung der öffentlichen Dinge. Wie jeder von Euch in seiner Ansicht von der meinigen abweichen mag, so wird doch bei jedem die Ueberzeugung fest stehen, daß eine große Aenderung im öffentlichen Leben vorgenommen werden muß, soll das Volk aus seiner Trübsal befreit und zu fröhlicher Freiheit und Glückseligkeit geführt werden, und daß wir die Feinde des Volks und seiner Freiheit auf Tod und Leben bekämpfen müssen. Diese Feinde aber sind die römische Klerisei, die gewaltthätigen Verfinstrer des Evangeliums, ihre Knechte und Kalandsbrüder, die Fürsten und



der hohe Adel und endlich die reichen und bequemen Bürger der großen Städte, die geldmächtigen Handelsherrn und ihr Anhang. Die beiden erstern sind die aktiven, die letztern die passiven Feinde unsrer Sache. Aber alle drei gehen Hand in Hand, das gemeine Volk auszusaugen, zu unterdrücken, zu verdummen, zu verhöhnen. So haben die Augsburger Handelsherren dem schwäbischen Bunde bedeutende Summen vorgeschossen, um Landsknechte zu werben. Wir haben den uns schwer treffenden Verlust eines Mannes zu beklagen, der eine rühmliche Ausnahme machte und obgleich der reichsten Familie Augsburgs angehörend, dennoch mit Leib und Seele ein wahrer Freund des gemeinen Mannes war. Ihr wißt, daß ich Ulrich Fugger meine. Eine verfluchte Mörderhand hat ihn in den Tod gestürzt, ehe der kleinste seiner großen Plane zur Wirklichkeit gedeihen konnte. Man hat geglaubt, sein jüngerer Bruder Hieronymus sei der Erbe seiner Gesinnung, wie er der seiner Güter ist. Aber er ist auf unsre Einladung nicht unter uns erschienen. Lebte Ulrich noch, so würden uns reiche Geldquellen zu Gebote stehen. Jetzt sind wir auf uns selbst gewiesen. Um den gemeinen Mann, welchen Pfaffen und Adel schon bis aufs Blut gepreßt und zur Verzweiflung gebracht haben, nicht noch mehr zu bedrücken, schlage ich vor die Güter und Kleinodien der Kirchen zu Geld zu machen.

Ich bin fertig mit dem, was zu sagen mir nöthig erschien; mögen Andre nun ihre Meinung vorbringen!"

Da zeigte sich denn, daß zwar Alle den Krieg gegen die Volksdränger zu eröffnen für unerläßlich hielten, aber über den Plan desselben tauchten sehr verschiedene Ansichten auf. Nach langem Streiten ward beschlossen, daß jeder Haufen die Feindseligkeiten in seiner Gegend beginnen und die übrigen Haufen demjenigen zu Hülfe eilen sollten, welcher von dem bündischen Heer zuerst angegriffen werden würde.

In diesem Heere sollten die Landsknechte als die Bauernfreunde so viel als möglich gewonnen werden, damit sie in der Schlacht sich gegen die Reisigen und städtischen Knechte kehrten.

In diesem Beschluß lag der Keim zum Verderben der großen Volkssache. Hätten alle Haufen sich zu einem großen Heere vereinigt und wären in der ersten Wuth und Begeisterung mit vereinter Kraft auf das bündische Heer gestürzt, dieses würde im Nu dem Anstoß erlegen sein; der erste Sieg hätte dem Bauernheer eine unbesiegbare moralische Stärke verliehen, die ganze Bauernschaft Deutschlands und die meisten Bürger der Städte hätten sich erhoben, und über das große schöne Land wäre die Sonne der Freiheit aufgegangen. Aber Deutschlands böser Dämon ließ zur rechten Stunde den rechten Mann fehlen. Es war kein Feldherr in der Versammlung, und einer der größten Momente ging für die Entwickelung des Menschengeschlechts verloren.

Noch mehr auseinander gehend waren die Ansichten über die künftige Gestaltung des Regiments im Staat und in der Kirche. Die rein republikanische Partei, die ganz von Münzers Geist durchdrungen war, zeigte sich bald in der Minderheit, aber die Mehrheit spaltete sich wieder in eine Menge Fraktionen. Die Einen wollten die Fürsten gänzlich abgethan wissen und starke Gemeindewesen unter einem starken mächtigen Kaiser; die Andern hielten für besser, nur den Adel abzuthun, die Fürsten aber beizubehalten; wieder Andre wollten nur die Kurfürsten dulden. Ueber den Kaiser selbst waren sie eben so uneinig: die wollten einen neuen wählen, jene Karln beibehalten, ihn aber zwingen die Kronen von Spanien und Neapel seinem Bruder abzutreten, oder diesen wählen. Mit der Kirche wurde man eher fertig. Jede Gemeinde sollte sich ihren Pfarrer selbst wählen und die Gemeindeältesten mit ihm

zugleich das Kirchenregiment führen, der Kaiser aber eben so gut der Kirche wie dem Reich vorstehen. Manche hätten gern Luthern zum deutschen Papst gehabt, aber es war schon zu viel von seiner feindseligen Gesinnung gegen die Selbsthülfe der Bauern verlautet, als daß ein solcher Vorschlag hätte gemacht werden dürfen.

13.

Jakob Wehe erzählt dem Volke.

Am andern Tage war die große Volksversammlung im Freien. Die Gedanken und Entwürfe der Masse gingen wie immer nur auf das Nächste, auf Abthun der Stifter und Burgen, auf Sättigung der Wuth gegen die treulosen Herrn, auf Stillung des Racheburstes wegen des neuen Betrugs, und eine wilde Begeisterung glühte durch alles Volk, die, verständig geleitet, die größten Resultate hätte gewinnen müssen.

Der edle, volksfreundliche Pfarrer zu Leipheim, Jakob Wehe, sprach wieder zuerst zu der Versammlung. „Armes betrogenes Volk! Die ernste Stunde ist endlich gekommen, wo du dir selbst helfen mußt, wenn dir Gott helfen soll. Du sitzest in Jammer und Elend bis über die Ohren. So ist es sonst nicht gewesen. Deine Väter besaßen vor Jahrhunderten einen köstlichen Schatz, um den ihre Nachkommen im Laufe dieser Jahrhunderte durch List und Gewalt der Pfaffen und Junker allmälig betrogen worden sind, ich meine: die Freiheit. Als freie Männer wohnten Euere Väter auf ihren Höfen, in ihren Dörfern, inmitten ihrer Aecker und Wiesen. Gemeingut waren der Wald, die Weide und das Wasser und die Thiere darin, die Gott der Herr zum Nutzen der Menschen geschaffen hat. Die Waffen

trug der Bauer als schönsten Mannesschmuck zur Wahrung seiner natürlichen Rechte, zur Erhaltung seiner stolzen Unabhängigkeit. Das alte gute Herkommen war das Gesetz, wonach der Richter Recht sprach. Die Männer der Gemeinde hatten ihn selbst erwählt in allgemeiner Volksversammlung und waren alle gleich vor ihm. Ebenso wählten sie sich ihre Häupter und Aeltesten, welche die Vorschläge zu machen hatten; dann berieth die Gemeinde ihre Angelegenheiten und entschied durch Stimmenmehrheit, was da gelten und was nicht gelten sollte. Kein Mensch war dem Andern für seinen Leib und sein Leben oder für sein Eigenthum einen Dienst oder Zins schuldig. Was zum Gemeindewesen beigesteuert wurde, waren freiwillige Gaben, in der Versammlung bestimmt nach Lust und Vermögen. Es gab keinen Adel als den, welchen die edle Gesinnung, die höhere Einsicht in die allgemeinen Angelegenheiten und das aus größerem Besitz hervorgegangene Ansehen verlieh. Aber damit waren keine Vorrechte verbunden. Der Einfluß dieser ausgezeichneten Männer war ein natürlicher, aus den Verhältnissen nothwendig entsprungener, brachte ihnen aber keinen Vortheil; denn ihre Vorschläge waren der Berathung und Entscheidung Aller unterworfen.

Die Deutschen waren aus verschiedenen Volksstämmen zusammengesetzt; jeder Stamm wählte sich seinen Fürsten als oberstes Volkshaupt, das in großem Ansehen und Ehre stand; die Gewalt aber war bei der Gemeinde. Eifersüchtig wachte das Volk über seiner Freiheit. In Kriegszeiten wählte es sich einen Herzog, das heißt: Anführer, Befehlshaber; jeder einsichtsvolle muthige Mann konnte es werden. Ließ er sich aber durch glückliche Erfolge der Waffen gelüsten, größere Gewalt zu beanspruchen, als ihm zugestanden worden, so wurde er wieder gestürzt. Das waren glückliche Zeiten! Laßt uns nun zusehen, wie wir allmälig in so tiefes Unglück gerathen sind!



Erst hat der Adel durch immer größern Besitz immer größeres Ansehen erlangt und ist von den Königen und Fürsten nach Besiegung anderer Völker mit Land und Leuten für geleistete Kriegsdienste beschenkt worden. Diese Besiegten wurden Leibeigene oder Hörige; der Adel schaarte sich um den König und bildete allmälig eine Scheidewand zwischen ihm und dem Volke. Es entstanden Hofhaltungen, und wer dazu gehörte, wurde durch die Fürsten reicher und mächtiger. Der gemeine Mann blieb auf seinem Ackergute und gerieth mehr und mehr in Abhängigkeit von Fürsten und Adel. Noch schlimmer erging es ihm, als die christliche Geistlichkeit ins Land kam. Unter dem lügnerischen Vorgeben, sie könnten durch Gebet und Messen die Seelen der Verstorbenen aus dem Fegfeuer erlösen und ihnen von Gott die ewige Seligkeit verschaffen, ließen sie sich große Schenkungen von Land und Gut machen und brachten freie Leute zur Hörigkeit und Leibeigenschaft. Diese heuchlerischen, sündigen Pfaffen! Sie haben Euern Vätern und Euch das Evangelium Christi entzogen, wodurch Ihr allein die ewige Seligkeit gewinnen könnt, und Euere Väter und Euch durch den niederträchtigsten Betrug zu Knechten und Bettlern gemacht. Für Gottes reines Wort, wie es Christus der Welt voll göttlichen Erbarmens geschenkt, haben diese Baalspfaffen Euch dumme Märchen und Wundergeschichten gegeben, statt Christi Leib und Blut Reliquien, statt des Himmels Licht Wachskerzen, statt Liebe und Demuth Prunk und Pracht, statt frommen Gebets sinnloses Geplärr und alberne Processionen, und für solche falsche Waare haben sie Euch Gut und Blut genommen. Adel und Pfaffen verbanden sich zusammen gegen Euch, um sich einander in dem Bestreben zu unterstützen, Euch aus freien begüterten Männern zu Knechten und Bettlern zu machen und in Euerm Gut zu schwelgen und zu prassen, Euch aber wie Hunde zu halten, Euere Weiber und Töchter zu Unehren zu bringen und Euch

zu stöcken und zu peitschen, zu köpfen, zu erstechen und zu erschlagen, wenn Ihr solche wehleidige Gewalt nicht dulden wollt. Ihr seid's, die mit dem Gute, das Euern Vorfahren gehörte, die faulen lasterhaften Mönche und Nonnen fett füttern müßt, während Ihr hungert; die Ihr mit Euerm Fleiß die hochprunkenden Junker und ihre Frauen zu solcher Hoffahrt ausstaffiren müßt, während Ihr Euere Blöße nicht bedecken könnt; Ihr seid's die Ihr die Burgen und die Stifte, die Paläste und Prunkhäuser bauen müßt, während Wind und Wetter durch das eingestürzte Dach und die schadhaften Wände Euerer Hütte eindringen und Euch dem mörderischen Frost überliefern; Ihr seid's, die den Aebten und Prälaten die Purpurmäntel, die köstlichen seidnen Gewande, die goldnen mit Edelsteinen besetzten Gürtel, die edlen Rosse mit goldbeblechten Zäumen und Reiherbüschen, die goldnen Sporen, die vergoldeten Karossen ankaufen und erhalten müßt und ihren Kebsen und Courtisanen das Geschmeide und die Kleinodien, die perlengestickten Kappen, die seidnen Kleider, das venetianische Tuch, die kostbaren Spiegel, die Elfenbeinschreine, ihren Bastarden die purpurnen Jüplein und Pelzschauben, während Ihr im zerlumpten linnenen Kittel steckt und Euere ehrlichen Weiber kaum für den Festtag ein wollnes Röcklein haben, Euere ehrlichen Kinder aber nackt laufen müssen. Dafür werdet Ihr von ihnen überritten und überfahren, mit der Hetzpeitsche geliebkost, mit dem Spieße gekitzelt, und „der Bauer ein Hund" ist ihr Sprichwort. Christi der Herr hat aber verkündet: „ihr seid alle Kinder meines Vaters im Himmel," und ist gekommen zu den Armen und Bedrängten selbst in Knechtsgestalt; er hat gelegen in der Krippe und ist mit den Zöllnern und Sündern zu Tisch gesessen. So Ihr aber von diesen hochmüthigen Pfaffen das Brot des Lebens verlangt, das der Herr für Alle, die seinen Namen bekennen, gegeben, so reichen sie Euch einen Stein.



Die Könige, statt das Volk zu schützen, gegen solche Unbill, haben es nur noch mehr verderbt. Ihre Grafen und Beamten haben es gedrückt und geplackt im Kriegsdienst und in Friedenszeiten, bis die Freien sich und ihr Gut ihnen hingaben und also, um nur Ruhe zu haben, in die Hörigkeit geriethen. Bald machten sich die Grafen, die nur Beamte der Krone waren, unter schwachen Königen zu Herren der Grafschaften. Von Jahr zu Jahr, je mehr die Macht, der Reichthum und die Fehdelust des Adels, die Zahl und der Reichthum der Bisthümer und Klöster wuchs, desto tiefer sank die Freiheit und die Wohlhabenheit des gemeinen Mannes; denn um Schutz zu haben, mußte er sich in die Hörigkeit eines Mächtigen begeben. Raub und Plünderung des Adels galten gleichsam als Recht und Gesetz. Wer nicht der Leibeigenschaft des Adels verfallen wollte, begab sich in den Schutz eines Klosters, war aber auch um nichts gebessert. So saß endlich der Landmann zwischen den Burgen und Klöstern, wie das Schaf zwischen dem Wolf und dem Tiger; was die Raupe nicht fraß, verzehrte die Heuschrecke. Die Habgier häufte im Laufe der Zeit eine ungerechte und schmähliche Last um die andre auf das hülflose Volk. Da kamen die Zinsen und Gülten, die Beden und Zehnten, die Frohnen und Dienste auf, das Besthaupt und der Heimfall, die Leibhühner und der Leibschilling. Wer kennt die Namen alle für die ungerechten Abgaben und Plagen? Genug, die Nachkommen der freien und wohlhäbigen Landbauern hießen zuletzt nur und heißen heute noch „die armen Leute." Wie ein Fremdling saß der gemeine Mann auf dem Grund und Boden seiner Väter, wie ein Fremdling im Vaterhause, das er unverschuldet nicht mehr sein nennen durfte. Er mußte von Jugend bis ins Alter unablässig im sauern Schweiß seines Angesichts arbeiten und durfte nicht die Früchte desselben genießen, während die, welche sich ihm zu Herren

aufgedrungen, in ihren Burgen und Schlössern, ihren Bischofspalästen und Abteien schwelgten. Wie blutsaugende Thiere liegen sie am Herzen des Volks und zehren ihm alle Kraft aus, sie aber werden dick und fett davon. Je größer die Noth des gemeinen Mannes, desto größer ist die Ueppigkeit der Herren geworden. Je mehr arme Leute, desto mehr Junker, Pfaffen und Mönche. Niemand erbarmt sich Euerer Noth. Ihr müßt Euch selbst helfen. Habt Ihr Arme zur schweren ewigen Arbeit für die Herren, nun so habt Ihr auch Arme, sie todtzuschlagen und wieder freie Männer zu werden auf Euerm Euch von Gottes und Rechts wegen zugehörigen Erbe, um das sie Euch betrogen haben. Ihr nehmt nur wieder, was Euch gehört.

Seit fünf Jahrhunderten schon hat das Volk versucht, sich der Ketten zu entledigen, die ihm Pfaffen und Edelleute geschmiedet. Die verunglückten Versuche, sich die Freiheit zu erringen, haben die Sklaverei nur noch ärger gemacht, aber gerade darin liegt der Beweis, daß das Volk zur höchsten Verzweiflung gebracht, endlich mit dem Aufgebote aller Kräfte millionenarmig zuschlagen und sich seiner Dränger und Blutsauger entledigen muß. Vor anderthalb Jahrhunderten empörten sich die Bauern in Frankreich gegen den selbstsüchtigen Adel, aber sie unterlagen im mörderischen Kampfe; dagegen blieben die Bauern von Schwyz, Unterwalden und Uri im Sieg gegen ihre Bedrücker, und als der Habsburger, der damals die deutsche Kaiserkrone trug, die schlichten Alpenhirten um ihre Freiheit betrügen wollte, verschwuren sie sich und erschlugen die höhnischen Buben, die kaiserlichen Landvögte, und so entstand die Eidgenossenschaft, es sind nun zwei hundert und etliche Jahre. Neun Jahre darauf fiel ihnen der mächtige Herzog Leopold von Oestreich ins Land und wollte sie wieder zur alten Knechtschaft zurückbringen; denn diese Habsburger sind stets die ärgsten Feinde der Freiheit gewesen, aber in den Päſſen

von Morgarten lernte er mit Schimpf und Schande, daß ein wahrhaft freies Volk unbesieglich ist. Mit der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts vergrößerte sich die Eidgenossenschaft zu dem starken Bunde, wie er jetzt besteht. Aber der glühende Haß der Herren gegen diesen freien Bürger- und Bauernbund trieb den Enkel jenes Leopold und ebenso geheißen, gegen Ende des Jahrhunderts abermals in die Alpen; mit einem wohlgerüsteten Heere wollte er die Freiheit des Hirtenvolks abschlachten und seinen Großvater rächen. Die hochfahrenden Ritter spotteten des Gesindels rebellischer Bauern, „das sie bald gesotten oder gebraten einliefern wollten.“ Aber es kam wiederum anders. Der Bauer Arnold von Winkelried machte der Freiheit eine Gasse, und fast siebenhundert Grafen und Herren mit dem östreichischen Herzog selbst und über zweitausend Gemeine wurden von dem verspotteten Bauerngesindel erschlagen. Wie sich die Eidgenossen gegen den Kaiser Max ebenso gut gewehrt haben, wissen die Aeltern von uns aus eigner Erfahrung.

Es sind nun hundert und zwanzig Jahre, da machten sich die tapfern Appenzeller, angeführt von dem wackern Bauernhauptmann Rudolf von Werdenberg von der Bedrückung der Pfaffen in St. Gallen frei und schlossen sich der Eidgenossenschaft an. Damals wollten sich die Hirten der tyroler Alpen auch frei machen und drangen durch Vorarlberg, Hunderte von Schlössern der Herren in Schutt und Asche legend, aber vor Bregrenz wurden sie von den Rittern geschlagen. Die Fürsten und Edeln im Vorarlberg, im Innthal und in Oberschwaben versprachen damals den Bauern ihre Lasten auf alle Weise zu erleichtern; als sie aber den Freiheitsschwindel vergangen glaubten, hielten sie von all den Versprechungen gar nichts. Manche bedrückten sogar ihre Bauern noch härter als vorher. Ihr müßt wissen, daß die Fürsten noch niemals Versprechen ge-

halten haben, die ihnen die Angst vor aufrührerischen Unterthanen abdrang; und gedrückte Völker, die sich in der Stunde, wo sie das schmähliche Joch abzuschütteln vermochten, mit schönen Versprechungen der Fürsten und Herren abspeisen ließen, sind stets verloren gewesen. Gebe Gott, daß Ihr zur rechten Einsicht gelangt seid, und daß Ihr nicht zu spät die traurige Wahrheit begriffen habt, die schon im alten Testament so nachdrücklich gepredigt ist: Verlaßt Euch nicht auf Fürsten.

Hundert Jahre sind es jetzt gerade, als in Rhätien der graue Bund entstand, sogenannt von den grauen Kitteln, der Landestracht dieser Gebirgsbauern. Der Adel wollte solchen Verein nicht dulden und verband sich gegen die Bauern unter dem sie verhöhnenden Namen des schwarzen Bundes. Stark gerüstet überfielen sie das Schamserthal, um die Bauern zur alten Knechtschaft zu zwingen, oder sie todtzuschlagen. Statt dessen wurden die adligen Herren zumeist von den Thalleuten todtgeschlagen, und der Bund der Graubündtner ist jetzt stark und mächtig und trotzt allen adligen Anmaßungen. Ihr seht daraus, daß es im Kampfe des Volks um seine Freiheit gegen Fürsten, Adel und Pfaffheit keinen Mittelweg gibt, entweder Ihr müßt Euch größtentheils von ihnen todtschlagen lassen, und was übrig bleibt, muß als Knecht sich in den bübischen Willen der Herren fügen, oder Ihr müßt sie todtschlagen. So lange sie Leben und Macht haben, werdet Ihr zu keiner Freiheit, ja zu keinem erträglichen Zustande gelangen.

Die freien Schweizerbauern wollten ihren Nachbarn auf dem Schwarzwalde und in Oberschwaben auch die Freiheit bringen. Die Schwarzwälder hatten sich noch viele alte Freiheiten ihrer Ahnen zu erhalten gewußt. In Schwaben war es schlimmer. Das arme Volk keuchte unter der ihm aufgelegten Last. Es dachte nicht daran, die sogenannten Rechte der Herren abzuschaffen, es wollte nur ihren



fürchterlichen Mißbrauch, die himmelschreienden Uebergriffe der Gewalt entfernt wissen. Die Bauern wollten im Landesherrn keinen Tyrannen, sondern einen gnädigen Herrn haben. Es hat ihnen Alles nichts geholfen. Die Bewegung wurde gewaltsam unterdrückt, und zur Schande der Fürsten wurde das Unglück des gemeinen Mannes nur größer. Die Pfaffheit trieb ein immer frecheres Spiel mit dem Volke; die ärgsten Lügen, die albernsten Gaukeleien wurden ihm als Christi Lehre aufgebunden. O wenn die Steine schreien könnten, sie würden ein Jammer= und Klagegeschrei erheben, das über die Wolken hinausdränge, über die gräßliche, blutige, unmenschliche Zwingherrschaft, welche Fürsten, Adel und Pfaffen über das unglückselige gemeine Volk ausgeübt haben! Es traten erleuchtete Männer auf, welche Christi reines Evangelium verkündeten und gegen den Pfaffentrug eiferten. Wie einst der edle Arnold von Brescia in Italien und in der Schweiz, so nun Wikleff in England und zuletzt Huß in Böhmen. Ihr kennt den wilden Hussitenkrieg. Was war er anders, als der verzweiflungsvolle Kampf des Volks in Böhmen gegen seine weltlichen und geistlichen Tyrannen, der Kampf um Freiheit in Staat und Kirche? Da er in Böhmen ausgewüthet hatte, ging die Bewegung auch im deutschen Reiche an. Ihr habt alle vom Pfeifer=Hänslein von Niklashausen gehört, wie es dem übermüthigen Bischof von Würzburg aufspielte. Es leben im Frankenlande noch viel Leute, die das Hänslein gekannt haben, als es dem Volke das neue Evangelium predigte. Es liefen ihm viele Tausende zu. Der fürstliche Pfaff ließ die Leute niederschießen und das Hänslein und seine Hauptanhänger köpfen, aber den Geist, der im Volke erwacht war, konnte er nicht niederschießen und köpfen lassen. Weiter können die Tyrannen nichts, als mit Söldnern, die sie beschwatzen und erkaufen, gegen das Volk ziehen und es morden, das seine alten Freiheiten be-

gehrt; aber immer steht das Volk von neuem auf und fordert immer ungestümer, bis der Tag kommt, wo es die Tyrannen todtschlägt; denn nur dadurch allein kann die Freiheit gewonnen werden. Ich will Euch nichts erzählen vom Käse- und Brotspiel in den Niederlanden, von jenem Kampfe des hungernden Volks am Niederrhein gegen seine grausamen Schinder. Auch er ist unterdrückt worden, weil das Volk nicht gehörig zusammenhielt; aber von den Aufständen in unsrer Gegend seit dreißig Jahren laßt mich noch ein paar Worte reden. Der Bundschuh ist's, der vor dreißig Jahren zuerst aufkam im Elsaß. Da trat das Volk im geheimen Bund zusammen, um Abhülfe von seiner unausstehlichen Noth zu berathen. Wie einst die Schweizerbauern Nachts auf dem Rütli zusammen sich verschwuren, ihre Freiheit zu erkämpfen, so die Elsässer auf dem einsamen schauerlichen Hungerberge, dessen Namen sie recht an ihren unseligen Zustand erinnerte. Es waren nicht blos Bauern und Handwerker aus den Dörfern, es fanden sich wie heute tüchtige Männer aus den höhern Ständen dazu, sogar Magistratspersonen aus den Städten. Es drückte sie, was uns heute noch drückt, sie wollten, was wir wollen: die Mißbräuche der weltlichen und geistlichen Herrschaft abthun. Der Bund wurde verrathen und auseinander gesprengt, und die Bündler, deren die Tyrannen habhaft werden konnten, geviertheilt, geköpft, verstümmelt an Händen und Fingern, ins Elend gejagt. Mit unerhörter Grausamkeit wurde die Menschenjagd betrieben und die kleinste Spur eines Mannes verfolgt, den man im Verdacht hatte, zum Bundschuh gehört zu haben. Denn gegen die wilden Thiere sind die Herren und Pfaffen nicht so grausam blutdürstig, als gegen Menschen, die sie in ihrer Wollust, Schlemmerei und Tyrannei hindern wollen. Wer sich nicht geduldig und demüthig das Blut von ihnen aussaugen lassen will, dem thun sie alle Marter, Noth und

Tod an. Viele vom Bundschuh flohen in die Schweiz und fanden bei den Eidgenossen Theilnahme und Gastfreundschaft. Darob zürnten die Herren den Eidgenossen gar sehr; denn der Bund der Eidgenossenschaft ist ihnen ein Dorn im Auge gewesen seit seinem Beginn; der zu Fleisch und Blut gewordene Geist der Freiheit ärgerte sie, und sie nannten ihn in ihrem ohnmächtigen Zorn: die lose Büberei, die sie nicht über den Rhein herüber kommen lassen wollten. Wie gern hätten sie ihn vernichtet! Haben unsre Väter den tollkühnen Herzog von Burgund und Niederland, den prächtigen, trotzigen, blutdürstigen Karl, den Großvater unsres Kaisers, nicht zweimal mit mächtigen Heeren den Rhein heraufziehen sehen in das Alpenland, wo er entspringt, um die freien Völker unter die eiserne Ruthe seiner Zwingherrschaft zu beugen? Der war ein echtes Vorbild für die Fürsten, ein wüthender Feind der Freiheit, hart, unmenschlich, mit eisernem Fuße die Völker, die es wagen wollten Menschen zu sein, niedertretend, um Fürsten und Adel und Geistlichkeit zu bereichern, damit sie in sardanapalischer Pracht und Wollust schwelgen könnten. Die Abgesandten des armen Bergvolks flehten ihn an, ihrer zu schonen, er hohnlachte ihrer Bitte. Fürsten haben kein Herz für die Bitten der Völker um Schonung. Achthundert Eidgenossen ließ er in der eroberten Schweizerstadt Granson, die es gewagt hatten, sich ihm zu widersetzen, grausam niedermetzeln, der prächtige Bluthund! Bald rächten sich die Schweizer durch die Vernichtung des burgundischen Heers bei derselben Stadt und drei Monate später in einem eben so herrlichen Sieg bei Murten. Der verwegene Freiheitsfeind wurde ganz toll und wollte mit aller Gewalt das Bubenvolk niederwerfen. Er selbst wurde niedergeworfen von den Schweizern bei Nanzig in Lothringen. In den Koth wurde er geworfen und zertreten, der fürstliche Bube. Möge es allen Buben so ergehen, fürstlichen, adli-

gen, pfäffischen und allen andern, die am Geiste der Freiheit freveln, den Gott als mächtigen Trieb in die menschliche Brust gelegt, und den sein eingeborner Sohn verkündet hat!

Kaiser Max war durch die Niederlage und den Tod seines Schwiegervaters nicht klüger geworden; er wollte die Eidgenossen zwingen, die Lasten und Plackereien des deutschen Reichs zu tragen, d. h. dem Habsburger Hause dennoch unterthan zu sein. Als sie sich dessen entschieden weigerten, verband er sich mit dem schwäbischen Bunde, welcher stets einen scharfen Zahn auf die Schweizer-Freiheit gehabt, zum Krieg gegen sie. Die schwäbischen Junker prahlten: „Wir wollen in der Kuhmäuler Land dermaßen brennen, daß der liebe Herrgott auf dem Regenbogen vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an sich ziehen soll." Aber es kam wieder anders. Erst wurden die Schwaben in zehn Treffen mit Schimpf und Schande geschlagen, und als der Kaiser mit zwanzigtausend Mann kam und gegen das Schwaderloch, wo die Schweizer standen, zog, verging den Herren die Lust, die Ehre ihrer Waffen gegen „schnöde gottlose Bauern" auf's Spiel zu setzen. Der Kaiser zog sich mit Schmach zurück, indem er sagte: es wäre bös, Schweizer mit Schweizern zu schlagen. Das heißt: das ganze Heer der Gemeinen war der Freiheit zugethan und den Schweizern wohlgesinnt. Der Kaiser zog sich zurück, plötzlich reute es ihn aber, die gottlosen Bauern, die ihren falschen Bund immer weiter ausbreiteten, nicht angegriffen zu haben. Von Lindau aus ließ er in eidgenössisches Gebiet streifen, den Grafen von Fürstenberg schickte er mit Verstärkungen der rheinischen Fürsten und Städte von der andern Seite in die Schweiz. Der lag bald drauf sorglos an den Ufern der Birs bei Dornach unweit Basel und meinte, es könne doch nicht Schweizer schneien. Fast war's aber doch so. Von der hohen Schartenfluh sahen die



Hauptleute der Schweizerbauern, wie die Herren unten sich durch allerhand Kurzweil mit Tanz und Spiel, mit Mädchen und Baden vergnügten. Die Bauern beteten knieend auf diese Nachricht und brachen dann durch einen Hohlweg über das feindliche Lager herein, um den Herren „diese fröhliche Kirchweih und Badefahrt" zu gesegnen, und erschlugen über dreitausend Bauernfeinde, darunter viel Ritter, Grafen und Herren, den Grafen von Fürstenberg nicht ausgenommen. Ja sie gaben nicht einmal die Leichen dieser adligen Männer für großes ihnen gebotenes Lösegeld, selbst auf Fürbitte des Kaisers nicht heraus, sondern versetzten: „Die Herren seien ungerufen zu den Bauern gekommen und müßten nun für immer bei den Bauern bleiben!" Nachher hat Kaiser Max die gottlosen Bauern in Ruh gelassen.

Im deutschen Reich ging's den Bauern deshalb nicht besser, im Gegentheil schlimmer, und deshalb schweizerte es überall mehr und mehr, je weniger die Hoffnungen des vertrauensvollen gemeinen Mannes auf den gepriesenen Max in Erfüllung gingen. Ueberall im Volke trug man sich mit der Sage, er habe einst gelobt, ein Bauernfreund werden zu wollen. Um so bittrer war die Täuschung. Als das Reichswesen neu geordnet wurde, vergaß der Kaiser des gemeinen Mannes. Und so werdet Ihr immer vergessen werden, nur nicht, wenn Ihr geben sollt. Da gedenken die Herren Euer täglich und stündlich. Wollt Ihr aber Menschen sein, wie sie; Kinder eines Vaters im Himmel, wie Jesus Christus gelehrt hat, wollt Ihr der Segnungen dieser seiner Lehre theilhaftig sein, wollt Ihr die in Euch gepflanzte Sehnsucht nach Freiheit, Glück, Liebe, Wohlstand, Menschlichkeit und Brüderlichkeit befriedigen, gleich betrachten Euch die Herren wie ihre Hunde, o — nein! schlimmer; denn ihre Hunde und Pferde werden Euch weit vorgezogen, sie behandeln Euch wie das Rindvieh und das Schafvieh, sie



hetzen Euch und schießen Euch nieder wie das Thier des Waldes. Das ist kaiserliche, fürstliche, hochadlige und freiherrliche Ansicht von Euerm Menschenthum, von Euerm Christenthum. Und doch kommt auf tausend Bauern kaum ein Fürst oder Herr, und doch hat der Bauer Arme, wie die Herren, zuzuschlagen, und doch trägt er Waffen, wie die Herren, sich zu wehren; und doch sind die Bauern so klug und so dumm wie die Herren. „Aber die Herren haben Macht und Geld, der Bauer ist ohnmächtig und arm." O Bauer, begreife endlich, daß die Macht des Herrn nur darin besteht, weil du ihm gehorchst, und daß sein Geld die Frucht deines Fleißes ist, die du dir thöricht genug von ihm abpressen läßt! Schau, wie's die Schweizer machten und folg' ihnen nach.

Denkt doch daran, vorzüglich Ihr aus dem Algäu, und ruft es Euch recht lebhaft ins Gedächtniß zurück, wie die Kemptener Bauern vor vierunddreißig Jahren von dem schelmischen und meineidigen Fürstabt um den Rest ihrer alten Freiheit schändlich betrogen worden sind! Gewiß sind noch manche Alte aus jener Gegend unter Euch, welche diesen gottlosen und abscheulichen Betrug selbst mit erfahren haben.

Vor vierhundert Jahren saßen hier zu Lande noch viele Bauern auf ihren Höfen, völlig frei und unmittelbar unter kaiserlichem Schutz, zu nichts verpflichtet als zum Kriegsdienst. Der Abt von Kempten forderte von ihnen Zinsen und Leistungen, die sie ihm zu gewähren sich hartnäckig weigerten, weil sie solche zu leisten mit nichten schuldig waren. Da ließ der Abt eine falsche Urkunde schmieden, einen angeblichen Stiftungsbrief Kaiser Karls des Großen, worin die geforderten Leistungen als Rechte dem Gotteshause zuerkannt waren. Das war vor hundert und einigen Jahren. Die freien Bauern wußten nicht, wie sie dem groben Betrug begegnen sollten. Nur Geistliche hätten

die Unechtheit der Urkunde nachweisen können, aber keine Krähe hackt der andern die Augen aus. Die Bauern machten in ihrer Noth Gebrauch von ihrem alten Rechte und wählten sich einen andern Schirmherrn. Der Abt schrie wüthend über Beeinträchtigung seiner Rechte, und ein Schiedsgericht auf Befehl des Herzogs Ludwig von Baiern, aus Edlen und Städtebürgern zusammengesetzt, entschied gegen die Bauern. Diese aber wählten doch einen andern Ritter zum Schirmherrn und vertheidigten ihr gutes Recht mit den Waffen gegen den lügnerischen betrügerischen Abt. Dieser wandte sich an den Papst, und von Rom würde der Schirmherr verfolgt und gebannt, die Bauern selbst mit dem Banne bedroht, falls sie nicht dem Gotteshause die schuldigen Zinsen und Zehnten entrichteten. Die Bauern wehrten sich verzweifelt, und so trat ein neues Schiedsgericht zusammen, welches dem Abt aufgab, einen Eid zu schwören, daß seine Vorgänger mit Recht die Zinsen bezogen hätten; der Abt schwur nach einiger Zögerung den falschen Eid und schrieb ebenso nach Rom an den Papst, alle seine Vorgänger hätten die Zinsen von den Bauern erhalten, die gleichsam Leibeigene des Stiftes seien, und mehre Prälaten unterstützten die grobe Lüge mit ihrem Zeugniß und Siegel. Die Bauern blieben im Unrecht, und der Papst absolvirte den Abt von der Sünde des Meineids und Betrugs, als er dem Abt von Zwiefalten dieselben gebeichtet hatte. Aber die um ihre Freiheit betrogenen Bauern gab der Papst nicht wieder frei. Durch Meineid und Betrug eines Kirchenfürsten waren freie Männer um ihre Freiheit und ihr gutes altes Recht betrogen. Ja, der Kaiser ließ sich wenige Jahre darauf vom Abt bestimmen, den Befehl zu ertheilen, das Niemand die Leibeignen, Zinser und Altarleute des Gotteshauses zu Kempten wider den Abt und dessen Willen in Schutz nehmen dürfe. So ward den armen Bauern von kaiserlicher Willkür der letzte

Schutz gegen pfäffische Willkür genommen. Und nun ging die furchtbarste Bedrückung an, und alle schlechten Künste wurden aufgeboten, um ehemals freie Leute in gänzliche Leibeigenschaft des Stiftes zu bringen. Was in diesen letzten hundert Jahren bis heute im Stift Kempten geschehen, möchte einen Stein erbarmen, aber nicht das Herz dieser habsüchtigen, herrischen, wollüstigen Kirchenfürsten. Wer sich auf die alten Freiheitsbriefe berief, wurde in den Block oder Thurm gelegt.

Da vor ungefähr funfzig Jahren fand ein junger Bauer im Nachlaß eines uralten Großohms, der allein gelebt hatte, ein altes Buch mit verschiedenen Schriftstücken. Zum Glück hatte er lesen gelernt und entdeckte die Freibriefe, und besonders eine Urkunde vom Jahr 1144, woraus sonnenklar hervorging, daß die freien Zinsbauern nichts als den einfachen Zinspfennig und den Todfall zu geben schuldig seien. Er versammelte die übrigen Bauern seiner Gemeinde, bald kamen alle Zinsbauern des ganzen Stifts zusammen, und der Streit begann von neuem. Sechsundzwanzig Familien wählten sich, dem ungerechten kaiserlichen Verbot zum Trotz, einen neuen Schirmherrn. Das Kloster bot alles auf, um die Sache zu hintertreiben, aber der Abt mußte die Urkunden seiner Vorfahren anerkennen. Nun kam ein neuer Abt dran, Johannes der Zweite. Der zeigte sich anfangs als einen milden und gnädigen Herrn, und es schien, als wolle er das Recht anerkennen und der Noth der Bauern ein Ziel setzen. Thörichte Hoffnung! Bald genug warf der Wolf den Schafspelz ab. Der Abt Johannes II. wurde ein schlimmerer Tyrann als alle seine Vorgänger. Doppelte und dreifache Steuern wurden von ihm aufgelegt, und er verpraßte das Geld in Augsburg mit seinen Kebsen und Junkern, und wenn die Bauern gar zu kläglich jammerten, entgegnete er ihnen ganz gemüthlich, er mache es ja nicht schlim-

mer wie die andern Herren auch! Und darin hatte er recht. Die Herren waren alle Raubthiere, und er war ebenfalls ein solches. Da kam nun im Jahre 1489 in Folge von Mißwachs eine große Theuerung, und da die beiden folgenden Ernten ebenfalls nicht gediehen, so entstand eine furchtbare Hungersnoth in den obern Landen. Und doch legte der unmenschliche Abt eine neue Steuer auf. Die ganze Bauernschaft kam am 15. November 1491 an der alten Mälstatt zu Luibas, um zu tagen, zusammen und einen Bund zu bilden zu gegenseitigem Schutz ihrer alten Rechte und Freiheiten. Eine Woche später standen sie schon zusammen in Wehr und Waffen, in einem Lager bei Durach und hatten Jörg Hug von Unterasried, einen beherzten und beredten wackern Mann zu ihrem Hauptmann erwählt. Er ließ sie schwören, fest zusammen zu halten. Dann ward der Beschluß gefaßt, vorerst den schwäbischen Bund um Hülfe für ihr Recht anzurufen, und Hug ging nach Ulm und ward der Sprecher der Bauern. Der Abt aber nannte ihn spottend den Huß von Unterasried. Aber wie konnten die armen Leute Hülfe von einem Bunde erwarten, der aus reichen Städtern und Herren bestand, die sämmtlich mit den Pfaffenfürsten gleiche Sache hatten, und in der Unterdrückung der Bauern nur ihren eignen Vortheil sahen? Auf den Knieen riefen die Abgeordneten der Bauern auf dem Rathhaus zu Kempten vor den Botschaftern des schwäbischen Bundes ihr Recht an: sie wollten ihre Köpfe sich abschlagen lassen, wenn sich erwiese, daß sie Unrecht begehrten. Die eigennützigen Herren des Schwabenbundes blieben taub vor der Stimme des Rechts und brachten einen parteiischen Vergleich zu Gunsten des Abts vor. Drauf schickten die erbitterten Bauern Heinrich Schmidt von Luibas an den Kaiser. Der treulose Abt ließ den Mann unterwegs meuchlings erschlagen, und ward nun auch zum Mörder. Ein zweiter Bauernbote Sebastian Becherer aus Kempten gelangte

glücklich zum Kaiser und zurück mit der Kunde, der Abt solle vor das kaiserliche Hofgericht geladen werden, um sich auf die Klagen der armen Leute zu verantworten. Es blieb beim kaiserlichen Versprechen; denn darin war der Kaiser Max groß. Die Bauern wurden fort und fort vom Abt gedrängt und geschädigt; da traten sie abermals zusammen. Der Abt schrie den ihm so befreundeten schwäbischen Bund wiederum um Hülfe gegen seine aufrührerischen Unterthanen an; der Bund drohte den Bauern, wenn sie nicht die Waffen niederlegten und ihrem Herrn gehorsam wären und versprach ihnen Recht vor einem Bundestag zu Eßlingen. Die Bauern ließen sich nochmals treuherzig machen und das Bundesgericht entschied abermals gegen sie. Die Bauern widersetzten sich, der rechtverhöhnende Bund zog sein Kriegsvolk bei Günzburg zusammen, der Abt seine Knechte bei Mindelheim. Aber sie ließen Monate verstreichen, um die Bauern erst sicher zu machen. Ihr seht, der schwäbische Bund ist damals schon so treulos, so ehrlos, so schlecht gewesen, wie heute. Was kehren sich die Herren in Ulm an Recht? Städter sind's und adlige Herren, und herrschen wollen sie über den gemeinen Mann, ihn zu ihrem Knecht haben und zum Lastthier, ihn aussaugen und selbst in seinem Schweiß und Blut schwelgen. —

Das schwäbische Bundesheer fiel endlich plötzlich über die Bauern in ihren Dörfern her, hieb und stach sie nieder, verwundete und verstümmelte sie, raubte ihr Hab und Gut, verbrannte ihre Häuser. Hunderte von Bauern verließen ihre Heimath und wanderten in die Schweiz aus. Nach solcher scheußlichen Gewaltthat setzte der Bund der Bauernschaft einen neuen Tag zu Memmingen zu rechtlicher Verhandlung. Diese Barbaren hatten noch die Stirn, von Recht zu sprechen. Nichtsdestoweniger kamen noch zweihundertundzweiundfunfzig der bedrückten Zinser und Gotteshausleute. Nun, der sogenannte Rechtsspruch fiel, wie

zu erwarten stand: Die Bauern haben dem Abt Treue, Gehorsam, Dienst zu halten. Zinssteuer, Gilt, Besthaupt, Heimfall und alles zu leisten, was sie zeither haben leisten müssen, bis sie beweisen, daß sie es nicht schuldig seien. Mit solchem Hohne würzte der Bund seinen Rechtsspruch, und das war das Ende vom Liede. Die Bauern waren ihrer Freiheiten und Rechte beraubt, und der Abt trieb sein Preßgeschäft eifriger als erst. Nun war wieder Ruhe und Ordnung im Lande. Hier war die Flamme unterdrückt, an einem andern Orte schlug sie bald wieder empor.

Im Bruchrain zu Untergrünbach im Speiergau schweizerte es zuerst wieder stark, und Bundschuh! Bundschuh! war hier die geheime Losung. Im stillen Wald in dunkler Nacht schwuren die Männer zum Bund, es waren ihrer bald siebentausend. Ihre Hauptartikel waren: das Joch der Leibeigenschaft gänzlich abzuschütteln, mit dem Schwerte sich selbst frei zu machen, wie die Schweizer ihre Nachbarn vordem gethan; dann die geistlichen Güter alle einzuziehen und sie unter das arme Volk zu vertheilen, den Adel und die Fürsten abzuthun und nur den römischen König als Herrn und Haupt anzuerkennen. Nichts als die Gerechtigkeit Gottes, war der Spruch auf der Bundesfahne, darunter das Bild des Gekreuzigten, vor dem Kreuze ein knieender Bauer und ein großer Bundschuh. Pfaffenverrath stürzte auch diesen schönen Bund. Als die Verschwornen eben Bruchsal überfallen wollten, beichtete ein alberner Mensch das Bundesgeheimniß einem Leutpriester, und geistliche und weltliche Herren, der Kaiser an der Spitze, ja sogar der schwäbische Bund beeilten sich, nach gemachter Anzeige des Pfaffen, die grausamsten Mittel gegen die Bündler anzuwenden. O dieser gefeierte Kaiser Max! Jetzt hatte er die schönste Gelegenheit, den Wunsch seiner Jugend zu erfüllen und ein getreuer redlicher König

des Volks zu sein. - Als solcher hätte er den Beschwerden der Bauern abhelfen, ihre zertretenen Rechte wieder aufrichten und schirmen müssen. Ja, er wäre ein mächtiger König geworden durch ihre Liebe und ihre Kraft. Und was that er? Ihr alle habt es zu seiner Zeit mit Zähneknirschen erfahren. Der ergriffene Bündler wurde lebendig geviertheilt, sein Vermögen eingezogen, sein Weib und Kind aus dem Lande gejagt. Das that der vielgelobte Max. Zum Glück waren seine Blutbefehle unausführbar; denn ganze Dörfer und Gegenden hätten müssen ausgerottet werden. Die Verschwörung selbst war so gut angelegt, daß die Häupter nicht einmal verrathen wurden und deshalb entweder unerkannt in ihrer Heimath blieben, oder glücklich in die Schweiz und auf den Schwarzwald flüchten konnten. Unter den Letztern war Joß Fritz einer der Hauptanstifter des Bundschuhs im Bruchrain und von Untergrünbach gebürtig. Nachdem der Plan gescheitert war, trieb er sich zehn Jahre lang flüchtig in den obern Landen herum, und viele von Euch haben ihn kennen gelernt und mit ihm verkehrt, dem wackern Gesellen, der die Sache stets am rechten Ende geschickt und schlau angriff. Hätten wir in jedem Dorfe einen Mann wie Joß Fritz, der Teufel sollte uns nichts anhaben, geschweige ein Pfaff und ein Fürst. — Nachher machte sich Joß im Dorfe Lehen bei Freiburg im Breisgau ansässig, und hier hat er vor zwölf Jahren den großen Bundschuh von Lehen angestiftet, gegründet und zusammengebracht. Er hatte in den letzten Jahren zuvor auf den beiden Ufern des Rheins, im Schwarzwald, in der Markgrafschaft Baden und im Herzogthum Würtemberg unter den alten Bündnern des Speiergaus für den neuen Bund geworben und zu den Alten viel Neue hinzugewonnen. Als er nun mit seinen Freunden von Lehen und der Umgegend auf der Hartmatte, einem einsamen Wiesengrunde an der Dreisam, mit der anbre-

chenden Nacht zusammenkam, konnte er schon mit Recht von einer großen Ausdehnung des Bundes sprechen. Er hatte gute Helfer, nicht nur den Pfarrer zu Lehen, auf welchen das Volk großes Vertrauen setzte, sondern auch den Bäckerknecht Hieronymus aus dem Etschlande, der in der Mühle zu Lehen diente, weit in der Welt herumgekommen und ein guter Redner war, dann Stoffel von Freiburg, einen sehr gewandten Mann, der sich meist im Wirthshause vor der Stadt Waldkirch ohnweit der Probstei aufhielt und auf einem weißen Rosse ritterlich gut gekleidet im Lande auf Werbung zum neuen Bundschuh herumritt; dann Joß von Bretten, einem pfälzischen Kriegsknecht, der ein besonderer Vertrauter von Joß Fritz war, ferner Thomas Wirth zu Egentzschweiler, der französischer Hauptmann gewesen, den Junker Stephan auf dem untern Schlößlein bei Derdingen ohnweit Bretten, den Junker Jakob Begers zu Niederhinbergen und manche Andre von den Herren und Bürgern. Vorzüglich viel nützten ihm aber die Bettler im Lande, die er alle für den Bund gewonnen, und welche die Boten und Verkünder desselben beim gemeinen Manne wurden. Der Bund dehnte sich bald über den ganzen Elsaß, den Breisgau, die Markgrafschaft, den Schwarzwald, Oberschwaben, den obern und untern Kraichgau bis zum Mittelrhein hinab; aber mit großer Vorsicht war er in lauter einzelne Ringe getheilt und außer den Häuptern kannte Jeder nur die Theilnehmer und Genossen seines Rings. In einzelnen abgelegenen Wirthshäusern oder Nachts unter freiem Himmel im Walde waren die Zusammenkünfte der Führer oder auch der Ringe. Auch die Kirchweihen und Märkte waren Versammlungstage. Die Verbündeten trugen kleine Abzeichen an sich, woran sie sich erkannten, auch hatten sie eine geheime Losung. Nach mehrmaligen vergeblichen Versuchen, sich auch ein Fähnlein mit dem Bundschuh zu verschaffen, ge-

lang es endlich Joß Fritz zu Heilbronn am Neckar, einen Maler unter falschen Vorspiegelungen zu vermögen, ihm die Fahne zu malen. Es war das Leiden Christi darauf, die Mutter Gottes und St. Johann der Täufer, der Kaiser und der Papst, endlich ein Bauersmann unter dem Kreuze knieend und daneben der Bundschuh. Darunter die Worte: „Herr, steh deiner göttlichen Gerechtigkeit bei!" — Mit dieser Fahne unter dem Brustlatz eilte Joß der Heimath zu, und nun sollte der Aufstand losbrechen, also hatte er's vor seiner Abreise angeordnet. Aber er war noch auf der Heimreise begriffen, als der Bund an den Markgrafen von Baden verrathen wurde, es war in den ersten Tagen des Oktober 1513. Ihr wißt, wie es zuerst in Freiburg zuging; es sind ja viele Hunderte von Euch beim Bunde gewesen. Die Regierung in Ensisheim gerieth in großen Schrecken, mit ihr die Herren auf den Burgen und in den Städten; denn sie hatten kein Kriegsvolk, und die benachbarten Schweizerbauern waren eben gegen ihre Herren im vollen Aufstand begriffen. Aber die Verschwornen in Lehen wurden, als sie den Verrath und die Maßregeln gegen sie in Freiburg vernahmen, muthlos und beschlossen, gänzlich von ihrem Handel abzustehen und Alles zu unterdrücken. Die Freiburger Bürger fielen bewaffnet um Mitternacht in das Dorf Lehen, nahmen die Häupter gefangen, die Andern retteten sich schleunigst durch die Flucht nach der Schweiz. Die Gefangenen wurden enthauptet und geviertheilt. Aber es waren nur wenig Opfer, weil sie selbst auf der Marterbank ihre Mitverschwornen nicht verriethen. Schlimmer gings im Elsaß, wo es der östreichischen Regierung gelang, sehr vieler Bündler habhaft zu werden. Sie wurden alle hingerichtet, und es floß so viel Blut dort, daß die gemeine Sage sich erhob: der Kaiser habe befohlen, daß kein Bundschuher mehr eingezogen, oder wenn dies schon geschehen, an Leib und Leben

gestraft werden solle. Aber die kaiserlichen Räthe und Statthalter in Ensisheim erklärten öffentlich diese Sage für eine Erdichtung, im Gegentheil sei es Wille und Befehl Seiner kaiserlichen Majestät, daß jeder dieser Uebelthäter nach aller Strenge des Gesetzes gestraft werde, da sie mit schändlicher Vertilgung ihrer Obrigkeiten und natürlichen Herren umgegangen, ohne alle redliche Ursache, als nur, daß sie ihrer billigen Dienstbarkeit enthoben seien, und das, wozu sie doch pflichtig, nicht thun noch geben wollten. Wegen dieses muthwilligen und unrechten Verfahrens gebiete die kaiserliche Majestät aufs Höchste und Ernstlichste, in allen Herrschaften, Obrigkeiten, Gerichten und Gebieten, wo einer oder mehre vom Bundschuh betreten würden, dieselben gefangen zu nehmen, peinlich zu fragen, vor Gericht zu stellen, auf ihr Bekenntniß anzuklagen und nach aller Strenge des Rechts an Leib und Leben zu strafen, und niemands, wer es auch sei, zu verschonen. Das ist zu aller Zeit die Sprache des Kaisers, der Fürsten und Herren gegen die Bauern gewesen, die ihr billiges Recht beanspruchten, und zur Erlangung desselben mit Gewalt sich heimlich verbanden. Die Jagd auf die Bündler wurde fast ein Jahr lang mit unmenschlichem Eifer betrieben, und viele mußten mit ihrem Herzblute büßen, daß sie Menschen zu sein begehrten.

Glücklicher waren zur selbigen Zeit die Bauern in der Schweiz. Der Aufruhr gegen die durch Reichthum und Gewalt übermüthig gewordenen Herren brach zuerst in Luzern, dann in Solothurn und zuletzt in Bern im Sommer 1513 aus. In Bern hatten die Herrn an der letzten Fastnacht das Wesen des Bauersmanns in Aschensäcken und in andrer Art Komödien verspottet. Nun nahmen die Verhöhnten ihre gerechte Rache. Die Bauern ließen sich zwar endlich durch gute Worte und gutes Essen und Trinken beschwichtigen, aber sie bestanden auf Unter-

suchung und Bestrafung der ungerechten Rathsherren, und es mußte ihnen nachgegeben werden. Mehre wurden mit dem Schwerte hingerichtet, andre an Hab' und Gut gestraft, und die Bauernschaft errang köstliche Freiheiten, und die Theilnahme an der Wahl des Raths. Ebenso ging's in Luzern, auch dort wurden die Herren zum Nachgeben gezwungen. Hätte der Bundschuh zu Lehen sich mit den Schweizer Bauern verbinden können, so wäre zweifelsohne der Tag der Freiheit für die oberdeutschen Bauern schon damals angebrochen. Schändlicher Verrath hat es verhindert. Die unglücklichen Bauern wurden nach Unterdrückung des Bundschuhs vom giftigsten Spott der Herren verfolgt; ihr kennt die Fratzenbilder, namentlich das Narrenschiff vom Bundschuh, welche sie überall verbreiten ließen. Schlimmer aber war, daß die Bedrückungen des gemeinen Mannes noch grausam erhöht und vermeht wurden. Es ist nicht mit Worten auszusprechen, auf wie viel verschiedene Art der Bauersmann abgezapft und niedergetreten wurde. Wenn man weiß, wie toll und arg der Herzog Ulrich von Würtemberg gewirthschaftet, so daß es der Großtürk nicht ärger treiben kann, wird man sich nicht wundern, daß in seinem Lande noch in diesem Jahre der arme Konz aufkam, der eben ein neuer Bundschuh war. Auf alle Beschwerden der verzweifelten Bauern über immer neue ungerechte und unerschwingliche Auflagen hatten sie stets vom Marschall des Herzogs die eine kurze Antwort erhalten: „Ihr müßt eben zahlen!“ Und wer nicht zahlen konnte oder wollte, wurde gepfändet und gestöckt, von Haus und Hof gejagt. — Ich will Euch den Auf- und Untergang des armen Konzen nicht erzählen; er ist den Meisten von Euch noch im frischen Gedächtniß. Niemals hatten die Bauern gerechtere Ursache, sich gegen unmenschliche Schinder aufzulehnen, als die Remsthaler und ihre Genossen, und niemals waren Bauern dümmer als sie, da sie dem listigen tübinger

Vertrag glaubten und dem Worte eines fürstlichen Wichtes Vertrauen schenkten, wie dieser Ulrich. Wären die würtemberger Bauern, als sie der Herzog nach Schorndorf beschied, alle so klug gewesen, als die drei in den armen Konrad Eingeschwornen, der Schlechtlingsklaus, Veit Bauer von Birch und Ruprecht von Beutelsbach; so wären ihrer tausend vor schmachvollem Elend und Tod sicher gewesen, sie hätten einem Tyrannen und Narren sein Recht gethan und der arme Konz wäre schnell über das ganze obere Deutschland ausgebreitet. Ich war damals als Student zugegen und habe den ganzen Verlauf mit angesehen. Der Herzog hatte den nachdrücklichen Forderungen der Bauern zum Trotz die drei Blutsauger des Landes, den Kanzler, den Marschall und den Landschreiber, die sie durchaus entfernt wissen wollten, und deren Entfernung er ihnen auch versprochen hatte, dennoch in ihren Aemtern gelassen. Nun beschied er die Bauern auf die Wiese bei Schorndorf, da wollte er mit ihnen verhandeln. Zwar hatte er befohlen, sie sollten unbewaffnet kommen, aber sie kamen über siebentausend Mann stark, alle bewaffnet mit Schwertern, Spießen, Büchsen und Harnischen, völlig zum Kampfe gerüstet. Der Herzog hatte davon nichts erfahren und kam allein mit seinem Hofgesinde, aber er hatte die Frechheit, die drei landesverhaßten Schelme mitzubringen, um die Bauern zu höhnen. Ja, der Marschall war es sogar, der den versammelten Bauern auf des Herzogs Befehl den verfluchten tübinger Vertrag vorlesen mußte. Der Herzog war beim Verlesen nicht gegenwärtig; er war in der Stadt zurückgeblieben: denn er hatte nun von den Waffen der Bauern gehört. Als nun der Marschall las, war anfangs Alles ruhig, als aber die verfänglichen Stellen kamen, erhob sich erst ein Gemurmel, das immer weiter um sich griff, dann ein wildes Geschrei wider die Räthe und Höflinge, die Landesverderber. Sie wurden laut Verräther und Diebe gescholten, die sich vom Gelde

des Landes mästen und prächtige Häuser bauen; endlich wurde auch der Herzog heftig gescholten; seine Schwelgerei und Prasserei, schrie der ganze Haufen, sei die Ursache, daß sie mit ihren Weibern und Kindern Hunger leiden müßten; das Heer vornehmer Müßiggänger in Stuttgart, der Schwarm seiner Sänger und Pfeifer zehrten das Mark des Landes auf; die Erpressungen und Unterschleife der Beamten machten das Maß des Elends voll. Das tobende Geschrei wurde dem Herzoge in der Stadt gemeldet. Er entbrannte im heftigsten Zorn, wie seine Art war, wenn die unglücklichen Leute Gerechtigkeit von ihm forderten. Er warf sich auf's Pferd und sprengte hinaus, hinter ihm drein seine Hofschranzen. Er meinte, sein Anblick werde die Bauern zum alten Respekt bringen; vor seinem Federhut werden sie schnell katzenbuckeln. Sobald sie seiner ansichtig wurden, schlossen die Bauern sich in Reihen, gleichsam als stellten sie sich in Schlachtordnung. Er kehrte sich nicht daran, sondern ritt dicht an sie heran und kanzelte sie wegen ihrer Widerspenstigkeit tüchtig ab. Dann befahl er ihnen ruhig heimzuziehen und ihrer Arbeit fleißig zu warten, dann wolle er ihnen alles, was sie zeither in Worten und Werken gegen ihn gefrevelt, vergeben und vergessen. Aber unerwartet erhoben sich kräftige Stimmen in dem Haufen: mit solchen Redensarten ledige er seine Schuldenlast nicht. Nicht sie seien die Frevler. Er solle seine Finanzer, Sänger und Hofschmarutzer, seine Jäger, Pferde und Hunde abschaffen; das thue Noth. — Darüber ergrimmt, rief der Marschall Thumb: wer zum Herzog halte, solle auf seine Seite treten. Auf dieses Wort entstand ein wildes Geschrei und Getümmel und Alles wich weit von Ulrich zurück auf die andre Seite, so daß er mit seinen Schranzen allein stand. Todtenblässe und Feuerglut wechselten schnell auf seinem trotzigen Gesicht, sein flammendes Auge sprühte Tod und Verderben. Zum



erstenmale hörte er in seinen hochfürstlichen Ohren die Flüche der Verweiflung, das Geheul des Hungers, die Wuthausbrüche der gedrangsalten Armuth. Gern hätte er den ganzen Haufen mit einem Schwertschlag vernichtet, aber er begriff, daß ein Ausbruch seines Zorns nur ihm Verderben bringen müsse, und so wandte er rasch sein Pferd, um schleunig davon zu reiten. Aber Schlechtlingsklaus fiel dem Pferde in den Zügel, und Veit Bauer stieß mit dem Spieße nach dem Tyrannen. Aber das starke Roß entriß ihn diesem Anfall, seine Begleiter nahmen ihn in die Mitte. Nun schrie Ruprecht dem Haufen zu: „So schießt doch den verfluchten Schelm nieder und laßt ihn nicht entrinnen.“ Der erste Nächste legte Feuer auf die Büchse, aber eh' sie losging, war der Herzog schon aus der Schußweite. Die Bürger hatten die Thore geschlossen, und ließen den Herzog nicht wieder ein, zum Beweis, daß sie mit den Bauern einverstanden waren. Er entkam nach Stuttgart und rächte sich fürchterlich. Nachher wurden die dummen Bauern, deren Sache so guten Fortgang hatte, uneins, und die im Bunde des armen Konrad waren, vermochten nicht durchzudringen. Jene wollten den Vertrag annehmen; so gutmüthig dumm waren sie, daß sie von eines Fürsten, wie Ulrich, Zusage, das Worthalten erwarteten, den sie erbleichen gesehen hatten, daß sie an Rücksichten für sich von Leuten glaubten, die vor ihnen gezittert. Als der Vertrag abgeschlossen war, worin der Herzog Vergebung, Frieden und sichres Geleit versprochen hatte, wurden die Bauern von den Rittern und Söldnern des Herzogs bei Schorndorf überfallen, die Stadt geplündert, die Häuser der Bündler niedergerissen, und über sechshundert wehrlose Männer aus dem Haufen herausgerissen und wie Hunde zusammengekoppelt, da nicht genug Stricke und Fesseln da waren, die Einzelnen zu binden. Nun sahen die Thoren zu spät ein, daß sie zu leichtgläubig gewesen

waren, und bereuten, nicht den Anschlägen des armen Konrad gefolgt zu sein. Der Herzog hielt dann Bluttage zu Schorndorf und Stuttgart; er ließ die Bündler des armen Konrad köpfen und rädern, brandmarken und stäupen, an Hab und Gut strafen, und mit Weib und Kind aus dem Lande jagen. Dafür wurde er freilich fünf Jahre später vom schwäbischen Bunde selbst aus dem Lande gejagt. Und diesem Menschen vertrauen dennoch wieder Bauern, und wollen ihm wieder zum Herzogthum helfen, weil er ihnen schmeichelt und sich zu Luthers Lehre bekennt. Der freche Heuchler! Ich sag' euch tausendmal: traut keinem Fürsten, am wenigsten einem so tollen Wüthrich, wie dieser Ulrich.

In der Ortenau ging's in selbigem Jahre dem armen Konrad, welchen der Gugel-Bastian dort aufgerichtet, nicht viel besser; der Markgraf Philipp überfiel die Bauern im brühler Thal, nahm einen Theil gefangen, schreckte die Uebrigen und ließ den Gugel-Bastian, der auf der Flucht zu Freiburg im Breisgau ergriffen worden, enthaupten. Desgleichen wurde in demselben denkwürdigen Jahre der große Aufstand der leibeignen Bauern in Ungarn blutig unterdrückt, und ihr Anführer, der tapfre Georg Dosa mit glühenden Zangen gezwickt, ihm eine glühende Krone auf's Haupt genagelt und im folgenden Jahre nahm der Krieg der Bauern in der windischen Mark, die der Kaiser Max so schändlich getäuscht und hintergangen hatte, mit den schönsten Versprechungen ihnen zu Recht und Billigkeit zu verhelfen, auch ein schlimmes Ende, nachdem die Bauern mehre Monate lang siegreich gegen ihre Dränger und Peiniger gewesen waren. Graf Siegmund Dietrichstein überfiel die Unbesorgten, richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an und ließ später Monate lang zu Dutzenden hängen, köpfen, spießen, todtschlagen, brandmarken, sengen und brennen. Ueberall dieselbe gräßliche Rache der Herren

gegen den unglücklichen gemeinen Mann, der sich unterstanden hatte, nicht mehr das Lastvieh üppiger Prasser und Schlemmer sein zu wollen.

Es war nun fast zehn Jahre Ruhe und Ordnung im Lande. Schöne Ruhe, herrliche Ordnung! Ihr Alle habt sie erlebt und seid schier unter ihr erlegen. Die Belastung von Jahr zu Jahr größer, die Armuth der Bauern immer schlimmer, die Ueppigkeit und das Wohlleben der Herren immer toller, ihr Hohn, ihre Verspottung des gemeinen Mannes immer teuflischer.

Ablaßkrämer durchzogen die Lande und schwatzten dem Volke den letzten Groschen ab, den es vor den Herren geborgen, freche Pfaffen lästerten Gott in Wort und That, das Evangelium ward verleugnet und verpönt und Christus täglich und stündlich gegeißelt und gekreuzigt von denen, die sich seine Jünger und Nachfolger nannten. Mancher von Euch hat in tiefster Noth aufgeseufzt und gen Himmel gefragt, ob denn wirklich ein Gott sei und über den Menschen wallte, der solchen Gräuel, solchen Unfug, solche Schändung seines Namens mit ansehen könne? Und seht, schon nach wenigen Jahren trat Doktor Martin Luther in Wittenberg gegen die päpstliche Ungebühr auf, und bald darauf Ulrich Zwingli in Zürich, und ein edler Ritter Ulrich von Hutten warf die Blitze seines herrlichen Geistes gegen das Scheusal geistlicher und weltlicher Tyrannei. Ein neuer Umschwung ist in das Leben gekommen, die armen tief niedergedrückten und getretenen Bauern haben sich mit neuem Muth und Hoffnung erhoben. Die sächsischen Prädikanten und Wiedertäufer durchzogen zu Hunderten die Lande und verkündeten dem Volke das Evangelium der Erlösung. Ueberall weit und breit sind die Bauern zusammengetreten, und haben ihre alten Rechte mit Nachdruck gefordert, die zwölf Artikel sind aufgesetzt worden und in allen Händen. Die Rache des Volks brach los;



da versprachen die erschrocknen Herren mit schönen Worten den Bauern ihr Recht, aber sie gaben es ihnen nicht. Die Bauern glaubten und vertrauten abermals, aber kaum sind die Franzosen in Italien geschlagen, und ihr König gefangen, und die Heere der Landsknechte kommen wieder über die Alpen, kaum hat der schwäbische Bund seine Streitkräfte unter dem Truchseß von Waldburg vereint, so hohnlachen Euch die Herren wieder ins Gesicht. Endlich wißt Ihr es nun, daß Ihr belogen und betrogen, verkauft und verrathen seid! Pfaffen, Fürsten und Herren reichen sich die Hände zum schnöden Bunde gegen Euch, um Euch ins alte Joch zurück zu werfen, und die alte Wirthschaft zu treiben, toller und schlimmer, als sie jemals getrieben worden ist. Helft Euch selbst, so hilft Euch Gott! Helft Euch selbst, sonst seid Ihr verloren."

Ein langanhaltendes wildes Geschrei begeisterter Kampfeslust war die Antwort der Menge auf diese Rede. Andre Redner schürten das Feuer, am meisten einige Prädikanten, und der allgemeine Beschluß war, ohne Verzug an allen Orten loszuschlagen, und Klöster und Rittersitze zu zerstören, und jeden Adligen todtzuschlagen, der die zwölf Artikel, welche verlesen wurden, nicht annehme und beschwöre. Am andern Tage zogen die verschiedenen Haufen ab, um jeder in seiner Gegend den Vertilgungskrieg zu beginnen.

14.

Die Volksbewegung in den Fuggerschen Herrschaften.

Das ganze reizende Hochland zwischen dem Bodensee, der Iller und dem Lech und von den tyroler Alpen, die die

Flußscheide des Inn bilden, bis zur Donau herab war in furchtbarer Bewegung. Aus dem untern Theil der Thäler, deren Flüsse eben so wie der Lech und die Iller, doch kleiner als diese, aus dem hohen Oberalgäu der Donau zuströmen, wie die Zusam, die Mindel, die Günz, die Biberach sammelten sich die Bauern in drei verschiedenen Haufen bei Langenau, bei Leipheim, auf dem Ried. Von Augsburg bis nach Ulm lag hier zuerst die Oestreichische Grafschaft Burgau, deren Hauptstadt Günzburg an der Donau sechs Meilen von Augsburg und drei von Ulm entfernt ist. Die Straße zwischen den beiden freien Städten führte über Günzburg. Nur anderthalb Meilen weiter nach Ulm zu an derselben Straße und ebenfalls am rechten Ufer der Donau liegt das Städtchen Leipheim, wo der edle für die Volksfreiheit so hoch begeisterte Jakob Wehe Pfarrer war. Zwischen der Günz, die bei Günzburg in die Donau mündet, und der Iller, nur wenige Meilen südlich von Ulm und Leipheim dehnten sich in den kleinen fruchtbaren Thälern und in der Thalebene der Iller die reichen Herrschaften Jakob Fuggers aus. Hier lag die Grafschaft Kirchberg, hier die Grafschaft Marstetten, die Freiherrschaften Weißenhorn, Pfaffenhofen und Wellenstett; alle mit Städtchen und Flecken desselben Namens, alle Eigenthum des alten berühmten Leinwebers aus Augsburg. Weiter herauf nach Süden beim Städtchen Baltringen stand der Baltringer Haufen, und acht Meilen südlicher im Illerthale in der Gegend von Kempten hatte sich der große algäuer Haufen in verschiedenen Abtheilungen gesammelt. Südwestlich von da, wo das Hochland sich zum Bodensee absenkt, hatte der „Haufen am See" seinen Stand. Weiter westwärts um einige Meilen im Hegau handhabte der hegauer Haufen „die göttliche Gerechtigkeit," und noch mehr nach Westen in der Entfernung von etwa zehn Meilen im gebirgigen Schwarzwald an den Quellen der Donau hatte sich der schwarz-

wälder Haufen zusammengethan. Von der Donau nördlich am mittlern Neckar bei Heilbronn, am Kocher, an der Jaxt und hinab nach Franken standen verschiedene andre Haufen. Vom Thüringerwalde, der Scheide zwischen Franken und Thüringen, bis zum Eichsfelde hatten sich ebenfalls verschiedene Haufen vereinigt; der Haupthaufen stand hier unter Thomas Münzer bei Mühlhausen, wo er Pfarrer war. Von den Alpen bis zum Harz und vom Elsaß bis nach Oestreich brach fast zu gleicher Zeit in den letzten Tagen des März und im Anfang des April der Aufstand los, das Rachewerk des gemißhandelten, belogenen und betrogenen Volks, und die rauchenden Trümmer der Herren- und Mönchssitze bezeichneten seine unheilvolle Thätigkeit in den schönsten und fruchtbarsten Ländern Deutschlands.

Die Fuggerschen Herrschaften lagen recht eigentlich am Herde des Aufstandes zwischen Ulm, wo der Rath des schwäbischen Bundes seine treulose Wirthschaft trieb, und den obern Landen, wo Thomas Münzer und die wiedertäuferischen Prädikanten das Volk mit Flammenworten belehrt und zur Erhebung aufgerufen hatten. Hier hatte Jakob Wehe zumeist gewirkt — Leipheim ist von Weißenhorn nur wenige Meilen entfernt — hier hatte der Pfarrer von Günzburg, Wehe's Freund, schon lange das Evangelium gepredigt, hier waren eine Menge Stifte und Rittersitze. Nun waren die Fuggerschen Unterthanen allerdings bei weitem nicht so hart gehalten, wie die der Klöster und andrer adligen Herren; denn Jakob Fugger hatte, seit er (vor achtzehn Jahren) die Grafschaften und Freiherrschaften vom Kaiser Maximilian an sich gebracht, sich mit väterlich milder Gesinnung bemüht, das Loos seiner Bauern zu erleichtern, aber das allgemeine Joch drückte sie doch, und Jakobs Gunst hatte sich doch zumeist den Städten zugewandt, die denn auch treu und fest an ihm zu halten entschlossen waren. Die vorzügliche dieser Städte war Wei-



ßenhorn, an Jakob Fugger eigentlich nicht verkauft, sondern nur versetzt *), aber die Weißenhorner befanden sich weit besser unter der Fuggerschen Herrschaft, als unter der Oestreichischen und hingen mit großer Liebe an „Meister Jakob," wie seine Unterthanen ihn meist unter sich benannten. In einem Stücke versah es der alte Herr aber doch sehr mit seinen Bürgern und Bauern: er duldete, seinen Grundsätzen nach, die Predigt des Evangeliums nicht; er hielt alle Prediger, welche sich der wittenberger Lehre zuwandten, für überspannte Köpfe, gefährliche Neuerer und treulose aufrührerische Menschen. Mehre solcher Prediger, an denen die Bauern mit Begeisterung hingen, hatte er abgesetzt und gewaltsam aus seinen Herrschaften entfernt. Dadurch war zwischen ihm und seinen Bauern das alte Band der Liebe gelockert worden, und als er vor vier Jahren einige Zeit in seinen Besitzungen verweilt hatte, war ihm die verdrießliche Ueberzeugung geworden, daß Kälte und Mißmuth gegen ihn in den Herzen der gemeinen Leute Platz zu greifen begonnen hatten. Seit der Zeit war er nicht wieder gekommen und hatte die Leitung der Herrschaften mit der des ganzen Handelsgeschäfts seinen beiden Neffen Raimund und Anton übertragen, die nun gewissermaßen als Herren angesehen wurden und sich auch als solche benahmen. Aber die beiden jüngern Fugger waren nicht geeignet, das gesunkene Vertrauen des gemeinen Mannes wieder zu beleben. Raimund, leichtsinnig und prachtsüchtig, wie kaum ein andrer Edelmann, bekümmerte sich nicht um die Noth und das Wehe des Landmannes; er machte sich so wenig wie möglich mit ihm zu schaffen, übertrug Alles einem Verwandten und den Amtleuten, und war, wenn er einmal in die Herrschaften herüberkam, mit einem Hofstaate umgeben, der den gemeinen Mann von

*) Sie wurde 1724 von Oestreich wieder eingelöst.

ihm zurückschreckte. Auch sagte es ihm nicht zu, sich irgend länger als unumgänglich nöthig unter diesen Kleinbürgern und Bauern aufzuhalten; er eilte stets in das nahe Ulm, wo die Herren vom Bundesrath, einheimische und benachbarte Ritter, Junker und Prälaten, insgesammt seine guten Freunde und Verehrer, gleichsam einen Hofstaat um ihn bildeten und ihm huldigten und schmeichelten, was er sich mit einer Art gutherziger Herablassung gefallen ließ. So spielte er hier wie anderwärts den kleinen Fürsten und fragte nichts nach der Noth des gemeinen Mannes und nach dessen Verlangen nach dem Evangelium, Dinge, über die er leicht lächelte oder wohl gar leichtsinnig scherzte. Anton, einfach in Sitte und Leben, wie sein Ohm, aber streng, kalt und stolz, nicht wie dieser, war viel zu sehr Kaufmann und hatte mit der Führung des großartigen vielzweigigen Geschäfts, wozu ihn Beruf und Neigung trieben, viel zu viel zu thun, als daß er sich auch noch sonderlich um die Verwaltung der Herrschaften hätte bekümmern können, und überließ diese Angelegenheit gern dem ältern Bruder. Raimund hatte aber einen Verwandten nach Weißenhorn gesetzt, der in seinem Namen und mit seiner Vollmacht die Regierung der Herrschaften besorgte. Es war dieses ein junger Mann aus der in ihren ehemals so glänzenden Vermögensumständen gänzlich zurückgekommenen Familie der Fugger vom Reh, Namens Gottfried, welchen Jakob Fugger hatte die Rechte studiren lassen. Dieser Mensch war ein kriechender Schmeichler Raimunds, fügsam, heuchlerisch und voll guten Willens, sich in seiner wichtigen Stellung zu bereichern, ein schwacher und schlechter Charakter. Um seine geheimen Pläne desto sicherer erreichen zu können, hatte er sich dadurch mit dem Bürgermeister von Weißenhorn, Diepold Schwarz, in engere Verbindung zu setzen gesucht, daß er dessen Tochter Gertrud, ein eitles Kind, mit Liebeswerbung erfreute; ohne jedoch ernstliche Ab-

sichten auf sie zu haben. Die Aussicht, mit dem Fugger-schen Hause in Verwandtschaft zu kommen, ließ den Bürgermeister zu allen Handlungen Gottfried Fuggers schweigen, ja die heimlichen Gewaltthätigkeiten desselben bemänteln. Gottfried bedrückte die Bauern auf jegliche Weise, jedoch mit großer Vorsicht, und rechnete darauf, daß der alte Jakob Fugger niemals wieder in die Herrschaften und also seinen Schleichwegen nicht auf die Spur kommen werde. Die Fuggerschen Bauern waren daher, trotz der Milde und Sorgfalt des alten Jakob doch nicht viel besser gestellt, als die der andern Herrn im Lande, und die aufreizenden Lehren der Wiedertäufer hatten bei ihnen eben so guten Eingang gefunden, als anderswo, ja in manchen Dörfern noch weit leichter, weil die Aufsicht der Herren Fugger weniger streng war.

Als die Bewegung nun anfing ernstlich und drohend zu werden, und die übrigen Herren im schwäbischen Kreise Maßregeln dagegen ergriffen, that Raimund Fugger was die Uebrigen thaten. Als diese Vorkehrungen nichts halfen, kam Anton von Augsburg herüber, ritt von Dorf zu Dorf in den Herrschaften herum und ordnete die strengsten Maßregeln an, weil er der irrigen Meinung war, seines Bruders Leichtsinn habe es so weit kommen lassen, und machte dadurch das Uebel nur schlimmer. Dann hoffte Raimund der riesig aufwachsenden Gefahr wie die übrigen Herren durch die süßesten Versprechungen zu begegnen, zumal der Alte aus Tyrol Milde und Menschlichkeit anbefahl, doch wich er dem losbrechenden Sturm aus nach dem sichern üppigen Augsburg und überließ es seinem Vetter Gottfried Fugger und den Beamten, mit den empörten Bauern fertig zu werden.

So standen die Dinge in den Fuggerschen Herrschaften, als der Sturm der Revolution sie gleich den andern Gebieten ergriff. In Weißenhorn war die Gemeinde ebenso



für die Bauern gestimmt, wie die in Günzburg und in Leipheim. Nazzi und seine Freunde hatten in der Hauptstadt der Fuggerschen Herrschaften den Boden schon lange unterwühlt, wie auf dem Lande. Die Erbitterung gegen Gottfried Fugger, so wie gegen Raimund und Anton Fugger stieg von Tag zu Tag; auch der alte Jakob wurde wegen seiner Verfolgung der evangelischen Pfarrer nicht verschont und seine sonst bewährte Milde und Volksfreundlichkeit vergessen. Schon während der ersten Versammlung der Bauern waren viele Weißenhorner in die Bauernlager zu Illertissen, zu Engstetten, zu Leipheim und im Sumpf hinausgegangen und hatten Wohlgefallen an den Reden und Handlungen der Bauern gefunden.

Nun war zu Anfang März die neue Rathswahl vor der Thür, welche Gottfried Fugger und der Bürgermeister Schwarz zu leiten suchten, aber bald mußten sie sich überzeugen, daß es mit der Gewalt des Erstern zu Ende gehe. So wie er barsch und trotzig auftrat, entstanden Volksaufläufe mit Geschrei und schlimmen Drohungen: man müsse den Fugger und alle Herren vom Rathhaus aus den Fenstern werfen; das tobende Volk beherrschte die Rathswahl, und Gottfried sah sich genöthigt bei Nacht aus der Stadt zu fliehen. Kaum war seine Flucht bekannt, als die Gemeinde es mit Gewalt durchsetzte, daß zwölf aus ihr in den Rath gewählt wurden. Sie selbst, die Gemeinde, wählte zwanzig Männer aus ihrer Mitte, die Tag für Tag in öffentlicher Sitzung alle Beschwerden gegen das Fuggersche Regiment und gegen die einzelnen Beamten anhörten und zu Protokoll nahmen. Als nun nach dem großen Volkstage in Gaisbeuern, wobei sich auch viele Weißenhorner betheiligt hatten, die Bauernhaufen in der Nähe zusammentraten, hatten wiederum viele aus Weißenhorn tägliche Gemeinschaft mit ihnen und ritten hin und her zwischen der Stadt und den Bauern, und es schien fast, als würde



diese Partei die Oberhand gewinnen. Wenigstens war der Rath von ihren Drohungen eingeschüchtert, und der Bürgermeister gab in allen Stücken nach. Dies ging so weit, daß, als am 26. März ein reisiger Zeug Pfälzischer unter Anführung Walthers von Hirnheim auf dem Zug zum bündischen Heere Einlaß in die Stadt begehrte und die Gemeinde dawider war, der Rath ihn abschlug und erst dann, als Hirnheim mit der Drohung hinweggeritten war, er könne die Stadt auch ohne Schlüssel aufschließen, zwei Tage später gegen viertehalbhundert pfälzische Reiter aufnahm. Gleich am folgenden Tage kamen vom Leipheimer und vom Illertißner Haufen Beschwerdeschriften in die Stadt, daß diese die Feinde der Bauern aufgenommen. Sie wurde aufgefordert sofort in den Bauernbund zu treten, widrigenfalls sie solche feindlich ansehen müßten. Inzwischen war die Fuggersche Partei in der Stadt immer noch die stärkste. Dies zeigte sich recht deutlich, als am 31. März die Pfälzischen die Stadt verließen, um zum Truchseß bei Ehingen zu stoßen, der gegen den Baltringer Haufen zu ziehen im Begriff war. Die Reiter waren nämlich noch nicht lange aus dem Thore, als ein Geschrei entstand, die Bauern ziehen mit Macht über den Galgenberg auf die Stadt los. Es wurde Sturm geläutet, ein Theil des pfalzgräflichen Zeugs kehrte zurück; aber es war blinder Lärm. Doch wurden nun die zeither vernachlässigten Vorkehrungen zur Vertheidigung der Stadt getroffen, die Bürger unter die Waffen gerufen und mit Munition versehen, und die Bauernpartei wagte nicht diesen Anordnungen sich zu widersetzen.

Wohin sich Gottfried Fugger geflüchtet, wußte Niemand zu sagen. —

15.

Der Dämon der Rache.

Einige Tage vor diesen Auftritten in Weißenhorn schritt eines Morgens aus dem einsam gelegenen Hasenhofe in der Grafschaft Burgau eine kleine Anzahl bewaffneter Männer durch den Busch und über die Höhen, um in das Thal der Günz zu gelangen, in welchem sie mit dem Flusse abwärts der Donau zueilend zu Mittag das Bauernlager bei Leipheim zu erreichen hoffen durften. Es waren das Hasenhänslein, sein Schwiegersohn Gebhard-Diether, der ehemalige Obersteiger in den Fuggerschen Bergwerken in Kremnitz und im Innthale, seine Frau Lore, des Hasenhänsleins Tochter, der Bildernazzi und Martin. Der Letztere zeigte sich in seinem Aeußern gänzlich umgewandelt und war statt in die feine Junkerschaube in ein grobes Bauernjöpplein gehüllt, eine alte Hundsguggel, ein paar bocklederne Hosen und ein paar Bundschuh machten seinen ganzen Anzug aus. Dazu trug er eine Büchse und ein um die Lenden gegürtetes kleines Schwert. Aber, wie es schien, war die Umwandlung seiner nicht nur äußerlich vor sich gegangen; er schien auch innerlich verändert zu sein. Sein Blick irrte scheu und gedrückt am Boden, und nur zuweilen erhob er ihn, um ihn mit einem gemischten Ausdruck scheuer Furcht, ohnmächtigem Groll und bitterer Wehmuth auf den Bildernazzi zu richten. Begegnete aber in solchem Moment der Blick dieses dem seinigen, so ließ er ihn mit unverkennbarem Schrecken zu Boden fallen, und es war, als liefe ein leises Zittern über seinen ganzen Körper. Es war augenscheinlich, der gleichsam dämonische Einfluß, welchen der Bildernazzi gleich beim ersten Zusammentreffen mit Martin auf diesen ausgeübt, hatte sich in der letzten Zeit noch bedeutend vermehrt und auf die

geistige Thätigkeit des sonst so schlauen und durchtriebenen jungen Menschen einen nachtheiligen Eindruck gemacht. Unbekümmert um die bramarbasirenden Reden der Andern ging Martin still vor sich hin, und nur wenn der Bildernazzi zuweilen die helle schneidende Stimme erhob, um die Begleiter noch mehr anzufeuern, zuckte er zusammen, erwachte für ein paar Augenblicke aus seiner Theilnahmlosigkeit und horchte der aufstachelnden Rede des Bilderhändlers mit dem Ausdruck eines trostlosen Schmerzes in den abgespannten Zügen seines Gesichts.

Desto größere Aufmerksamkeit schenkte Frau Lore ihm. Mit besorgter Theilnahme und der gutmüthigen Emsigkeit schwesterlicher Liebe irrte ihr Auge in seinem Gesichte, suchte einen seiner Blicke zu erhaschen und ihn dann mit dem freundschaftlichsten Zunicken aufzumuntern und zu erfreuen. Immer an seiner Seite, gleichsam als müsse sie ihn in einer unausgesetzten Obhut halten, flüsterte sie ihm dann und wann, wenn die Andern im eifrigen Gespräch waren, ein liebkosendes Wort zu, oder sie steckte ihm heimlich eine Leckerei zu, die sie nur für ihn mitgenommen zu haben schien.

„Fasse Muth, mein Schäfchen," sagte sie leise. „Die Bauern siegen über die Herren, und dann wirst du's sicherlich zu etwas Großem bringen; denn ein Regiment muß dann doch wieder eingesetzt werden, und dazu werden nur die Klügsten genommen, und du bist doch gewiß der Klügste von Allen. Du wirst gewiß nicht im Kriege umkommen; die wenigsten Kugeln treffen. Und dich trifft nun einmal gar keine, weil du zu etwas Besserem aufgehoben bist."

„Ich wollte, mich träfe die erste und zwar so, daß ich nicht mehr ruckte und zuckte!" versetzte Martin. Des Bildernazzis scharfem Ohre waren diese Worte nicht entgangen; er war sogleich an des Sprechers Seite, faßte den



Erschrockenen bei der Schulter und raunte ihm erzürnt zu: „Schäme dich, Feigling! Ich glaubte, du wärst zu meinem Rächer geboren, aber ich sehe leider mit großem Verdruß, wie sehr ich mich in dir geirrt habe.“ Und mit einem verächtlichen Lächeln stieß sie ihn von sich.

„Nicht so! nicht so!“ rief er gleichsam flehend und streckte die Hand nach dem Erzürnten aus. „Ich werde Euch beweisen, daß ich nicht feig bin. Seid nicht böse. Ich werde den Eid halten, den ich Euch geschworen.“ Dann versank er wieder in sein früheres Brüten und beachtete Lores schwesterliche Liebesäußerungen so wenig als das Zureden des Hasenhänsleins und Diethers.

„Lustig!“ rief ihm der alte Trinker zu. „Jetzt endlich ist unsere Zeit gekommen. Wir wollen mit diesem Fiedelbogen — dabei schlug er an sein altes Schwert — den kaiserlichen Vögten, den Amtleuten, Junkern, Mönchen und Pfaffen zum Tanze aufspielen, daß ihnen die Köpfe von den Schultern hüpfen sollen. Für mich allemal das beste Glas Wein im Klosterkeller, für dich allemal das schönste Nönnlein im Klostergarten. Lustig, Bürschlein! Jetzt kommen wir ans Spielbret, wo die Herren bis jetzt gesessen, indem wir ihnen die Moneten brachten. Jetzt nehmen wir haufenweis zurück, was wir handvollweis gespendet.“

„Nun kannst du auch an den Fuggern, die dich belogen und betrogen, Rache nehmen,“ giftete Diether dem jungen Manne ins Ohr. „Wir werden in den nächsten Tagen in den Fuggerschen Herrschaften nach Lust und Belieben schalten und walten, und ich denke, wir werden bald auch die Herren in Augsburg sein, dann wollen wir mit den stolzen Leinwebern ein Wörtchen sprechen, das sie nicht wieder vergessen sollen.“

„Rache! Rache!“ kreischte der Bildernazzi mit greller unheimlicher Stimme, und es klang wie der Wuthschrei



eines hungrigen Raubthiers, so daß Martin in der innersten Seele erbebte. „Mit den Fuggerschen Bauern müssen wir's zumeist halten, und von den Fuggerschen Schlössern und Herrenhäusern darf kein Stein auf dem andern bleiben."

Auf diese Weise wurde die Unterhaltung, schwelgend im Vorgenusse der Rache und der Schlemmerei, fortgeführt, ohne daß Martin weiter Theil daran nahm, bis sie zu andern Bauerntruppen stießen und die Straße immer lebhafter wurde von lärmenden Bewaffneten, die alle demselben Ziele zueilten. Je näher sie diesem kamen, desto wilder und bunter war das Drängen und Wogen, das Schreien und das Waffengeklirr. Ueber fünftausend Bauern standen schon in den Lagern bei Leipheim und Langenau und über viertausend zogen ihnen aus dem Mindelthale zu. Die Bewegung war in den Thälern der Günz, der Mindel und der andern kleinen Flüsse bis zur Iller um so lebendiger, weil alle Reisigen und Landsknechte, die in geordneter Streitmacht zusammengestanden, zum Heer des Truchseß ins Würtembergische gezogen waren. Bei Illertissen an der Iller, nur vier bis fünf Meilen südlich von Leipheim, stand abermals ein Bauernlager von sechstausend Mann aus dem Illerthale und der nächsten Umgegend. Die Stadt Leipheim war ganz und gar auf Seite der Bauern, dahingegen verschlossen ihnen die nahen Städte Günzburg östlich, und das Fuggersche Weißenhorn südlich von Leipheim die Thore.

Der Bildernazzi und Diether waren kaum beim Leipheimer Haufen angekommen und hatten sich mit den ihnen befreundeten Führern in Verbindung gesetzt, als sie auch schon wieder in die nahen Fuggerschen Dörfer eilten und alle Bauern darin aufstachelten und unter die Waffen trieben, um sie den Haufen zuzuführen. Nazzi namentlich war in all diesen Orten so bekannt, daß ihn jedes Kind beim Namen rief; er hatte schon lange hier mit Bildern,

Büchern und Worten nach Kräften gearbeitet, um das Volk zur Empörung reif zu machen. Auch in die kleinen Städte schlich er sich ein und hetzte die Bürger der untern Klassen. Er war unermüdlich, dieser unheimliche Bilderhändler, sein Ziel zu verfolgen. So hatte er denn auch ausgekundschaftet, daß Gottfried Fugger, der Mandatar Raimunds in den Fuggerschen Herrschaften und als solcher heimlicher Bedrücker und Aussauger des Volks, sich im Herrenhause des Fuggerschen Fleckens Pfaffenhofen verborgen halte, aber die falsche Sage habe verbreiten lassen, er sei nach Augsburg entkommen. Ihn zu fangen trug Nazzi besonders heißes Verlangen, und Gebhard Diether diente ihm hier, wie überall, wo es galt, den Fuggern zu schaden, als Spürhund und Werkzeug.

Am ersten April begannen die Thätlichkeiten der drei Bauernlager von Langenau, Leipheim und Illertissen; es war der Tag, an welchem der Verabredung zu Gaisbeuern gemäß, fast überall, wo es noch nicht geschehen war, losgeschlagen wurde. Die Leipheimer, vom Pfarrer Jakob Wehe angeführt, überfielen und zerstörten zuerst das nahgelegene Schloß Wilhelm Ritters zu Bühl; ein Theil ging dann südlich an der Bibrach hinauf, der größte Theil zog aber, vorzüglich auf Nazzis Veranlassung, nach Pfaffenhofen. Hier wurde das Fuggersche Herrenhaus geplündert und überall nach Gottfried Fugger, obwohl vergebens, gesucht; die Bauern berauschten sich in den Weinvorräthen, so daß ein wüstes böses Treiben entstand, dem Jakob Wehe, trotz des besten Willens, nicht Einhalt zu thun vermochte. Mit Schmerz mußte er bemerken, daß des schlimmgearteten Nazzis Einfluß auf die Bauern stärker sei, als der seinige, und der fremde fieberhaft thätige Mann kam ihm oft wie der böse Dämon der Volksempörung vor. Von Pfaffenhofen schickten die Bauern ein paar Abgeordnete nach Weißenhorn hinüber mit dem Ersuchen, man möchte sie

einlassen, damit sie für ihr Geld essen und trinken könnten. Der Stadtrath schlug es ab. Nazzi, der Sprecher der Bauernabgeordneten, verlangte nun Herausgabe alles Eigenthums des Abts des nahen Klosters Roggenburg, welches dieser in die Stadt geflüchtet hatte. Auch dieses Ansinnen wurde abgeschlagen, und Nazzi, der seine List vereitelt sah, verließ nebst seinen Gefährten mit Drohungen die Stadt. Der Zug des Haufens ging nun über Attenhofen nach Weißenhorn. Er war so stark, daß die ersten bereits an den Gärten von Weißenhorn ankamen, als die letzten noch in Attenhofen waren, dabei gingen sie in der Breite dreißig Mann hoch. Sechszig Wagen befanden sich dabei zur Wegführung der Beute, zehn aus der Mitte der Bauern und unter diesen Jakob Wehe selbst gingen vor das Thor und begehrten nochmals Einlaß. Der Rath habe, sagten sie zu dem auf dem Thore stehenden Rathe und Bürgermeister, die bündischen Reiter auch eingelassen und gebe Juden und Zigeunern für ihr Geld Zehrung. Zugleich begehrten sie aber auch, der Rath solle sich in ihre Brüderschaft schwören und mit ihnen das heilige Evangelium beschirmen helfen. Der Bürgermeister Schwarz versetzte hierauf: die Stadt Weißenhorn habe sich nun seit achtzehn Jahren unter dem Fuggerschen Regiment wohl befunden, und kein rechtlicher Bürger habe gegründete Ursache sich über die Herren Fugger als ihre Obrigkeit zu beklagen; auch hätten sie in der Stadt keinen Mangel an Gotteswort. Er bäte sie deshalb, doch gute Nachbarschaft zu halten, die der weißhorner Rath auch gegen sie beobachten wolle. — Den Bauerngesandten wurde ein freundlicher Trunk und Brot von den Rathsherrn geboten, den sie auch in freundlicher Meinung annahmen. Sobald aber der in der Nähe des Ausgangs der Verhandlung harrende Bauernhaufen die Weigerung des weißenhorner Raths erfuhr, wurde beschlossen die Stadt zu stürmen. Der

Sprecher der Bauern wurde zurückgeschickt mit der Weisung, da man sie nicht gutwillig einlassen wolle, so gedächten sie in dieser Nacht noch die Stadt einzunehmen. „Nun," rief der Bürgermeister, „so hüte jeglicher Fuchs seines Balgs. Das walte Gott und der Ritter Sanct Jörg!"

Sogleich begannen die Bauern die Zurüstungen zum Sturm; bald darauf krachte das Schießen herüber und hinüber und dauerte über eine Stunde bis zum Anbruch der Nacht. Da setzten sich die Bauern in der Vorstadt fest, thaten sich in den Häusern gütlich, und es war Stillstand des Waffenlärms.

In Weißenhorn war die Fuggersche Partei in großer Sorge über die Erneuerung des Angriffs entweder in der Nacht noch, oder am frühen Morgen; denn die Bauernpartei unter den Bürgern wurde laut und lauter und forderte die Uebergabe der Stadt. Es ließ sich voraussehen, daß sie also, von innen und außen gedrängt, sich nicht lange werde halten können. Die größte Angst hatten die aus dem nahen Kloster Roggenburg hereingeflüchteten Mönche und die Pfaffen aus der Umgegend, welche ebenfalls hinter den Mauern der guten Fuggerschen Stadt Schutz gesucht und sich verzweiflungsvoll bei der Vertheidigung betheiligt hatten.

Im schwelgerischen Bauernhaufen schlug aber in dieser Nacht trotz aller Anstrengung der Hauptleute, namentlich Wehes und des Bildernazzis, die Stimmung um. Das Stürmen der Stadt kam ihnen unbequem vor, und das nur ein paar Stunden entfernte reiche Kloster Roggenburg bot bei weitem mehr Mittel zur Schwelgerei ohne Mühe und Gefahr. Nazzi mochte sich heiser reden, es ward der Zug nach dem Kloster beschlossen und die Stadt einstweilen aufgegeben. Als der Tag graute, stand der jubelnde Haufe im großen Hofe des prächtigen Klosters, das von seinen Kon-



ventualen verlassen worden war, und lechzend nach den guten Weinen der Mönche und den Speisevorräthen, vergaßen sie vor der Hand alle Städteeroberung.

Knirschend vor Wuth sah Nazzi, mit welchem erbärmlichen Volke er es zu thun hatte. Er mußte diese Menschen, an die er sich gebunden, verachten. Während sie zu den Genüssen stürzten und mit der Gier wilder Thiere schmausten und zechten, ging er einsam, das Herz voll bittern Grolls, in den weitläufigen Gebäuden umher und spähte mit rachegeschärften Blicken in den Gemächern, an welchen Dingen die üppigen Mönche wohl Freude gehabt haben möchten. Als die Bauern nun von den starken Weinen des Klosters berauscht waren, trat der finstre Bilderhändler zu ihnen und hetzte sie zur Zerstörung der Klosterschätze auf. Mit grausigem Hohngelächter führte er sie in die mit Kunstwerken aller Art reich ausgestattete Kirche. Es hatte ihm vorhin auf seinem Spähergange eine wollüstige Schadenfreude gewährt, auf mehren Gemälden und Bildsäulen den Namen Jakob Fuggers als Schenkers zu finden. Jetzt zertrümmerte er sie mit eigner Hand. Auf seine Aufmunterung wurde sodann das herrliche Orgelwerk mit Aexten und Beilen zerschlagen, das Sakramentshäuslein mit einem Spieße zusammengestoßen, das Hochwürdige und die goldne Büchse, worin das Chrisam war, auf dem Boden zertreten, die Heiligenbilder zertrümmert, die Meßgewande, Fahnen und Altartücher zerrissen, woraus die Bauern sich Gurte und Hosenbändel, die mitgekommenen Weiber sich Schürzen und Tücher machten. Die Kelche und die andern goldnen Geräthe wurden in die Beutesäcke gesteckt. Dann kam es an die Bibliothek und das Archiv, worin die Akten, welche das Verzeichniß der Gülten und andrer Schuldigkeiten der Bauern enthielten. Bücher und Akten wurden auf den Hof geworfen und in einem großen Feuer verbrannt, um welches die brüllenden Bauern einen kannibalischen Reigen

aufführten. Hier trat der Pfarrer Wehe, der schon einige Male vergebens versucht hatte, die Bauern in Zucht und Ordnung zu erhalten, zu dem Bildernazzi. „Mann, Ihr kommt mir wie ein höllischer Geist vor. Während ich die Bauern von diesem tollen und unnützen Gebahren abmahne, stachelt Ihr sie zu immer ärgerer Raserei auf. Und doch — ich habe Euch beobachtet — habt Ihr selbst keinen Tropfen Wein getrunken, Ihr habt keinen Beutesack und muntert nur immer Andre auf, Beute zu machen. Am meisten ist mir aber in diesen Tagen aufgefallen, daß Ihr es vorzüglich auf die Fuggerschen Orte abgesehen zu haben scheint. Ihr habt die Bauern dieser reichen augsburger Herren in Schaaren zusammengetrieben und, wie man mir gesagt hat, keinen Mann dort gelassen. Wahrlich Ihr seid mir eine unerklärliche Erscheinung."

„Und doch kennt Ihr mich schon lange, Meister Jakob; denn ich habe Euch seit zwei Jahren Briefe und Botschaften der Geheimen gebracht," versetzte Nazzi mit grinsendem Hohne. „Ihr seht, es liegen Talente in mir, die Ihr nicht in mir gesucht." —

„In der That Ihr seid nicht, was Ihr scheint."

„Gewiß liegt Manches hinter mir, das Euch mein Benehmen erklären würde, namentlich in Bezug auf die Herren Fugger in Augsburg. So wißt: ich habe seit zwanzig Jahren und länger nur einen Wunsch gehegt; aber einen glühenden, der mir in der Seele brannte, wie ein unauslöschliches Feuer, den Wunsch nach Rache an Fürsten und Pfaffen; ich habe fast nur e i n e n Gedanken gehabt, wenigstens füllte dieser eine stets meine ganze Seele aus; er quälte mich am Tage und schreckte mich des Nachts von meinem Lager auf und trieb mich ruhelos umher, der Gedanke: wie ich diesen Racheburst am geschicktesten und befriedigendsten stillen möchte. Mir genügt nicht der Mord dieser verruchten Quälgeister der Menschheit, und wenn

alle Fürsten und alle Pfaffen nur ein Haupt hätten, und mir wäre ein haarscharfes Schwert in die Hand gegeben, und ich sollte damit das gebundene, zu meinen Füßen liegende Scheusal enthaupten, ich würde das Schwert von mir werfen und Tag und Nacht auf die schrecklichsten Qualen und Martern sinnen, womit ich meinen Rachedurst an dem höllischen Ungethüm befriedigen könnte. Kloster und Paläste, Prachtsitze und Städte, die sie erbaut, Alles möcht' ich verwüsten, um ihnen Leid zu machen, den scheußlichen Wollüstlingen, Lügnern und Tyrannen. Was die Fugger betrifft, so hat meine Rache gegen sie noch einen andern besondern Grund."

„Großer Gott," rief Wehe erschrocken und starrte in das von der wildesten Leidenschaft verzerrte Gesicht Nazzi's, in welchem die Flecken blutroth glüheten. „Solch ein Mann ist mir unter den Tausenden, die ich als von Fürsten und Pfaffen Gemißhandelte kennen lernte, noch nicht vorgekommen. Ich hatte geglaubt, solcher Rache sei nur ein Weib fähig."

„Ihr mögt schon recht haben," lachte der Bilderhändler wild. „Mann oder Weib, wehrt mir nicht! Ich bin vom Himmel auserſehen zum Verderben der Nichtswürdigen; mich treibt ein höherer Geist, sei er ein himmlischer oder ein höllischer, gleichviel! Ich muß meine Aufgabe lösen, meinem Triebe genügen. Und wenn ich fallen sollte, so seht dort den jungen bleichen Mann, der dieselben Flecken im Antlitz trägt, wie ich, der muß mein Werk fortführen; er ist mir dazu mit dem heiligsten furchtbarsten Eide verpflichtet; denn diese Flecken sind das uns von Fürstenbosheit und Pfaffentreulosigkeit aufgedrückte Brandmal, sie sind der unauslöschliche Stempel, der uns auf ewig zu Vollbringern der blutigsten Rache weiht."

Jakob Wehe ging schaudernd von dannen; er versuchte weder Nazzi noch den rasenden Bauern mehr zu

wehren; denn er hatte sich überzeugt, daß dieser seltsame fremde Mann sie mit dämonischer Kraft beherrschte und zur wildesten Wuth antrieb. Aber er ahnete auch im beklommenen Herzen, daß dies zu keinem guten Ende führen werde.

In der Nacht, als die Bauern des Zerstörens müde waren und bis zur Uebersättigung geschlemmt hatten, erwählten sie Einen aus ihrer Mitte zum Abt, Andre zu Chorherrn, legten ihnen die priesterlichen Gewänder an, hielten Messe und Processionen und verhöhnten die heiligen Gebräuche der Kirche auf die tollste Weise unter dem rohesten Gelächter und viehischem Gebrülle der Uebrigen. Der Pfarrer Wehe erfuhr auf Befragen — und es grauste ihm dabei — daß der Bildernazzi den ganzen tollen Spuk angegeben, und daß er immer neue Schelmenstücklein ersinne, um die Bauern zu vergnügen.

16.

Der erste Vernichtungsschlag.

Am andern Morgen zog der wüste Haufe mit der Beute nach Leipheim zurück, kaum aber war er fort, so kam der Haufe von Illertissen und Roggenburg und verwüstete vollends, was die Leipheimer noch ganz gelassen hatten. Diese setzten sich selbigen Tags — es war der Sonntag Judica — durch List in den Besitz der Stadt Günzburg. Der Rath der Stadt hatte das Anschließen an die rebellische Bauernschaft streng verweigert. Nun waren aber viele Bürger in die Reihen der Bauern im Leipheimer Lager getreten; diese baten den Rath in Günzburg schriftlich um Erlaubniß, Sonntags die Ihrigen besuchen zu dürfen.

Der Rath erlaubte es aus Furcht vor einem Aufstand in der Stadt. Diese Günzburger brachten aber viele Bauern mit, Andre zogen nach. So wie die Erstern in die Thore eingelassen wurden, besetzten Jene dieselben, und die Letzten drangen mit gezückten Schwertern in die Stadt vor das Rathhaus und nöthigten den Rath zum Anschluß.

Der Haufe von Langenau ließ denselben Tag den Leipheimern sagen: sie seien mit den Herrenhäusern fertig bis auf ein Schloß. Die Leipheimer möchten ihnen dazu dreitausend Knechte und einige Büchsen schicken. Sei dieses auch noch abgethan, dann hätten sie keine Arbeit mehr und wollten zu den Leipheimern stoßen, um mit ihnen gemeinschaftlich auf Ulm zu ziehen und dies feste Nest des schwäbischen Bundes zu brechen und die saubern Vögel auszunehmen.

Dies war auch Jakob Wehe's Plan und sein Gelingen hätte dem schwäbischen Bunde den Todesstoß gegeben, aber der kriegerische Pfarrherr erhielt die ihm unangenehme Kunde, daß der Truchseß mit dem Bundesheere, den er in Oberschwaben beschäftigt wähnte, ihm gleichsam schon auf dem Nacken saß. Dieß war auch die Absicht des alten Feldherrn gewesen. In seinem Lager zu Zwiefalten trafen ihn aber Eilboten der Bundesräthe zu Ulm, die ihn dringend aufforderten, unverzüglich gegen die Leipheimer zu ziehen. Sie ahneten, was der talentvolle Pfarrer Wehe im Schilde führte; er war ihnen ein zu gefährlicher Feind. Der Truchseß wandte sich also und zog in der Nacht des Sonntags Judica mit einem Theile der Reiterei nach Ehingen, mit den andern nach Mundarkingen, Montags, den 3. April, nach Wiblingen, wo sich die Bundesräthe von Ulm im Lager einfanden und mit ihm den Angriff auf den Leipheimer Haufen beschlossen. Dienstags in der Frühe setzte das Heer über die Iller und ging neben Ulm hin auf die Bauern los. An diesem Dienstag schrieb Jakob

Wehe einen schlauen Brief an die Bundesräthe nach Ulm, um Unterhandlungen anzuknüpfen, während deren er die andern großen Bauernhaufen in der Nähe an sich ziehen könnte. Er schrieb: die Herren würden als hochverständige und erfahrene Kriegsleute leicht einsehen, daß, da die Versammlung der Bauern je länger je größer geworden sei, ein solches Volk nicht allweg zu zwingen sei. Was Ungeschicktes vorgenommen und geschehen sei, sei ihnen, denen von Leipheim und Mitverwandten, aufrichtig leid. Damit noch mehr Aergerniß verhütet werde, so bitten sie, der Bund wolle zu Gottes Lob und zum Frieden ein treuer Förderer sein. Auch sie wollten, für sich selbst, so viel ihnen möglich, mit höchstem Fleiß bei andern Versammlungen dahin wirken, daß durch gottesfürchtige und verständige Männer, welche das Zeitliche hassen und das gemeine Beste lieben, die Klagen gehört und Alles in Güte oder mit rechtlicher Entscheidung der Beschwerden entledigt werde. —

Dieses Einlenken, um Zeit zu gewinnen, kam zu spät. Wehe war auf dem Volkstage zu Gaisbeuern zu weit gegangen, und es hatte dort nicht an Spionen der Bundesräthe gefehlt. Auch rückte der Truchseß den Leipheimern ohne Verzug selbigen Tags noch auf den Hals. Einen Theil seiner Reiterei ließ er über die Donau auf Elchingen gehen, diese stießen auf einen das Kloster Elchingen plündernden und mit Beute heimkehrenden Schwarm des Langenauer Haufens, über zwölfhundert Mann, setzten in sie, jagten sie theils in die Flucht, theils in die Donau, worin Viele ertranken; Viele wurden erstochen und gegen dreihundert gefangen und gebunden nach Ulm geführt. Mit seiner Hauptmacht war der Truchseß unterdessen auf Leipheim gezogen. Das Bauernheer stellte sich schnell zur Vertheidigung auf und nahm eine vortheilhafte Stellung ein. Sobald die Reiterei der Bündischen sich zeigte, schossen

die Bauern wacker auf sie; als sie aber endlich das ganze feindliche Heer, welches mehr als noch einmal so stark wie das bäuerische war, übersehen konnten, wollten sie sich nach kurzem Kampfe auf Leipheim zurück ziehen, wo eben Jakob Wehe mit neuem Zuzug von Günzburg her ankam. Aber dem Truchseß gelang es den Rückziehenden den Weg zu verlegen, und nun entstand eine wilde über eine Stunde dauernde Metzelei. Viele Bauern wurden in dem nahen Jungholz, wohin sie zurückliefen, von den bündischen Reitern der Nachhut erstochen, viele stürzten sich in die Donau und ertranken entweder darin oder fielen auf der andern Seite den Reitern in die Klingen, welche der Truchseß zur Säuberung Elchingens hatte übersetzen lassen. So fanden in Feld und Wasser gegen tausend Bauern den Tod, zweitausend schlugen sich nach Leipheim durch, wovon Viele stark verwundet waren. Hier empfing sie der muthige Pfarrer Wehe und suchte sie durch geeignete Anreden und Maßregeln zur Fortsetzung des Kampfes von den Mauern herab zu begeistern. Ja er selbst schoß vom Thurm herab mit einer Büchse auf die Bündischen. Aber den Bauern war zumeist der Muth entfallen, und die Bürger sandten einen Greis und mehre Frauen hinaus, um die Gnade des Truchseß anzurufen. Er verlangte die Uebergabe der Stadt auf Gnade und Ungnade, und die Auslieferung ihres Pfarrherrn, der die Bauern in Gaisbeuern und anderswo mit Unwahrheit verhetzt habe. Die Stadt ergab sich.

Vom Pfarrhause, welches an der Stadtmauer lag, führte ein unterirdischer Gang hinaus an die Donau. Dort öffnete er sich im dichten Gebüsch. Nicht weit davon am Flußufer war eine kleine ebenfalls mit Gebüsch verwachsene Höhle. Durch diesen Gang entfloh jetzt der Pfarrer mit einem Vertrauten und begab sich in die Höhle. In der Nacht gedachten sie über die Donau zu schwimmen.



In der Stadt wurden die gefangenen Bauern und Bürger in die Kirche gesperrt. Der Truchseß hatte den Knechten die Plünderung der Stadt versprochen. Nun schlug ihnen ihr Anführer, der Graf von Fürstenberg vor, kurzweg von jedem Gefangenen ein Monatssold von vier Gulden zu nehmen. Das waren die Knechte zufrieden. Als aber der Truchseß, der unterdessen Günzburg besetzt hatte, Abends zurückkehrte, begriff er, daß die Gefangenen, welche in der Todesangst das ihnen von den Knechten abgeforderte Versprechen gegeben, und die Stadt unmöglich eine so hohe Summe auftreiben konnten; er suchte die Knechte zu bereden, von ihrer Forderung abzustehen; er selbst schätzte die Stadt auf 1500 Gulden. Aber die Knechte bestanden durchaus auf ihrer Forderung und machten großen Lärm deshalb.

In der Stadt und nächsten Umgegend wurde von den Bündischen fleißig nach dem Pfarrer geforscht. Niemand konnte begreifen, wohin er gekommen war. So durchstöberte auch eine kleine Anzahl Knechte in der Abenddämmerung das buschreiche Ufer der Donau. Sie hatten einen Spürhund bei sich. Als sie schon an der Höhle vorüber waren, ohne sie entdeckt zu haben, schlug der Hund an. Die Knechte kehrten zurück, stießen mit ihren Spießen in die Höhle und trieben auf diese Weise die Verborgenen heraus. Der Pfarrer bot zweihundert Gulden, die er bei sich hatte, wenn sie ihn laufen ließen; sie banden ihn aber und führten ihn in das Lager des Truchseß in Bubisheim. Am folgenden Tag, den 5. April, wurde er mit sieben Andern vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Sein Freund, der Pfarrer von Günzburg, war darunter, so wie die vorzüglichsten Hauptleute der Bauern. Sie wurden sogleich — es war schon Abend — auf einen Acker zwischen Bubisheim und Leipheim herausgeführt, wo der Scharfrichter ihrer wartete. Mit festem Schritt und uner-

schütterlichem Muthe ging der edle Wehe diesen seinen letzten Gang. Er hatte für eine große Idee gelebt, und sie war's, die ihn zum Märtyrertod stärkte. Als er vorgeführt wurde, rief ihm der Truchseß zu: „Pfarrherr, dafür hättet Ihr Euch und uns wohl sein mögen, hättet Ihr Gottes Wort der Gebühr nach gepredigt und nicht gottlosen Aufruhr."

„Gnädiger Herr," versetzte Wehe mit Würde und Hoheit, „Ihr thut mir zuletzt noch unrecht. Ich habe stets nur Gottes Wort gepredigt; selbst das, was Ihr den Aufruhr nennt, war nur Gottes Wort."

„Ich bin anders berichtet," sagte der alte Truchseß sauer. Jetzt trat sein Kaplan zu dem Pfarrer und ermahnte ihn zu beichten und sich mit Gott zu versöhnen.

„Ich bedarf Eueres Beistandes nicht," wies Wehe den Kaplan kurz zurück, wandte sich dann zu den Kriegsräthen und sagte: „Liebe Herren, es soll sich Niemand darob ärgern. Ich habe meinem Gott und Schöpfer bereits gebeichtet und ihm meine Seele empfohlen, von dem ich sie empfangen habe." Dann redete er seine Todesgenossen an: „Seid guten Muths, Brüder; wir werden heute noch miteinander im Paradiese sein." Nun hob er das schöne Auge zum westlichen Himmel empor, versenkte es in die verglimmende Abendröthe und betete mit lauter Stimme in lateinischer Sprache den siebenten Psalm: Auf dich Herr vertraue ich 2c. Und schloß mit den Worten: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" — Hierauf kniete er auf die Blumen des Ackers nieder, erhob seine Hände und rief: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist! Der Scharfrichter war mit dem bloßen Schwerte hinzugetreten, und einen Augenblick später benetzte das schöne Haupt rollend die Blumen und das Gras mit dem strömenden Blute. Nach ihm wurden noch vier Bauernhauptleute geköpft. Als es an die übrigen drei kommen

sollte, worunter sich der Pfarrer von Günzburg befand, war es schier Nacht geworden, und der Scharfrichter konnte nicht mehr sehen. Da baten die Umstehenden den Truchseß um das Leben derselben, und er gewährte die Bitte. War doch der talentvollste, die Seele des Aufruhrs in dieser Gegend, geschlachtet.

In gleicher Weise wurden in denselben Tagen die Bauernhaufen von Langenau und Illertissen zersprengt; viele der Anführer entkamen durch die Flucht hinauf in das Algäu, Manche aber geriethen ebenfalls dem Scharfrichter in die Hände. Was von Hauptleuten und andern ausgezeichneten Aufrührern gefangen nach Ulm gebracht wurde, ließen die Herren Räthe des Bundesgerichts in gleicher Weise um einen Kopf kürzer machen. So halfen sie, wie sie in jüngster Zeit so heilig und theuer versprochen hatten, den Beschwerden des Volks am Besten und Gründlichsten ab. Das Blut des gemeinen Mannes und seiner Freunde floß in Strömen. Die siegreichen Herren rächten sich für die Furcht, die sie ausgestanden, und trugen die kaum von Angst niedergedrückten Häupter wieder stolz empor. Der Verzweiflungsschrei des Volks verstummte, der Jubelschrei der Herren erschallte um desto lauter. —

Lore, Diethers Frau, hatte sich in Leipheim bei einer ihr bekannten Bürgersfrau eingelegt. Während des Gefechts vor dem Thore trieb sie aber die Angst hinaus. Kämpften doch drei Männer, die sie liebte, im Bauernheer, ihr Vater, ihr Mann und ihr Jugendgespiele, den sie nicht anders, denn als ihren Bruder betrachtete. Eigentlich liebte sie Martin von Allen am meisten. Nach der Schlacht und als die Stadt eingenommen war, irrte sie auf der Wahlstatt umher, und ihr ängstlich spähendes Auge fand bald genug den Vater unter den Todten. Das Hasenhänslein hatte seine herrenfeindliche Gesinnung mit dem Tode besiegelt. Sie zog die Leiche an einen bebuschten

Rain, brach knospendes Reisig ab und bedeckte sie damit, um sie später zu begraben. Jetzt hatte sie Nöthigeres zu thun: Martin zu suchen. Und ihre ahnende Seele hatte sie nicht betrogen. Sie fand auch ihn in einem dichten Haufen Todter und schwer Verwundeter. Jammernd warf sie sich auf ihn und fühlte, daß er noch athmete, daß er sich regte. Ein Schwerthieb hatte ihm eine tiefe Kopfwunde beigebracht. Rasch entschlossen zerriß sie ihre Kleider und verband ihren Liebling damit, dann lud sie ihn auf den Rücken und trug ihn in die Stadt in ihre Herberge, wo sie ihm die sorgsamste Pflege widmete. Am Abend begrub sie mit Hülfe der Bürgersleute, wo sie wohnte, ihren Vater und kehrte dann an Martins Lager zurück. Von Diether und dem Bildernazzi hatte sie keine Spur entdeckt.

Martin verdankte der treuen Pflegerin das Leben, aber er wußte nichts davon; denn sein Bewußtsein kehrte nicht zurück. Er sprach stets irr und die seltsamsten, ihr gänzlich unerklärlichen Dinge, auch oft in fremder Sprache.

Die hartnäckige Forderung der Knechte des Bundesheers führte fast einen Abfall derselben herbei. Das unverschämte Kriegsvolk drohete, wenn es nicht befriedigt würde, zu andern noch unbesiegten Bauernhaufen überzugehen, und wirklich fürchtete der Truchseß das Schlimmste, da täglich bedenkliche Nachrichten von den furchtbaren Excessen der Bauern in Oberschwaben, im Schwarzwald, am See, im Hegau, im Würtembergischen und in Franken einliefen. Die Bundesräthe in Ulm sahen sich endlich genöthigt, den Söldnern ihre Forderung zu verbürgen. Darüber vergingen aber volle acht Tage in Unthätigkeit. Erst nach der von Ulm eingegangenen Bürgschaft zeigte sich das Heer bereitwillig, gegen die drei verbündeten Bauernhaufen im Ried, im Algäu und am See aufzubrechen.

Während dieser Woche waren die Hauptleute und Führer der gefangenen Bauern ausgeschieden und nach

Ulm geschafft, das übrige Volk, nachdem es knieend vor dem Truchseß Abbitte gethan, entlassen worden. Was an Verwundeten in der Stadt lag, wurde ebenfalls scharf untersucht. So erging es auch Martin, und die Spürer überzeugten sich gleich, daß er kein Bauer war. Sie hielten ihn vielmehr für einen vornehmen Anstifter und freuten sich, einen so guten Fang gemacht zu haben. Trotz Lores Thränen und Bitten wurde er mit Andern auf einen Karren geladen und nach Ulm geführt. Lore lief nebenher, um zu seiner Pflege stets bei der Hand zu sein, und in Ulm erzwang sie sich den Eintritt in das Hospital, wohin die Verwundeten gebracht wurden.

17.

Oesterreichische Spekulation.

Obgleich der Erzherzog Ferdinand, mit sich selbst und seinen kurz zuvor erlassenen Befehlen im schreiendsten Widerspruch, den Tyrolern Alles, was sie nur wünschen konnten, versprochen hatte, traute er doch, als der Sturm in den Nachbarländern so gewaltig losbrach, dem Landfrieden nicht recht, eben weil es mit seinen Versprechungen nicht ehrlich gemeint war, und nahm mit seinen Räthen und Hofherren seine Maßregeln. Zu größerer Sicherheit seiner jungen Person verlegte er seinen Sitz auf das hohe Felsenschloß Ambras im Innthal, zwischen Innsbruck und Hamm und schickte von hier aus geheime Sendboten in bäuerlichen Kleidern als Späher in alle im Aufruhr begriffenen Lande und an alle weltlichen und geistlichen Fürsten derselben, um stets die genauesten Nachrichten über den Verlauf der Dinge zu haben. Die Nachrichten aus



Oberitalien vom Sieg des kaiserlichen Heeres über die Franzosen und von der Gefangennehmung des Königs Franz hoben den gesunkenen Muth des jungen Fürsten schnell wieder um ein Bedeutendes, und die im nördlichen Theil der Grafschaft sich kundgebende Stimmung beschwichtigte die erzherzogliche Besorgniß, wenn es dagegen auch im Süden zu rumoren anfing.

Um diese Zeit erhielt der Erzherzog einen Boten von seinem Bruder, dem Kaiser, aus Spanien mit den genauen Berichten über den Sieg bei Pavia nebst Rathschlägen, wie sich die östreichische Regierung in Bezug auf die deutschen Bauernunruhen zu verhalten habe. Es war der alte habsburger Grundsatz aufgestellt, sich klug in die Umstände zu fügen und Vortheil von ihnen zu ziehen und nicht etwa durch unzeitige Härte sich die Früchte besonnenen Handelns zu verderben. Der Kaiser hatte selbst einen langen Brief an den Erzherzog geschrieben. Der Bote aber war Toni, der Stallmeister des Kaisers, der solcher Botschaften schon mehre nach Tyrol gebracht hatte und sich geschickt dazu brauchen ließ.

Der Erzherzog versprach darauf auf einem zu Martini ausgeschriebenen Landtag allen Beschwerden des Volks gründlich abzuhelfen, und auf dieses Versprechen sagten ihm die Landtagsausschüsse ein beträchtliches Heer zur Dämpfung des Aufstandes zu. Sie schickten an alle im Aufstande begriffene Aemter Abgeordnete mit der Aufforderung, den Landtag abzuwarten, und die Landleute ließen sich bedeuten. Die Bergwerksverwalter zu Schwaz boten dem Erzherzog sogar eine bedeutende Landwehr von Bergknappen an gegen die Aufrührer. Erzherzoglichen Beamten glückte es, auf die freisinnigen, übrigens ordnungsliebenden Bergleute einzuwirken, welche durchaus weiter nichts beanspruchten, als die unverkümmerte Predigt des reinen Evangeliums. Ihre Vorgesetzten wußten ihnen

glauben zu machen, die von den Pfaffen geleitete Jugend des Erzherzogs habe sich eines Bessern überzeugt und neige jetzt, gleich seinen zwei Schwestern, sogar selbst zu Luthers Lehre. Schamlose Lüge, die Schritte, welche die Angst vor dem Zorne des Volks dem zweiundzwanzigjährigen Herrn eingegeben, als eine Folge seiner Ueberzeugung hinzustellen! Die treuherzigen Bergleute ließen sich kirren und boten dem Erzherzog ihre Hülfe an; Ulrich Fugger lebte ja nicht mehr unter ihnen. — Ebenso beschickten die Ehrenberger, welche zunächst an das aufrührerische Algäu grenzten, ihren Fürsten mit der Betheurung, sie würden Leib, Ehre und Gut für ihn einsetzen, falls er in der Grafschaft Thyrol angegriffen werden sollte, und sie traten dem Gerücht, als hätten sie sich mit den Bauern im Algäu empören wollen, mit der Erklärung entgegen: davor möge sie Gott ewig bewahren! Sie wollten bei ihrem Fürsten genesen und sterben. Einige nicht bedeutende Forderungen, die sie stellten, wurden von Ferdinand auf das Gnädigste bewilligt. Niemals waren die Herren in Innsbruck gütiger und menschenfreundlicher gewesen: in Vorarlberg und Südthyrol war der Aufstand schon ausgebrochen und rückte schnell beängstigend näher.

Aber die der Regierung so günstige Gestaltung der Volksbewegung im nördlichen Theile der Grafschaft, namentlich im Innthale, gaben einem Gedanken neue Nahrung, den der Schatzmeister Gabriel Salamanka schon beim ersten Beginn der Bauernunruhen im verwichnen Spätherbst im geheimen Rathskollegium des Erzherzogs ausgesprochen hatte, ein Gedanke, so verteufelt schlau und politisch, daß er eben nur im Kopfe eines Spaniers entstehen konnte; es war der, daß die Bedrückungen und Unmenschlichkeiten der Fürsten, namentlich der geistlichen, und die daraus hervorgegangenen Bewegungen der verzweifelten Bauern, von der östreichischen Regierung klug benutzt und geschickt geleitet,

ihr zum Besitz von ganz Schwaben, so weit es eben noch nicht östreichisch war, verhelfen müßten, wie ihr Herzog Ulrichs von Würtemberg üble Wirthschaft und Gewaltwesen zum Besitz des reichen würtemberger Landes verholfen habe. Salamanka behauptete, nichts sei den schwäbischen Bauern widerwärtiger, als das weltliche Regiment der geistlichen Fürsten, und mit Vernunft betrachtet sei es auch ein Unsinn; deshalb werde sich der Sturm sogleich legen, sobald es abgethan sei. Es sei also auf zweierlei hinzuwirken, erstlich, daß die bischöflichen und abtlichen Städte mit dem Gedanken vertraut gemacht würden, sich Oestreich zu unterwerfen und sich mit einer dahin zielenden vorläufigen Erklärung die andrängenden Bauern vom Leibe zu halten; sodann durch einen schlauen Unterhändler die Anführer und Hauptleute der verschiedenen Bauernhaufen im Geheimen zu gewinnen, wobei man freilich ein Stück Geld nicht ansehen dürfe, was ja durch die in sicherer Aussicht stehende Gewinnung von Land und Leuten tausendfach wieder eingebracht werden würde. Auch schade es nichts, diese Hauptleute mit auf Berücksichtigung ihres persönlichen Vortheils hinzielenden Versprechungen, als Beförderungen aller Art zu kirren und stets das Schild auszuhängen, als werde die Predigt des Evangeliums unter östreichischem Scepter ferner nicht nur nicht gehindert, sondern sogar gefördert werden.

Der Erzherzog, entzückt von diesem Vorschlag (er war ganz in seinem Sinne und stimmte vollkommen mit den brieflichen Rathschlägen seines Bruders überein) sprach mit Salamanka und Fabri darüber, da die geistlichen Beisitzer etwas sauer dazu sahen, und es wurden zwischen den beiden geistesverwandten Spaniern und dem verruchten Deutschen Maßregeln zur Ausführung des ersten Theils verabredet. In Bezug auf den zweiten Theil warf der Fürst die Frage auf, wo schnell ein mit den nothwendigen Eigenschaften

begabter Mann, den man als Unterhändler mit den Bauernanführern gebrauchen könne, zu finden sei?

„Gewiß ist ein Mann, der alle zu solchem schwierigen Geschäft unerläßlichen Eigenschaften besitzt, ein weißer Sperling," versetzte Salamanka, „und doch ist Euerer Hoheit ein solcher Mann schnell zur Hand. Er ist in Euerer Nähe und zu Euerer Verfügung. Ich schwöre, in ganz Tyrol und Oestreich ist kein Zweiter zu finden, der so wie er eigens zu diesem Geschäft gemacht ist."

„Wer — wo ist er?" rief der Fürst hastig.

„Er sitzt als Sträfling auf dem Schlosse Tyrol, um eines kleinen Handels mit einem Fuggerschen Bergmanne. Er heißt Antonio Cebes und ist ein Spanier wie Ew. Hoheit und ich. Schon deshalb ist er unseres Interesses würdig, wenn er auch nicht als geborner Zigeuner der gewürfeltste Spitzbub wäre, der dem vorigen Papste als Oberkämmerer gedient hat; denn es war ihm gelungen, sich einen adligen Namen zu verschaffen. Ich kenne die Geschichte dieses talentvollen Mannes genau und kann Ew. Hoheit versichern, daß er ein Sohn des vorigen Amiranten von Kastilien, Herzogs von Najara und einer Zigeunerin ist, aber in rechtmäßiger Ehe gezeugt; denn der Herzog trieb sich in seiner Jugend, als ihm die Fatalität begegnet war, seinen Bruder im Zweikampf zu erstechen, unter andalusischen Zigeunern herum, deren schönste Tochter Karracha seine Frau wurde."

„O ich kenne den Antonio Cebes," sagte der Erzherzog freundlich. „Er war einst Stallmeister meiner Tante Margaretha und Gemahl der Gürtelmagd derselben. Dann hat er unter dem Namen Wilhelm von Lannoy die verwitwete Frau von Bübenhoven geheirathet. Er ist ja der Vater des kecken und geschickten Stallmeisters des Kaisers, den dieser mir eben wieder als Eilbote geschickt hat, und der noch in Innsbruck verweilt, um meine Ant-



wort in Empfang zu nehmen. Die gute Tante Statthalterin hat mir oft von Vater und Sohn erzählt, namentlich, wie der Letztere einst beim alten Fugger Leinweber werden sollte, aber die tollsten Streiche machte, dann in die Fuggerschen Bergwerke gesteckt wurde und auch hier das Unterste zu oberst kehrte, bis er endlich wieder aufs Pferd kam, wohin er gehörte. Meine Gemahlin erzählt ebenfalls oft von diesem Toni, der eine der freundlichsten Erinnerungen ihrer Kindheit ist. Sie hat ihm vor einigen Tagen eine Audienz gegeben und in ihrer Freude ihm eine prächtige Hutfeder geschenkt."

„Wenn Toni so schlau und gewandt, wie sein Vater ist," bemerkte Fabri, „so ist er uns zur guten Stunde jetzt aus Spanien gekommen; denn dann kann er mit dem Alten gemeinschaftlich operiren. Es ist gut, wenn sie sich einander in die Hände arbeiten, und Zwei richten natürlich mehr aus als Einer. Für den Vater kann ich bürgen."

„Und ich allenfalls für den Sohn," meinte der Erzherzog, „und wenn ich nicht, so übernimmt die Erzherzogin die Bürgschaft für ihn."

„Dann sind in einigen Wochen die Bauernhauptleute Euer, und sofort sind die Bauern Euer, und weiter ist ganz Schwaben Euer, und wer weiß, was in kurzer Zeit sonst noch Euer ist."

„Was meint Ihr mit diesem sonst noch?" fragte Ferdinand mit einem lauernden lächelnden Blick auf Salamanka, der diesen Blick mit noch stärker ausgeprägtem Grinsen erwiderte. Sie verstanden sich auch ohne Worte, aber die kindische Lust des jungen Fürsten wollte das Wort, und der abgefeimte Rathgeber sprach es nach einigem Drängen des Andern aus.

„Die spanischen Kronen waren für Euere Hoheit bestimmt: Ihr habt sie nicht erhalten. Nun hätten Euch wenigstens die Kronen von Neapel und Sicilien werden

müssen als eine kleine Entschädigung für den großen Verlust: Ihr habt sie auch nicht erhalten. Es scheint mir, als werde das Schicksal gerechter gegen Euch sein, als Euer Bruder."

„Wie meinst Du das, Salamanka?"

„Ihr habt aus den Papieren, die man auf Franz von Sickingens Schloß Ebernburg gefunden, den Plan kennen gelernt, den dieser Ritter und sein Freund, der Ritter Ulrich von Hutten, geschmiedet. Dieser Plan ist auf die Bedürfnisse und Wünsche des deutschen Volkes mit kluger Berechnung gegründet. Das Volk kann keine Liebe zu einem Kaiser haben, der im fernen Spanien residirt; es erwartet nichts von ihm. Das Reichsregiment hat sich als untüchtig bewiesen; es hatte sich schier Allen verhaßt gemacht, und es geschah ihm nur sein Recht, als es im vorigen Jahre gestürzt wurde. Das Volk will und muß einen starken Kaiser im Lande haben. Sickingen und Hutten wollten ihm einen solchen geben mit der Freiheit des Evangeliums. Woran sie durch den Tod verhindert wurden, möchte Euch um so leichter auszuführen sein, als an Euch, dem Sprossen des habsburger Hauses, die uralte Liebe und Treue des Volks hängt. Nehmt Sickingens Plan auf, und Ihr werdet wieder ein starkes deutsches Reich aufbauen und werdet selbst für den Verlust der Euch einst bestimmten Kronen entschädigt."

Ferdinand lächelte wieder. Der Gedanke, deutscher Kaiser zu werden, gefiel ihm; er schmeichelte seiner Eitelkeit, er verlockte ihn. Daß ein abgefeimter spanischer Jude, dem die schlechtesten Mittel zur Erreichung seiner Zwecke recht waren, den großen Plan der edelsten deutschen Männer, Sickingens und Huttens aufnehmen wollte, daß er sich zur Verwirklichung desselben eines der ränkevollsten Menschen, eines Betrügers, Diebes und lügnerischen, verächtlichen Zigeuners bedienen wollte, das hatte für den




Erzherzog nichts Anstößiges, gleichsam, als ob eine Sache dieselbe bliebe, ob sie vom hellen reinen Licht des Himmels oder von der düsterrothen Glut der Folterfackel beleuchtet wird. Das war habsburgische, das war spanische Fürstenweisheit. Mit dem Gedanken gegen seinen Bruder Karl als Kronendieb aufzutreten, war ja Ferdinand schon lange und von Spanien her vertraut, als daß er jetzt davor hätte zurückschaudern sollen.

Nach einigen Tagen wurde Antonio Cebes, jetzt ein Mann von einundsechzig Jahren, aber kräftig, frisch und gewandt wie immer, aus dem Strafhause auf dem Schlosse Tyrol auf das Schloß Ambras gebracht und sein Sohn Toni aus Innsbruck eben dahin beschieden. Vater und Sohn sahen sich nach langer Zeit zum ersten Mal wieder. Toni war jetzt ein Mann von fünfunddreißig Jahren, in dessen Zügen sich die Leidenschaften und die Verschmitztheit seines Volksstammes und seines Charakters ebenso scharf ausgeprägt hatten, wie in denen des alten Cebes. — Der Erzherzog sprach mit beiden in einer geheimen Audienz, und noch denselben Tag ritten sie in Bauernkleidern der Grenze des Algäus zu. Wie glücklich im Sinne Salamankas und des Erzherzogs die Wahl dieser Unterhändler war, zeigte sich schon nach einer Woche. Wie aus dem Erdboden hervorgewachsen, schwärmten plötzlich Zigeuner als Bettler durch den aufrührerischen Algäu, am Bodensee, im Hegau, im Schwarzwald, in Salzburg, in Oestreich und verbreiteten die Nachricht unter den Bauern, der Erzherzog in Tyrol sei ihrer Sache geneigt und werde ihre gerechten Wünsche befriedigen.

Zu derselben Zeit, in der ersten Woche des April, kam ein Ereigniß im Oberalgäu, hart an der Grenze Tyrols, den schlauen Plänen der Spanier in Tyrol sehr gelegen; und die Spuren der Wirksamkeit der beiden Cebes und ihrer dienstbaren Geister wurden schon sichtbar.

Salamanka, der die Fäden in der Hand hielt und mit den Gebes in steter Verbindung war, hatte die Freude, seinem Herrn gute Nachrichten mittheilen zu können.

Als in den ersten Tagen des April die Thätlichkeiten wie allerwärts in Folge der Verabredung auf dem großen Volkstage zu Gaisbeuern, auch im Oberalgäu begannen, richteten sie ihre Absichten unter ihrem erfahrenen Anführer Walter Bach, einem in dem italienischen Kriege gebildeten Landsknecht, auf die Eroberung der Schlösser des Fürstabts, der selbst auf das hohe Felsenschloß Liebentann geflüchtet war, wo er sich sicher glaubte. Am dritten April plünderten sie das Kloster bei Kempten und stürmten die Schlösser Schwäbelsberg, Wolkenberg und Hohentann; Liebentann aber wurde belagert. Ein großer Theil des Bauernheers, zu welchem auch die Unteralgäuer unter dem Hauptmann Görg Schmidt, genannt der Knopf von Luibas, gestoßen war, wandte sich gegen die hoch oben nahe der tyroler Grenze und der Ehrenberger Klause gelegene Stadt Füßen, die zum Bisthum Augsburg gehörte. Das städtische Regiment in Füßen, in der nächsten Berührung mit den aufständischen Bauern des Oberalgäus, hatte sich zwar mit Worten und Versprechungen dem Bauernbunde angeschlossen, in der That aber nichts dafür gethan, sodaß den Bauernhauptleuten bald klar war, daß Füßen nur Ausflüchte machte. Wirklich hatten die Rathsherren in Füßen heimliche Boten an ihren Bischof nach Augsburg geschickt und dringend um Hülfe gegen die Bauern gebeten, und da ihnen dieser geistliche Fürst keine solche hatte gewähren können, hatten sie sich mit gleichem Gesuch an den Erzherzog Ferdinand nach Innsbruck gewandt und dieser ihnen sofort Büchsenmeister und das Versprechen zukommen lassen, in den nächsten Tagen einen reisigen Zeug zu schicken. Diese Botschaft der Füßener erregte großen Jubel am Hofe zu Ambras. Der erste Schritt zur Verwirklichung der

geheimen Pläne war geschehen und machte Muth, auf der betretenen Bahn weiter zu wandeln. Der östreichische Hauptmann der Besatzung der Ehrenberger Klause erhielt sofort Befehle, auf welche er sich mit den Häuptern der Bürgerschaft in Füßen in Verbindung setzte und ihnen den Rath gab, den Bauernhaufen, welcher bereits vor der Stadt lag, zu erklären, Füßen habe sich dem Erzhause ergeben, und des Erzherzogs Durchlaucht in Innsbruck sei jetzt ihr Herr. Die Füßener gingen blind in die Falle und gaben den sie bedrängenden Bauern diese Erklärung.

Der alte Gebes hatte unterdessen mit Walter Bach, dem obersten Hauptmann des oberalgäuer Haufens verhandelt, und dieser, ein schlauer Kerl, der seinen Vortheil begriff, wußte die Bauern, welche unbedingtes Vertrauen in ihn setzten, zu überreden, daß sie die Besitzungen des östreichischen Hauses zu schonen hätten, da dieses durchlauchtigste Haus ihnen gnädig gesinnt und geneigt sei, ihren billigen Wünschen Berücksichtigung zu schenken. Vorzüglich stellte er den Erzherzog als einen sehr wohlwollenden Herrn dar, der die Bedrückung der Bauern verabscheue und der Predigt des Evangeliums zugethan sei. Die große dumme Masse der Bauern glaubte diesen Vorspiegelungen, jubelte über so mächtigen Schutz und entschuldigte gutmüthig die frühern harten Befehle des Erzherzogs gegen die evangelischen Prediger und ihre Anhänger mit seiner unerfahrenen Jugend, die von vornehmen Pfaffen böslich geleitet worden sei. Mitten in diesen Jubel der Bauern fiel aber die Erklärung der Füßener, sie seien östreichisch geworden als ein Abkühlungsmittel. Der große Haufe glaubte es nicht, sondern sah es für eine Ausrede und Spiegelfechterei an. Walter Bach stellte sich zwar zornig und meinte, es sei unbillig vom Erzherzog, den Bauern, die doch gleichsam seine Verbündeten seien, ihre Feinde entziehen zu wollen, aber er drang doch darauf,

daß das Gebiet von Füßen als nun östreichisch respectirt wurde, und zog deshalb mit seinem Haufen auf Nesselwang zurück. Die Hellersehenden im Haufen und die, welche sich auf die Plünderung der bischöflichen Stadt gefreut, und bereits ihre Weiber mit Roß und Wagen zur Wegführung der Beute nach Weißensee bestellt hatten, schrieen über Verrath und setzten es durch, daß Walter Bach der obersten Hauptmannsstelle entsetzt und diese dem Paul Probst von Oberndorf übertragen wurde.

18.

Trübe Tage im Schlosse Fuggerau.

Im Innthale und bei Hof ereignete sich um diese Zeit einiges, welches dem alten Jakob Fugger, durch seine letzten Schicksale ohnedies grämlich, Veranlassung zu großem Mißvergnügen gab. Einer der Hauptbeschwerdepunkte der tyroler Landschaft war nämlich gegen den monopolisirten Handel der Fugger in Tyrol und die daraus entspringende Aussaugung des Landes gerichtet; denn die Fugger machten nach ihrer Willkür die Preise fast aller ausländischen Waaren, die nur sie einbringen durften. Obgleich nun der „gnädige" Erzherzog auch in dieser Beziehung die bündigste Abhülfe versprochen hatte, so war es doch nicht möglich, diese sogleich zu gewähren, weil das Erzhaus dem Hause Fugger große Summen schuldig war, und deshalb alle möglichen Rücksichten auf dasselbe zu nehmen hatte. Auf der Seite der Regierung konnte ohne Berathung mit dem Kaiser, und ohne dessen Zustimmung nichts in dieser Sache geschehen, auf der andern konnte der alte Fugger eben so wenig ohne Mitwirkung seiner Neffen Rai-

mund und Anton, welche das Geschäft jetzt leiteten, eine demselben gemachte Koncession wieder abtreten, bevor die Interessen des Hauses nicht anderweitig gewahrt waren. Denn diese gingen natürlich den Kaufleuten allen andern Interessen vor. Es machte sich also eine mündliche Besprechung der drei Fugger nöthig. Das Volk sah aber mißtrauisch auf die Verzögerung der Erfüllung der ihm gemachten Versprechungen, vorzüglich gerade dieser, die seinen Beutel zunächst anging. Man fürchtete in den höhern Regionen, bei einem Ausbruch der Volkswuth würde das neue prächtige Schloß Fuggerau, gegen welches der Haß des gemeinen Mannes als, wie er behauptete, von seinem Gelde erbaut und ausgestattet, besonders stark war, zuerst überfallen und demolirt werden, und am Hofe zu Ambras war man der Ansicht, wenn einmal der brüllende Löwe der Empörung nur durch ein reiches Opfer zu beschwichtigen sei, so sei es immer besser, der Verlust treffe das reiche Haus Fugger, als das ihm verschuldete Haus Habsburg. Es kamen dabei auch persönliche Rücksichten und Antipathien ins Spiel. Die stark ausgesprochne politische Farbe Ulrich Fugger's und seines Bruders Hieronymus hatten auf das ganze Haus einen dem Hofe widerwärtigen Schimmer geworfen, den die freimüthigen Aeußerungen Jakobs, nach seiner theilweisen Bekehrung, sowie die ruhige und besonnene Haltung Bübenhoven's, den Hof- und Regierungsherren gegenüber, wieder zu verwischen keineswegs geeignet waren. Jakob hatte es vor den regierenden Herren gar nicht verhehlt, daß er ihre Schritte gegen den Zeitgeist nicht für die rechten halte, um Frieden und Glück wieder herzustellen. Er sprach sich ebenso entschieden gegen die Beschlüsse des Regensburger Konvents und die Verfolgung der das Evangelium predigenden Pfarrer und ihres großen Anhangs, wie gegen die wuthschnaubende Bauernpartei aus, und als der Erzherzog in der Angst so gänzlich um-

sattelte und alle möglichen Versprechungen machte, war der alte Fugger nichts weniger als zufrieden mit dieser aus offenbarer Schwäche und Haltlosigkeit hervorgegangenen Inkonsequenz. Der alte vielerfahrne und dem habsburger Herrscherhause so treu ergebene Mann, der so oft schon der Retter in der Noth gewesen war, und dem der König von Spanien eigentlich die deutsche Kaiserkrone verdankte, durfte sich wol ein freimüthiges Wort mehr erlauben, als irgend ein Andrer. Aber es wurde nichtsdestoweniger übel vermerkt. Wo hätte man jemals an Höfen, und vor allen an Höfen, wo Erzbischöfe und Prälaten die ersten Stellen bekleiden, ein freimüthiges wahres Wort gern gehört? Es trat eine Verstimmung zwischen den Bewohnern des Schlosses Ambras und denen des Schlosses Fuggerau ein, und sie steigerte sich, als die junge Erzherzogin Anna in einer Unterredung mit dem alten Jakob Fugger kindisch plaudernd ihm bemerkte: es sei ihr mehr angst um ihn als um sie selbst, da sich höchst wahrscheinlich die losbrechende Volkswuth nicht gegen den Fürsten, sondern vielmehr gegen ihn kehren, und der Hof nicht im Stande sein werde, ihn zu schützen, ja daß ein solcher Schutz, wie ihr dünke, vom Bischof von Brixen, dem Kanzler, eher verhindert als gewährt werden würde, wenn ihn zu gewähren überhaupt möglich sei. Diese Worte schmerzten den alten Fugger tief in der Seele und vermehrten die seines Grams und Kummers bedeutend. Er sah da den Dank für seine dem Erzhause geleisteten Dienste, einen Dank, wie ihn der Kardinal Ximenes in Spanien auch empfangen hatte, und von Stund an folgte er keiner Einladung auf Schloß Ambras mehr, so nah es ihm auch lag, und entschuldigte sich mit seiner zunehmenden Altersschwäche und der vorschreitenden Krankheit seiner lieben Nichte und Pflegetochter der Frau Sibylle von Bübenhoven. In der That würde er Tyrol trotz der wilden Volksbewegungen im



Algäu, durch den sein Heimweg führte, sofort verlassen, und sich in seine Vaterstadt begeben haben, zumal Bübenhoven ihm auf sein dringendes Befragen gestand, daß allerdings Gefahr für ihn entstehen könnte, wenn einmal die Leidenschaft des gemeinen Mannes in Tyrol entfesselt sei, hätte er die sterbende Sibylle verlassen können. Denn daß die ihm so theure Tochter eine langsam Sterbende war, davon hatte sich der schmerzbewegte alte Mann endlich überzeugt. Seit dem schrecklichen Tode ihres Bruders Ulrich, an dem ihre kindliche Seele mit den zartesten und festesten Banden der Liebe hing, hatte ihre Brustkrankheit sich rascher entwickelt und führte sie nun schneller ihrer Auflösung zu.

Stundenlang saß der alte Mann an Sibylle's Bette, von Alter und Krankheit, sowie von Schmerz über den Verlust seiner Lieben (er hatte ja Ulrich auch geliebt, und mehr, als er sich selbst früher hatte eingestehen wollen), und von Gram und Sorge über die Verkehrtheit des weltlichen und geistlichen Regiments, und über die tolle Wuth des gemeinen Mannes niedergedrückt. Ihm stand ja nicht der geistige Scharfblick zu Gebot, der die tiefern Consequenzen aus den vorliegenden Thatsachen zu ziehen, und die sittliche Nothwendigkeit der gegenseitigen blutigen Reibung zur Entwickelung eines neuen Lebens, und zur Sprengung der dem Zeitgeist angelegten Fesseln zu seinem Vorwärtsschreiten zu begreifen vermochte. Er sah eben nur die Irrthümer und die Gräuel auf beiden Seiten, die ihm am Herzen fraßen, und er meinte in schrecklicher qualvoller Trostlosigkeit, die gänzliche Auflösung aller Bande der Zucht, Ordnung, Menschenliebe und Religion bräche herein, Staat und Kirche stürzten zusammen vor der grassesten Barbarei, und das gottlose Volk sei daran eben so sehr schuld, wie die gottlosen Fürsten, Adel und Pfaffen.

Hier an diesem Bette, auf welchem ein Band zerriß, das

ihn selbst noch an das Leben gefesselt, traf ihn die Kunde von den Gewaltschritten der drei Bauernhaufen im Ober-algäu, im Ried und am See, und er zitterte, zu jeder Stunde das Schreckensgeheul empörter Tyroler hören zu müssen, die sein Schloß stürmten, und ihn selbst und die Kranke mit Mißhandlungen dem Tode überliefern würden. Er selbst sandte von seinen Bergknappen Boten in die Lande umher und harrte mit fieberhafter Ungeduld ihrer Rückkehr und der unheilvollen Kunde, die sie brachten. Wie düster war doch der Lebensabend dieses edeln und gemeinnützigen Mannes! Von einer der schlimmsten Aengsten wurde er durch Sibylle's ruhigen und schönen Tod erlöst. Sie starb in den Armen ihres Mannes in des Greises Beisein, und er drückte ihr weinend die Augen zu und gab ihr das Versprechen mit ins Grab, ihr bald nachfolgen zu wollen. Er ließ die Kunde ihres Abscheidens durch Boten seinen Freunden und Verwandten in Tyrol, Augsburg und Kremnitz melden und beauftragte Bübenhoven, sobald sie die Hülle der theuren Frau dem Grabe übergeben hatten, ihre Abreise ohne Verzug zu rüsten. Denn schon waren auch von Augsburg zu wiederholtenmalen dringende Aufforderungen gekommen, daß der kränkliche Greis sich sobald als möglich in die sichere Vaterstadt und in den Schoß seiner um ihn besorgten Familie begeben möchte, zumal — wie die letzte Botschaft von dort lautete — ein lieber Besuch aus Kremnitz angelangt sei, der seiner Heimkehr sehnlichst wartete. Zu Sibylle's Begräbniß war ihr Bruder Hieronymus von Schwaz herübergekommen. Er hatte sich lange nicht in Fuggerau sehen lassen, und allerlei Gerüchte in Bezug auf sein Verhältniß zu Martha Bry waren dort verbreitet und nicht geeignet, die Trauernden zu erheitern. Er verließ das Schloß wieder, ohne daß sein Ohm Veranlassung genommen hätte, darüber mit ihm zu reden.

Zur Heimreise, so oft sie Jakob auch schon gemacht hatte, waren aber mehr Vorbereitungen nöthig, als zu irgend einer frühern; denn es schien unerläßlich, daß von den algäuer Bauernhaufen erst sichres Geleit für den Alten eingeholt werde, und da sich dies als eine gerade nicht leicht auszuführende Sache herausstellte, so wurde beschlossen, daß sich Bübenhoven zur Auswirkung eines solchen Geleites selbst aufmachte. Ehe er aber aufbrach, gelangte die Kunde von den argen Ränken am Hofe zur Kenntniß Jakobs; denn auch er hatte dort und namentlich in der nächsten Umgebung des erzherzoglichen Paares seine Leute, die ihm für manchen klingenden Dienst verpflichtet und ergeben waren. Es traf den alten redlichen schwergebeugten Mann wie ein Donnerschlag, daß die ihm so sehr verhaßte Bauernempörung vom Erzherzog zu dessen eignem Vortheil ausgebeutet und gleichsam begünstigt werden sollte, daß die östreichische Regierung sich nicht schämte, mit den Häuptern des Aufruhrs in so schmachvolle Unterhandlung zu treten, daß sie sich dazu des nichtswürdigsten Schurken, des abgefeimtesten Diebes aus dem Zuchthause bediente, eines Menschen, der ihm verhaßter war, als irgend ein Anderer, und der wegen des an ihm begangenen Diebstahls erst seit kurzer Zeit in der Strafhaft war, und daß endlich der Bischof seiner Vaterstadt, der von ihm so hoch verehrte milde und gerechte Christoph von Stadion, der den billigen Forderungen des Zeitgeistes mit dem bereitwilligsten Herzen entgegen kam, durch solche Ränke des Landes beraubt werden sollte. Der alte schlichte, stets dem Recht und der Wahrheit treu ergebene Leinweber wurde mit solchem Grauen vor der pfäffischen Politik der Regierung erfüllt, daß er sich hätte Flügel wünschen mögen, um so schnell als möglich sein schönes Schloß und das Land Tyrol auf immer zu verlassen. Denn das fühlte er wohl, daß er nicht mehr zurückkehren werde, zwischen diese Berge

in das prächtige Innthal, wo er einst an der Seite seines kaiserlichen Freundes so glückliche Tage verlebt hatte. Oft und viel hing sein trübes Auge an diesen hellen Bildern der Vergangenheit, und dann erschien ihm der ritterliche Max gegen den kleinen spanischen Enkel in dessen Hofburg, vom Lichte seiner Liebe überstrahlt, wie ein Heiliger. Die Gegenwart kam ihm neben diesen bunten Erinnerungsbildern abscheulich vor. Er fühlte sich angeekelt und lebenssatt vom Treiben der Jetztzeit, vorzüglich von diesem spanischen Hofe, dem Neste schmutziger Ränkeschmiede, wo aller Lug und alle Treulosigkeit gefördert, gehegt, belohnt wurden — er hatte dieses junge Fürstenpaar aus angeborner Ehrfurcht und Liebe so werth gehalten — und er sehnte sich mit allen Trieben seines unter Schmerz und Täuschung zuckenden Herzens nach seinen lieben, deutschen Augsburg, um in seinem Hause am Weinmarkt bei seiner dicken Sibylle, der er jetzt recht gab, daß sie nie viel von Fürsten, Herren und Pfaffen gehalten, das müde Haupt aufs Kissen zu legen und zu sterben.

19.

Meister Jakobs Herzenserleichterung und Abschied von Tyrol.

In dieser trüben Stimmung erhielt Meister Jakob, während Bübenhoven's Abwesenheit, einen Besuch von seinem Landsmanne und Jugendfreund Matthäus Lang, Kardinal und Erzbischof von Salzburg, hochfahrend und brutal, wie immer und in einer orientalisch fürstlichen Pracht, die dem stets schlichten Fugger noch nie so widerwärtig vor-

gekommen war als in dieser Zeit der Noth und der Empörung.

Dieser gewaltthätige geistliche Fürst hatte vor zwei Jahren mit den in Tyrol geworbenen Fußknechten die Stadt Salzburg überzogen, die sich nicht ohne Weiteres die grausame Behandlung der evangelischen Prediger und freisinnigen Bürger und die willkürlichen Auflagen zur Bestreitung der unerhörten Prachtlust desselben wollte gefallen lassen. Wie ein übermüthiger Eroberer war er an der Spitze seiner Söldner, umgeben von einem glänzenden Hofstaat aus Edelknaben, auf einem herrlichen weißen Hengst eingeritten, geschmückt mit einem hell schimmernden silbernen Harnisch mit vergoldeten Reifen, darüber ein carmoisinrother atlassner Waffenrock, auf dem grauen Kopfe ein purpurrothes taffetnes Barett, in der auf die Hüfte trotzig gestützten Hand einen Feldherrnstab. Die auf die Knie vor ihm niedergefallne Bürgerschaft hatte er durch seinen Kanzler mit unehrlichen Schmähworten an ihren Ehren und Treuen angreifen lassen, wie böse Buben. Dann hatten sie ihm ihre kaiserlichen Freiheitsbriefe und die von ihm selbst ausgestellten Urkunden ausliefern müssen, und er hatte die Dokumente vor ihren Augen zerrissen und willkürlich zu ihrem Schaden und zu seinem Vortheil geändert, ja die ehrlichen Bürger sogar gezwungen, ihm eine Verschreibung auszustellen, daß sie sich aller ihrer Freiheiten und Rechte begeben, und sich alles wohl gefallen lassen wollten, was seine Gnade ferner mit ihnen vornähme, daß sie sich niemals ohne seinen Befehl versammeln dürften, daß er den Stadtrichter, den Bürgermeister und die zwölf Rathsglieder allein zu ernennen und die ganze städtische Polizei in den Händen haben sollte. Die alte Stadt- und Handwerksordnung wurde von dem triumphirenden Fürsten vernichtet; alle, die er als Aufwiegler gegen seine Herrschaft bezeichnete, mußten ihm ausgeliefert werden, daß er



Zeit wollte er den alten Jakob Fugger zu einem neuen Anlehen beschwatzen.

Die Nachrichten von der unerhörten und blutigen Tyrannei des Erzbischofs waren zu Jakobs Ohren gedrungen; Bübenhoven hatte ihn mit allen Einzelnheiten jener Abscheulichkeiten bekannt gemacht. Der Empfang des Erzbischofs im Schlosse Fuggerau war daher ein sehr gemessener und kalter. Jakob war um so mehr auf den Landsmann und Jugendfreund erbittert, als er durch ihn in dem freilich selbstgeschaffnen und ausgeschmückten schönen Bilde vom Kaiser Maximilian irre gemacht wurde. Denn dieser Matthäus Lang war ja auch der vieljährige Freund und Minister des verstorbenen Kaisers gewesen. Das war nun der Vertraute dieses Max, das war der berühmte Diplomat in den wichtigsten europäischen Angelegenheiten, das war der Freund und Beschützer der Künstler und Gelehrten, der Begünstiger der Humanisten; das war der vielgelobte augsburger Stadtsohn Matthäus Lang, der zu den besten Männern Deutschlands gezählt wurde, der als einer der edelsten Fürsten eines weit verbreiteten Ruhmes genoß.

„Alter Freund," sagte der Fürst vertraulich, „ich komme mir wieder einmal Vorspann von Euch zu erbitten. Ihr müßt mir noch zwanzigtausend Gulden borgen; denn ich bin in Tyrol, um ein fünfhundert von den aus Italien heimgekehrten siegreichen Knechten anzuwerben. Wie sie drüben die Franzosen das Laufen gelehrt haben, so sollen sie nun meinen Bauern das Tanzen nach meiner Pfeife beibringen. Es sind gute Lehrmeister das, und meine Bauern ein dummes Volk, das mit Aufruhr droht, wie die am See, im Algäu, in Schwaben und im Schwarzwald. Die Bauern in Euern Herrschaften in Schwaben sind auch toll und übermüthig geworden, wie ich gehört, und haben Euere Herrlichkeit, die doch gewiß die mildeste



von der Welt ist, abschütteln wollen. Ich will den meinigen zuvorkommen. Der Teufel ist in das Volk gefahren; aber ich will ihn austreiben, so wahr ich Erzbischof bin, doch nicht mit Kreuz und Wedel, mit Beschwörungsformel und Weihwasser, sondern mit Büchse und Schwert, mit Schlachtruf und Blut. Die allein helfen gründlich. Dazu bedarf ich aber Geld, viel Geld, und wer hat im heiligen römischen Reiche über mehr Geld zu verfügen als mein lieber alter Landsmann und Jugendgenoß Jakob Fugger?"

„Ich habe jetzt kein Geld für Ew. erzbischöflichen Gnaden," versetzte Fugger kurz und kalt.

„Ach, Ihr scherzt! Ich kenne schon Euere Weise, mein alter Jakob. Laßt mir den Titel weg. Warum kein Geld für mich? Ist Euch der Erzbischof von Salzburg nicht sicher genug? Ihr seid so gut wie ich mit Fug und Recht ein Gegner des durch den wittenberger Lug verrückt gewordnen Volks, und habt Euere volle Hand nie verweigert, wenn es galt, Ruh und Ordnung, Recht und Gesetz, geistliches und weltliches Regiment aufrecht zu erhalten. — Sind wir nicht beide Söhne der alten Augusta? Sind wir nicht Freunde von Kindesbeinen an gewesen? Waren wir nicht beide die vertrauten Freunde des hochseligen Kaisers Maximilian, des edeln trefflichen Fürsten?"

Der Kardinal hätte nichts Schlimmeres thun können, als Fuggern in diesem Augenblick an Maximilian zu erinnern. Er warf damit in des alten Leinwebers grämliche Seele einen dunkeln Schatten auf das kurz vorher noch so helle Bild des Kaisers.

„Laßt mir den verstorbnen Kaiser aus dem Spiele! Laßt ihn in Frieden ruhen! Gott mag seiner Seele gnädig sein! Aber wahrlich, er hätte das Unglück und den Jammer verhüten können, der jetzt über das deutsche Reich

hereinbricht. Wer hat das gemeine Volk zu solch gräulichem Unwesen, zu so schlimmer unglückbringender Selbsthülfe getrieben? Der Kaiser, die Fürsten, der Adel, die hohe Geistlichkeit! Weshalb unterdrücken sie die Lehre vom reinen Evangelium Jesu Christi, nach welchem die Welt dürstet? Wahrlich ich sage Euch: Ihr werdet das deutsche Reich in den Abgrund des Verderbens stürzen."

„Ihr seht mich von einem maßlosen Erstaunen erfaßt, Herrn Jakob Fugger!" rief der Erzbischof mit verbissenem Zorn. „Hat Euch das Alter schwach im Kopfe gemacht, daß Ihr Euch habt vom Gifte der lutherischen Ketzerei anstecken lassen?"

„Oh, Herr Erzbischof, ich war niemals klüger als jetzt! Die Augen sind mir endlich aufgegangen, und ich sehe jetzt deutlich, auf welcher Seite Recht und Wahrheit stehen. Wenn ich ein langes Leben im Irrthum wandelte und sündigte, wen trifft der Fluch dieses Irrthums? Euch und Euere Genossen!"

„Hat man doch längst gesagt, die Fugger seien von der Kirche Christi abgefallen und hielten zu den rebellischen Bauern. Wurde doch Ulrich Fugger, der Kämmerer des Papstes, offen als ein Abtrünniger genannt, und Gottes Gerechtigkeit traf ihn durch die Hand eines auserwählten Werkzeugs. Nun seh ich, daß sein Ohm nicht hinter ihm zurückbleibt, trotz der Strafe, die ihn getroffen!"

„Euere Schmähung trifft mich nicht. Ich verabscheue das wüste tolle Treiben der Bauern, aber ich verabscheue jetzt auch das wüste tolle Treiben der Herren in Schaube und Chorrock. Wenn das Volk verwildert ist, die Herren tragen die Schuld, und ich entschuldige den heißen Kopf, das glühende Herz meines armen Neffen Ulrich. Genug der Worte! Ich werde Euch nicht bekehren; Ihr mich noch weit weniger. Nur das Eine noch: ich kenne alle Euere Gewaltschritte gegen ein geduldiges, um Recht schreiendes

Volk. Ich verabscheue sie, und habe kein Geld für Euch. Zahlt mir zurück, was Ihr mir schuldig seid, und wir sind auf ewig geschieden. Ich gehe nach Augsburg, um dort zu sterben, und auch Ihr thätet wohl, Euch an die Stunde zu erinnern, die bald schlagen wird, wo Ihr Euch vor dem ewigen Richter verantworten müßt, der keinen Unterschied macht zwischen einem armen Bäuerlein und einem hoffärthigen Prälaten."

Der geistliche Fürst ging mit heftigen Schmähworten von dannen und bestieg sein Pferd. Seine zahlreiche Begleitung schüttelte die Köpfe über die üble Laune ihres Herrn. Fugger verschloß sich in seine Gemächer. Es war ihm leichter um's Herz, daß er seinen Unmuth einmal bei einem der Männer ausgesprochen hatte, die ihn hervorgerufen.

An demselben Tage langte wieder ein Eilbote aus Augsburg mit einem genauen Berichte der jüngsten Vorfälle in den Fugger'schen Herrschaften, des Siegs der Bündischen über die Bauern bei Leipheim und der Gefangenschaft vieler Fugger'schen Bauern an, die sich nicht zu lösen vermöchten, und für die der Bundesrath in Ulm die Bürgschaft übernommen. Der Rath habe nun in Augsburg angefragt, ob wohl Herr Jakob Fugger das Lösegeld für seine Bauern bezahlen würde? Eine neue Hiobspost für den alten kränklichen Mann.

Nach einigen Tagen kehrte Bübenhoven mit dem Geleitsbriefe und der Bestätigung aller der Nachrichten von den Ränken des Hofs im Algäu zurück, und was er noch hinzufügte, war nicht geeignet den Alten milder zu stimmen. „Fort nun, aus diesem Lande!" rief er. „Mir ist, als laste Gottes Fluch darauf. Er möchte auch mich ergreifen. Die Empörung in Trient und Brixen wird bald genug auch hier sein. Dort steht sogar der Geheimschreiber des

Bischofs, Cles, an der Spitze der Bauern und spielt den Pfaffen zum letzten Tanze auf. Ade, Tyrol."

Bübenhoven ritt noch nach Schwaz zu seinem Schwager Hieronymus Fugger, um ihm einige Aufträge zu geben und ihn einzuladen, daß er seinem Ohm Valet sage. Noch denselben Tag kam er wieder zurück ernst und verstimmt. „Hieronymus liegt in den Netzen der sündigen Martha," antwortete er auf die Frage des Alten. „Die schöne Hexe hält ihn fest; ich fürchte, er geht bald zu Grunde. Ulrich's Besorgniß und Warnung hat nichts gefruchtet."

„Weh mir!" schrie Jakob auf. „Diese Menschen, die ich aus Antwerpen nach Augsburg gebracht, sind das Unglück des Fugger'schen Hauses. O Gott, deine Hand trifft mich schwer!"

In seiner düstern Seele brannte eine Erinnerung an eine Schuld, deren Racheengel groß geworden war und jetzt drohend vor ihm stand.

Als Hieronymus mit den Spuren der Sünde in den Zügen und unsichern Blicks vor den Ohm trat, um ihm Lebewohl zu sagen und glückliche Reise zu wünschen, redete ihn Jakob mit ungewohnter Heftigkeit an: „Laß dir rathen, Neffe! Laß dir von einem Sterbenden rathen! denn du siehst mich nicht wieder. Thu' die Martha von dir. Zerbrich die unwürdige Fessel, die dir das unwürdige Weib angelegt! Doch, was red' ich! Du wirst es nicht thun. Du wirst an der Hand der Sünderin in das Verderben rennen. Dein Bruder Ulrich hat dich ja auch vergebens vor diesem Weibe gewarnt. Das Unglück bricht über mein Haus herein und — durch meine Schuld. O daß ich längst gestorben wäre, wie meine Brüder!" Also jammernd bestieg er sein Pferd. Der alte Veit Schellenberger zerdrückte sich eine Thräne im Auge. So trübselig hatte er seinen Herrn noch niemals eine Reise antreten sehen. Ohne Abschied vom erzherzoglichen Paare oder irgend einem hoch-

gestellten Manne verließ Jakob Fugger die Grafschaft Tyrol, eine Hauptquelle seines Reichthums, und die Geister schöner und schlimmer Erinnerungen umschwirrten den alten schweigsamen Mann. Als sie durch die Ehrenberger Klause ritten, rief er plötzlich wehmüthig: „Ade, Ade, schönes Tyrol! Auf Nimmerwiedersehen! Gott lenke es besser mit dir, als die Menschen!" Und eine Thräne floß ihm über die graue Wange.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ausgewählte

Romane und Novellen

von

Ludwig Storch.

Dreißigster Band:

Ein deutscher Leinweber.

Elfter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Ein deutscher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Dritte Abtheilung.

Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen.

Dritter Theil.



Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen

von

Ludwig Storch.

Dritter Theil.

1.

Alte Bekanntschaften.

Es gehörte viel Muth und Vertrauen zu den Bauern dazu, als einer der Herren durch die in wilden Flammen des Aufruhrs und der zerstörenden Rache stehende Landschaft zu reisen, aber Jakob Fugger vertraute auf Gott und seine gute Sache. Es war ja überall bekannt, daß er niemals ein Bedrücker der Bauern gewesen war; seine Wohlthätigkeit gegen die Armen hatte ihm einen guten Namen unter dem gemeinen Mann gemacht, und die Gründung der Fuggerei in Augsburg hatte diesen Namen gleichsam mit einem Heiligenschein umgeben. Auch schmeichelte den aufrührerischen Bauern das Vertrauen, welches er in sie setzte; sie respektirten nicht nur überall den Geleitsbrief, sie boten ihm selbst Schutz und Begleitung an.

Das Herz des alten Leinwebers, so schwer es belastet war, trieb ihn nicht zuerst nach Augsburg, um dort der Ruhe, der er so sehr bedurfte, zu pflegen, nach Ulm ging seine Fahrt direkt und in seine Herrschaften, wo der ihm befreundete Truchseß von Waldburg den Aufstand soeben mit blutiger Gewalt niedergeworfen hatte. Dort wollte er das Lösegeld für seine gefangenen Bauern zahlen, dort mit verzeihendem Gemüth und schonender Hand die Wunden des Volks heilen, Lasten erleichtern und gute Saaten für die Zukunft ausstreuen, deren Ernte seinen Neffen zu gut kommen sollte.

Im Algäu ging es wild zu; wer von den Edelleuten nicht auf die zwölf Artikel der Bauernschaft schwor und somit in ihre Verbrüderung trat, dessen Schlösser wurden



eingenommen und zerstört. Den Ritter Kunz von Riedheim, einen schlimmen Bauernfeind, hatten die Oberalgäuer in seinem Schlosse Irmazhofen gefangen, hart verwundet und führten ihn, ihren Spott mit ihm treibend, in einem Karren mit sich herum, und er mußte zusehen, wie sie seine beiden übrigen Schlösser stürmten, plünderten und verbrannten. Der Fürstabt von Kempten, Sebastian von Breitenstein, wurde in seinem festen Schlosse Liebentann belagert, und als Jakob Fugger in der Nähe vorüberreiste, stand der tyrannische Pfaffe eben in Unterhandlung mit den Bauern wegen Uebergabe des Schlosses und war froh, daß sie ihm und den Seinen das Leben zugestanden.

Finster und schweigend schaute Fugger in das wüste, von den wildesten Ausbrüchen der gemeinsten Leidenschaften bewegte Leben und Treiben um ihn und neben ihm auf seiner Straße. So oft er auch sein Lebelang diese schöne Landschaft durchreist war, in solchem schrecklichen Zustande hatte er sie noch nicht gesehen. Dieses Unglück mit eignen Augen zu schauen, war seinem hinfälligen Alter aufgespart worden. Auf allen Wegen und Stegen, in allen Dörfern und Herbergen tobende, schreiende, meist betrunkene Bauern in Waffen, in kleinern oder größern Haufen, Flüche auf Pfaffen und Herren hier, frecher Gesang dort schlugen an Fuggers Ohr, während sein Auge bald durch Scenen gräulicher Entsittlichung, vorzüglich von alle Schranken ihres Geschlechts überspringenden Weibern aufgeführt, bald durch rauchende Trümmer von Klöstern und Schlössern aufs Tiefste beleidigt wurde. Wie versteinert ritt der alte Mann durch alle diese Gräuel; sein Herz nur zuckte in großer Qual. Ihn ekelte sogar die Ehrfurcht an, die diese entmenschten Banden ihm erwiesen.

In dieser Stimmung hielt er mit seiner kleinen Begleitung zur Mittagszeit vor der Herberge eines Fleckens im Illerthale, um die Pferde füttern zu lassen und selbst



einen Imbiß zu nehmen. Eben im Begriff abzusteigen, brach ein Bauernhaufen aus einem tiefen Rebenthal in den Ort herein und stellte sich vor derselben Herberge auf. Schon von fern konnte man das tobende Geschrei vernehmen: „Es lebe der Bildernazzi! Nazzi hoch! Unser Hauptmann Nazzi, der Bildermann über den Junkern und Pfaffen!“

Jakob Fugger zuckte zusammen, als dieser Name durch die Luft klang. „Das ist ja der Name, den mir Raimund geschrieben, als des bösen Kerls, der meine Bauern so unablässig aufgehetzt,“ sagte er zu Bübenhoven. „Ob es wohl derselbe ist? Wahrscheinlich. Ich möchte diesen verruchten Menschen kennen lernen, um aus seinem Munde zu erfahren, was ich ihm zu Leid gethan, daß er also gegen mich wüthet.“

Bübenhoven wollte den Ohm von diesem ihm bedenklichen Wunsche abbringen und in die Herberge führen; es ahnete ihm nichts Gutes. Aber der Alte beharrte auf seinem Vorsatze. „Wo ist euer Hauptmann, der Bildernazzi?“ fragte er die nächsten Bauern. Es hätte der Frage kaum bedurft. Einen Augenblick später standen sich Jakob Fugger und Marx von Bübenhoven auf der einen Seite, und Nazzi und Gebhard Diether auf der andern gegenüber. Auf dieser Seite freche, herausfordernde, auf jener bestürzte und erstaunte Blicke.

„Ich bin der Bildernazzi. Was wünscht Herr Jakob Fugger von mir?“

„Ihr?!“ rief der alte Mann mit ersterbender Stimme und wich vor dem berüchtigten Bauernanführer wie vor einem Gespenst zurück.

„Großer Gott! Ihr?“ rief Bübenhoven, und es klang wie der Ruf eines zum Tod entsetzten verzweifelten Herzens.

Sie hatten das gräßliche rachsüchtige Weib auf den



ersten Blick erkannt. Wie war es auch anders möglich? Trug die Verkleidete doch die Jenen nur zu wohl bekannten Zeichen ihrer Persönlichkeit im Gesicht.

„Ja ich!“ versetzte Nazzi mit spöttischem Lachen. „Fast scheint Euch die Lust vergangen, mit mir zu sprechen. Doch vielleicht sind Euch nur die Bauern lästig, und Ihr sprecht lieber mit mir allein. Mir kommt das sehr gelegen; denn da Ihr mir gerade in den Weg gerathen seid, so verlangt es auch mich, Euch ein paar Worte zu sagen. Wir haben lange nichts mit einander gesprochen, und es ist Zeit, daß wir die Herzen austauschen. Meint Ihr nicht auch, alter Herr? Und Ihr, Junker von Bübenhoven? Laßt uns im Hause da in ein Gemach treten, wo wir allein sind. Soll ich meinen Lieutenant Diether mitnehmen? Vielleicht habt Ihr auch Worte mit ihm zu wechseln.“

Das Alles wurde mit einer Frechheit vorgebracht, welche die beiden Männer gegenüber empörte.

„Ja ich will mit Euch reden,“ antwortete Jakob Fugger fest, „aber mit diesem Ungeheuer nicht, mit diesem Diebe, diesem Mörder meines Neffen Ulrich, mit diesem Scheusal, wie die Welt kein zweites hat, nicht. Euch in seiner Gesellschaft zu finden — o das ist mehr als schrecklich für mich!“

„O alter Herr!“ brutalisirte der ehemalige Obersteiger, „Ihr vergeßt, daß ich zweihundert bewaffnete Bauern hinter mir habe, die jeden meiner Winke zur Stelle ausführen.“

„So recht! so recht, Elender!“ versetzte Fugger. „Es ziemt dir, mir zu drohen, dir, den ich aus dem Staube emporgehoben, den ich liebte, dem ich eine gute Existenz gab, dem ich vertraute, ja selbst dann noch, als man mich vor ihm warnte, und der mich dafür belogen, betrogen, bestohlen, meine Verwandten verdächtigt und zuletzt, als ich ihm Alles verzieh, meinen Neffen ermordet hat. Es



ziemt dir mir zu drohen! Vollende dein Werk! Hetze deine Bauern auf mich alten Mann! Stoße mir dein Eisen durch die Brust."

„Ihr habt gut predigen," hohnlachte Diether. „Habt Ihr etwa Euern ungeheuern Reichthum auf die rechtlichste Weise erworben? Das sind Possen! Die Klugen nehmen, wo sie's finden. Das habt Ihr gethan und ich auch, nur mit dem Unterschied, daß Ihr viel genommen, weil Ihr viel gefunden, ich aber nur wenig."

„Kommt," sagte Jakob mit Entrüstung zu Nazzi. „Ich sterbe hier auf der Straße, wenn ich diesen Menschen länger sehen und hören muß." Sie traten in das Haus und nahmen zu drei, Fugger, Bübenhoven und Nazzi in einem Gemach Platz.

„Frau Eleonore van der Voort," begann Jakob mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme und richtete die Augen mit einem Ausdruck von Mitleid und Erbarmen auf das unselige Weib, doch sie unterbrach ihn sogleich: „Gebt mir nicht diesen Namen, ich habe ihn für ewig abgelegt und abgeschworen. Ich will kein Weib mehr sein, sondern ein Mann. Ich habe mich aller weiblichen Schwächen abgethan, und seit lange schon war mein Thun und Treiben nur ein männliches. Also behandelt mich als Mann, wie ich Euch, und laßt mir meinen Namen Nazzi zukommen; ich führe, ich kenne keinen andern!"

„Nicht also, unglückliche Verblendete!" rief Fugger heftig. „Ich kann und will diesen Euern wahnwitzigen Trotz hier nicht anerkennen und unterstützen. Was erkühnt Ihr Euch Gottes Werk zu verleugnen und verbessern zu wollen! Gott hat Euch zu einem Weibe geschaffen, und Ihr selbst könnt Euch nur zum widerwärtigen Zerrbilde eines Mannes machen, zu einer abscheulichen Fratze, niemals zu einem Manne selbst. Großer Gott, auf welche Irrwege seid Ihr gerathen! Ich möchte blutige Thränen



über Euch weinen. Beim Blute Christi, bei der Fürbitte aller vierzehn heiligen Nothhelfer, bei Gott, bei der Jungfrau, bei allen Heiligen im Himmel beschwöre ich Euch, kehrt um! kehrt um! Niemals habe ich noch einen Menschen mit solcher Inbrunst angefleht, wie jetzt Euch. Und nicht meinetwillen, Euretwillen thu' ich es. Hört auf die Bitten eines alten Mannes, der am Rande des Grabes steht und Euch gern vom zeitlichen und ewigen Verderben retten möchte. Ich will Euch ein heitres bequemes Loos bereiten — Alles soll Euch vergeben und vergessen sein — nur geht in Euch und verlaßt diesen gottlosen Weg, auf dem Ihr, ich weiß nicht wie lange schon wandelt."

„Wie lange?" entgegnete Eleonore bitter. „Ich will Euerm Gedächtniß zu Hülfe kommen, Meister Jakob Fugger. Seit jenen Tagen — es sind nun vierundzwanzig Jahre — als Ihr zuerst in das Haus Eueres Handelsfreundes Peters van der Kapellen in Antwerpen kamt und die junge schöne Frau desselben gar freundlich und fleißig auf dem Wege unterstützet, der von ihrer Pflicht ab zum Betrug ihres guten Mannes, zum Ehebruch, zur Buhlschaft mit einem elenden verrätherischen fürstlichen Buben führte, der sie durch ein glattes Gesicht, durch Schmeichelei und Minnedienerei bethört hatte. Als Ihr jenem Fürsten liebedienertet Eueres Vortheils wegen, den braven Peter van der Kapellen mit betrügen, das bethörte Weib auf dem Wege der Sünde führen halft, seitdem bin ich ihn gegangen, diesen Weg, erst den Weg der Schmach, dann den Weg der Rache, und ich werde ihn wandeln, so lange mir der Athem ein- und ausgehet. Warum spracht Ihr damals nicht zu mir, wie heute? Jetzt kommen Euere Warnungen und Bitten zu spät. Euch hat Euer edles Helferamt schöne Früchte getragen. Das prächtige Haus, dessen stolze Herrin ich war, es ist Euer Eigenthum; Peter van der Kapellens Handelsgeschäft, es ist das Euere, die Nieder-

lande zahlen Euch Tribut, wie Tyrol und Deutschland, Euere Schiffe befahren die Meere meines Vaterlandes — o meines Vaterlandes, aus dem mich die Schande auf ewig verbannt hat! O seht, seht her in mein Gesicht, in das Gesicht der Frau, die Jedermann einst mit Bewunderung und Ehrfurcht die reizendste in Flandern und Brabant nannte, und betrachtet Euch einen Augenblick die Male der Schande und Schmach, die mit Euer Werk sind, Herr Jakob Fugger! und dann vernehmt den Schwur eines in den Staub getretenen, geschändeten, verrathenen, betrogenen, stolzen und großen — ja großen Frauenherzens, daß es Euch nicht eher gelingen soll, dieses Herz vom Wege der Rache abzubringen, bis Ihr nicht diese Schandmale bis auf die letzte Spur aus meinem Antlitze vertilgt, bis Ihr nicht die glühende Erinnerung an meine Schmach, an die Treulosigkeit Philipps von Oestreich und Burgund bis auf die letzte Spur aus meinem Gedächtniß verwischt habt."

Der von den heftigen Worten des leidenschaftlichen Weibes in der innersten Seele getroffene Greis hatte während derselben das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, und die Rachelechzende labte sich an seinem Anblick. Jetzt erhob er die Stimme aber mit einem Jammertone, daß er Herzen zu zerschneiden fähig schien: „Seht, Frau, ich demüthige mich vor Euch, und Jakob Fugger ist vor vier Wochen sechsundsechzig Jahre alt geworden und hat sich in diesem langen Leben noch vor keinem einzigen Menschen gedemüthigt, nur vor Gott. Aber ich bekenne mich schuldig gegen Euch, Euere Vorwürfe treffen mich gerecht. Statt Euere sündige Hoffarth zu bekämpfen, bin ich damals schwach genug gewesen, ihr nachzugeben. Ich bitte Euch um Christi Blut, das allen Sündern zur Vergebung geflossen ist, Ihr wollet mir diese Schuld vergeben. Ihr habt Euch gerächt an mir, Ihr kommt jetzt wieder von solchem Rachewerk; ich weiß, wie Ihr in meinen Dörfern

geschaltet habt. Laßt Euch nun genügen! Vergebt und verzeiht, wie der Menschensohn, und wie Euch vergeben und verziehen wird. Der junge Fürst, der Euch verführte und dann an Euch handelte, wie er wohl nicht hätte handeln sollen, schläft längs im fernen Spanien den Todesschlaf; seine Gemahlin, die aus Rache Euer Antlitz verschändete, sie ist bei lebendem Leibe eine Todte seit jener Zeit. Ihr Geist ist von Wahnsinn umnachtet und wird es bleiben, bis seine irdischen Bande gelöst sind. Was wollt Ihr noch? An wem übt Ihr Rache?"

„Lehrt mich vergessen, Herr Fugger! bannt die glühenden Schmerzensgedanken aus meinem Kopfe! Leben nicht Philipp's und Johanna's Kinder?"

„Weib! Weib! Sein ältester Sohn ist der deutsche Kaiser, ist König von Spanien und Neapel, ist Herzog der Niederlande und der neuen Welt, der mächtigste Herr des Erdbodens. Seine Töchter sind zumeist mächtige Königinnen. Seid Ihr rasend Euere Rache auf sie ausdehnen zu wollen?"

„Ja. Eben weil sie Könige und Königinnen sind. Seht, ich habe meine persönliche Rache fast vergessen; sie liegt hinter mir, wie ein böser Traum. Aber aus ihr bin ich allmälig, ich weiß selbst nicht wie, in die allgemeine Rache der Menschheit hineingewachsen, und es ist mir zur Natur geworden, mich als Racheengel aller von Fürsten und Pfaffen belogenen, betrogenen, gemarterten, gemordeten, in ihren heiligsten Interessen gekränkten, geschändeten, verhöhnten und verspotteten Menschen zu betrachten. Und ihre Zahl ist Legion. Ich aber bin einer ihrer Racheengel, ich bin ein Vergelter, aus dem Himmel oder der Hölle gesandt — mir gleich — um zu züchtigen und zu vernichten die blutberauschten, ekelhaft wollüstigen Menschenquäler und Verderber, die Fürsten und Pfaffen. Und weil Ihr, Jakob Fugger, ein Fürstenknecht und ein Pfaffenknecht ge-

wesen seid Euer Lebelang, weil Ihr die Prediger und Verkünder des Lichts und der Wahrheit verfolgt habt, deshalb keine Vergebung Euch, keine Versöhnung zwischen uns!"

„Eleonore, ich irrte menschlich, aber ich habe meinen Irrthum eingesehen und bekenne mich dazu. Auch ich habe mich der evangelischen Wahrheit zugewandt."

„Habt Ihr?!" rief das Mannweib, und aus ihrer Stimme wie aus ihren Augen und Zügen tönten und leuchteten Schadenfreude und Hohn. „Und der Junker hier, Euer Neffe, doch wohl auch?"

„Ich war längst ein stiller Freund der Wahrheit und des Lichtes," versetzte Bübenhoven treuherzig.

„Ja ein stiller Freund der Wahrheit! Ihr dientet ihr schon vor vierundzwanzig Jahren still, als ich zuerst Euere Bekanntschaft machte," höhnte Eleonore weiter. Und wieder zu Fugger gewandt: „So werdet Ihr ja wohl, wie es Euere heiligste Pflicht ist, Euch öffentlich zu Euerer neuen Ueberzeugung bekennen, werdet mit dem Neffen da zu den Evangelischen übertreten, in Euern Städten und Dörfern das römische Pfaffengeschmeiß verjagen und überall evangelische Priester einsetzen? Ihr werdet den verfolgten und vertriebenen Märtyrern für das Evangelium ein sicheres Asyl in Euern Schlössern und Häusern gewähren, werdet sie um Euch versammeln, wie die Königin von Ungarn und Böhmen, und ihnen für die geistige Nahrung, die sie Euch reichen die leibliche geben? In Augsburg werdet Ihr Euch ferner nicht mehr zum Bischof und den Domherren, sondern zu Urban Regius, Michael Keller und Dr. Frosch halten, die die neue Lehre zu St. Anna predigen? Die Bauern aber, die ja nichts weiter wollen, als ein gerecht und billig Regiment und die unverkümmerte Lehre des Evangeliums, werdet Ihr mit Euerm Gelde gegen die Tyrannen und Lügengeister unterstützen, und dem Rechte und der Wahrheit, zu der Ihr Euch bekennt, auf jegliche

Weise den Sieg zu verschaffen suchen über das deutsche Unrecht und die römische Lüge? Nicht wahr, das werdet Ihr alles thun, Herr Jakob Fugger?"

Das höhnisch verzogene Gesicht des leidenschaftlichen Weibes war während ihrer heftigen Rede zur grinsenden Fratze geworden, und ihre Augen funkelten wie die einer Katze.

Fugger starrte sie sprachlos an. „Wohin denkt Ihr?" sagte er endlich fast kleinlaut. „Wie werd' ich das rohe gemeine Volk, das sich gegen Obrigkeit und Gesetz empört und Leben und Eigenthum anderer Menschen gefährdet, unterstützen? Ich habe mein Lebelang der Ordnung und dem Rechte gedient und will es bis ans Ende meiner Tage."

„Ja was Ihr so Ordnung und Recht nennt, d. h. die größte Unordnung und das abscheulichste Unrecht. Seht nun, welch ein Mann Ihr seid! Ihr bekennt Euch zur neuen Lehre, aber Ihr wollt nichts für die armen Menschen thun, die die schönen Worte zur That gemacht wissen wollen. Mit Euerm Gelde könntet Ihr der guten Sache schnell zum Siege verhelfen, aber es fällt Euch nicht ein, gegen Fürsten und Pfaffen aufzutreten; Ihr bekennt Euch nur ganz im Stillen zum Evangelium. Damit glaubt Ihr genug gethan zu haben. Ich aber sage Euch, Ihr habt damit Schlimmeres gethan, als jemals. Es wäre Euch besser, Ihr wäret blind und taub gegen die Wahrheit geblieben, ein Fürsten- und Pfaffenfreund. So seid Ihr nicht Fisch und nicht Fleisch. Mir wollt Ihr Euere Sünde mit Geld abkaufen. Verflucht sei Euer Geld! Verflucht sei Euere Halbheit! Möge Gott Euch verlassen in Euerer letzten Stunde, wie Ihr Gottes Sache verlaßt! — Und Ihr, Junker Semmelbart, seid auch so ein armseliger Wortheld, ein Schönschwätzer und Verseschmied. Das weiß sich was mit Redensarten von Recht und Wahrheit, von Licht und Tugend, und wie all das Geklingel lautet. Mir ekelt davor. Wer die Wahrheit erkannt zu haben



vorgibt und zieht das Schwert nicht, die bedrohte und unterdrückte zu schützen, der ist ein elender Wicht. Seht, ich habe Euch seit vierundzwanzig Jahren tödtlich gehaßt, seit Ihr meine Minnethorheit, meine Schmach mit dem Erzherzog Philipp an dessen Frau verrathen — denn Ihr habt der tollen Juana Alles hinterbracht und habt Euern guten Theil an den Schandzeichen in meinem Gesicht — aber Ihr seid für meine Rache viel zu klein und zu erbärmlich. Wärt Ihr ein starrer kräftiger Pfaffenvertheidiger, so ein echter römischer Bluthund, ein trotziger aufgeblasener Fürstenknecht: Ihr wäret mir ein willkommner und würdiger Gegenstand meiner Rache, aber so wie Ihr seid, ein fauler feiger Schwätzer — pah! Ihr mögt laufen und seid sicher vor meiner Rache."

„So verächtlich Ihr Euch über mich äußern mögt," entgegnete Bübenhoven mit Würde, „ich werde die That, die Ihr von mir verlangt, nicht mit Euch beginnen. Denn auch ich habe unrecht an Euch gethan, als ich dem Erzherzog, meinen Herrn, in dem verderblichen Minnehandel mit Euch als Bote diente, aber ich war ein armer scheuer Knabe, und die Schuld, die Ihr mir beilegt, habe ich bei Gott und dem Heiland! nicht an Euch begangen. Ihr habt mir vierundzwanzig Jahre zu viel gethan. Ich war nicht Euer Verräther an die Erzherzogin Juana. Wär' ich es gewesen, ich wäre dem fürchterlichen Gewicht dieser Schuld längst erlegen. Dreht sich doch um diese Schuld gleichsam das Geschick der ganzen Welt. Wäre sie nicht vollbracht worden, Juana wäre nicht wahnsinnig, und Königin von Spanien. Ja wahrscheinlich lebte dann Philipp noch. Nicht allein Euer Geschick wäre ein ganz anderes, und Ihr würdet noch in Euerm prächtigen Hause in Antwerpen sitzen, eine reiche und angesehene Frau, sondern das Geschick Spaniens, Italiens und Deutschlands wäre ein besseres. Alles wäre anders, ganz anders ge-

worden. Gottlob! daß ich frei bin von dieser Schuld! Euer Verräther war jener portugiesische Schiffskapitain Fernando Magelhaens, der nachher so berühmt gewordene Seefahrer und Entdecker des stillen Oceans, dessen Liebe ihr verschmäht hattet. Ich weiß nicht, ob Euch bekannt ist, daß dieser Mann im Dienste der spanischen Krone vor vier Jahren auf einer der vielen von ihm in jenem Meere entdeckten Inseln im Kampfe mit den Eingebornen erschlagen worden ist. Ihr dürft ihm also die an Euch damals genommene Rache, die so großes Unheil herbeigeführt hat, verzeihen. Er ist dafür dem höchsten Richter der menschlichen Thaten verantwortlich geworden."

"Ich will Euch glauben; denn was Ihr da gesagt, ist sehr wahrscheinlich. — Wir sind sonach fertig mit einander. Ich gebe jeden Versuch auf, Euch zu bekehren, thut Ihr dasselbe hinsichtlich meiner. Zieht Euere Straße, wie ich die meinige ziehe. Und mögen wir uns nie mehr begegnen! Nun bin ich wieder und für immer der Bildernazzi und gehe, um den oberalgäuer Haufen hinabzurufen an die untere Iller, wo drei Haufen seiner warten. Unterdessen kommen die vom See herauf, und es können leicht fünfzigtausend streitbare Männer zusammenkommen, um den heranziehenden Truchseß zu vernichten. Wir wollen ihm den Tag von Leipheim gesegnen. In vier Wochen sind die Bauern Herren alles Landes von den tyroler Alpen bis hinab, wo's keine Berge mehr gibt. Dann werden die stolzen Fürsten, Pfaffen, Adel und Beamten andere Saiten aufziehen." Damit stand sie rasch auf und verließ ohne Gruß und Abschiedswort das Gemach.

Bübenhoven kam jetzt das verfallene Aussehen des Ohms bedenklich vor; denn der Alte saß bleich und in sich zusammengesunken auf dem Stuhle. Aengstlich befragte ihn der Junker nach seinem Befinden und ward mit Schrecken gewahr, daß er die Sprache verloren. Die



heftige Gemüthsbewegung hatte ihm einen Schlagfluß zugezogen. Doch war kein Glied weiter gelähmt als die Zunge. Bübenhoven wollte sogleich nach Kempten nach einem Arzte schicken, doch Fugger erlaubte es nicht und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er die Reise unverzüglich fortsetzen wolle. „Nach Augsburg!" rief der Junker, Jakob schüttelte mit dem Kopfe und schrieb mit zitternder Hand auf den Tisch: „Nach Ulm!" —

„Um Gottes Willen nach Augsburg! Wir kommen ja mitten in das Kriegsgetümmel auf diesem Wege!" Heftig und unwillig verneinte Fugger und beharrte darauf, nach Ulm zu gehen. Bübenhoven hatte aus Vorsicht, falls den Alten das Reiten zu sehr anstrengen möchte, eine Sänfte mitgenommen. In diese wurde er nun gepackt, und so ging die Reise fort. Bübenhovens schwerer Kummer wurde inzwischen in der nächsten Nachtherberge um etwas erleichtert. Jakobs immer kräftige Natur schien sich noch einmal aufraffen zu wollen; die Sprache stellte sich allmälig wieder ein, und das leichte Fieber, das ihn heimgesucht, war in dem ruhigen Schlafe der Nacht am folgenden Morgen verschwunden. Doch fühlte er sich schwach, drang aber mit erhöhter Heftigkeit auf rasche Fortsetzung der Reise. So oft er sprach, gab er seinen Abscheu vor Eleonoren zu erkennen. Die unheimliche Erscheinung dieser Frau in der gemeinen Männertracht und ihre leidenschaftlichen Aeußerungen quälten ihn gespensterhaft unabläßig. So kamen sie in Weißenhorn an, ohne mit größern Haufen in Berührung gekommen zu sein. Sie erfuhren, daß der Truchseß an der linken Seite der Iller und an der Ries hinaufgezogen sei, um seine eigenen Herrschaften zu schützen. Die ganze Stadt Weißenhorn lief zusammen, um ihrem Herrn ihre Ergebenheit zu bezeigen. Die aufrichtige Theilnahme und die Zeichen der Liebe, die ihm entgegengebracht wurden, thaten ihm so wohl, daß er sich

bald gestärkt fühlte. Und er beeilte sich, diese Liebe mit Liebe zu erwiedern. Nicht nur der Stadt, sondern auch seinen übrigen Städten und den Dörfern verzieh er Alles, sicherte den Kleinbürgern und Bauern Erleichterungen und Vortheile aller Art zu, ließ Geld unter die Frauen und Kinder der Gefallnen und Gefangnen vertheilen und schickte Bübenhoven nach Ulm voraus, um die Auslösung der gefangenen Bauern beim Bundesrath vorzubereiten. So feierte der alte Mann, dessen Lebenskraft gebrochen war, den Charfreitag in seiner Stadt. In der Kirche ließ er evangelisch predigen und fühlte mit väterlich sanfter Hand die frischen Wunden, während sieben Meilen davon jenseit der Iller, oben bei Wurzach zwischen dem bündischen Heere und den verbündeten Illerhaufen und dem Haufen vom See gekämpft wurde.

2.

Der Wendepunkt.

Dienstags in der Charwoche war der alte Truchseß von Waldburg von Leipheim aufgebrochen, um gegen die Oberschwaben zu ziehen. Hier in dem hohen Gelände links von der Iller lagen seine eignen schwer bedrohten Herrschaften. In diesem Landestheil zogen die zerstreuten Bauernhaufen ohne Plan und Ordnung plündernd und sengend und brennend umher. Sowohl der Baltringer als der Illerhaufen hatten sich zersplittert; der Truchseß hoffte sie einzeln zu überfallen und aufzureiben. Es gelang ihm auch mit einigen derselben, und es wurden viele Bauern niedergelegt. Mit dem Stamm des Illerhaufens, gegen siebentausend Mann stark, dessen Anführer ein Pfaffe Namens Florian war, und bei dem sich die eignen Bauern

des Truchseß zumeist befanden, ließ er sich in der Gegend von Wurzach in Unterhandlungen ein, indem er zuerst an seine Bauern gütlich schrieb und sie ermahnte, sich zu ergeben, sonst wolle er ihnen messen, nach den Worten des Evangeliums, wie sie gemessen hätten mit einem voll eingedrückten Maaß. Der Pfaff Florian schrieb zurück, er wolle einen Ausschuß zur Unterhandlung schicken. Der Truchseß ging aber treulos vorwärts über die wurzacher Haide, da er doch zuerst gütliche Handlung angeboten. Er hatte erfahren, daß der Seehaufen in Anzug sei. So kam es am Charfreitag zu einem Treffen bei Wurzach, aus welchem die Bauern mit einem Verluste von fünfhundert Mann sich nach Gaisbeuern zurückzogen. Es waren ihrer noch über fünftausend und darunter eine große Menge ehemaliger Landsknechte, welche die Kriegführung verstanden.

In der Nacht vom Gründonnerstage zum Charfreitage heulten die Sturmglocken durch die Thäler hinab bis zum Bodensee und riefen alle Bauern zum Seehaufen. Der oberste Hauptmann desselben Eitelhans Ziegelmüller hatte vom eiligen Anzug des Truchseß erfahren. Mit Trommeln und Pfeifen und wilden Geschrei zogen sie über die Berge und durch die hohen Thäler, ihnen voran der Eitelhans stolz auf einem hohen Roß im blanken Harnisch und mit einem rothen Mantel, umgeben von einer Schaar stattlicher Trabanten wie ein Heerfürst.

Am Osterheiligenabend langten sie in Geisbeuern an und vereinigten sich mit dem Illerhaufen. Zu gleicher Zeit lief die Nachricht ein, daß der schwarzwälder Haufen unter Hans Müller von Bulgenbach, der vom Schwarzwald herabgekommen war und sich mit dem hegauer Haufen vereinigt hatte, ihnen ebenfalls zuziehe. Dieser faßte seit dem 9. April bereits die Haufen aus dem Fürstenbergischen, aus der Baar und aus der Klettgau in sich. Diese starke Macht hatte schnell nacheinander auf seinem



Zuge nach dem westlichen Theile des Bodensees Städte und Burgen genommen und dann die Stadt Radolfszell am See, wo die Kommissäre der drei öſtreichiſchen Regierungen von Stuttgart, Innsbruck und Enſisheim und ein großer Theil des hegauiſchen Adels mit ihren Familien und ihrer besten Habe lagen, eingeschlossen.

Desgleichen kam denen in Gaisbeuern am Tage vor Ostern Kunde, daß auch der oberalgäuer Haufe im Eilmarsch heranrücke. Vereinigten sich all diese Haufen, so bildeten sie eine Macht, gegen welche das kleine Bundesheer nicht aufkommen konnte. Der Tag der Entscheidung des großen Kampfes zwischen dem Volk und seinen Herren rückte heran.

Als Marx von Bübenhoven in Ulm ankam, fand er den Bundesrath in Bestürzung. Es war kurz vorher aus dem Würtembergischen die Nachricht eingelaufen, daß das ganze Land sich zu regen beginne und die Regierung so schwach sei, daß sie auch nicht die allernothwendigsten Vorkehrungen treffe. Nirgends sei Geld, um eine Anstalt zur Vertheidigung der Städte und Vesten gegen die Bauern zu machen, und man habe sichere Kunde, daß Herzog Ulrich mit einem Bauernheer abermals ins Land zu fallen sich anschicke. Von hier aus fürchtete der Bundesrath das Meiste. Das Geld, welches Bübenhoven zahlte, sollte schnell an den Truchseß geschickt werden, um einen Theil der rückständigen Löhnung der Knechte damit zu bezahlen; denn alle öſtreichiſchen Söldner beim Bundesheer hatten seit länger als einem Monat keinen Kreuzer erhalten. Der Erzherzog schickte wohl Boten und Befehle an das Heer und nach Würtemberg, aber niemals Geld. Er hatte selbst keins, und die Spannung mit Jakob Fugger gereichte ihm zur großen Verlegenheit. Der Bundesrath ersuchte den Junker von Bübenhoven dringend, sogleich selbst hinauf zu reiten ins bündische Lager und das Geld nebst dem Befehl

an den Truchseß zu überbringen, daß er sich ohne Verweilen ins Würtembergische zurückbegeben solle, um dort dem Aufstande vorzubeugen. Nebenbei hofften die Herren vom Rathe, der sanfte Bübenhoven werde vielleicht durch Ueberredung bei den oberschwäbischen Bauern etwas ausrichten, da sie annahmen, es werde sich schnell verbreiten, wie Jakob Fugger an seinen Bauern gehandelt. Sie hätten den alten Herrn gern selbst an die Bauernhaufen geschickt, wenn sie ihn nur hätten haben können. Bübenhoven glaubte sich der Sendung nicht entziehen zu dürfen, schickte deshalb dem Ohm einen Boten nach Weißenhorn und langte selbst am Samstag Mittag bei dem Heere an. Es stand bei Gaisbeuern, die Bauern hatten sich im Dorfe festgesetzt an 15000 stark, der Haufe des Pfaffen Florian und der Seehaufen. Ihre Stellung war gut, die des Truchseß weit weniger, er konnte sein Geschütz nicht stellen und war im Begriff sich nach Waldsee hin zurückzuziehen, als Bübenhoven im offenen Felde seine Botschaft an ihn ausrichtete. Der alte Feldherr sah sehr ernst und bekümmert aus. Seine Züge schienen versteinert. Als er den Befehl des Bundesraths gelesen hatte, steckte er das Papier ein und sagte: „Seid willkommen, Junker! Ihr hättet nichts Besseres bringen können als Geld; denn der Wisch da — Gotts Marter! es ist eben so gut, als hättet Ihr ihn nicht gebracht. Die Herren haben gut befehlen. Ich muß wissen, was ich zu thun und zu lassen habe. Es gibt im deutschen Reiche jetzt nur ein Soldatenheer, das bündische, wie viel Bauernheere, weiß Gott allein, täglich hör' ich von neuen. Ich weiß nur, daß mir 15000 Bauern gegenüber stehen und wahrlich keine Lumpenhunde, sondern meist Leute, die unter mir und Frundsberg das Kriegshandwerk gelernt und die Schlachten in Italien gewonnen haben. In ein paar Tagen sind's vielleicht 50,000. Wie Schneegänse ziehen sie heran in ungezählten Schaaren aus

dem Oberalgäu, vom See, aus dem Hegau, aus dem Klettgau, vom Schwarzwald. Und wenn nicht Gott ein Wunder thut, so wird der Herzog Ulrich, mit dem ich fertig zu sein meinte, mit einem mächtigen Haufen dazu kommen. Wer weiß, wie viel Tausende aus dem Würtembergischen? Ich aber bin allein mit diesem schwachen Heere. Zieh ich heute zurück, wie die Herrn befehlen, so schmausen die dort morgen oder übermorgen die Osterfladen in Ulm, und der Bundesrath kann mit mir ziehen als verlorner Haufen. Ich bitt Euch, bleibt einige Tage bei mir, wenigstens das Fest über. Es ist unter solchen Umständen leicht möglich, daß ich Euerer Hülfe bedarf, nicht der des Schwertes, sondern des Wortes. Der fuggersche Name hat bei den Bauern einen bessern Klang, als der aller übrigen Herren zusammengenommen."

Bübenhoven machte im Gefolge des Truchseß den Rückzug bis nach Waldsee mit und schlief in diesem Orte. Die Bündischen stellten viele Vorposten aus und waren sehr auf der Hut, weil sie einen Ueberfall der Bauern fürchteten. Drei Knechte, vom Grafen Wilhelm von Fürstenberg erkauft, schlichen sich in der Nacht ins bäuerische Lager und steckten das Dorf in Brand. Die Bauern, sich verrathen glaubend, und ihrerseits auch einen Ueberfall fürchtend, zogen sich durch den Altdorfer Wald theils nach Weingarten hinab, theils über den Schussenfluß.

Am Ostertage lag der Truchseß still; am Vormittag langten mehre seiner Kundschafter an, welche die Nachricht vom schnellen Herannahen von achttausend Oberalgäuern, die schon bei Leutkirch lagerten, so wie vom Heranzug von viertausend Hegauern und Schwarzwäldern überbrachten; ebenso kamen gegen Abend Graf Haug von Montfort, Ritter Wolf Gremlich von Hasenweiler, der Herr des nahen Weingarten, und zwei Rathsherrn der benach-

barten Stadt Ravensburg ins Lager und brachten oder bestätigten vielmehr die schon gestern von Bübenhoven berichteten bösen Zeitungen von der ans Unglaubliche grenzenden Erhebung aller Bauern in Franken, in Würtemberg, im Odenwald, Thüringen; von den drohenden Bewegungen in Tyrol, Oestreich, Steiermark. Dazu seine schleunige Berufung nach Würtemberg vom schwäbischen Bunde. Es grauste dem alten Feldherrn. Mit den Waffen seines Heers all diesen Herren siegreich zu begegnen, seines Heers, in welchem — das wußte er am Besten — eine immer gefährlicher um sich greifende Neigung, ja wohl gar Begeistrung für die Sache der Bauern herrschte, war ein Ding der Unmöglichkeit, und ein andres Heer war nicht da und nirgend aufzutreiben. Gern nahm er also das Anerbieten der angekommenen Ritter an, mit den Bauern zu unterhandeln. Er ließ ihnen den Vorschlag machen: wenn sie Wehr und Harnisch abliefern und ihre Fähnlein übergeben würden, wolle er diesseits des Waldes bleiben und nichts Feindliches vornehmen. Er verspreche vielmehr, daß ihre Beschwerden durch von beiden Seiten zu wählende Schiedsrichter erledigt werden und alles Vorgefallene verziehen sein sollte. Die beiden Ritter, die beiden Rathsherrn und Bübenhoven ritten am Ostermontag, den 17. April früh in das bäuerische Lager.

Sie fanden mehre Hauptleute des Seehaufens in Baierfurt an der Aach, vier Stunden von Waldsee an der Straße nach Ravensburg, eine Stunde weiter bei Weingarten und bei Berg das große Bauernheer. Eitelhans Ziegelmüller, der oberste Hauptmann des Seehaufens hatte Abends vorher von Weingarten nach allen Seiten Boten ausgeschickt, daß Alles, was Stangen und Spieß tragen könne, eiligst herzuziehen möge. Den ganzen Ostermorgen zogen sie über die Berge ins Thal der Aach wie Bienenschwärme; der ganze tettnanger Haufen kam an der Aach



herauf über Ravensburg mit seinem Hauptmann Dietrich Hurlewangen.

Die adligen Unterhändler mußten in Bairfurt warten; denn die Hauptleute mußten erst alle zusammengerufen werden. Bübenhoven hielt in Nachdenken versunken vor dem Wirthshause auf seinem Pferde und ließ den Blick dann und wann über die hin und herziehenden bunten Häuflein schweifen, welche ihre Nahen stets sehr laut ankündigten. Endlich sprengte Eitelhans in seinem schier fürstlichen Anzug von seinen Trabanten umgeben heran. Es war eine kräftige Gestalt, der man das lang getriebene Kriegshandwerk ansah. Neben ihm ritt ein alter Mann in schneeweißem Bart und schlichter halbbäuerischer Kleidung, ein dunkelbraunes Spitzbubengesicht mit schwarzen stechenden Augen. Bübenhoven drängte sich das Blut in größern Massen nach dem Herzen, so daß ihm die plötzliche Beklemmung fast den Athem stocken machte. Er hatte den Alten auf den ersten Blick erkannt, es war der scheußliche Mensch, der einst seine gute Mutter so schändlich betrogen, der berüchtigte Gauner und Dieb, der alte Zigeuner Antonio Cebes. Bübenhoven wußte, weshalb dieser Schurke hier war, und ein heiliger Zorn entbrannte in ihm. Aber zu seiner eignen Beschämung mußte er sich einen Augenblick später gestehen, daß er selbst in durchaus keiner andern Absicht hierhergekommen war, nämlich die Bauernhauptleute zu überlisten, und er schämte sich fast, daß er mit diesem Auswurf gemeinsame Sache hatte. Durch eine natürliche Ideenverbindung stand ihm plötzlich sein früheres Verhältniß zu den Zigeunern vor der Seele, und den vierzigjährigen Mann wehete es wie Jugend und Minneglück in Zaroya's Armen an, die in ihrem ganzen Liebreiz in seiner Phantasie schwebte. Daran reihete sich sofort das nicht minder reizende Bild seiner und ihrer Tochter, Sonaka, wie er sie zuletzt gesehen, die blühende Ge-



liebte des Erzherzogs Karl, der jetzt Kaiser des römischen Reichs und Königs von Spanien war. Im Auftrage des Bruders dieses mächtigen Monarchen handelte hier der Zigeuner, den er so tief verabscheute. Bübenhoven war ein poetischer schwacher Charakter. Sein Herz und sein Verstand sagten ihm gleich stark, daß die Bauern recht hatten; er kannte die Geschichte des niedergetretenen Volks, aber sein Herz verdammte wieder ihre wilden Excesse, die Empörung, das bluttriefende Schwert, die wild lodernde Brandfackel derselben und zog ihn zu den Herrschern des östreichischen Hauses, deren Tante ihn einst durch zarte Neigung so hoch beglückt hatte, daß er ihr noch immer eine schwärmerische Minne bewahrte. Er hatte nicht die Kraft, der erkannten Sache des Rechts seinen Kopf, seinen Arm zu leihen; er glühete für das Evangelium, für die Freiheit, und er diente der Fürstensache, welche das Evangelium und die Freiheit unterdrückten, und er tadelte doch bitter, daß sie dies thaten und sich dazu solcher Werkzeuge bedienten, wie dieser Antonio Cebes. So hin und her gerissen vom Kampfe in seinem Innern, trat er zu der Unterhandlung mit den Bauernhauptleuten. Er hatte erwartet, daß diese ohne Weiteres alle Vergleichsvorschläge des Truchseß mit Hohn und Uebermuth zurückweisen würden; denn er mußte ja voraussetzen, daß sie über die außerordentlichen Vortheile, die sie in ihrer großen Macht über das bündische Heer hatten, ebenso gut, wenn nicht noch besser unterrichtet seien, wie er selbst. Und im tiefsten Herzen hegte er den geheimen Wunsch, sie möchten mit Kraft und Entschlossenheit auftreten und nur auf Fortsetzung des Kampfes beharren. Zu seinem Erstaunen hörte er aber bald genug an den vorsichtigen und behutsamen Aeußerungen der Hauptleute und namentlich an denen des Eitelhans, so ungeberdig er sich auch anzustellen schien, die Folgen und Einwirkungen der geheimen Abge-

sandten des Erzherzogs Ferdinand an die empörten Bauern. Die schlauen Zigeuner und ihre Helfer hatten auch beim Seehausen und beim Illerhausen mit gleich glücklichem Erfolg gewirkt, wie bei dem algäuer Haufen. Die ränkevollen listigen Versprechungen, im Namen des Erzherzogs gegeben, sich ihrer Sache annehmen zu wollen, wenn sie auf dem gütlichen Wege des Rechts und nicht auf dem der blutigen Gewalt dieselbe suchen würden, die geheimen Zusicherungen, welche den einzelnen Hauptleuten gemacht worden waren, hatten Wurzel geschlagen. Jakob Wehe lebte nicht mehr, um diesen schleichenden Ränken mit vehementer Kraft entgegen zu treten. Von den Wissenden des geheimen Bundes, welchem er angehört, war keiner bei diesen vereinigten Haufen. Die eitlen Hauptleute sahen sich schon als Hauptleute im östreichischen Heere und mit Gold und Würden überhäuft. Die große Masse des empörten Volks fand sich geschmeichelt, daß ein so erhabener Fürst wie der Erzherzog Ferdinand zu ihrer Sache stehen wolle; die dummen bethörten Bauern meinten, damit sei ja Alles erreicht. Der Erzherzog sichre ihnen die Predigt des Evangeliums und die Befreiung der drückendsten Lasten zu; er sei der Mann, welcher die zwölf Artikel zu ihren Gunsten ausführen werde, und wenn sie alle östreichisch und die kleinen Herrn, namentlich die geistlichen, abgeschafft würden, so würden sie leben, wie im Himmel. Der Krieg mit dem Bundesheer sei doch eine üble Sache für die Bauern, bis jetzt seien sie immer geschlagen worden, und einige Tausende ihrer Brüder seien schon umgekommen. Daraus müsse man schließen, daß sie auch ferner im Nachtheile sein und noch viele Tausende ihr Leben lassen, die Uebrigbleibenden aber zum Härtesten angesehen werden würden. Es sei daher besser, sich zu vergleichen und den angebotnen Schutz des Erzherzogs anzunehmen. Das waren die Reden, die jetzt plötzlich von Mund zu Mund

flogen, die man unter allen Bauernhaufen vernahm, die Folge der geheimen Einflüsterungen der Agenten des Erzherzogs.

Die Bauernhauptleute erklärten den Unterhändlern auf die ihnen gemachten Vorschläge des Truchseß., daß sie die Vermittlung anzunehmen gesonnen seien, Wehr und Harnisch und Fähnlein gedächten sie aber nicht auszuliefern. Erst müsse der Vertrag abgeschlossen, beschworen und gültig sein.

Als die Vermittler ihre Pferde besteigen wollten, drängte sich Antonio Cebes mit grinsender Vertraulichkeit an Bübenhoven. „Ich soll Euch von Zaroya und Sonaka grüßen. Ich habe Botschaft von ihnen aus Spanien. Sie gedenken bald eine Fahrt nach Deutschland und Ungarn zu machen. Mutter und Tochter sehnen sich, einmal mit Euch zu plaudern. Sonaka hat ein Töchterlein, das wieder eben so schön zu werden verspricht wie Mutter und Großmutter waren, heißt Carlotta und wird wohl bald sieben Jahr alt werden. Oder wollt Ihr nicht lieber selbst wieder nach Spanien und in die Dienste des Kaisers treten? Wie ich vernommen, soll der Bergbau wieder in Schwung gebracht werden. Da wärt Ihr an Euerm Platz. Ihr seid ja jetzt ledig." — Und ohne die Antwort des Junkers abzuwarten, welche dieser auch nicht zu geben gesonnen war, fuhr er leiser und noch vertraulicher fort: „Was meint Ihr, ist der Sieg nicht schon unser? Ich habe wacker gearbeitet und mehr gethan als der Truchseß mit all seinen Reisigen und Knechten. Die Fischlein haben zumeist an den Köder angebissen. Der Truchseß und die schwäbischen Herren können freier athmen. Wenn er sich halbweg klug benimmt und mir die Arbeit nicht verdirbt, sind sie heut oder morgen aus der gefährlichen Patsche. Ihr würdet aber wohl thun, hinüber nach Weingarten unter die Bauern zu reiten und ihnen Grüße vom

alten Herrn Fugger zu bringen — er gilt etwas bei ihnen — und ihnen in seinem Namen zuzureden, daß sie die Waffen und Fähnlein ausliefern. Das würde viel helfen."

Der tiefste Unwille, verbunden mit der größten Scham bemächtigte sich des Junkers, daß dieser alte verworfene Mensch ihn als Verbündeten betrachten und ihm in solchem Tone Vorschläge machen durfte. Ohne den Menschen einer Antwort zu würdigen, bestieg er sein Pferd, aber nicht, um ins Bauernlager, sondern um ins bündische zu reiten. Er wollte nicht die Hand zu solch niederträchtigem Betrug der Bauern bieten. Der Schwächling! Als ob er sie nicht schon geboten hätte. Den Zigeuner verachtete er, den Betrug verabscheute er, dem Erzherzog und dessen Räthen grollte er, die Pfaffen haßte er, aber er unterhandelte für den Truchseß!

Auf dem Rückwege begegnete den Unterhändlern der Truchseß schon mit Heeresmacht eine Stunde über Baiersfurt bei Kloster Baindt. Den Antrag der Bauern, die Feindseligkeiten bis zur Zurückkunft der Vermittler ruhen zu lassen, nahm er mit der Bedingung an, wenn auch die Bauern da stehen blieben, wo sie eben ständen. Durch diese listige Bedingung hoffte er sie treuherzig zu machen und sie dann zu überrumpeln. Sodann bestand er durchaus auf sofortiger Auslieferung der Waffen und Fähnlein. Mit diesem Bescheid ritten die Unterhändler zu den Bauern zurück. Während ihrer kurzen Abwesenheit war aber die Stimmung umgeschlagen. Der Bildernazzi war mit mehren oberalgäuer Bauern eingetroffen und hatte die wichtige Nachricht gebracht, daß achttausend von Oberalgäu nur noch acht Stunden Wegs entfernt seien und morgenden Tags eintreffen würden. Die Bedingung des Truchseß stehen zu bleiben, erkannten die Bauern für eine geschickte Falle, und sogleich setzten sie sich in Bewegung. Die bei Berg lagerten, gingen über das Flüßchen Schussen und



das Blachfeld auf Weingarten. Eitelhans ließ schnell alle vortheilhaften Punkte besetzen, das Geschütz auf den Blasienberg bringen, den verlornen Haufen stellte er an der Höhe in einem Weingarten auf, das übrige Heer theilte er in vier Haufen, so daß ein Graben sie gegen die Reiterei schützte. Als der Truchseß auf der Höhe über Baierfurt anlangte, sah er zu seinem Verdruß, daß die Bauern ihm zuvorgekommen waren — denn er wollte den Flecken Weingarten noch heute besetzen — und eine sehr sichre Stellung eingenommen hatten. Zornig rief er ein paar Bauernhauptleuten zu, die als Abgeordnete kamen: „Die Bauern halten kein Wort. Jetzt will ich nichts mehr von Vermittlung wissen. Geht zurück!“ Aber er selbst stand im Begriff, sein Wort zu brechen. Die beiden Hauptleute waren aber so listig wie er selbst. Der Eine that, als sei es ihm leid, daß seine Brüder auf den Berg gezogen wären, und erklärte, er wolle sogleich zurückkehren und sie in ihre vorige Stellung herabführen. Der Andre, Dietrich Hurlewangen, Hauptmann des erst am Morgen angelangten tettnanger Haufens, fiel dem erzürnten Truchseß zu Füßen und bat ihn mit aufgehobenen Händen einstweilen nicht weiter vorzurücken, bis er seine Brüder vermöcht wieder vom Berge herabzuziehen.

„Gehen sie nicht gutwillig herab, so will ich sie mit Gewalt herabbringen,“ versetzte der alte Feldherr kurz und befahl seiner Reiterei vorwärts zu rücken. Die Bauern blieben aber in ihrer Stellung und setzten sich nur noch fester. Durch ihre Reihen lief der Bildernazzi und ermahnte sie den Boten des Erzherzogs nicht zu trauen. Es sei Alles Lug und Trug. Endlich fand er den alten Eebes, den er suchte.

„Verfluchter Zauberer und Höllenknecht!“ schrie er ihn an. „Ihr versucht das Volk zu verführen, wie Ihr meine Schwester mit Euern Teufelskünsten verführt habt.

Aber es soll Dir nicht gelingen, Du Gauner! — Wißt Ihr, wer er ist?" rief er den umstehenden Bauern zu. „Ein Hexenmeister, ein Schüler des Doktor Faust. Er bethört Euch durch seine Künste. Bietet dem Truchseß die Schlacht! Aber nur heute nicht. Morgen sind die Oberalgäuer da. Morgen höchstwahrscheinlich die Hegauer und ein Theil der Schwarzwälder. Dann müßt Ihr siegen, und mit diesem einen Sieg habt Ihr für immer gesiegt. Haltet aus! Haltet aus! Ihr seid in einer Stellung, in der Euch der Truchseß nicht angreifen kann."

„Und wißt Ihr, wer der Bildernazzi ist?" fragte Gebes hohnlachend dagegen. „Ein halbverrücktes racheschnaubendes Weib, die ein paar Fürsten zur Kurzweil gebraucht und dann fortgeschickt haben. Deshalb ist sie so wüthig. Was habt Ihr Männer doch mit diesem Weibe zu schaffen, die Euch zu Werkzeugen ihrer elenden Rache machen und ins Verderben stürzen will? Glaubt mir, der Erzherzog meint es gut und ehrlich mit Euch. Er will Ruh und Frieden im Land, gut und billig Regiment und die Predigt des Evangeliums, und das wollt Ihr ja auch, und weiter nichts. Das tolle Weib aber will Fürstenmord. Das ist nicht Euere Sache."

Die Meinungen waren verschieden. Bildernazzi schadete sich durch maßlose Heftigkeit.

Herr Georg von Waldburg stellte sich noch immer an, als wolle er die Bauern angreifen und ordnete sein Heer zur Schlacht; auch ließ er einige Geschütze auf den Feind abbrennen. Die Bauern erwiederten die Schüsse, und hüben wie drüben fielen einige Mann. Aber im Herzen war es dem alten Feldherrn nicht wie Schlacht zu Muth. Er wußte recht gut, daß die Bauern nur durch Hunger vom Berge herabzubringen waren, und dazu bedurfte er ein paar Wochen. Die Oberalgäuer konnten ihn aber



morgen schon in den Rücken, die Hegauer in die rechte Flanke fallen. Er zählte zweiunddreißig fliegende Fähnlein sich gegenüber und ein Heer von vielleicht siebzehntausend Mann; morgen konnte er es mit vierzigtausend wenn nicht noch mehr zu thun haben. Er war in einer so kritischen Lage, wie noch niemals in seinem Leben. Die Vermittler ritten herüber und hinüber. Der Truchseß stellte sich immer bärbeißiger. Endlich aber, als es ihm die höchste Zeit schien, schickte er seinen Trompeter hinüber zu den Bauern und ließ ihren obersten Anführer, den Eitelhans ersuchen, zu ihm herüber zu kommen; es sei besser mit ihm persönlich zu verhandeln. Das Schießen möge er einstweilen einstellen lassen, von bündischer Seite werde dasselbe geschehen.

Nazzi schrie wie wüthend dem Eitelhans zu: er solle nicht hinüber reiten; es sei Aller Verderben. Nur die Ankunft der Oberalgäuer solle er abwarten. Aber Cebes redete ihm zu, und Eitelhans folgte dem Zigeuner. Er lachte der Wuth des Nazzi, der als ein tolles Weib verspottet wurde. Eitelhans ritt allein zum Truchseß ins Blachfeld hinab. Er wußte recht gut, was er that und was er wollte; denn er war von Cebes genau unterrichtet. Als heimlicher Freund und gleichsam Bundesgenosse des Erzherzogs war er deshalb noch nicht der Freund des Truchseß und des schwäbischen Bundes. Im Gegentheil; er wünschte wohl den Vergleich mit dem Bunde, aber in einer Weise, daß die Bauern sich nicht dem Bunde ergaben, sondern dem Erzherzog. Und da er seine Ueberlegenheit über den Trugseß recht wohl kannte, so trat er ihm gegenüber nicht leise auf. Sollte der geheime Plan des Erzherzogs gelingen, als dessen Eingeweihter sich Eitelhans sehr geschmeichelt fühlte, so durfte er eben so wenig den Truchseß in offner Feldschlacht besiegen, als sich ihm beim Friedensvertrag unterwerfen. Im erstern Falle hätte die



fürstenfeindliche Partei die Oberhand gewonnen und unaufhaltsam auf die Republik losgearbeitet, im andern Falle wäre der schwäbische Bund dem Erzherzog entschieden gegenüber getreten und hätte alle Macht behauptet. Das Interesse der Bauern trat ganz in den Hintergrund, und als Eitelhans vor dem alten Feldherrn stand, diente ihm sein Oberbefehl über das Bauernheer nur als Folie für sein geheimes Bündniß mit dem Erzherzog. Herr Georg ahnete freilich davon nichts und suchte in seiner Klemme nur noch den Schein zu retten. So sehr er polterte und große Worte machte, stimmte er doch seine Forderungen sehr herab, und da beide Männer auf das gleiche Ziel losstrebten, so kamen sie bald überein, daß die Bauern einen Theil ihrer Fähnlein dem Truchseß ausliefern, die Geschütze in die Schlösser, aus welchen sie sie genommen, zurückstellen, Wehr und Harnisch aber behalten sollten. Durch gewählte Hauptleute und Fähnriche sollten sie bei ihm um Verzeihung bitten. Inzwischen hatte die Partei, welcher Nazzi angehörte, im Bauernheere noch stark, Alles aufgeboten, um ihre Gegner nicht aufkommen zu lassen, und sie brachte es wirklich dahin, daß, als Eitelhans zurückkam, die Bedingungen des Vertrags abermals verworfen wurden. Ein wildes Geschrei erschallte über den ganzen Berg hin, man müsse die Ankunft der Oberalgäuer und der Hegauer abwarten und dann über den Truchseß herfallen. Die adligen Unterhändler, welche Zeugen dieser bedenklichen Scene waren, ritten mit dem trotzigen Bescheid der Bauern zum Truchseß. Dieser sprach wie in sich selbst hinein die halbverlornen Worte: „Weingarten, Weingarten, kann ich heut Nacht nicht ruhig in dir schlafen, so sollen's die Bauern auch nicht, und du mußt heut noch ein Kohlenhaufen werden.“

„Herr!“ rief Ritter Wolf Gremlich, der Herr von Weingarten, erschrocken, „ist das Euer Ernst?“

„Ja," versetzte der Truchseß, „Weingarten muß heut Nacht ein Wachtfeuer geben zwischen beiden Lagern."

Eilends ritt Ritter Wolf, der im Geiste sein geliebtes Weingarten schon brennen sah, an der Spitze der übrigen Unterhändler nochmals in's bäuerische Lager. Hier war unterdessen der Sturm verraucht, und die erzherzogliche Partei, zu welcher die meisten Führer und Hauptleute gehörten, gewann durch ruhiges Reden und Flüstern immer mehr Boden. Jetzt kamen die Vermittler mit der Drohung des Truchseß, welche große Bestürzung unter den Bauern verbreitete. Ritter Wolf bot alle seine Beredtsamkeit auf, Graf Haug bearbeitete einen andern Haufen, die Ravensburger Rathsherrn gaben den Bauern die süßesten Worte, und Bübenhoven führte ihnen im Geist den alten Fugger vor. Nun that er's doch. Die Friedenspartei erhielt nach kurzer Frist die Oberhand. Wie hätten die guten deutschen Bauern so edle Herrn vergebens reden und Bitten und Gründe umsonst in die Luft gehen lassen sollen! Es ward ein zweistündiger Stillstand bewilligt. Die Rathsherren setzten schnell die Vertragspunkte auf, sie wurden nach Trommelschall vorgelesen; die meisten Bauern schrien Beifall: sie wurden angenommen. Die Punkte waren: die Beschwerden jeder Gemeinde gegen ihre Herrschaft sollen durch sechs unparteiische Städte schiedsrichterlich entschieden, und der Ausspruch dieses Schiedsgerichts von Unterthanen und Herrschaften gehalten werden; wer dawider thue, solle durch die Bundesstädte dazu gezwungen werden. — Die hier versammelten Haufen sollen ihrer Verbrüderung mit den andern entsagen, alles Genommene zurückstellen. — Alle vorgefallnen Unbilden sollen vergeben und vergessen sein.

Der Truchseß athmete hoch auf, als ihm die Vermittler mit dem sinkenden Tag diesen Vertrag überbrachten. Er drang jetzt darauf, daß die Fähnlein zuerst und zwar sogleich ausgeliefert würden. Wieder gab's ein Hin- und



Herreiten zwischen beiden Lagern. Mit Noth und Mühe waren endlich fünf Fähnlein von den zweiunddreißig Abends um sieben Uhr gebracht, die Fähnriche senkten sie zu des Truchseß Füßen, und er that in jedes einen Riß. Im Bauernlager war ein arges Toben, und es stand zu befürchten, daß die kriegerische Partei losschlagen würde, wenn der Vertrag nicht rasch unterzeichnet und in Kraft gesetzt werde. Herr Georg ritt also mit seinen Hauptleuten hinab nach Weingarten, wo die Hauptleute und Räthe der Bauern versammelt waren. Ehe er ging, gab er Befehl, daß das Heer sich zwischen Weingarten und Ravensburg ziehen und bei dem Burachhof das Lager schlagen sollte, um einestheils die Bauern in Schach zu halten, anderntheils im eignen Heer einer Verrätherei vorzubeugen; denn die Stimmung der Knechte schien bedenklich. In Weingarten wurde der Vertrag vom Truchseß und den Hauptleuten der beiden Heere unterschrieben, aber selbst da ging es nicht ohne Zank und Streit ab. Die kleine Partei, welche das wahre Verhältniß durchschaute, wollte sich nicht zufrieden geben, sich und der Volkssache die unvergleichlich herrlichen Vortheile so frevhentlich aus der Hand genommen zu sehen. Doch ihr Toben und Schreien half nichts mehr; die List hatte gesiegt. Wie höchst gefährlich die Sache für den Truchseß war, zeigte sich recht klar, als er eben aus Weingarten hinausreitend die Nachricht erhielt, daß die Oberalgäuer zu Schlirs, nur eine Stunde weit, angekommen seien und die Hegauer noch in der Nacht eintreffen würden, ja noch mehr, als er in sein Lager kam und nicht nur seine Befehle nicht ausgeführt, sondern Alles in böser Verwirrung durcheinander fand. Und mit dem tettnanger Haufen war der Vertrag noch nicht einmal unterschrieben und untersiegelt. Die bündischen Knechte wußten alle um die Ankunft der großen Haufen. Brachen diese drei Haufen in der Nacht über die ordnungslosen Bündi-



schen herein, von welchen die Meisten die größte Lust hatten, sogleich überzugehen, so war Alles verloren. Das bündische Heer im Nu aufgelöst, das Land den Bauern offen bis an die Donau, Ulm nicht vermögend zu widerstehen, weiterhin die Würtemberger im Aufstand, die ungezählten Massen am Neckar, am Kocher, an der Jaxt, im Odenwald, in Franken und weiter. Wer sollte ihnen widerstehen? Die Gefahr stand riesengroß vor dem Truchseß. Es kam auf rasches, entschlossenes Handeln an, und er war der Mann dazu. Schnell schob er eine Abtheilung seines Heers zwischen den Oberalgäuer und den Weingartner Haufen und hielt dadurch Jene nicht nur auf bis zum Morgen, sondern schnitt jede Verbindung zwischen beiden Haufen ab. Die ganze Nacht war das ganze bündische Heer in Wehr und Waffen, und mit dem frühen Morgen eilte er den Vertrag vollends ins Reine zu bringen und überschickte ihn den Oberalgäuern, um auch sie zur Annahme desselben zu bestimmen. Die Oberalgäuer, erbittert, sich von denen, welchen sie zu Hülfe geeilt, so schnöde verlassen und verrathen zu sehen, wählten einen Ausschuß zum Unterhandeln mit dem Truchseß, schlossen den Vertrag auf Hintersichbringen ab und traten denselben Morgen, schwer enttäuscht und entmuthigt, den Rückzug an. Ebenso lösten sich selbigen Tags der Seehaufen und der Unteralgäuer oder Illerhaufen auf, und der Hauptmann des Letzteren, der kriegerisch gesinnte Pfaff Florian, flüchtete mit mehren Gesinnungsgenossen, worunter auch der Bildernazzi, in die Schweiz. Die Bauern liefen allesammt in ihre Heimat; der Truchseß stand mächtig und drohend da, um sich nun gegen die Hegauer, Schwarzwälder und Würtemberger zu wenden. Jetzt war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft. Der Ostermontag war der Wendepunkt in der Erhebung des süddeutschen Bauernvolks. Was das Schwert nicht vermocht hätte, hatte die List vollbracht. Niemand dachte daran,

den übertölpelten Bauern den Vertrag zu halten; sie waren besiegt und ohnmächtig. Die rechte Stunde war für Jahrhunderte vorüber.

3.

Der Göttersohn aus Ungarn.

In Ulm war großer Jubel über den unschätzbaren blutlosen Sieg des Truchseß, aber er wurde schon nach wenigen Stunden unterbrochen durch die eingelaufene Kunde von einer gräßlichen That, welche die Bauern im Neckarthale in der von ihnen eroberten Stadt Weinsberg begangen hatten. Nicht nur, daß sie nach der Erstürmung des Schlosses am Ostersonntage viele Ritter erschlagen, sie hatten auch den Obervogt, Grafen Ludwig Helfrich von Helfenstein, einen jungen Mann, der mit einer natürlichen Tochter des Kaisers Maximilian verheirathet war, auf eine schauderhafte Weise hingerichtet, indem sie ihn durch die Spieße gejagt. Ein Entsetzensschrei ging nun durch die Stadt. Zu gleicher Zeit erfuhr man viel Bedenkliches aus Franken. Die Grafen von Hohenlohe und andre Adlige hatten in den Bauernbund, „die christliche Brüderschaft" schwören müssen, Götz von Berlichingen, der arge Feind der Fürsten, Pfaffen, Städte und vorzüglich des schwäbischen Bundes, war oberster Hauptmann der Bauern in Franken geworden. Wie man den Götz kannte, war es offenbar, daß er den Plan seines Schwagers Franz von Sickingen wieder aufgenommen. Eine schlimme Botschaft jagte die andre in der Bundeshauptstadt.

Bübenhoven erhielt von seinem Ohm, der in der Stadt angekommen war, eine reiche goldne Kette zum Geschenk. Der Ausgang der bösen Sache in Oberschwaben belebte



sogar die gesunkene Lebenskraft des alten Jakob wieder, und er hoffte, so schlimm auch die Nachrichten aus Würtemberg und Franken lauteten, es werde doch auch dort die von Gott eingesetzte Obrigkeit siegen. Die Auslösung seiner Bauern ging ohne Aufenthalt von Statten und Alles nach Wunsch. Fugger gedachte in ein paar Tagen in Augsburg zu sein. Er sehnte sich nach Ruhe, es war ihm unleidlich in Ulm, wo man in rascher Wechselfolge jubelte und jammerte, stolz den Kopf erhob und wieder verlor

Leidlich vergnügt saß er am Abend nach Bübenhoven's Ankunft bei diesem in seiner Herberge und ließ sich den Gang der Verhandlungen mit den Bauern ausführlich erzählen. Da trat Schellenberger herein und meldete, die Lore vom Hasenhof, des Diether's Frau, sei draußen und begehre mit Ungestüm den alten Herrn zu sprechen; sie sehe ganz verstört aus und stelle sich ungeberdig. Fugger's Züge verfinsterten sich, doch befahl er dem Knecht, das Weib herein zu lassen.

Bleich und verstört, in ärmlichem unordentlichen Anzug trat die Frau herein und warf sich sogleich vor Fugger nieder, mit den von Weinen begleiteten Worten: „Ach, Herr Fugger," um des Blutes Christi willen, rettet doch den Martin vom Tode, und nehmt Euch des armen unglücklichen Menschen an!"

„Welches Martin's?"

„Nun meines Ziehbruders, den Ihr bei meinem Vater erziehen ließt, und der vor zwei Jahren bei Euch in Tyrol war. Ihr habt ihn ja so gut gehalten, so erbarmt Euch jetzt seiner. Er ist elender als ich Euch sagen kann."

„Wo ist er denn? Und was ist's mit ihm?" fragte der Greis erschrocken.

„Im Magdalenenhospital liegt er schwer verwundet und erkrankt darnieder. Im Gefecht bei Leipheim hat er einen tiefen Hieb über den Kopf erhalten und viel Blut

verloren, so daß er schier schwach geworden ist. Ich hatt' ihn in Leipheim in eine ärmliche Herberge untergebracht und getreulich gepflegt, aber die Schergen haben ihn ausgespäht und hierher geführt, und hier ist das Todesurtheil über ihn gesprochen, weil sie ihn für einen Hauptmann der Bauern halten. Wenn er nicht so krank wäre, sie hätten ihn schon geköpft. So aber hat er aus Todesfurcht den Verstand verloren und kennt mich nicht mehr, und spricht lauter verkehrtes Zeug. Er war schon vorher ganz verwirrt. Von dem Tag an, wo er mit dem Bildernazzi auf dem Hasenhof ein paar Stunden heimlich gesprochen, war er ganz verwandelt. Er hatte auch gar keine rechte Lust mit in den Krieg zu ziehen, aber Nazzi zwang ihn dazu, und der arme Mensch gehorchte dem bösen Nazzi aufs Wort, ja auf den Blick."

„Weib, was sagst Du mir da! Der Bildernazzi hat den Martin gezwungen sich unter die Bauern zu stellen und mit in die Schlacht zu ziehen?"

„So ist's mein gnädiger Herr. Ihr könnt Euch auf mein Wort verlassen."

„Nun sieh, das treulose schändliche Weib!" wandte sich Fugger zu Bübenhoven. „Davon hat sie uns kein Sterbenswörtlein verrathen. Ich danke Dir, Lore, daß Du mir Kunde vom Martin gebracht. Du hast mir damit einen großen Gefallen gethan."

Bübenhoven mußte sogleich mit Loren gehen, um das zunächst Nöthige für Martin anzuordnen. Er fand den jungen Mann wirklich in einem geisteswirren Zustande. Er sprach viel, aber ohne Vernunft. Der Junker rief einen der vorzüglichsten Aerzte der Stadt herbei und befreite den Gefangenen noch vor Nacht durch das schwere Gewicht des Fuggerschen Namens und Geldes. Der alte Jakob war bis in die tiefe Nacht mit dieser Angelegenheit beschäftigt, und ließ in der Frühe des andern Tags den

Kranken in seiner Sänfte in seine Herberge bringen und widmete ihm hier eine schier ängstliche Sorgfalt. Er ließ es nicht bei einem Arzte und mit fast verzweifelter Hast fragte er nach dem Urtheile der Sachverständigen über den Zustand des Kranken. Die Aerzte kamen darin überein, daß sehr erschütternde Gemüthsbewegungen und die tiefe Kopfwunde die Geistesstörung erzeugt hätten, und Herr Jakob nickte wehmüthig beistimmend. Vor allem ward die sorgsamste Pflege und äußerste Ruhe anempfohlen. So sehr nun erst der der Ruhe selbst so sehr bedürftige Greis seine Heimfahrt betrieben, so war er doch nun nicht zu bewegen den Kranken zu verlassen. Er hätte nicht ängstlicher um denselben besorgt sein können, wenn er sein eigner Sohn gewesen wäre. Da bald freundliche Frühlingstage kamen, fanden die Aerzte kein Bedenken, daß der Kranke mit Vorsicht in einer Sänfte nach Augsburg gebracht werde. Die besten Anstalten wurden getroffen, Herr Jakob ritt auf der einen, Bübenhoven auf der andern Seite der Sänfte, ein Arzt begleitete sie. Auf diese Weise langten sie am zweiten Nachmittage in Augsburg an.

Die Familie eilte sogleich zusammen, um ihr Oberhaupt zu begrüßen, alle in tiefer Trauerkleidung. Die alte dicke Sibylle machte, wie immer, wenig Umstände mit ihrem Ehewirth. Sie meinte in ihrer trocknen Weise, es freue sie, daß sie vernommen, er habe sich endlich zur Vernunft bekehrt und eingesehen, was zu den großen Herren und den römischen Pfaffen sei. Sie wolle nun dafür sorgen, daß er keinen Rückfall bekomme, und habe deshalb mit ihrem neuen Beichtiger Herrn Urban Regius gesprochen. Raimund führte ihm sein liebes kleines Weib Katharina zu, die schon zum neunten Mal hochschwanger war, nebst ihren acht Kindern — es trug schier auf jedes Jahr ihrer Ehe eins. Katharina hatte ihre liebe Schwägerin Anna Turzo an der Hand, die eine wohlbeleibte Frau geworden

war, und ihr zur Seite standen ihre Tochter Regina, eine hohe schlanke Gestalt mit sanften, edeln Zügen und einem großen sanften Auge voll süßer Schwärmerei, doch blassen und kränklichen Aussehens, und Raimund Mohr, dessen wunderbare Schönheit ihn überall hervorragen ließ. Die beiden Milchgeschwister Raimund Mohr und Regina Turzo waren vor Kurzem in ihr zwanzigstes Lebensjahr getreten. Frau Anna Turzo führte dem alten Ohm ihre Tochter mit den Worten zu: „Ihr habt an meiner guten Schwester Sibylle eine treue liebe Tochter verloren, hier bring' ich Euch in meiner Regina eine andre. Möchte sie Euch Ersatz bieten für den schweren Verlust! Meine Regina will bei Euch bleiben in Augsburg; obgleich ein ächt ungarisches Mädchen, hat sie ihr Herz doch nach der Vaterstadt ihrer Mutter gezogen, ich glaube, es ist ein deutsches Herz."

„Sei mir willkommen, mein holdes Kind!" redete Herr Jakob die sanft erröthende Jungfrau an, die sich ihm nahte, um ihm die Hand zu küssen, und zog sie an sein Herz. „So lang ich noch lebe, sollst du bei mir bleiben." Ebenso küßte er Raimund Mohrn auf die hochgewölbte edle Stirn, der ihm mit einer alle Gemüther bewältigenden Würde entgegentrat und ihm seine Ehrfurcht in feurigen schönen Worten bezeigte.

Unter den Gliedern der Familie befand sich auch die Dominikanernonne Felicitas, Schwester Anna's und der gestorbenen Sibylle. Sie hatte die Nonne Schwester Barbara mitgebracht, Schwester von Eleonore und Martha Bry. Auch diese trat nach Felicitas heran und drückte ihre Lippen auf Herrn Jakob's Hand. Die würdige Dame mit dem Aussehen und der Haltung einer Heiligen sagte: „Ihr habt mir längst das Recht eingeräumt, mich ebenfalls Euere Tochter nennen zu dürfen, und Ihr habt die Pflichten des treuesten Vaters an mir erfüllt."

„Meine treffliche Tochter," versetzte Jakob gerührt, „du machst wieder gut, was deine beiden Schwestern böse bei mir machten. Wahrlich sie bereiten mir viel Herzleid. Das sei Gott geklagt! Sie sind gottlose Weiber und liegen in den Schlingen des Satans, die Eine wie die Andre. Dagegen ist dein Bruder Matthäus ein tüchtiger Geschäftsmann geworden. Bitte Gott, meine Tochter, in brünstigem unablässigem Gebet, daß deine Schwestern von ihm erleuchtet werden und nicht dem ewigen Verderben verfallen."

Dann wandte er sich zu Anton, der ihn zuerst umarmt hatte und nun ernst und schweigend, ein streng aussehender Mann, bei Seite stand: „Und dich, mein Anton, seh' ich immer noch unbeweibt. Du bist ein reifer Mann, und ich stehe an der Schwelle des Grabes. Willst du mir nicht die Freude machen und mir, ehe ich hinabschreite, ein liebes Eheweib zuführen?"

„Mein theurer Ohm, noch hatt' ich keine Zeit mir eine Wirthin zu suchen. Ihr wißt ja selbst, was auf meinen Schultern ruht."

„Ja ja, du bist mein Ebenbild!" lächelte Jakob. Aber er hatte Unrecht; Anton war nicht sein Ebenbild; denn Anton war ein kalter stolzer Mann; das war Jakob nie gewesen. Die Unterhaltung der Familie wandte sich auf die in den Tod gegangenen Geschwister Sibylle und Ulrich, und Bübenhoven mußte von beiden erzählen. Manche Thräne floß ihnen nach. So kam die Rede auf Hieronymus und sein Verhältniß zu Martha Bry. Die frohen Gefühle über die Heimkehr des alten Herrn waren nicht ohne bittre Beimischung. Bübenhoven sprach sich mild und versöhnlich über Hieronymus aus und legte alle Schuld der verführerischen Martha bei, aber Anton belegte das Betragen seines Vetters mit dem schonungslosesten Tadel und nannte ihn einen weichlichen charakterlosen Schwär-

mer, der wie ein Rohr von jedem Luftzuge schwankte, und nun gar der unwürdige Minneknecht eines verworfenen sinnlichen Weibes geworden sei. Hieronymus Schwestern, wie Martha's Schwester hatten nur Thränen für beide.

In einer spätern Unterredung zwischen Herrn Jakob und seiner Nichte, Frau Anna Turzo, unter vier Augen, erfuhr er, daß Regina fast vor Sehnsucht nach ihrem Milchbruder und Jugendgespielen Raimund Mohr gestorben sei. Sie sei sichtlich hingewelkt, und die Aerzte hätten durchaus kein anderes Rettungsmittel mehr für sie gewußt, als die Wiedervereinigung mit ihrem Gespielen. Auch habe die Kranke selbst nichts sehnlicher gewünscht, als die Reise nach Augsburg, und die Tage des Winters gezählt. Aber noch eh der wirkliche Frühlingsanfang als festgesetzter Zeitpunkt ihrer Abreise gekommen, habe das Mädchen, von unbezwinglicher Sehnsucht des Herzens getrieben, sie, die Mutter, zum Aufbruch beredet. Je näher sie Augsburg gekommen, desto lebendiger sei Regina geworden, und doch sei sie nachher Raimund fast scheu und stumm gegenüber gestanden, und nur sein liebevoller Empfang ihrer habe ihr die Zunge gelöst. Seit diesem Tage sei sie aber zusehends wieder aufgeblüht, und ohne Bedenken hatte sie sich entschlossen hier zu bleiben.

„So laß sie bei uns," versetzte Herr Jakob freundlich. „Und wenn die Herzen der beiden jungen Leute wirklich so fest zusammen hangen, so sollen sie mit der Zeit ein Paar werden. Wahrlich wir haben keine Schande von solcher Verbindung. Und sie war ja längst schon unser Plan."

Ueber den geisteskranken Martin war der alte Fugger in der großen Familienversammlung auffallend schweigsam gewesen, nur mit Raimund und Anton Fugger sprach er lang über diesen Gegenstand. In Folge dieses Gesprächs ritt Raimund Fugger einige Tage später in Be-

gleitung seines Taufpathen Raimund Mohr nach dem Hasenhofe und brachte von dort Martin's arabisches Pferd und Mantelsack mit dessen Papieren und übrigen Effekten mit. Die Papiere wurden vom alten Jakob selbst in Verschluß genommen.

Jedermann mußte die außerordentliche Sorgfalt und Rücksicht, welche alle Familienglieder dem Kranken widmeten, vorzüglich aber das Oberhaupt selbst, auffallend finden. Nicht nur, daß Martin eins der schönsten Zimmer des Hauses erhielt, daß die berühmtesten Aerzte der Stadt für seine Behandlung angeworben wurden, der alte Herr besuchte ihn selbst täglich und überwachte seine Pflege. Die treue Lore war mit nach Augsburg gekommen und blieb hier seine Wärterin. Bald aber theilte ein zweites weibliches Wesen sich mit ihr in diesen Liebesdienst, und verrichtete ihn eben so treu und emsig. Es war Regina Turzo, die schöne Ungarin. Zwar konnte sie den widrigen Eindruck, welchen Martin vor einem Jahre in Kremnitz auf sie gemacht, als er ihren Raimund zur heimlichen Flucht mit ihm hatte bereden wollen, nicht verwinden, aber er war jetzt krank und elend, und ihr Großohm, den sie über Alles verehrte, nahm so väterlichen Antheil an ihm, und so fühlte sie sich von ihrem edeln schönen Herzen gedrungen, ihm zu helfen und beizustehen, so viel in ihren Kräften stand. Mit weniger wohlwollenden Augen betrachtete Raimund Mohr seinen Verführer. Oft hatte er sich in seinen einsamen Stunden in seinen heißen Jugendträumen mit diesem räthselhaften Menschen beschäftigt; sein Bild war nie aus seiner Seele gewichen, und jedes der seltsamen Worte desselben hatte sich mit Flammenzügen in sein Gedächtniß gegraben. Und nun war dieser geheimnißvolle Fremde plötzlich auf geheimnißvolle Weise in dieselbe Familie, der auch er angehörte, gebracht worden, verwundet und wahnsinnig, und wurde gleich ihm mit Auszeichnung be-

handelt, ebenfalls wie ein Sohn des Hauses. Und doch sprach Niemand über ihn, über sein früheres Leben, über seine Abstammung, so wenig wie über seine eigne gesprochen wurde. Der leicht erregte Raimund konnte keinem Menschen Rede und Auskunft über Martin abgewinnen, und doch peinigte es ihn, daß dieser Mensch, der ihn so schnell zu einer Flucht aus Kremnitz hatte bereden können, nun doch so liebevoll im Fugger'schen Hause, gegen das er doch feindselig gehandelt, gewartet und gepflegt wurde. Raimund begriff, daß hier ein sehr wichtiges Geheimniß obwalte, in welches sein eignes Schicksal verflochten sein müsse, und er verwünschte den Wahnsinn Martin's, der es unmöglich machte, ihn zu Bekenntnissen zu vermögen. Ueberdies fühlte er sich abgestoßen von dem Kranken und mied das Zimmer desselben.

Raimund Mohr lebte, seit er in Augsburg war, in den glücklichsten Verhältnissen im reichen und prächtigen Hause Raimund Fugger's, und wurde von diesem, wie von seiner Ehewirthin ganz wie ein Sohn gehalten, ja es wollte ihn zuweilen bedünken, als würde er, wenn er wirklich der Sohn des Hauses sei, schwerlich mit solcher fast respektvollen Aufmerksamkeit behandelt werden. Zwar arbeitete er auf der Fugger'schen Schreibstube und widmete seine junge Kraft, nach dem Wunsche seines Pflegevaters, den verschiedenen Handelsgeschäften, aber er verspürte eben nicht sonderliche Lust und Liebe dazu, und neigte sich mehr zu dem Kunstzweige, welchen Raimund Fugger für sich betrieb, der dem heißen poetischen Gemüth des Jünglings verwandt war. Am liebsten aber saß er auf seinem Rößlein, das ihm seine geliebte Pflegemutter Anna Turzo aus Kremnitz zum Geschenk geschickt, in prächtiger ungarischer Nationaltracht, und sprengte einsam durch die Thäler und über die Berge mit seinen wilden Träumen beschäftigt, in denen nicht selten das reizende Bild der jungen Köni-



gin von Ungarn auftauchte, und die Scene, wo sie ihn umarmt und glühende Küsse auf Mund und Wange gedrückt, stellte sich seinem unruhigen Geiste in brennenden Farben dar. Dies Alles arbeitete um so mächtiger in ihm, je weniger er sich einer Seele anvertrauen konnte. Und jetzt, wo er einen Schlüssel für Manches hätte haben können, war der Besitzer desselben — wahnsinnig. Die Ankunft seiner lieben Milchschwester Regina war ihm angenehm, aber sie befriedigte ihn nicht. Die Anwesenheit seiner theuren Pflegemutter brachte ihm mehr als eine glückliche Stunde, aber für seine unbestimmten heißen Triebe und Wünsche war es nicht genug. Angenehm beschäftigte ihn das jetzt doppelt lebendige Gewühl der großen und reichen Stadt. Denn die Empörung der Bauern hatte aus ganz Oberschwaben und von der Donau viele Edelleute mit ihren Familien, Aebte, Prioren, Prälaten und andre Kleriker nach Augsburg getrieben, wo sie sicher waren vor der Rache des gemeinen Mannes. Selbst aus entferntern Gegenden kamen Ritter und noch mehr Ritterfrauen mit ihren Kindern in die üppige Stadt, wo sie neben der erwünschten Sicherheit noch Genüsse aller Art fanden.

Der unvergleichlich schöne junge Ungar im reichsten Hause Augsburg zog die Augen aller Edelfräulein auf sich, und die allwissende Fama wußte jeder ganz heimlich von dem Antheil zu erzählen, welchen die Königin von Ungarn an diesem Göttersohne genommen; denn auch das blieb kein Geheimniß, daß er der Sohn des Berggeistes, des Gnomenkönigs der Karpathen sei, und allen jungen Frauenherzen schien dies höchst wahrscheinlich. Die interessantesten und abenteuerlichsten Geschichten von Raimund Mohr wurden erzählt; jede junge Dame fand eine süße Befriedigung darin, etwas Schönes und Merkwürdiges dazu zu erdichten und dann weiter zu geben. Und Alles, was von dem

„schönen Ungar" erzählt wurde, würde mit Begierde verschlungen. So war Raimund Mohr schier die interessanteste Persönlichkeit der ganzen Stadt.

4.

Dämon und Engel.

Was der Erzherzog Ferdinand und seine vier berüchtigten Räthe durch die diplomatischen Unterhandlungen mit den Bauern außerhalb des Landes gewannen, das waren sie in der größten Gefahr in Tyrol selbst wieder zu verlieren, und noch vielmehr dazu. Jener geisteskühne und thatkräftige Gaismaier, der Freund Ulrich Fugger's, der mit der wahren Einsicht in das Gebreste der Zeit den festen Willen verband, ihr durch eine Radikalkur zu helfen, und von derselben moralischen Ueberzeugung wie Thomas Münzer, Jakob Wehe und andre Wissende, daß diese Kur nur durch die Herstellung einer evangelischen Republik zu vollbringen sei, jedoch klüger als diese seine Meinungsgenossen, indem er seine Absicht wohl verbarg, stellte mit Schlauheit bei den Tyrolern und Oestreichern (denn er wirkte auch in den fünf östreichischen Herzogthümern, und hatte Verbindungen sowohl unter den Knappen der Bergwerke und der Salinen in den steierschen Bergen, als auch unter den Weingärtnern zwischen Wien und Neustadt) nur die Erbitterung des Volks gegen die vier Räthe des Erzherzogs und gegen Pfaffen und Adel in den Vordergrund. Man müsse Erbarmen haben mit der großen Jugend des Erzherzogs und seiner Gemahlin; denn sie seien verführt und genöthigt von den beiden Pfaffenfürsten, von dem spanischen Juden Salamanka und dem Ränkeschmied Fabri. Zum Besten des Fürsten und des Volks müsse dieses böse

Viermännerregiment entfernt werden. In diesem Sinne sprach er sich vorzüglich in einem Schreiben aus, welches der südtyrolische Bauernhaufe, „die ganze Gemeine der Grafschaft Tyrol und Innthal" an „die gemeinen niederöstreichischen Lande" erließ. Er sagte darin, das Land werde von vier Männern ganz zu deren eignem Nutzen, und dem Volke und dem Fürsten zum Nachtheil regiert. Diese seien die Bischöfe von Trient und Brixen, auch der stinkende ketzerische asarianische Jude und Bösewicht Gabriel von Salamanka und der Kontrolenschmied, den man Fabri nenne. Diese wollen sie in des Fürsten Rath nicht leiden; denn er habe ohne diese Verräther und Schälke in seinem Lande Edle und Unedle genug, mit welchen gute Ordnung möchte ausgerichtet werden. Wenn Schmidt (Fabri) schinden und schaben wolle, solle er die Klöster und Geistlichen schinden und schaben, sie selbst aber wollen solche Schinderei an sich nicht gestatten, noch das Geld und Gut aus dem Lande wegführen lassen; es werde viel besser angelegt sein für eine gefährliche Theuerung, für ein Sterben oder einen Türkenfall. Der Bösewicht Salamanka habe sich in drei Jahren aus ihrem blutigen Schweiß ein Fürstenthum errichtet; denn er habe eine Herrschaft in Burgund um zehntausend Gulden gekauft, seine Freunde mit sich an den Hof gebracht und großmächtig gemacht, eine merkliche Anzahl Silber, viele fürstliche Kleinodien von Innsbruck weggeschickt, und ihre edle Fürstin, die junge Frau Erzherzogin habe jetzt ihre königlichen Kleinodien mit großer Beschwer nach Hall in die Münze dargeben müssen. So sei der kaiserlichen Majestät und der Fürsten von Oestreich Schatz durch diesen Salamanka verschwendet worden u. s. w.

Der Brief wurde deshalb erlassen, weil Salamanka und Fabri nach Oestreich gehen wollten, um dem dort drohenden Aufruhr durch schlaue Praktiken zu begegnen. Die Ennsthaler Bergknappen sollten vor ihnen gewarnt werden.



Geismaier, „der oberste Hauptmann des Haufens Tyrol" war äußerst umsichtig und thätig und leitete die Bewegung auf verschiedene Angriffspunkte zugleich hin. Der Aufstand lief im April vom Gardasee über Trient, Brixen, das Pusterthal rechts, das Vintschgau und das Eisakviertel links bis an die salzburgische Grenze. Ein Haufe lag vor der Stadt Trient, ein andrer nahm, plünderte und zerstörte die Schlösser und Städte im Brixenthale, ein dritter that im Etschlande geistliche und weltliche Herrensitze ab. Geismaier hatte sein Hauptquartier zu Meran und die Ausschüsse der Städte und Gerichte der Burggrafschaft Tyrol versammelt. Vorsichtig befahl er alle Schlösser, welche Eigenthum des Habsburgischen Herrscherhauses waren, zu schonen; desto schlimmer erging es den Schlössern des Adels. Dagegen trat der Erzherzog den empörten Südtyrolern gegenüber ebenso sachte auf, er hatte nur gütige und begütigende Worte für sie, ganz verschieden von denen, die er einige Monate früher erlassen: „man solle den Bauernfrevel mit eisernen Ruthen züchtigen und gegen die Hauptleute und Rädelsführer, wo sie betreten würden, mit Spießen, Schinden, Viertheilen und jeglicher grausamen Strafe verfahren." Er hatte seinen Grund für solche gute Miene zum bösen Spiel. Geismaier war ein überlegener Charakter und bewährte ein eminentes Talent in der Leitung des Aufstandes; in den östreichischen Herzogthümern sah es höchst gefährlich aus, und der alte Siegmund von Dietrichstein, der vor zehn Jahren so grausam gegen den windischen Bauernbund verfahren hatte, stand, noch immer als Landeshauptmann von Steier, jetzt hart daran die Rache der dortigen Bauern zu erfahren. In Salzburg wurde die Gährung gegen den Erzbischof täglich größer und drohender. Aus Würtemberg, aus Franken, vom Rhein liefen böse Nachrichten ein und ließen die Freude über den diplomatischen Sieg über die ober-

schwäbischen Bauern nicht recht aufkommen. In Radolfszell am untern Bodensee waren die Kommissaire der drei östreichischen Regierungen Ende Aprils noch hart von den Hegauern belagert und in großer Noth. Der Erzherzog sandte Boten auf Boten an den Truchseß, jenen zu helfen, wenigstens durch gütliche Vergleichung mit den Bauern, d. h. durch schöne Worte und Versprechungen. Auch verschwanden um diese Zeit die beiden Bischöfe von Trient und Brixen vom erzherzoglichen Hofe, und niemand vermochte mit Bestimmtheit anzugeben, wohin sie gegangen waren, Salamanka reiste nach Oestreich, und Fabri lebte versteckt und verkleidet in der Nähe des Schlosses Ambras und kam nur heimlich in der Nacht dorthin, um sich mit dem Erzherzog zu berathen.

Das junge erzherzogliche Paar gerieth in große Verlegenheiten. Von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten, sah es auch seine tyroler Hülfsquellen versiechen. Das Kriegsvolk, das aus Italien gekommen war, stand beim Heere des Truchseß, ferneres Volk ließen die Südtyroler nicht durch das Land, was von Knechten in Innsbruck lag, konnte weder bezahlt noch gegen das aufständische Bergvolk gut gebraucht werden. Ferdinand und Anna ließen Alles, was sie an Gold und Silber besaßen, zu Geld schlagen; denn kein Jakob Fugger war mehr da, um zu borgen, und der Erzherzog zu stolz, um bei dem zweideutigen Hieronymus Fugger anzufragen, wo doch eine abschlägliche Antwort zu erwarten stand. Das waren trübselige Tage für das junge Fürstenpaar und noch trübseligere für die meist spanischen Hofschranzen.

Hieronymus Fugger lebte nach der Abreise seines Ohms ruhig und, wie es schien, unbekümmert um die höher gehenden Wogen der Zeit zu Schwaz in seinem prächtigen Hause und betrieb seine Bergwerke und Handelsgeschäfte mit Eifer. Aber dieser Eifer war nur Schein: er lebte



und webte nur in sinnbethörender Minneglut mit der leichtsinnigen, sinnlichen, genußsüchtigen Martha Brh. Von der Familie Fugger hauste Niemand mehr in Tyrol; denn auch seine Schwägerin, Ulrich's Witwe, war mit ihren Kindern nach Augsburg zurückgekehrt; er war also die ihm lästige Aufsicht los und brachte nicht nur seine Nächte, auch viele Tage in dem einsamen Meierhofe auf der Berghalde zu, wo er das geliebte Weib versteckt hielt. Dieses verborgene Haus hatte er ihr gleichsam zu einem Musentempel eingerichtet und mit verschwenderischer Pracht ausgestattet; er wollte ihr, so viel er vermochte, das Fürstenhaus des goldnen Mainz ersetzen. Die schlaue fröhliche Martha hatte den stillen phantastischen Schwärmer so ganz eingenommen, daß er gar nicht mehr ohne sie zu leben vermochte und jeden Tag mit neuer Sehnsucht zu ihr zurückkehrte. Und doch bewirkte diese ihn beglückende Liebe eine immer größere geistige Leere in ihm. Martha war geistreich, munter bis zur Ausgelassenheit, sie malte, sie musicirte, sie unterhielt ihn mit all ihren Talenten, und doch konnte er sich selbst mitten unter ihren üppigen Küssen und Umarmungen eines tiefen Verdrusses nicht erwehren; er berauschte sich in Genüssen mit ihr und blieb doch innerlich unbefriedigt. Am meisten quälte ihn dieses unbehagliche Gefühl, wenn er zu Hause allein war, und dann stürzte er sich in die Geschäfte, dann entwickelte er eine fast fieberhafte Thätigkeit, um es los zu werden, und ritt Abends mit verdoppelter Hast die Thalrinne den Berg hinauf dem Minnehause zu, um sich bei ihr zu betäuben. In diesen einsamen Stunden, ja oft in ihren Armen selbst ging wie eine Sonne ein ernstes edles Jungfrauenantlitz mit den Zügen einer Heiligen in seiner Seele auf und nahm immer lebhaftere Farbentöne an, je mehr er in Martha's sinnlicher Liebe schwelgte. Es war Johanna's Bild, der Tochter des edlen unglücklichen Sickingen, so wie sie sich auf der Ebern-

burg beim gemeinschaftlichen Genuß des heiligen Nachtmahls demüthig fromm, das züchtige, von reiner Begeisterung strahlende Auge wie in Verklärung zu dem sanften Priester Oekolampadius emporgehoben, mit auf der Brust gekreuzten Armen, verneigt hatte. Während den jungen Mann die düster brennende Glut unheiliger irdischer Liebe zu der reizenden gewandten Sünderin hinzog und seine Kraft verzehrte, neigte sich das Bild der Heiligen und neben ihr der Kelch voll zum Blut des Heilands geweihten Weins, dessen Rand zu küssen und das heilige Naß zu schlürfen ihre keuschen Lippen sich öffneten, immer tiefer in seine Seele und erfüllte ihn mit unaussprechlicher Wehmuth, die sich in stillen Stunden zur Angst, ja zur Verzweiflung wandelte. So hin und hergezogen von so verschiedenen einander schroff entgegenstehenden Gefühlen und ohne die Kraft über sich gewinnen zu können, diesem Streit durch eine rasche That ein Ende zu machen, wurde ihm immer unbehaglicher und verstörter, und er sank außerordentlich schnell von Tag zu Tag moralisch und physisch tiefer. Dabei quälte ihn die Meinung seiner Verwandten über sein sträfliches Verhältniß mit Martha, und die sich ihm aufdrängende Ueberzeugung, daß er durchaus nicht ohne sie zu leben vermöchte, brachte ihn fast zur Selbstverachtung. Er versuchte es, wenn Johanna's süßes frommes Bild ihm zu zürnen schien, den Meierhof ein paar Tage zu meiden — vergebens; es zog ihn wie mit Ketten dorthin.

Ein Briefchen kam geflogen: „Warum kamst du nicht? Was hab' ich dir gethan? weißt du nicht, daß du der armen reuigen Martha-Magdalena ihr Gott bist, zu dem sie täglich betet. Vergieb und liebe mich!" Und am Abend war er auf dem Wege zu ihr. Sie hatte ihn mit diamantnen Banden an sich gefesselt, und sie wußte, daß sie unzerreißbar waren. Sie kannte ihre dämonische Gewalt über ihn. Aber er litt geistig und körperlich von diesen Genüssen und

Kämpfen so, daß seine ohnedies schmächtige und zarte Gestalt noch mehr verfiel, sein blasses Gesicht noch blässer wurde, und Unmuth und Abspannung sich in seinen Zügen nur allzudeutlich ausdrückten. Dabei bemächtigte sich seiner immer mehr eine krankhafte Gereiztheit, die ihn hart und unbillig gegen seine Untergebenen machte. Für die Volksbewegung nach Freiheit war er fast gleichgültig geworden, und wenn er der Tage gedachte, wo er in höchster jugendlicher Begeisterung für Hutten und Luther erglüht, für Thomas Münzer geschwärmt hatte, ergriff ihn ein verzweifelter Schmerz, der ihm Thränen in die Augen trieb. Dann kam er sich vor wie ein willenloser Nachtwandler, der hart am Rande des tiefsten Abgrunds schreitet, mit Entsetzen hinabstarrt und doch nicht zurück kann auf die blumige Wiese, wo er am Tage im Sonnenschein sich gefreut. Einige Briefe Geismaiers und andrer Wissenden hatte er unbeantwortet gelassen. Die moralische Kraft des Armen war vom weichen Arm der Wollust leise gebogen und gebrochen.

Martha selbst mußte viel von seiner üblen Laune leiden; er behandelte sie keineswegs zart und schonend; aber sie verstand sich trefflich darauf, ihn zu gängeln und zu beschwichtigen und ließ ihr Ziel nicht eine Minute aus den Augen: sie wollte sein Eheweib werden und mit ihm in den lebendigen, bewegten, heitern Augsburg leben; denn die schwere Einsamkeit dieser Berge war ihr in den Tod zuwider, und sie ertrug sie nur als Mittel zum Zweck. Das herrliche üppige Augsburg und die Frau des reichen Hieronymus Fugger! das war der goldne Hafen, in welchen sie ihr leckes, viel umhergetriebenes Schifflein zu bringen sich bestrebte, und sie war noch keinen Augenblick am Gelingen dieses kecken oder vielmehr verwegenen Plans verzweifelt. Mancherlei Listen und Ränke hatte sie deshalb angesponnen, und das Netz, das sie mit feinen ge-

wandten Fingern wie spielend um den schwachen Thoren strickte, ward dichter und dichter. Ein paar gänzlich unerwartete und unwillkommene Besuche, die sie in dieser so lästigen Bergeinsamkeit erhielt, arbeiteten ihr in die Hände um sie dem lockenden Ziele mit raschem Rucke um ein tüchtiges Stück Wegs näher zu bringen.

Eines köstlichen Maimorgens beschäftigt, würzige junge Bergkräuter, die sie gesucht, zu zerschneiden und mit starkem Wein zu übergießen, um daraus den herrlichen Maitrank zu bereiten, wie er als erfrischende und heilsame Frühlingsgabe in den Alpen genossen wird, und damit Hieronymus zu überraschen, den sie am Abende erwartete, sah sie plötzlich einen bewaffneten Bauer vor sich stehen, der nicht zu ihren Hirten gehörte. Verwundert wollte sie den Mann, der die Augen starr auf sie richtete, nach seinem Begehr fragen, als sie ihm ins Antlitz schauend erblaßte und, unvermögend die Zunge zu rühren, ihn gegenüber ebenso starr ansah.

„Eleonore," sagte sie endlich, „bist du es wirklich?"

„Ich bin's," versetzte der Tabuletkrämer mit einer unwilligen Bewegung der Hand, die andeutete, wie unangenehm es diesem seltsamen Mannweibe allemal war, wenn sie sich als Weib zu erkennen geben mußte, „und wie ich sehe, bin ich dir eben keine willkommene Erscheinung."

„Du hast mich überrascht, ich gestehe es, und dein ungewöhnliches Aussehen ist wohl geeignet, einen zu erschrecken. Doch sei mir willkommen in meiner stillen Bergwohnung! Nimm einen Imbiß und einen Trunk und sage mir dabei, was dich zu mir führt? Bist du des wüsten zwecklosen Herumtreibens müde und willst du Ruhe und Zuflucht bei mir suchen?"

„Zwecklos!" lachte die ältere Schwester höhnisch. „Wahrlich ich dächte, Niemand kennte die Zwecke meiner Fahrten besser als du. Auch beneide ich dich nicht um



deine Ruhe, ich kann sie nur nicht begreifen. Eine Zuflucht brauch ich nicht und wenn es der Fall wäre, ich würde sie nicht bei dir suchen."

„So schenkst du mir also einen schwesterlich freundlichen Besuch. Es ist mir lieb; wir haben uns lange nicht gesehen, und der Mai ist schön in diesen Bergen."

„Es scheint dich nicht zu kümmern, daß ein noch schönerer Frühling in den Menschengeistern treibt und blüht und auch in den Thälern Tyrols das heilige Pfingstfest der Freiheit zu feiern sich anschickt."

„Du kennst meine Natur, Eleonore: so ernste Dinge, die der Männer Sache sind, lagen mir stets fern."

„Das sei Gott geklagt, daß ein Weib wie du, von Fürsten und Pfaffen schnöde behandelt, dennoch beim Sturm des Volks gegen seine Tyrannen gleichgültig bleiben kann! Du mußt Partei nehmen, Martha, für die Volkssache. Deshalb bin ich zu dir gekommen. — Lächle nicht leichtsinnig! Dieses Lächeln könnte mich toll machen. Es gilt die ernsteste Sache auf der Welt. Höre mich an! Ich ließ mich von dir bereden, einen nothdürftigen Frieden mit einem von denen zu schließen, die ich haßte, und ich ging mit dir nach Mainz. Ich that dir's zu Liebe. Du darfst nicht sagen, daß ich dich nicht liebte; ich brachte dir meine heiligste Ueberzeugung zum Opfer. O und wie schwer habe ich diesen unseligen Schritt zu bereuen gehabt! Doch davon genug! Ich mag die Mainzer Demüthigung nicht des Breitern besprechen. Sie betraf dich stärker als mich. Nur das will ich damit sagen: Ich ließ mich von dir bereden, an den Mainzer Hof zu gehen. Ich war schwach und willfahrtete dir. Jetzt fordre ich von dir dasselbe. Du sollst mir folgen zur Volkspartei. Sei stark und willfahrte mir. Ich fordere nur Vergeltung von dir."



„Was verlangst du von mir?!“ rief Martha erschrocken. „Soll ich wie du in groben Männerkleidern, den Tabuletkasten auf dem Rücken, von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof ziehen? Und was soll ich da ausrichten? Ich habe mich niemals auf solche Geschäfte verstanden.“

„Freilich,“ höhnte Eleonore, „die, in welchen du die Meisterschaft erlangt hast, sind weicherer und süßerer Natur. Auch schlägt das, was ich von dir fordere, wirklich in dein Fach, mein verwöhntes Närrchen. Du hast den Simpel Hieronymus fest in deinem Netze und kannst mit ihm machen, was dir beliebt. — Du sollst ihn also überreden, den Aufstand in Schwaz, Hall und dem untern Innthal zu organisiren. Die Bergknappen sämmtlicher Bergwerke warten nur auf das Zeichen von ihm; denn sie betrachten ihn als Erben seines Bruders, und nur wenn er sich an die Spitze des Volks stellt gegen den erbärmlichen Erzherzog, wird er im Geiste Ulrichs handeln. Ich komme aus Meran und bringe deinem Geliebten einen Brief von Geismaier, worin er ernstlich aufgefordert wird zu thun, was seine Pflicht ist. Du sollst und mußt ihn aber erst vorbereiten und gewinnen. Ich versehe mich des Besten zu dir. Solltest du mir aber zuwider sein, so fürchte meine Rache.“

Martha fand es für ihre Lage angemessen, ihrer Schwester alles zu versprechen, was diese verlangte, obgleich ihr fester Vorsatz war, das Gegentheil von Allem zu thun, was sie versprach, und diese Gelegenheit zu benutzen, um Hieronymus zur schnellen Uebersiedlung nach Augsburg zu vermögen. Eleonore schien zu ahnen, was in Martha's Seele vorging; denn sie fügte die wildesten und härtesten Drohungen hinzu. Martha dagegen bot durch Schwüre, Betheuerungen und Schmeicheleien Alles auf, um die Fürchterliche zu täuschen und so bald als möglich wieder los zu werden und ließ sich zu diesem Behufe förmlich von

ihr instruiren, wie Hieronymus, welchen Eleonore erwarten wollte, zu behandeln sei. —

Martha bewirthete die Schwester aufs Köstlichste. Nachmittags saßen sie zusammen und plauderten von vergangenen Zeiten, als sie plötzlich einen Reiter aus der Bergschlucht, die zu dem Plateau führte, auftauchen sahen.

„Wer ist das?" fragte Martha ängstlich. „Das ist Hieronymus nicht."

„Ich glaube diesen Vogel zu kennen," entgegnete Eleonore ruhig. „Es sind noch nicht vierzehn Tage, daß ich ihm ein paar Federn ausgezupft. Es ist dein voriger Geliebter, der Zigeuner."

„Heilige Mutter Gottes!" schrie Martha erblassend und an allen Gliedern zitternd. „Sitzt er denn nicht auf Lebenszeit im Kerker?"

„Und du weißt nicht, daß er frei und in große Gunst beim Erzherzog gekommen ist? Das hat dir Hieronymus verschwiegen?"

„Nichts weiß ich. — Rette mich, Eleonore, vor diesem Fürchterlichen! — Sonst bin ich verloren."

„Nicht ängstlich! Fasse Muth! Ich gehe ins Haus, um die Knechte und Mägde zu bewaffnen. Höre du unterdessen, was der Schuft will. Wir werden doch mit diesem alten Kauze fertig werden."

Mit diesen Worten verschwand sie durch die Thür, und Martha würde ihr in Angst und Muthlosigkeit gefolgt sein, um sich zu verstecken, wenn nicht Cebes schon nahe gewesen wäre und sie Eleonorens strengen Tadel nicht gefürchtet hätte. Zitternd erwartete sie den Mann, der sie wie ein Dämon beherrscht hatte.

„Find' ich dich allein, mein schönes Täubchen?" grinste der Zigeuner, indem er vom Pferde sprang und ohne Umstände mit widriger Vertraulichkeit sie umarmen wollte. „Ha, fürwahr, dein Aussehen überrascht mich, Martha! Die



Ruhe in dieser frischen Bergluft ist dir zuträglich gewesen. Du bist wieder das reizende Urbild der schönen Maria von Regensburg."

„Was wollt Ihr von mir, Antonio?" fragte Martha mit bebender Stimme.

„Sonderbare Frage, mein Schätzchen! Was kann ich anders wollen, als dich selbst? Bist du nicht mein? Ich will dich abholen, will dich vor mir auf mein Pferd setzen und mit dir nach Innsbruck reiten, wo du als Herrin und Wirthin in meinem Hause wohnen sollst, wie dir gebührt."

„Ich will nicht mit Euch gehen. Ich habe nichts mit Euch zu schaffen. Geht und meidet den Ort, wo ich lebe!"

„Ah so sprechen wir nicht miteinander! Meinst du, weil du des reichen Fugger Schätzchen geworden bist, ich hätte kein Recht mehr auf dich? Ich will es wohl geltend machen. Du dachtest, weil du mich verrathen, du wärst mich nun für immer los. Nicht also, mein Püppchen! Komm und zaudre nicht! Mein Rappe ist ungeduldig, die schöne Last auf seinem Rücken zu tragen. Du sollst es gut haben, Martha! Wenn ich dich auch nicht wieder zur Gräfin von Aschaffenburg machen kann, so mach' ich dich doch zur Gräfin Torrillas oder zur Donna de Villaquiran. Was bist du hier beim eigensüchtigen Fugger? Eine arme Magd, eine in dies elende Haus, in diese Berge gesperrte Meierin. Ich führe dich nach Spanien in mein Vaterland, an den Hof des Kaisers. Dort sollst du glänzen, wie es deiner Schönheit geziemt."

Fast wäre die eitle Martha bestochen worden von diesem bethörenden Geschwätz; und wenn sie nicht Eleonoren hinter sich gewußt hätte, würde der scharrende Rappe vielleicht nicht lange auf die schöne Last zu warten gebraucht haben. So aber rief sie trotzig: „Ich will nichts von Euch wissen. Macht, daß Ihr fortkommt!"

„Gehst du nicht freiwillig, so brauch' ich Gewalt. Fort mußt du mit mir; denn du bist mein, und ich will dich nicht wie ein Narr aufgeben. Unten in der Schlucht halten sechs Reiter. Ein Pfiff von mir, und sie sind im Nu da und helfen mir dich auf mein Rößlein heben. Laß es nicht dazu kommen. Schnell hinauf und laß Alles im Stich! Ich bin reich genug, dich wie eine Königin auszustatten. Komm! komm!" Und er faßte sie am Arm und zog sie fort.

„Zur Hülfe! Zur Hülfe! schrie Martha. In diesem Augenblick trat Eleonore aus der Thür, in jeder Hand eine gespannte und auf Gebes gerichtete Pistole, hinter ihr ein Haufen Knechte und Mägde, markige Gestalten, mit Heu- und Mistgabeln, Sensen, Knitteln und andern schneidenden, stechenden und schlagenden Werkzeugen bewaffnet.

„Halloh! Treffen wir uns hier schon wieder?" höhnte Eleonore. „Noch ein Wort, alter Sünder, und meine Kugel wühlt dir im Gehirn."

Entsetzt über den unerwarteten Anblick seiner Feindin und ihres Beistandes, ließ der feige Zigeuner seine Beute fahren und wich einige Schritte zurück. Martha entwischte und rannte, so schnell ihre Beine sich bewegen konnten, durch das Haus und den Berg hinauf und auf selten betretenen Steigen auf großem Umweg dem Innthale zu um in Schwaz bei ihrem Geliebten Schutz zu suchen.

Gebes war in einer peinlichen Lage; er wußte, daß der fürchterliche Bildernazzi nicht mit sich scherzen lasse. Jeder Griff nach seiner eignen Waffe mußte ihm den Tod aus den Rohren des wilden Mannweibs bringen. „Laßt mit Euch reden!" begann er, „ich will abstehen von meiner Frau und bedinge mir dafür sichern Abzug."

„Pfeift doch Euern sechs Reitern!" spottete Eleonore, welche die Lüge sogleich als solche erkannt hatte.

„Ich will meine Waffen einem Euerer Knechte ausliefern, legt Ihr dann die Euerigen ab und laßt mich ziehen. Wenn Ihr mir Unbill anthut, so wird Euch die Rache des Erzherzogs ereilen; denn ich stehe in seinem besondern Schutz.“

Eleonore verlachte ihn. „Ich fürchte weder dich, noch den fürstlichen Buben. Ich wäre ein Thor, dich aus dem Garne zu lassen, in das dich deine Lüsternheit gelockt. Bindet ihn, ihr Knechte!“ Im Nu war der Alte niedergeworfen und gebunden. Eleonore ließ den Wuthschnaubenden in einen Stall sperren und sah sich nun nach Martha um. Ueber eine Stunde wartete sie auf die Rückkehr der Schwester und kam nun auf den rechten Gedanken, daß sie nach Schwaz gelaufen sein möchte. Nachdem sie den Knechten Instruktionen in Bezug auf den Gefangenen gegeben, machte sie sich selbst auf und trat gegen Abend in Hieronymus Fuggers Haus ein. Hier hatte Martha den schwachen Mann bereits in ihrem Sinne bearbeitet, und er hatte ihr zugesichert, sie in acht bis zehn Tagen nach Augsburg zu führen. Bis dahin, wo er seine Geschäftseinrichtungen zu machen hatte, wollte er sie in Schwaz verborgen halten.

Als nun Eleonore mit ihrer Aufforderung herausrückte, daß er die Bergknappen, die sein Bruder Ulrich so gut zum Aufstand vorbereitet habe, und die den Befehl dazu von ihm erwarteten, unverzüglich bewaffnen und versammeln möge, um mit ihnen auf Innsbruck loszuziehen, und ihm den Brief Geismaiers übergab, in welchem dasselbe Ansinnen an ihn gestellt war, zeigte er sich bereitwillig.

„Gerade in Schwaz und in Hall unter den Bergknappen und Salzknechten war die Aufregung am stärksten in ganz Tyrol,“ sagte sie. „Euer Bruder Ulrich hatte sie so trefflich abgerichtet, daß sie sich auf seinen Wink erhoben haben würden, um das Joch der Habsburger zu zerbrechen.

Und gerade hier ist Alles still und ruhig. Ja die Schwazer haben dem Erzherzog sogar ihren Beistand zugesagt. Daran seid Ihr Schuld. Hättet Ihr im Geiste Eueres Bruders gehandelt, wie Ihr ihm in seine sterbende Hand gelobt, ganz Tyrol stände jetzt in den Flammen des Aufruhrs, und Alles wäre vielleicht schon abgethan. Aber noch ist es Zeit. Ihr müßt Euch unverzüglich mit Gaismaier in Verbindung setzen."

Hieronymus ging auf Alles ein und verabredete heuchlerisch mit Eleonore den Plan zur Organisation des Aufstandes, — aber Eleonore traute nicht. Als sie am folgenden Morgen von Martha schied, flüsterte sie ihr zu: „Wahre dich, daß du mir Wort hältst. Es dürfte dir sonst übel ergehen. Auch Cebes wird dir nicht vergessen, was ihm widerfahren ist. Ihr könnt ihn ja doch nicht festhalten."

Martha schlug ein Kreuz hinter ihr und dankte Gott sie los zu sein. Sie betrieb die Abreise so geheim und so emsig als möglich, doch stets mit geheimer Angst. Vom Meierhofe lief die Nachricht ein, daß der Gefangne noch in der Nacht durchgebrochen und entkommen sei, Martha zählte die Stunden bis zu ihrem Aufbruch. Für sich selbst besorgte sie Männerkleider, und in einer schönen Mainacht sprengte sie mit Hieronymus aus dem Flecken und schlug sogleich einen beschwerlichen Weg ins Gebirge ein von der Hauptstraße nach Schwaben abbiegend. Durch die hohen Berge und über Achth wollten sie hinab ins Isarthal reiten und dann in der Richtung des Würmsees und des Ammersees auf Augsburg zu. Und doch war alle ihre Vorsicht vergebens gewesen. Mitten in ihren Träumen von ihrem nahen Glück, sah sie sich in einer Bergschlucht plötzlich von mehren bewaffneten Männern überfallen. Sie ergriffen ihr Pferd beim Zügel, wandten es, und fort gings mit ihr über Stock und Stein. Weder Hieronymus noch

einer seiner Knechte wagten die geringste Widersetzlichkeit. Als Martha's Jammergeschrei an den Bergwänden verhallt war, deuchte es dem jungen schwachen Manne, als sei ein Alp von seiner Brust gefallen. Schweigend ritt er mit seinen Leuten weiter und langte wohlbehalten in Augsburg an. In der That hatte die Frühlingsreise durch das schöne Gebirg eine so wunderbare Einwirkung auf ihn gehabt, daß es ihm ziemlich gleichgültig war, ob der alte Zigeuner oder Eleonore Martha's Entführung bewirkt.

Das Gewühl der volkreichen Stadt that ihm wohl. Er richtete sich in seinem Hause ein, suchte seine Verwandten und Freunde auf und war munter und guter Dinge, wie lange nicht. Ueberall wurde er mit Herzlichkeit aufgenommen, vorzüglich im Hause seines Ohms, und als man hörte, er wolle während der Unruhen und vielleicht noch länger in Augsburg bleiben, freute man sich sichtlich über diesen Entschluß. Niemand fragte nach Martha; ihr Name wurde nicht erwähnt, und Hieronymus war froh darüber. Im Kreise seiner Verwandten lebte er gleichsam wieder auf.

Alle seine Schwestern hatte er begrüßt, nur die Nonne noch nicht, und er machte sich eines Morgens nach dem Katharinenkloster auf.

Felicitas reichte dem Bruder im Sprachzimmer freundlich die Hand; sie hatten als Kinder zumeist zusammen gespielt, denn sie war nur drei Jahre älter als er, und da er nun nur noch der einzige Bruder war, so widmete ihm die fromme Nonne ihre ganze schwesterliche Liebe. Mit gefühlvollen Thränen erwähnte sie der beiden gestorbenen Geschwister Ulrich und Sibylla. Dann fragte sie mit schwesterlicher Zutraulichkeit nach Martha. Leicht erröthend versetzte er: „Sie ist mir verloren gegangen oder vielmehr gestohlen worden.“ Und er erzählte ihr offen den Hergang der Sache.

„Es ist gewiß gut so für dich,“ fuhr die Nonne fort. „Für die verlorne Freundin findest du hier eine bessre wieder. Ich meine hier im Kloster; aber nicht als Nonne, sondern als Gast ist sie in diesem Hause. Eine edle treffliche Jungfrau, die oft mit mir von dir spricht und deines Lobes voll ist. Nun rathe, wer das ist?“

Hieronymus sah die Schwester verwundert an; er konnte nicht begreifen, wen sie meinte. „Wer kann das sein? fragte er endlich. „Ich habe keine Freundin weiter.“

„O du Undankbarer!“ zürnte Felicitas. „So hast du die edle Johanna von Sickingen schon vergessen? Und sie spricht mit so viel Wärme von dir und deinem Aufenthalte auf der Ebernburg, wo Ihr den Leib Christi zusammen genossen. — Ich will sie herbeirufen, damit du erkennest, welch' eine Freundin du an ihr hast.“

„Um Gottes willen nicht!“ rief Hieronymus bleich und zitternd. „Ich bin darauf nicht gefaßt. Wie hätte ich vermuthen können, die edle Johanna in Augsburg zu finden! Aber wie ist sie hierher gekommen, die ich längst die Frau eines fränkischen Ritters wähnte? Und wie in dieses Kloster?“

Er mußte sich an der Brüstung des Sprachgitters festhalten; denn es war ihm nicht anders zu Muth, als müsse er umsinken.

„Der wilde Bauernaufruhr in Franken hat sie mit ihrer Mutter dort vertrieben. Und da Augsburg sich der größten Ruhe und Sicherheit erfreut, so sind die beiden Frauen mit Andern hierher gekommen. Unsre Priorin ist eine Verwandte der Frau von Sickingen, deshalb haben Mutter und Tochter im Katharinenkloster eine erwünschte Zuflucht gefunden. Sie wollen, wie es scheint, Augsburg so bald auch nicht wieder verlassen; denn Johanna's Ohm, der bekannte Ritter Götz von Berlichingen, ist der oberste



Hauptmann der dortigen Bauern geworden, was seinen Verwandten sehr leid ist."

Hieronymus hörte nicht viel von diesem Bericht. Ein schneidendes fürchterliches Weh ging durch seine Brust und raubte ihm fast die Besinnung. Die hohe herrliche Johanna, das vergötterte Bild seiner Jugendträume, war in Augsburg, in diesem Kloster, war eine Freundin seiner Schwester, hatte sich dieser als seine Freundin bekannt, hatte mit Wärme von ihrem Zusammenleben auf der Ebernburg gesprochen, und er — hatte in Martha's Armen das Andenken, die stille heilige Liebe zu der Hohen freventlich geschändet! Er kam sich wie der verabscheuungswürdigste Verbrecher vor.

„Nur jetzt noch nicht! Nur jetzt nicht!" flehete er und hielt Felicitas zurück. Er fühlte sich so gänzlich unwürdig, dem reinen Engel die sündhafte Hand zu bieten; es war ihm durchaus unmöglich, ihr in das ruhige große Auge zu schauen; er meinte, ihr Blick müsse ihn vernichten.

Zerknirscht eilte er aus dem Kloster und aus der Stadt hinab an die Ufer des Lech, und seine Verzweiflung war nahe daran mit einem Fluche auf die unwürdige Martha seinem Leben im Flusse ein Ende zu machen. Ein Weib voll Seelengröße, voll Tugend und frommer Begeisterung für alles Erhabene, Schöne und Gute war der heißeste Wunsch seiner Jugend gewesen. Wie hatte er sich von Johanna emporgezogen gefühlt in unaussprechlicher Sehnsucht nach einem Himmel voll Liebe und Glück, wie sie nur reinen Seelen zu Theil werden können! Wie hatte er getrauert, wie war er fast vergangen vor Schmerz, daß er diesen Himmel nicht erreichen konnte! Und nun stand er ihm offen, aber geschändet von gemeiner Leidenschaft, besudelt von den trüben Flammen unsittlichen Liebesgenusses, mußte er sich selbst verdammen, diesen Himmel nicht zu

beschreiten. Martha, die unselige Martha hatte dem Armen diesen Himmel gestohlen, indem sie die sittliche Kraft seiner Geistesschwingen gebrochen, auf welchen er sich zu der reinen Höhe hätte emporheben können.

Der stille Schwärmer war in der tiefsten Seele, im innersten Heiligthum seines Herzens vom Hauche unreiner Küsse vergiftet. Ueber ihm aus blauer Himmelsferne lächelte schwermüthig das von einer Strahlenglorie umflossne Engelsbild herab, und neben ihm schwebte in derselben Glorie, gleichsam aus ihr emporsteigend, der goldne Kelch. Er aber lag unten im Schmutz der Erde, keuchend, schmerzvoll, verzweiflungsvoll und wagte kaum das düstre Auge emporzuheben zu der Heiligen. Aber weinen durfte er um sein verlornes Paradies; und er weinte lange und bitterlich.

5.

Die Augsburger Bürger.

Das außergewöhnlich stark bevölkerte Augsburg war wochenlang in einer fieberhaften Aufregung. Nicht nur der Bischof und das Domkapitel, sowie die bedeutendsten der Handelshäuser, vorzüglich die Fugger und Welser, erhielten fast täglich Botschaften aus allen Gegenden des deutschen Reichs, wo der Bauernaufruhr tobte, auch die hierher geflüchteten adligen Familien und Kleriker empfingen Briefe und Boten aus ihrer Heimat, und die Baiernherzoge, deren Länder — weil sie mit Menschlichkeit und Billigkeit regiert wurden — ruhig geblieben waren, hatten hier eine politische Geschäftsstube errichtet, wo alle Erlasse des Bundesraths in Ulm und alle Nachrichten von weltlichen und geistlichen Fürsten und Städtemagistraten

für sie abgegeben wurden. In keiner Stadt Deutschlands war man vom allgemeinen Gang der Ereignisse genauer unterrichtet als hier. Es waren aber nicht die reichen und vornehmen Leute allein, welche an der Empörung der Bauern den lebhaftesten Antheil nahmen; die ganze Bevölkerung sprach von nichts weiter, und der ärmere Theil derselben war, wenn auch ganz im entgegengesetzten Sinne davon ergriffen, wie seit Menschengedenken von keiner Sache.

Die vielen Reichsstädte in Deutschland waren durch Handel, Gewerbe und freie Verfassungen reich und mächtig geworden. Eben so wie die Macht und das Ansehen der Fürsten war das ihrige durch die Schwäche und Ohnmacht des Kaisers gestiegen; keinem Menschen unterthan als dem Kaiser, war dieses Abhängigkeitsverhältniß ein leichtes und loses. Von der geistlichen Herrschaft hatten sie sich mehr oder minder eben so frei zu erhalten gewußt, wie von der weltlichen. Aus den Kämpfen mit dem benachbarten, auf ihre hervorbrechende Blüthe eifersüchtigen Adel waren sie immer als Sieger hervorgegangen. Sie hatten sich allmälig je nach Lage und Bedürfniß mit einander verbündet, und waren dadurch zu noch größerer Kraft und Selbstständigkeit gediehen. Dieses Selbstbewußtsein verlieh dem Bürger ein Gefühl von Sicherheit und Würde, das sich in Augsburg noch um ein Bedeutendes steigern mußte. Denn hier waren die Gewerke so mächtig emporgestrebt, daß sie die Geschlechter vom Regiment der Stadt verdrängt hatten, hier konnte aus dem Schoße der Weberzunft ein Handelshaus hervorgehen, wie das der Fugger, welches sich mit den größten und reichsten Häusern der lombardischen Städte und Venedigs messen durfte. Augsburg, durch seine Lage das Verbindungsglied, der Vermittler zwischen Oberitalien und Deutschland, und dadurch zu ungeheuerm Reichthum gelangt, war gewisser-

maßen das Schoßkind der letzten Kaiser gewesen, und Maximilian hatte sich ihm auf jegliche Weise dafür dankbar erzeigt, daß es ihm gar oft die leeren Purpurtaschen gefüllt. Unter solchen Verhältnissen war es natürlich, daß die gewaltige Bewegung der Geister hier eine wahre Freistätte und einen würdigen Tummelplatz gefunden hatte. Aehnliche Verhältnisse walteten in Nürnberg ob. Hier herrschten die geistigen, die freien künstlerischen Interessen vor; in Augsburg waren die materiellen überwiegend. Aber hier wie dort war das Bedürfniß einer Reformation der Kirche längst gefühlt immer stärker hervorgetreten, und die Lehre Luther's vom reinen Evangelium fand unter den Bürgern dieser freien Städte die meisten, die tüchtigsten und geisteskräftigsten Anhänger. Ebenso war es in Ulm, Regensburg und den kleinern schwäbischen freien Städten, ebenso in den rheinischen. In Hamburg, Lübeck und Bremen schlug die Wittenberger Saat schnell und tief Wurzel.

Diese schwäbischen freien Reichsstädte, deren Haupt Augsburg, kannten die materielle Noth des schwäbischen Bauers, der unter dem Drucke der weltlichen und geistlichen Fürsten seufzte, nicht aus Erfahrung. Was ging dem reichen üppigen Bürger die Noth des Bauers an? Was kümmerte es ihn, daß der von ihm verachtete gemeine Mann, der im Schweiße seines Angesichts die Scholle brach, um seine alten Freiheiten betrogen worden war? Strömten nicht diese Herrn der Bauern, diese Fürsten, Grafen, Ritter und Junker, diese Bischöfe, Prälaten und Aebte Jahr ein Jahr aus nach Augsburg, um sich zu vergnügen und ihr Geld zu vergeuden? Standen sie nicht mit den reichen Handelshäusern in steter Geschäftsverbindung? Erkauften sie sich hier nicht die Bedürfnisse ihrer Lüste und Ueppigkeit? Kam also das den Bauern abgepreßte Geld nicht den Städtern zu gut? Diese reichen Städter hatten kein Herz für die

Drangsale der Bauern; sie fanden es vielmehr ganz in der Ordnung, daß der Bauer arbeite, damit der Herr schwelge. Desto stärker war in den Städten der Drang nach religiöser Freiheit, nach kirchlicher Reform; der freie reiche Bürger wollte auch in dieser Richtung keinen Zwang dulden. In den von Druck und Noth freien Städten hatte geistige Kultur bis in die untern Volksschichten Platz gegriffen, und sie vertrug sich nicht länger mit der geistigen Dumpfheit der Kirche. Hier berührten sich die Interessen der Bürger mit denen der Bauern. So sehr nun auch Egoismus, Gewohnheit und geistige Beschränktheit die Empörung der Bauern gegen ihre Herren verdammten, so gab es doch in den Städten eine, hie und da nicht schwache Partei für den gemeinen Mann. Je kleiner die Städte und je größer die Anzahl ihrer ärmern Bewohner, desto stärker war diese Partei. Aber auch in Augsburg war sie gerade nicht unbedeutend, und was ihr hier an numerischer Kraft abging das wurde ihr durch geistige Kraft ersetzt. Die hellsten und tüchtigsten Köpfe, welche sich der neuen Kirchenlehre zugewendet hatten, begriffen recht gut, daß die kirchliche Freiheit und die politische Freiheit die beiden Seiten eines Gepräges waren. Und gerade in Augsburg war die Mehrzahl der Bevölkerung so durch und durch evangelisch gesinnt, daß es bei den katholischen Fürsten gewissermaßen in Verruf gerieth. Herzog Wilhelm von Baiern erließ um diese Zeit den Befehl an seine Unterthanen, sich des Besuchs der Kirchen in Augsburg streng zu enthalten, und kaum hatte er erfahren, daß der Bürgermeister Rehlinger auf seinem in Baiern gelegenen Schlosse einen evangelischen Prediger halte, und die Bauern massenweis dahin liefen, um ihn zu hören, als er denselben aufzuheben befahl, was durch die Flucht des noch zur rechten Zeit gewarnten geistlichen Herrn vereitelt wurde. Ulrich Fugger hatte unter seinen Standes- und Altersgenossen

in seiner Vaterstadt guten Anhang gehabt, wenn dieser auch jetzt noch durch die verfeinerte Sitte des genußreichen städtischen Lebens abgehalten wurde, als ein handelnder Körper mit Nachdruck hervorzutreten.

Die zweite und größere Hälfte dieser Partei bestand aus der ärmsten und rohesten Volksklasse, in welcher aber zu allen Zeiten ein wahres und unerschütterliches Rechtsgefühl gewaltet hat; es waren jene Bilderstürmer, die mit dem Stadtrath seit jener Zeit, wo sie ihrem Herzen Luft gemacht, in Händel verstrickt lagen. Die charakteristische Erscheinung jeder revolutionären Zeit trat auch jetzt in Augsburg hervor: die Verbindung des Genies mit der Armuth. Und die Bundesgenossen warteten nur auf den ersten bedeutenden Sieg der Bauern in ihrer Nähe, um sogleich über den Bischof, das Domkapitel und die Klöster herzufallen, sie aus der Stadt zu vertreiben, ihre Güter einzuziehen und die aristokratischen Elemente aus dem Stadtregiment zu entfernen. Dann wollten sie sich mit den Bauern verbinden und Adel und Klöster in der Umgegend abthun. Viele hatten es auch schon auf die Baiernherzöge abgesehen. Die Fürsten gaben nicht ohne mannigfache Gründe ohnehin dem Verdacht Raum, daß die bäuerische Bewegung eines Theils ihre Quellen im Mittelpunkte der Städte habe, daß die freien Städte heimlich darauf hinarbeiteten, alle Fürsten im deutschen Reich zu beseitigen, und ein halb aristokratisches, halb demokratisches Regiment aufzurichten, eine republikanische Verfassung nach dem Vorbilde Venedigs, der Schweiz und anderer Freistaaten. Dazu haben die Städte durch wandernde Kaufleute und Krämer, namentlich auch durch die im Bauernvolk einflußreichen Juden den gemeinen Mann aufgereizt. Die Fürsten hatten mit diesem Verdachte nur allzu recht. In allen freien Reichsstädten lebten kühne und geniale Köpfe, welche mit solchen Gedanken umgingen, und

die ihren mächtigen Anhang unter den ärmeren und niedern Bürgern hatten. In Augsburg waren Söhne der reichsten und angesehensten Häuser solchen Gedanken und Plänen nicht fremd, und einige von ihnen standen nach Ulrich Fuggers Vorgang in direkter heimlicher Verbindung mit den eigentlichen Häuptern der Bewegung, mit Wendel Hipler, dem ehemaligen Kanzler der Grafen von Hohenloh, und mit dem Keller Weygand zu Miltenberg. Die tiefe Sehnsucht nach Einheit des deutschen Volks und nach der alten schönen Freiheit, welche seit einem halben Jahrhundert die edelsten Gemüther ergriffen hatte, breitete sich weiter und weiter aus und suchte nicht selten in den reichsten Städten die Söhne der vornehmsten Familien heim. Das nächste Ziel trat immer deutlicher hervor: die Vielherrschaft und den Einfluß des römischen Oberbischofs auf die deutschen Angelegenheiten zu beseitigen. Ach, wie begründet war diese Sehnsucht! wie gerecht das ihr entsprungene Streben!

Der unselige Vertrag des Truchseß mit den drei verbündeten Bauernhaufen, jener wichtige Vertrag von Weingarten am Ostermontage gereichte dieser Volkspartei zum großen Aerger, der aristokratischen Partei zur Freude. Umgekehrt war es mit der Blutthat von Weinsberg und der am folgenden Tage stattgefundenen Einnahme der Reichsstadt Heilbronn durch die Bauern am Neckar. Nach zwölf Tagen langte in Augsburg die Kunde an, daß die würtembergischen Bauernhaufen um Gailsdorf die alte Burg Hohenstaufen, die Wiege der Kaiser zerstört hatten, ebenso das nahe dabei gelegene berühmte Kloster Lorch, die reichbegabte Schöpfung des Hohenstaufischen Geschlechts. Die Steinbilder der Kaiser, im Kloster aufgestellt, waren herabgestürzt und zertrümmert worden. Da deuchte es Manchem, die brennende Hohenstaufen sei die Todtenfackel für die alte Zeit gewesen. Die Zeit der

Kaiser, der Fürsten- und der Pfaffenherrschaft sei unter dem Sturmgeläute und dem Rachegeschrei der Bauern zu Grabe getragen, und die neue Zeit fordre gebieterisch neue, andre Lebensformen.

6.

Die große Bauernmetzig.

Alle Augen in Augsburg richteten sich in den ersten Wochen des Mai auf die schöne Hauptstadt des Herzogthums Franken am lustigen Mainstrom, die Bischofsstadt Würzburg. Dort hatte der Bischof Konrad am 2. Mai einen Landtag zusammenberufen und mit frecher Stirn behauptet, er sei sich nicht bewußt, seinen Unterthanen Ursache zur Unzufriedenheit gegeben zu haben. Sobald aber die Abgeordneten der Landschaft zur Berathung zusammengetreten waren, enthüllte sich das schauderhafte Gemälde der unmenschlichen Volksbedrückung, und es zeigte sich, welche Lammesgeduld die Unterthanen bewiesen, welche Mäßigung sie bis jetzt gehegt. Der Bischof erschrak vor dem Bilde, das ihm vorgehalten wurde. Die Abgeordneten erklärten ihm, daß sie ohne die Bauern nichts beschließen könnten, und er sah sich genöthigt, das Unerhörte zu thun und die verachteten Lastthiere, Bauern genannt, zum Landtage einzuladen. Aber die Hauptleute der Bauernhaufen an der Tauber antworteten: „Sie könnten diesmal nicht viel tagleisten und wollten die Sachen sparen bis sie jen Würzburg kämen, dahin sie kürzlich zu kommen sich versehen.“ Zu gleicher Zeit wurde von den Bauern ein Schreiben des bischöflichen Kanzlers an den Bischof von Konstanz aufgefangen, woraus klar hervorging, daß der Bischof von Würzburg nicht gewillt war,



den Bauern ernstliche Zugeständnisse zu machen, und daß er sich auf die guten Geschäfte des Truchseß von Waldburg und des schwäbischen Bundesheers verließ. Ein Rachegeschrei ging durch das Bauernheer: „Vorwärts nach Würzburg! Keine Luft gelassen den Feinden des Evangeliums! Sie wollten nur Zeit gewinnen!"

Auf diese Kunde ging der Landtag auseinander. Der Bischof zog so schnell und so viel Besatzung als möglich in sein hohes Schloß Frauenberg über der Stadt und verließ es am 5. Mai, um nach Heidelberg zu reisen und beim Pfalzgrafen Hülfe gegen die Bauern zu suchen. Zwei Tage später rückten die Bauernhaufen unter Florian Geyer, Götz von Berlichingen, Georg Metzler und das große fränkische Heer, eine ungeheure Volksmasse, zur Belagerung des Frauenbergs heran.

Obgleich die talentvollen Köpfe der Volkspartei in Augsburg nach dem Vertrag von Weingarten die Sache der Bauern für verloren gaben, so faßten sie doch wieder einige Hoffnung, als sie von dem Zusammenströmen so großer Streitkräfte in und um die Hauptstadt Frankens hörten, und einige von ihnen begaben sich sogar selbst nach Würzburg, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. Aber schnell genug sollte sich zeigen, daß ihre erstere Ansicht die richtige gewesen war. Denn während das große fränkische Heer den Frauenberg belagerte, schlug der Truchseß am 12. Mai die würtembergischen Haufen bei Böblingen so gänzlich, daß mit dieser einen mörderischen Schlacht der Aufstand im ganzen Herzogthum unterdrückt war. Auch hier waren die Bauern schon untereinander uneins. Viele Hauptleute waren von den heimlichen Agenten der östreichischen Regierung beschwatzt, und mancher Verräther gab „gute" Rathschläge; ein großer Theil des bäurischen Heers war dagegen — trotz der frühern Beschlüsse — für den Herzog Ulrich gewonnen, der ihnen

auch mit Reiterei zuzog, aber erst ankam, als die Schlacht schon verloren war; auch war der größte Theil der Bauern durch Sengen und Brennen, Schlemmen und Saufen schon moralisch vernichtet, und die Begeisterung für das große Ziel ihrer Erhebung schnell verglüht und erloschen. Hundertweise flohen die Bauern ins Elsaß und in die Schweiz. Das fürchterliche Rachewerk der Herren begann sogleich unter den Gefangenen. Melchior Nonnenmacher, der Pfeifer von Ilsfeld, welcher vier Wochen zuvor bei der weinsberger Blutthat thätig gewesen war, wurde, in Sindelfingen, wo er sich versteckt, gefangen, ins Lager der Bündischen gebracht und mit einer eisernen Kette an einen Apfelbaum gebunden, so daß er zwei Schritte um denselben laufen konnte. Anderthalb Klafter um den Baum wurde im Ring ein Holzstoß errichtet; der Truchseß von Waldburg, Graf Ulrich von Helfenstein, ein Bruder des bei Weinsberg durch die Spieße Gejagten, Graf Friedrich von Fürstenberg, Dietrich Späth und die andern ritterlichen Herren trugen jeder ein großes Scheit hinzu. Dann, als es Nacht geworden war, wurde der Holzring angezündet. Die Flammen schlugen empor, und der unglückliche Pfeifer lief, von ihrer Glut angehaucht, schnell und schneller im Kreise um den Baum, den edeln über ihren Sieg frohlockenden Herren, die dicht gedrängt um das Feuer standen, zum köstlichen Schauspiel. Ihr rohes Gelächter mischte sich mit dem furchtbaren Gebrüll, das unsägliche Qual dem Opfer auspreßte. Lange lebte der gräßlich gemarterte Mann und tanzte fein langsam gebraten um den Baum. Bilder des Entsetzens standen die andern Gefangenen in der Nähe. Die Edeln jauchzten und riefen dem Pfeifer Spöttereien zu, bis er zusammenbrach und verstummte.

Aus dem Elsaß, aus dem Ansbachischen und aus Thüringen liefen zugleich ganz ähnliche Kunden von der

Niederlage der Bauern ein. Im Elsaß hatte der Herzog Anton von Lothringen, einer der blutgierigsten Menschen und finstersten Fanatiker, in Verbindung mit seinen Brüdern und seinen Verwandten, den Herzogen von Guise, alle einem Geschlecht entsprungen, das an Treulosigkeit selbst unter den Fürsten kaum seines Gleichen fand, mit dem in Italien geschlagenen Volk, das da brannte, die Schmach seiner Niederlage im Blute der deutschen Bauern auszulöschen, ganz unerhörte Greuel begangen. Zuerst im Dorfe Lupfstein, drei Stunden von Zabern, war ein Bauernheer nach der tapfersten Gegenwehr, durch Verrath fast aufgerieben und zum großen Theil mit dem Dorfe verbrannt worden; am folgenden Tage war in Zabern ein anderes Bauernheer, das dem Herzog die Waffen ausgeliefert, und mit weißen Stäben in der Hand abzuziehen im Begriff war, auf die treuloseste niederträchtigste Weise zusammengehauen, und die schöne Bergstadt in eine Todtengrube von achtzehn bis zwanzigtausend Gemordeten verwandelt worden, und wieder zwei Tage später fanden fünftausend Bauern in einem entsetzlichen Blutbade, von ihren adligen Führern und Hauptleuten verrathen und verlassen, bei Kästenholz den Tod; so daß binnen wenig Tagen über dreißigtausend Bauern verbluteten und verbrannten. Aber auch zwischen sechs und zehntausend Herzogliche waren von den mit verzweifelter Tapferkeit sich schlagenden Bauern niedergemacht worden. Der Herzog ließ, bevor er wieder heimzog, noch dreihundert von Zabern hinweggeschleppte Gefangene im Lager niederhauen, und wüthete gegen die Bauern und evangelischen Prediger ärger, als ein Nero und ein Attila je gegen die Menschen gewüthet. Die Orte seiner Herrschaft, die dem Evangelium anhingen, suchte er nach diesem Siege mit Feuer und Schwert heim, und ließ den Pfarrer Schuch aus dem Städtchen St. Pölten, der sich ihm nach Nancy freiwillig gestellt, um Rechenschaft

von seiner Lehre zu geben und dadurch die Gefahr von seiner Gemeinde abzuwenden, lebendig verbrennen.

Markgraf Kasimir von Brandenburg in Anspach hatte sich beim Ausbruch der Empörung, als er die drohenden Wetterwolken von allen Seiten gegen sich heranziehen sah, so höflich und geschmeidig gegen die Bauern benommen, daß sie sich die schönste Hoffnung machten, er werde in die christliche Brüderschaft treten. Mit kalter Schlangenklugheit hatte er, wie zehn Jahre früher seinen eignen Vater, so jetzt die thöricht an ihn glaubenden Haufen getäuscht. Immer hatte er mit ihnen unterhandelt, immer sie hingehalten. Dann als er zu Ende des Mai seine Zeit ersehen und eine Heeresmacht von Adel und Knechten zusammengebracht hatte, fiel er plötzlich über sie her, wie der Wolf über die Schafe, stach sie nieder, warf Feuer in die Dörfer, ließ die Gefangenen enthaupten, unzähligen Andern die Finger abschlagen, und nahm den Städten, die sich am Aufstand betheiligt, ihre Freiheiten.

Desgleichen brach der Pfalzgraf Ludwig den Vertrag, den er mit seinen Bauern abgeschlossen, und überfiel sie in ihren Dörfern, wohin sie sich im Vertrauen auf den Vertrag zurückbegeben hatten. Er ließ die Dörfer anzünden und die Gefangenen hängen und enthaupten. Am 28. Mai vereinigte er sein über sechstausend Mann starkes Heer, wobei achtzehnhundert Reiter, mit dem Heere des schwäbischen Bundes unter dem Truchseß von Waldburg, und das gegen dreizehntausend Mann starke Heer zog auf Würzburg zu. Den Bauern entwich aller Muth; sie liefen auseinander. Götz von Berlichingen verrieth sie, und machte sich eines Nachts heimlich davon. Nun war die Bauernsache in Franken gänzlich verloren, wie erst in Schwaben. — Auf dem Zuge des Fürstenheers fiel ihm Neckarsulm, wohin sich ein Bauernhaufe geworfen, nach einem harten Strauß in die Hand. Immer dasselbe Hän-

gen und Köpfen der vorzüglichsten Gefangenen, immer dasselbe Niederbrennen der Dörfer, nachdem sie ausgeplündert waren. Eben so erging's im Hohenlohschen.

Bei Königshofen an der Tauber trafen sie am 2. Juni auf den hellen Haufen, welcher seinen Brüdern vor Würzburg zuzog, und metzelten ihn in einer mörderischen Schlacht größtentheils nieder. Wohl gab es noch einzelne und meist furchtbare Kämpfe, aber die Edelsten und Besten fielen nutzlos für die rettungslos verlorne Sache der Freiheit. So der treffliche Ritter Florian Geyer, die herrlichste Heldengestalt der ganzen Erhebung und würdig umgeben von seiner „schwarzen Schaar." Er starb den Heldentod und alle die Seinen.

Nicht so glücklich wie er, hatte wenige Tage zuvor der größte und kühnste Geist von Allen, die als Häupter des Aufruhrs hervorgeragt, geendet. Thomas Münzers, des jungen begeisterten Freiheitpredigers, Haupt fiel im Lager der vereinigten Fürsten von Sachsen und Hessen bei Mühlhausen in Thüringen durch das Henkerschwert. Am 15. Mai hatte er, als Oberbefehlshaber der thüringischen Bauernhaufen in einer blutigen Schlacht bei Frankenhausen unterlegen und war bald darauf gefangen genommen worden. Mit Thomas Münzer und Florian Geyer waren die Sterne der Volkssache untergegangen, untergegangen durch die Eigensucht und Erbärmlichkeit des Volkes selbst. Wahrlich es war solcher großen Geister voll glühender flammender Liebe für Freiheit, Wahrheit und Recht nicht werth gewesen.

Vergebens hatten die Belagerer des Frauenbergs das Schloß gestürmt; mit einem entsetzlichen Verlust waren sie zurückgeschlagen worden. Es war am Tage der Frankenhäuser Schlacht. Alle spätern Anstrengungen führten nicht weiter, und am 5. Juni langte das Fürstenheer vor der von noch ungefähr fünftausend Bauern besetzten Stadt

Würzburg an. Der Bürgermeister und der alte abgesetzte Rath verrieth die Bauern an den Truchseß und die Fürsten. Am 8. Juni ritten die Fürsten in die ihnen unterworfene Stadt, und alle Bauern waren gefangen. Die Anführer der Bürger, die es mit den Bauern gehalten, wurden enthauptet. So die von den andern Städten und die von den Bauern. Ueber zweihundert Köpfe mähte der Scharfrichter ab, noch viel mehr Männer wurden auf der Flucht erlegt. Der Bischof kam zurück und nahm Rache an seinen Unterthanen. Acht Tage lang brandschatzten die Fürsten die Umgegend. Mit gräßlichem Behagen verfuhr vorzüglich Markgraf Kasimir von Brandenburg in seinem Lande. In Kitzingen allein ließ er neunundfünfzig Männern die Augen ausstechen und verbannte sie zehn Meilen von der Stadt. Dann begab er sich zu den andern Fürsten nach Würzburg, um mit dem Truchseß den Rachezug durch Blutlachen und Feuerströme gemeinschaftlich zu machen. Der Zug ging über Schweinfurt nach Bamberg, wohin der Bischof, trotz seines Vertrags mit den Bauern, den Truchseß dringend eingeladen. Dort wie hier wurden die Anführer enthauptet. Vierhundert Bamberger flohen nach Nürnberg und von da weiter. Unter den Kanonen des Bundesheers brandschatzte der Bischof Stadt und Land auf furchtbare Weise. Dann ging das Heer zurück über Nürnberg durch das Ries wieder in das oberschwäbische Land. Verwüstung, Mord und Brand bezeichneten seine Spur. Die Brandschatzung des Heers nahm den Bauern das letzte Eigenthum.

Am tigermäßigsten führte sich wieder Markgraf Kasimir im Lande auf, das er seinem Vater gestohlen; Foltern und Martern, Hängen und Köpfen wurden ihm zu so süßer Gewohnheit, daß er zwei Jahre lang damit fortfuhr und über zweimalhunderttausend Gulden erpreßte, so daß sich endlich seine eigne Ritterschaft dawider legen mußte. Bluthunde

sind sanfte Thiere gegen dieses Scheusal in Menschengestalt.

Aber auch die andern Fürsten, weltliche und geistliche, zogen wie Scharfrichter und mit Scharfrichtern in ihren Ländern herum, mordeten, plünderten und brannten. Der Bischof von Würzburg weidete seine hochfürstlichen Augen allein an zweihundertundsiebenzig Enthauptungen. — Das ganze südliche Deutschland in ungeheurer Ausdehnung von den Grenzen Frankreichs und der Schweiz an bis an die Grenze Ungarns und Polens, und nördlich fast bis zum Harze herauf war, mit Ausnahme weniger Länderstriche, eine große Blutbühne, auf welcher die geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren das gräßlichste Scharfrichteramt mit blutlechzender Wollust ausübten. Da sanken die Dörfer in Schutt und Asche, wie kurz vorher die Schlösser und Klöster, da sprang das Blut aus tausend und aber tausend Quellen, da starben Witwen und Waisen in der Nähe der rauchenden Trümmer ihrer Wohnstätten, und auf den frischen blutgetränkten Gräbern ihrer Männer und Väter zu Hunderten, ja zu Tausenden Hungers, alles zum nachdrücklichen Beweis, daß die Fürsten nicht Wort zu halten brauchen denen, die nichts sind als ihre leibeignen Sklaven. Das war ein Frühling, wie diese fruchtbaren Lande noch keinen gesehen. Rache mußte genommen werden an dem verwegenen gemeinen Volk, das sich vermessen, die Sklavenkette abzustreifen, furchtbare unersättliche Rache dafür, daß es die Herren ein paar Wochen zittern gemacht. Die sanften geschmeidigen, Recht und Billigkeit versprechenden hohen Herren von Gottes Gnaden waren nun zu reißenden Wölfen und blutgierigen Tigern geworden.

Der Truchseß Georg von Waldburg, der alte eiserne Blutmensch, der fürchterliche Fürstendiener, zog mit seinem Heere wieder nach Oberschwaben, wo er zehn Wochen zuvor die versammelten Bauernheere so fein überlistet. Die

Algäuer hatten sich nicht an den Vertrag ihrer Abgeordneten mit ihm gebunden. Ueberall war hier nach seinem Abzug der Aufruhr wieder aufgeflammt und hatte noch ärger verwüstet als früher. Die wenigen kleinern Abtheilungen von Reisigen und Fußvolk, welche der Bundesrath in Ulm aussandte, durch Todtschlag und Brandschatzung die Bauern nieder zu halten und ihnen die neue Huldigung abzuzwingen, konnten des wüsten Treibens nicht Herr werden. Im ganzen weiten Hochlande, im Ober-, im Unteralgäu, im Hegau, im Sundgau tobte während des Mai und des Juni der Volkskrieg bald hier bald dort weniger und mehr. In der Mitte des Mai waren Beauftragte des Erzherzogs Ferdinand in das Lager der Algäuer gekommen und hatten Unterhandlungen angeknüpft, um den ganzen Algäu zur Unterwerfung unter das Haus Oestreich zu vermögen. Sie zerschlugen sich, weil ein aus schlechtem Gesindel zusammengestoppeltes östreichisches Heer von Ulm heranrückte und namentlich in den Fuggerschen Herrschaften ärger hauste, als je die Bauern gethan. In Memmingen lag auch ein kleines bündisches Heer von Reisigen, welches einen Aufstand dort unterdrückt hatte, und die Algäuer waren eben daran die Stadt mit Sturm zu nehmen, als ihnen das Herannahen des Truchseß angesagt wurde.

Er zog daher, der alte finstere Würgengel, in der einen Hand das blutige Schwert, in der andern die Brandfackel, und er brauchte beide so gräßlich, daß ihm der Bundesrath schrieb, er sollte die Brennereien lassen; es sei des Bundes Meinung nicht, das Land gänzlich zu verderben. Trotzig antwortete er: „wollen sie ihn kriegen lehren, so sollen sie zu Felde ziehen, und er wolle zu Kempten auf die Pfülben sitzen.“ Und er mordete, sengte und brennte fort. In seiner nächsten Umgebung war ein Mensch, schier noch grauenvoller und fürchterlicher als er selbst, aber gerade des-



halb, wie es schien, ihm besonders lieb und werth. Es war der Profoß der Stadt Ulm Berthold Aichelin. Die Stadt hatte ihn dem Bundesrath geliehen und dieser ihn als strafenden Arm des Blutgerichts dem Truchseß beigegeben. Dieses Scheusal reisete mit seinen Knechten durch Franken, Schwaben, Würtemberg, Hegau, Algäu, auf dem Schwarzwald weit und breit und henkte und köpfte, wen er von Volksmännern greifen konnte. Von Gericht und Urthel war keine Rede mehr; Aichelin war Richter und Vollstrecker zugleich. Es war im Lager des Truchseß gleichsam angenommen, daß alle und jede, die durch geistige Kraft die Volkserhebung hervorgerufen und unterstützt, zum Tode verurtheilt seien. Daher hatte es Aichelin auch vorzüglich auf die evangelischen Pfarrer abgesehen. Er überfiel sie, fing sie ein, schätzte sie ab, beraubte sie und hing sie dann am nächsten Baum auf. Da hatte alles menschliche Erbarmen ein Ende. Es galt, das Streben nach Freiheit mit Stumpf und Stiel auszurotten, und wer lutherische oder zwinglische Lehre verbreitete, dem war der Tod geschworen. Und Aichelin war der Mann dazu, den Schwur in Erfüllung zu bringen. Der gute Ulmer Rath, traurige Halb- und Geldmenschen, berieth sich, den gräßlichen Henker aus der Liste seiner Söldner zu streichen; denn es sei doch unziemlich, daß er ohne Richterspruch mit eigner Hand die Leute hänge und ersteche, aber sie ließen ihn in der Liste stehen, um sich keine Ungnade zu machen, da er immer in des Truchseß Geleit sei. Der Truchseß nannte ihn auch nur „seinen besonders lieben Berthold" und hatte ihm für „seine getreuen Dienste" die schönen Güter der heilbronner Bauernhauptleute Hans Flux' und Ulrich Fischer's geschenkt; die Heilbronner wiesen den Bundesschergen aber nachher mit schnöden Worten ab.

Der Truchseß war seines lieben Berthold würdiger Kumpan; während dieser henkte, köpfte, brandmarkte,

Augen ausstach, plünderte dieser, sengte und brennte, stach und hieb nieder. Die von ihm geschürte Flamme fraß ganze Orte hinweg und leuchtete weit hinter seinem Zuge drein. Als er sich dem Algäu näherte, sandte ihm der Erzherzog Ferdinand einen Boten entgegen mit der brieflichen Meldung vom 6. Juli: er, der Fürst, sei im Stillstand mit dem obern und untern Algäu, der Zug des Truchseß gegen die Algäuer sei gegen diesen Vertrag und könne nicht allein die östreichischen Erblande, sondern sogar des Erzherzogs Person in große Gefahr bringen, darum solle er Halt machen, aus diesen und andern Ursachen, deren er mit der Zeit werde berichtet werden. — Der Truchseß theilte den Brief den Bundesräthen mit, und sie befahlen ihm vorzurücken; er sei nicht vom Erzherzog, sondern von den Bundesständen zum obersten Feldhauptmann bestellt. So zog er weiter. Die Algäuer warfen sich ihm entgegen; es waren die waffengeübtesten Männer in ganz Deutschland. Viele hatten als Landsknechte früher in Frankreich und Italien gedient, viel gute Kriegsleute waren vor kurzem erst aus dem siegreichen Kampfe in Welschland heimgekehrt und hatten die paviaer Schlacht unter Georg von Frundsberg geschlagen. Dazu hatten sie viel gutes Geschütz, Walter Bach war wieder ihre oberster Hauptmann, und große Schaaren der aus Niederschwaben und Franken geflüchteten Bauern, besonders viele Urheber des Aufstandes, hatten sich von allen Enden her in's Algäu geworfen, um hier den Kampf der Verzweiflung noch ein Mal aufzunehmen. Der Truchseß begriff wohl, daß es ein solcher war, und daß er ihm gefährlich werden konnte; deshalb zögerte er mit dem Angriff. Die Bauern gingen nach dem ersten Zusammenstoß mit dem bündischen Vortrab bei Schrattenbach über das Flüßchen Luipas zurück und verschanzten sich auf den steilen Berghöhen. Der Truchseß erwartete nicht nur sein Fußvolk unter Fürsten-



berg, sondern auch Georg von Frundsberg mit einem Hülfsheer und begnügte sich, die Bauern in ihrer trefflichen Stellung zwei Tage lang, den 19. und 20. Juli mit Falkonetschüssen zu beunruhigen. Sie blieben ihm nichts schuldig.

Am 21. suchten ihn die Bauern durch verstellte Flucht zur Verfolgung zu verlocken, um dann in sein Lager zu fallen. Aber er merkte ihren Plan, und Nachmittags traf Frundsberg und Abends der ganze Fußzeug von 3000 Knechten ein.

Georg von Frundsberg hatte nach der Schlacht bei Pavia, zu deren glorreichem Entscheid er viel beigetragen, den Ruf des Erzherzogs Ferdinand nach Deutschland zurückzukehren, erhalten, damit er den Aufstand in den obern Landen mit dem Zauber seines Namens gemeinschaftlich mit dem Truchseß unterdrücke.

Bei seinen Gesinnungen hinsichtlich des Rechts der Bauern zur Empörung hatte sich Herr Jörg aber keineswegs beeilt, diesem Befehl nachzukommen. Wenn er sich auch nicht entschließen konnte, wie Florian Geyer und Götz von Berlichingen zu den Bauern überzutreten, so war er doch eben so wenig gewillt, gegen sie zu kämpfen. Der Gedanke liegt nicht fern, was der größte und edelste Kriegsheld Deutschlands in jener Zeit wohl gethan haben würde, wenn er beim Ausbruch des Aufstandes in seiner Heimat, der Wiege desselben, gewesen wäre. Wäre Frundsberg mit seiner ehrenhaften Ueberzeugung als oberster Heerführer der Bauern aufgetreten, hätte Luther, nicht von der unseligsten Verblendung befangen, sich, wie er als Reformator gesollt hätte, für die Bauern erklärt: Deutschland wäre seit drei Jahrhunderten ein einiges großes starkes freies Land, das mächtigste Land Europa's; denn es wäre des Fürsten- und Pfaffendrucks los geworden. So aber lag Frundsberg in des Kaisers persönlicher Sache in

Italien, und Luther wüthete mit der Feder gegen die Bauern, wie der Truchseß mit dem Schwert.

Frundsberg kam erst zu Ende April auf seinem Schlosse zu Mindelheim an. Er hatte mit seinen Landsknechten nicht durch das in Aufstand begriffne südliche Tyrol ziehen können, und auch jetzt vermied er es, nach Innsbruck an den Hof zu gehen. Er entschuldigte sich beim Erzherzog mit Krankheit, und Ferdinand fand nicht für gut, weiter in den Feldherrn zu dringen, da er für seine großen Verdienste in der Schlacht bei Pavia im Vergleich mit den spanischen und italienischen Feldherren des Kaisers geradezu mit Undank belohnt worden war. Ein so milder Herr und Vater Frundsberg aber auch stets seinen Bauern gewesen war, so waren sie während seiner Abwesenheit doch zu dem oberalgäuer Haufen gestoßen, hatten ihm etliche Schlösser geplündert und verbrannt und sich sogar vernehmen lassen: sie wollten das Schloß Mindelheim stürmen und Frau Anna, Herrn Jörgs wackre Ehewirthin, gefangen nehmen. Aber das feste Haus war mit Kriegsleuten wohl besetzt, und die Bürger des Städtchens hielten sich treulich zu ihrer frommen Herrschaft. Mindelheim blieb also verschont. Aber in des Ritters Seele war dadurch doch eine Verstimmung gegen die ungeberdigen Bauern gekommen, und er hielt sich, während der blutige Sturm durch die untern Lande brauste, still daheim und ritt nur ein paar Mal hinüber nach Augsburg, um den kranken Jakob Fugger zu besuchen.

Jetzt nun, in der Mitte des Julius, wo der Aufstand noch einmal in das Algäu, seine Wiege, zurückkehrte, und das versammelte Bauernheer entschlossen schien, noch einmal eine furchtbare Anstrengung gegen das Bundesheer zu machen, jetzt folgte Frundsberg der Aufforderung des Erzherzogs, sich mit dem Truchseß zu vereinigen. Das Beginnen der Bauern war seiner Meinung nach ein nutzloses



und thörichtes, und er verstand sich nur zum Zug gegen sie, um neues Blutvergießen zu verhindern. Er ließ seine Fähnlein fliegen und sammelte schnell seine Landsknechte aus Augsburg, Kempten und Tyrol. Das waren die Sieger von Pavia, und sie standen nun Siegern von Pavia, Freunden und Waffenbrüdern gegenüber. Hüben wie drüben ein starkes, waffengeübtes, kampfgewohntes Heer, aber auf Seite der Bauern die Wuth der Rache, die Stärke der Verzweiflung. Waldburgs und Frundsbergs Kriegsrath konnte die Gefahr nicht verkennen. Wurde das bündische Heer von den Algäuern geschlagen, so war zu befürchten, daß alle Blutarbeit des Bundes und der Fürsten bis jetzt eine vergebliche gewesen, ja daß eigentlich nun erst Alles verloren sei. Links standen die sämmtlichen östreichischen Alpenlande noch im vollen Aufstande, rechts waren vom Hegau bis zum Sundgau wieder alle Bauern unter den Waffen, im Rücken war nach der verlornen Schlacht sogleich ein neuer Aufstand in Würtemberg und in Franken zu befürchten, ja leicht konnten die Flammen über alle deutschen Lande hingehen.

Der Truchseß wollte nach gewohnter Weise das Bauernheer überlisten, dann losbrechen und Alles todtschlagen. Frundsberg versetzte kopfschüttelnd: „Wir wollen sie nicht angreifen; es würde zu beiden Seiten viel Blut kosten, und wir würden wenig Ehre erlangen. Ich kenne die Hauptleute, welche dem Kaiser in Italien gedient haben; ich will einen andern Weg versuchen, daß die Sache zu gutem Ende komme."

Und heimlich beschickte er zur Stunde die Bauernhauptleute, seine Kriegsschüler, und bot ihnen, namentlich Walter Bach, große Geldsummen, wenn sie die Bauern vermöchten, ihre Stellung zu verlassen und abzuziehen. Walter Bach, früher schon vom Erzherzog erkauft, ließ sich auch jetzt wieder von Frundsberg erkaufen. Ebenso die

übrigen Hauptleute. Der Verrath hatte das Unglück der Bauern begonnen, der Verrath vollendete es. Das Bauernheer war in drei Haufen getheilt, Walter Bach, Kaspar Schneider und Georg Schmidt, der Knopf von Luibas, die Führer derselben. Die beiden ersten, die Hauptverräther, führten um Mitternacht ihre Haufen aus dem Vortheil, als wollten sie den Feind umgehen. Die bestochenen Büchsenmeister ließen die Geschütze stehen. Auf dem Zug übergaben die Führer die Fahnen Andern, als ob sie auf Kundschaft ausgehen wollten, und entwichen heimlich in der Nacht und flüchteten in die Schweiz. Gleich darauf hörten die verrathenen Haufen das bündische Heer nacheilen. Schrecken lief durch die Reihen, die Einen stürzten da, die Andern dort hinaus. In einer halben Stunde hatten sie sich in den Bergen und Thälern zerstreut, und die Bündischen waren Herren des Platzes und sämmtlichen Geschützes der Bauern. Der Knopf von Luibas, der dritte Führer, war allein ein redlicher Mann. An ihn hatte sich der Verrath gar nicht gewagt. Als er mit dem anbrechenden Tage die Umstände erkannte, zog er sich in Ordnung zurück und erreichte, von den Bündischen verfolgt und nicht ohne Verlust den Kollenberg bei Sulzberg, oberhalb Kempten, wo er sich festsetzte, unangreifbar für Geschütz und Reiterei. Der Truchseß griff sogleich zu seinem alten Mittel und plünderte und verbrannte alle Dörfer und Höfe der Bauern, über zweihundert an einem Tage. Den Kollenberg ließ er aber so umstellen, daß die Bauern durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurden. Die Hauptleute wurden wie gewöhnlich geköpft, die Pfarrer gehenkt, in die kleinen Städte starke Besatzung gelegt, welche sich als übermüthige Herrn des Landes aufführte. Mord, Raub, Nothzucht von Seite der Söldner war an der Tagesordnung. Aber die Herren hatten gesiegt; es war „Ruh und Ordnung im Lande und das Gesetz herrschte.“



Zu gleicher Zeit wurde der Aufstand am Bodensee und im Hegau durch die bewährten Mittel: Wort- und Treubruch, Verrath, Brand und Mord, geendet. Im Elsaß war die Glaubenswuth und der Rachedurst der östreichischen Regierung über alle Beschreibung furchtbar. Nicht nur, daß sie den mit den Bauern geschlossnen Vertrag brach, sie ließ alles ermorden, was nur irgend hervorragte. Es war fast, als wolle sie das Land entvölkern. Das nannte man lange „die blutige Metzig." Am schlimmsten erging es den evangelischen Pfarrern. Es wurde förmlich Jagd von Reisigen auf sie gemacht uud alle an Bäume gehenkt, welche in die Hände der Blutmenschen fielen. Was von Landleuten flüchten konnte, floh nach Basel.

Im Klettgau brach im Herbst der Aufstand noch ein Mal los, weil der Graf von Sulz, der kleine scheußliche Tyrann, der seinen Bauern erst alle Versprechungen gemacht, ärger wüthete als ein blutgieriges Raubthier. Aber des Erzherzogs und der Städte Volk zog schnell herbei und unterdrückte die Unglücklichen um so leichter, da die Eidgenossen, besonders die Züricher, die ihnen Schirm und Hülfe zugesagt hatten, sie im Stich ließen. Ihrem Prediger, Hans Rebmann, ließ der rachewüthige Graf beide Augen mit einem eisernen Löffel herausgraben und die Höhlen mit Stroh ausstopfen. Der würdige Mann starb an den Schmerzen.

Im Schwarzwald hielten sich die Bauern am längsten; aber im November verfielen auch sie der neuen Huldigung und Rache der östreichischen Regierung. Und die Rache war gräßlich, wie überall. Das betrogene Volk lag weit und breit darnieder, zuckend in unaussprechlichem Weh. Nur in den östreichischen Alpenlanden wüthete noch der Volkskrieg. Hohnlachend schwangen die Herren von Gottes Gnaden die blutgetränkte Fahne des Triumphes.

7.

Des Leinwebers Ausgang.

Der Aufstand war zu schnell besiegt, als daß die Volkspartei in den freien Städten dazu hätte kommen können aus ihrer Unentschlüssigkeit herauszutreten. Sie hatte nichts als ein wohlfeiles Bedauern und die unschädliche Behauptung: das Volk sei durch die Ungerechtigkeit der Herren zur Empörung getrieben worden. Die aristokratische Partei hielt es mit den Fürsten. Für den Treubruch derselben, für das haarsträubende Schlachten des Volks hatte sie kein mißbilligendes Wort. Die Augsburger hatten dem Bundesheer ein ansehnliches Kontingent gestellt und sandten mehrmals Zuschuß. Die Söhne des Volks schlugen das Volk todt. Das erforderte die den Fürsten schuldige Treue.

Aber an manchem redlichen Herzen, das einst den Fürsten treu ergeben gewesen, fraß das unsagliche Unglück des Volks mit ätzendem Schmerz. Ein solches Herz schlug in der Brust Jakob Fuggers. Nicht eine der eingelaufenen Nachrichten von den schrecklichen Ereignissen durfte ihm vorenthalten werden, er wollte nicht geschont sein, sondern bestand mit eigensinniger Hartnäckigkeit darauf, den Kelch der Leiden, der dem deutschen Volke aufgedrungen wurde, gleichsam nach seinen Kräften mit zu leeren. Es schien eine Art grausamer Wollust für ihn darin zu liegen, allen Glauben an die Treue und Wahrhaftigkeit, an den christlichen Sinn und die Menschlichkeit der Herren, mit denen er sein Lebelang verkehrt, als bittre Täuschung zu erkennen, aber die Seele blutete ihm bei jeder neuen Treulosigkeit, die ihm zu Ohren kam. Dabei gerieth er in einen bösen Zwiespalt mit sich selbst, der ihm die letzten Lebenskräfte schnell aufzehrte. Die Bauern hatten überall zu gräuliche Verbrechen begangen, als daß er ihre Partei hätte er-



greifen können, auch war ihm die Ueberzeugung von Kindesbeinen an zu Saft und Blut geworden, daß der Mensch unterthan sein müsse der von Gott eingesetzten Obrigkeit, die Gewalt über ihn habe; aber nun beging diese Obrigkeit noch weit entsetzlichere Verbrechen, und der ehrliche Jakob wendete sich mit Abscheu von der Fürstenpartei ab, um in einen trostlosen Jammer zu versinken. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Augsburg seit seiner Heimkehr, gewährten ihm Luthers Schriften gegen die Bauern Trost. Es war ihm ein erfreulicher Gedanke, den geistesstarken Reformator mit sich übereinstimmend zu wissen. Dies war vorzüglich mit Luthers Antwort auf die zwölf Artikel der Bauern der Fall. Diese Antwort war dem alten Herrn recht aus der Seele geschrieben, und sie trug mehr als alles Andre bei, ihn der evangelischen Lehre geneigt zu machen. Luther redete in dieser Schrift den Fürsten und den Bauern gleich stark ins Gewissen. Den Erstern sagte er: durch ihre Gewaltthaten hätten sie den Sturm heraufbeschworen, und es seien nicht die Bauern, die sich wider sie empört, Gott selber sei's, der sich wider sie setze, ihre Wütherei heimzusuchen. Den Bauern sagte er: Aufruhr und Empörung gegen die Obrigkeit sei ungöttlich und unevangelisch. Aber den Widerspruch in diesen Aeußerungen vermochte er nicht auszugleichen. Dann ermahnte er die Fürsten, ihren steifen Muth herunter zu lassen und ein wenig von ihrer Unterdrückung und Tyrannei zu weichen, damit der arme Mann Luft und Raum zum Leben gewinne; die Bauern aber auch, sich weisen zu lassen, und etliche Artikel, die zu viel und zu hoch griffen, aufzugeben, damit die Sache nach menschlichem Recht und Vertrag gestillet werde.

Aber schon in der nächsten Schrift Luthers über die Erhebung der Bauern, welche in Herrn Jakobs Hände kam, führte der Reformator eine andere Sprache. Luther,



der unter mancherlei Anlagen zum Papst auch die besaß, keinen Widerspruch vertragen zu können und sich als Autorität zu betrachten, hatte jedenfalls erwartet, daß die Bauern auf seine Ermahnung die Waffen niederlegen und ihr Heil wieder in die Hände der Fürsten legen würden. Nun wurde er sehr erbittert, als weder die Einen noch die Andern auf seine Stimme etwas gaben, und Doktor Karlstadt und Thomas Münzer, seine beiden scharfen Gegner, beim gemeinen Mann in das größte Ansehen kamen, während das Volk laut schrie: er heuchle jetzt den Fürsten, und in Orlamünde sogar mit Steinen nach ihm warf. Dazu brachte ihn die Bluttthat zu Weinsberg in Harnisch gegen die Bauern. Seine Hitze verlor den rechten Standpunkt der Beurtheilung der Verhältnisse und Ereignisse, und da seine Gegner die ganze Bauernempörung ihm und seiner Lehre Schuld gaben, so vergaß er, daß er die Sache der Bauern wenige Wochen vorher öffentlich vertheidigt und brannte in der Schrift „Wider der mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" gegen sie mit so blinder, parteiischer und wüthender Heftigkeit los, daß selbst seine Freunde sich entsetzten. „Man soll sie zerschmeißen," schrieb er darin, „würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todtschlagen muß." Die Obrigkeit, schloß er, welche zaudere, thue Sünde, da den Bauern nicht genüge, selbst des Teufels zu sein, sondern sie auch viel fromme Leute zu ihrer Bosheit und Verdammniß zwingen. „Darum loset, liebe Herren, loset hie, rettet hie; steche, schlage, würge sie, wer kann. Bleibst du darüber todt, wohl dir, seligern Tod kannst du nimmermehr überkommen."

Vor solcher blutdürstigen Unbarmherzigkeit des Mannes, dem er kurz zuvor sich zugewendet, bebte der milde und gerechte Jakob Fugger zurück. Aber es begegnete ihm nun das Schlimmste; er wurde irre an sich selbst.



Nicht dem Papst konnte er recht geben und nicht Luthern; nicht den Fürsten und nicht den Bauern. Er fühlte es wohl, daß es nur ein Element gebe, diese scharfen Widersprüche mit einander zu versöhnen, und daß dies die Liebe sei, wie sie Jesus Christus gelehrt und geboten. Aber wohin er schaute, sah er nur den Haß und nirgend eine Spur von Liebe. Das fraß ihm am Herzen. Immer trüber wurden seine Tage, immer schwerer der Kummer, der auf seinem umdüsterten Gemüth lastete. Seine Kränklichkeit nahm wieder zu und einen bedenklichen Charakter an. Sein Arzt, Doktor Stetten, drang auf Zerstreuung; Jakob schüttelte wehmüthig das graue Haupt und deutete nach oben. Er verschloß sich nur noch enger in seine Zimmer und ließ durchaus Niemanden mehr zu sich, außer den Prior der Karmeliter, den gelehrten und dem Evangelium treu ergebenen Doktor Frosch und jenen gelehrten Urban Regius, der ihm von Tyrol bekannt war, von wo derselbe sich nach Augsburg geflüchtet hatte. Mit diesen würdigen Männern unterhielt er sich oft, und es gelang ihnen, dem verzweifelten Greise die verlorne Ruhe wieder zu geben.

„Werther Herr Fugger," sprach Frosch mit überzeugendem Ernst, „Ihr müßt die Menschen von der Sache trennen. Groß und erhaben steht die Wahrheit auf einem steilen Berge vor uns, ein mit zehnfachen Schleiern umhülltes Götterbild. Unter diesen Schleiern blitzt und leuchtet das göttliche Licht hervor, das von ihr ausstrahlt. Von diesem Lichte angezogen, erklimmen die, welche nach ihm dürsten, den Berg. Die Feinde der Wahrheit verhöhnen und verläumden sie darum und mahnen von dem steilen beschwerlichen Wege ab. Sie haben ein verführerisches Trugbild im üppigen Thale aufgestellt, ein Bild, das den Sinnen schmeichelt und alle Genüsse gewährt. Viele lassen sich verlocken von der mühsamen Reise und

huldigen der gleißenden Truggestalt im Thale, obgleich sie wohl wissen, daß sie des Teufels Kind, die Lüge ist. Andre kommen keuchend auf dem Berge an und sterben vor Ermattung, ehe sie die Hand nach den Schleiern der Wahrheit ausgestreckt; wieder Andre stürzen, von ihrem Glanz geblendet, in Abgründe. Einige kräftige Hände heben glücklich ein Zipfelchen des Schleiers auf, aber der Glanz quillt so stark hervor, daß sie davon berauscht werden, und ihr geblendetes Auge viele Dinge schwarz sieht, die es nicht sind; gerade wie es uns ergeht, wenn wir ein paar Augenblicke in die Sonne geschaut haben. Ein solcher geblendeter Kraftmensch ist Martin Luther. Er ist vor vielen Tausenden guten Muthes am Fuße der Wahrheit angelangt, er hat an ihren Schleiern einen tüchtigen Riß gethan, es ist ihm eine Fülle von Glanz und Licht entgegengeströmt; aber sein sterbliches Auge hat davon gelitten. Die Schwäche und Ohnmacht der menschlichen Natur ist auch an ihm offenbar worden. Dieweil er nun stärker an dem Schleier gezupft, als Andre, ist er trotzig und gibt nicht zu, daß er geblendet ist. Aber Luther ist nicht die Wahrheit, Luther ist nicht Jesus Christus. Er ist ein dem Irrthum zugänglicher Mensch, der der Sache der Wahrheit durch Kraft große Dienste geleistet, ihr aber auch durch sein barsches und heftiges Wesen gar sehr geschadet hat. Blicket ihr also auf das Evangelium und nicht auf Luthern. Das Evangelium Christi verkündet aber allen Menschen geistige und leibliche Freiheit. Die Freiheit kann nicht bestehen ohne Ordnung und Gesetz, ja die vernünftige Freiheit ist die Ordnung und das Gesetz selbst. Ordnung und Gesetz müssen zum Schutz der Freiheit gehandhabt werden von der regierenden Gewalt, und sie ist die, nach des Apostels Ausspruch, von Gott eingesetzte Obrigkeit, welcher Jedermann unterthan sein soll. Eine Obrigkeit aber, welche die Ordnung umwirft, welche das



Gesetz mißbraucht, welche die Freiheit vernichtet, nur um ihre Herrschsucht zu befriedigen und ihren persönlichen Lüsten nachzuhängen, eine solche Obrigkeit ist nicht von Gott; sie steht mit Gottes Willen im schneidendsten Widerspruch; sie ist vom Teufel. Und einer solchen Obrigkeit soll man nicht unterthan sein. Man soll vielmehr die Tyrannen stürzen und an ihre Stelle eine die göttliche Gerechtigkeit ausübende Obrigkeit setzen. Wer aber will läugnen, daß die Fürsten Tyrannen gewesen sind und mit den Pfaffen im Bunde das Evangelium unterdrückt haben? Die Bauern waren also im guten Recht, wenn sie solche Tyrannei nicht länger dulden wollten und die Freiheit, die ihnen von Gott und Rechts wegen gebührt, und welche ihre Vorfahren besessen, mit Gewalt verlangt haben, da die Fürsten sie ihnen, wie es doch ihre Pflicht war, nicht freiwillig zugestanden haben. Daß die Bauern böse Wirthschaft getrieben, als die Fürsten ihnen abermals Wort und Treue gebrochen, wer darf sich darüber wundern, der die menschliche Natur kennt? Hätte man ihnen gegeben, was ihnen gehört, hätte man ihnen die feierlichen Zusagen und Versprechen gehalten, es wäre nimmer zu so blutigen Thaten gekommen. Die Fürsten sind's, die sie verschuldet. Und wie viel gräßlichere Thaten führen sie jetzt aus, gegen die der Wuthausbruch der Bauern ganz verschwindet!

Dies ist meine Meinung von der Bauernempörung, und es ist auch die der Schweizer Reformatoren. Zwingli und Oekolampadius haben sich in Briefen in diesem Sinne gegen Urban Regius und mich ausgesprochen. Ein deutsches Herz, das sich der großen Noth des Volks erbarmt, kann über die tolle Wuth der Wittenberger gegen dieses lang gedrückte Volk, das endlich gegen seine Peiniger ausschlug, nur erstaunen. Von dem cholerischen Luther mag man's ertragen und ihn bedauern, daß er sich zu solcher Mordgier hat hinreißen lassen. Was soll man

aber zu dem sanften Melanchthon sagen! Ehe der Pfalzgraf Ludwig gegen die Bauern auszog, um ihnen sein Versprechen nach Fürstenart zu halten, mochte ihm doch das Gewissen schlagen. Der fromme Herr schrieb deshalb an Melanchthon und bat ihn um ein Gutachten über die zwölf Artikel. Und was antwortete der gute Professor? „Es wäre von nöthen, daß ein solch wild ungezogen Volk, als die Deutschen sind, noch weniger Freiheit hätte, als es hat. Was die Obrigkeit thut, daran thut sie recht; wenn die Obrigkeit daher Gemeindegüter und Waldungen einzieht, so hat sich Niemand dawider zu setzen; wenn sie den Zehnten der Kirchen nimmt und Andern gibt, so müssen sich die Deutschen ebenso gut darein fügen, wie die Juden sich von den Römern die Tempelgüter mußten nehmen lassen. Eine Obrigkeit mag Strafe setzen nach der Länder Noth; denn Gott hat sie geordnet, das Uebel zu wehren und zu strafen, und es haben die Bauern nicht recht, daß sie einer Herrschaft ein Gesetz machen wollen. Daß sie nicht mehr leibeigen sein und die bisherigen Zinsen nicht geben wollen, ist ein großer Frevel. Es ist ein solch ungezogen, muthwillig, blutgierig Volk, die Deutschen, daß man es billig viel härter halten sollte. Auch nennt Gott das weltliche Regiment ein Schwert, ein Schwert aber das soll schneiden." — Unwillig schlug Frosch das Büchlein zu, aus welchem er diese Stelle vorgelesen, und fügte hinzu: „Was würde wohl Ulrich von Hutten zu diesen deutschen Gesinnungen seiner Wittenberger Freunde gesagt haben? Wenn die Sache des Evangeliums jetzt nicht eben so zu Grunde geht, wie die Sache der Bauern — denn beide sind im Grunde eins — so haben die Wittenberger sie wahrlich nicht gerettet. Schon hab' ich den Spott der Römischen in meine Ohren hören müssen: das sei ja recht schön geredet von Luther und Melanchthon und ganz im Geiste des Jüngers, welchen Jesus lieb hatte.



Wenn zur evangelischen Predigt geläutet wird, sagen sie: da läutet man wieder die Mordglocke. Und gegen keinen Bauer ist die Mordwuth der Fürsten und ihrer Gesellen größer, als gerade gegen die evangelischen Prediger. —

Thut Euch also des Grams ab über die Wittenberger und haltet Euch an die Schweizer. Noch besser: haltet Euch an Euere guten Werke. Ihr habt die Liebe geübt, wie sie der Herr befohlen. Ihr habt Euere Bauern gut gehalten, und da sie sich dennoch empört und Euch Uebels gethan, so habt Ihr ihnen verziehen und mit Wohlthaten vergolten. Gerade so hat es Euer Freund der edle Georg von Frundsberg auch gemacht. Dessen getröstet Euch in dieser argen Zeit, und wenn Gott ruft, so legt Euch ruhig auf das Sterbekissen."

„Ich dank' Euch, frommer Vater, für den milden Trost, den Ihr mir gespendet. Ich habe vielfach gefehlt in meinem bewegten Leben, doch zumeist aus Irrthum und nicht aus bösem Willen. Aber das Eine drückt mich schwer, das ich Euch schon gebeichtet; denn damals habe ich nicht aus Irrthum gefehlt, sondern aus großer Schwachheit, und es sind schreckliche Folgen aus meinem Fehl erwachsen."

„Es hat in Gottes Willen gelegen, und von allen Betheiligten seid Ihr der am wenigsten Beschwerte. Auch habt Ihr Euern Fehler nach Kräften wieder gut gemacht, und, wenn Ihr mit Tode abgehen solltet, so werden Euere Erben gewiß zum Besten für den unglücklichen jungen Mann sorgen und ihm ein leichtes Lebenslos bereiten. Ich selbst aber verspreche Euch, wenn er von seinem Wahnsinn genesen, für sein Seelenheil möglich beste Sorge zu tragen."

Fugger drückte dem Prior dankbar die Hand und sagte: „Ich werde seinetwegen selbst noch an den Kaiser schreiben." —

In einer der folgenden Nächte, in welcher der Schlaf den müden Greis floh, fiel ihm ein, seine Handlungsbücher, mit welchen er sich viel beschäftigte, weiter durchzusehen. Sie standen in einer Spinde in dem großen Zimmer, in welchem auch der Webstuhl, an dem er einst gearbeitet, aufgestellt war. Er öffnete die Thür, welche aus seinem Gemach dorthin führte, aber er bebte zurück, als er die Augen erhob. Denn am Webstuhl in voller Arbeit begriffen, sah er seine eigne Gestalt sitzen. „Das Todtenhemd!" flüsterte er und ging zurück und brachte die Nacht im stillen Gebet zu. Aber er konnte die Erschütterung nicht überwinden, die ihm diese Erscheinung bereitet hatte.

Am folgenden Morgen wurden Raimund und Anton zu ihm gerufen und hatten eine lange Unterredung mit ihm hinter verschlossenen Thüren. Dann wurde Martin hineingeführt, obgleich von seiner Kopfwunde geheilt, sah er doch bleich und krankhaft aus, und ein trübes wirrsinniges Lächeln spielte um seinen Mund, als er den alten Herrn erblickte.

Jakob bot ihm die Hand, die er annahm, und sagte: „Habt Ihr irgend einen Groll auf mich, junger Herr?"

„Wenn ich nur wüßte, wer ich wäre!" versetzte Martin. „Ich hab' es gewußt und wieder vergessen, und nun besinn ich mich Tag für Tag darauf. Aber es will mir nicht einfallen. Wenn Ihr es wißt, so sagt mir! Um Gottes Barmherzigkeit: sagt es mir!"

Jakobs Züge erheiterten sich bei diesen Worten, und er nickte seinen beiden Neffen bedeutungsvoll zu. Ihre Blicke sagten, daß sie mit dieser Aussage des Wahnsinnigen ebenfalls wohl zufrieden seien.

„Ihr werdet es zur rechten Zeit schon erfahren," tröstete der Greis den armen Narren.

„Ja es wird mir einfallen," flüsterte Martin in sich



hinein. „Dann möchte ich wohl," fuhr er fort, „daß Ihr mir einen Wunsch erfüllet."

„Sprecht ihn aus!"

„Ich möchte mich gern verheirathen und wüßte wohl eine Sponse, die ich mir zur Wirthin erkiesen wollte."

„Wen meint Ihr?"

„Die schöne Regina Turzo hätt' ich gern zur Frau," lächelte er mit der alten Verschmitztheit.

Betroffen blickten sich die Fugger an. „Wenn Ihr ganz gesund seid, läßt sich davon weiter reden," meinte Herr Jakob, und Martin zog sich mit einem verdrießlichen Gesicht zurück.

Als er fort war, trat Raimund Mohr in das Zimmer. Jakobs Augen begrüßten mit Wohlgefallen die edle und stolze Gestalt des Jünglings. Er ermahnte ihn, fleißig und treu zu sein und sich mit Eifer den Geschäften des Hauses zu widmen, Gott im Herzen zu tragen und das Andenken Jakob Fuggers in Ehren zu halten, dann werde ihm sein Glück im Schoße dieses Hauses blühen. Er ließ sich von dem Jüngling, der von der langen Rede gerade nicht erbaut schien, das Versprechen in die Hand geben, diesen Ermahnungen pünktlich nachzukommen.

Die übrigen Glieder der Familie kamen alle herbei, um von ihrem Haupte Abschied zu nehmen. Er sprach ihnen zu, fest zusammen zu halten und der Ehre des Hauses nichts zu vergeben. Segnend legte er die Hand auf die Häupter der Kinder und entließ dann alle bis auf Bübenhoven, dessen verständige liebevolle Aeußerungen seinem Herzen ein großes Labsal wären. Dieser mußte ihn auch Nachmittags in die Fuggerei führen; denn es verlangte ihn, seine Schöpfung noch einmal zu sehen. Mit verklärtem lächelnden Blick wandelte er durch die Straße und betrachtete die kleinen netten Häuser; hier und da sprach er einem Weber freundlich zu, lobte eine Frau,

gab einem Mädchen die Hand. Die Kinder liefen zusammen und küßten ihm die Hände. Bübenhoven mußte Geld unter sie austheilen, und er selbst redete ihnen zu, gute und brave Menschen zu werden und sich stets des alten Jakob Fuggers zu erinnern. Die Eltern riefen des Himmels Segen auf ihn herab. Da zog in die Seele des Greises jene große heilige Ruhe ein, die Ruhe, welche der Karmeliterprior gemeint, und die der Rückblick auf eine Laufbahn voll Werke schöner Menschlichkeit am Ende derselben gewährt, die Ruhe, welche nichts mehr weiß vom Streit der Erde und den Blick nach Oben gewendet gläubig hoffend ruft: Herr, ich habe als dein treuer Knecht mit dem Pfunde redlich gewuchert, das du mir anvertraut hast. Ich gebe es dir mit Zinsen zurück. Nimm mich auf in deinen ewigen Frieden! —

Als er heim kam, trat ihm Frau Sibylle im einfachen Festschmuck feierlich entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in ihr Kloset. Hier begrüßten ihn Doktor Frosch und Urban Regius im Amtsornat. Der Tisch war zum Altar umgewandelt. Das Allerheiligste stand in der Mitte, daneben der gefüllte Kelch, zwei brennende Kerzen auf silbernen Leuchtern zu Seiten. Jakob drückte seiner Sibylle dankbar die Hand, eine Thräne der Rührung zitterte an seiner grauen Wimper. Er hatte sie verstanden: zum ersten und zum letzten Male sollte er das Blut des Welterlösers trinken. Tief ergriffen und andächtig faltete er die Hände und folgte dem Gebete, das Regius sprach. Wonnebebend empfing er dann das Brot des Lebens aus Froschs Hand, aber als er aus dem Becher trank, den ihm Regius reichte, hob sich seine gebückte Gestalt empor, sein Auge strahlte von himmlischem Glanz, er erschien plötzlich als ein Anderer. Schweigend küßte er Sibyllen auf die Stirn und zog sich in seine Gemächer zurück.

Von dieser Stunde an that er sich aller irdischen

Dinge ab. Ruhig und heiter verkehrte er in erbaulichen Gesprächen mit Bübenhoven, Sibylle, Frosch und Regius, die ihn die folgenden Tage besuchten. Seine Kräfte nahmen merklich ab. Am dritten Abend traf ihn plötzlich im heitersten Gespräch ein neuer Schlagfluß. Er faltete die Hände und wies die Arzneimittel, die Stetten verordnet, zurück. Die Sprache war ihm wieder vergangen; sein gütiges Auge dankte zuweilen seinen um ihn versammelten Lieben. In der Mitternachtsstunde, zu derselben Zeit, wo er sich drei Tage zuvor am Webstuhle sitzen gesehen, hauchte er die Seele aus. Bübenhoven flüsterte ein schönes Gebet über den Sterbenden hin. Der letzte Blick des brechenden Auges sagte, daß er den Liebling verstanden.

Am folgenden Tage wurde der letzte Wille des Verstorbenen auf dem Rathhause eröffnet. Erben des Geschäfts waren Raimund und Anton, dem erstern war die Verwaltung der Herrschaften, dem letztern die der Bergwerke ins Besondere aufgegeben. Die Verwaltung des Hauses in Antwerpen war Bübenhoven anvertraut, so lange er Lust habe dieselbe zu führen. In sein ungeheures Vermögen sollten alle Kinder seiner Brüder zu gleichen Theilen gehen, Bübenhoven mit eingerechnet. Vorab gingen aber viele Legate für Kirchen und Schulen und Armenanstalten. Ein großes Kapital war zur Erhaltung der Fuggerei ausgesetzt. Ohne Prunk als Leinweber wollte er begraben sein, und sein Wille wurde heilig gehalten. Die Weber der Fuggerei trugen seinen einfachen Sarg zur Gruft in der von ihm und seinen Brüdern erbauten Kapelle an der Karmeliterkirche zu St. Anna, deren Chor und Orgel er so prachtvoll hatte herstellen lassen. Es war ein eigenthümliches Geschick, daß gerade die Kirche, an welche die Fugger über dreimalhunderttausend Gulden gewendet, die erste und vorzüglich

evangelische in Augsburg wurde und die Karmeliter mit ihrem Prior an der Spitze sich zu der neuen Kirchenlehre bekannten. Und sie hielten dem Meister Jakob das feierliche Todtenamt. Die Frauen und Kinder aus der Fuggerei schlossen sich der Familie am Sarge an, gleichsam dazu gehörig. Dann kam die Weberzunft; hierauf die übrigen Zünfte, der Bischof und das Domkapitel, die Abgeordneten der Baiernherzöge und eine Menge Adlige aus Stadt und Umgegend, der Stadtrath und die übrigen Honoratioren der Stadt. Zuletzt eine ungeheure Menge Volks. Denn alle beweinten in ihm einen Vater. Die Stadt trauerte eine ganze Woche um ihn.

8.

Das Ende des Freiheitstraums.

In den Alpenlanden war der mächtig gewordne Volksgeist nicht so leicht und so schnell zu unterdrücken; hier leitete Michael Geismaier die Bewegung, und die Bauern fanden Zeit, den Krieg im Kriege zu lernen, was ihnen in Deutschland nicht vergönnt gewesen war.

Während die Salzburger ihren Erzbischof auf seiner Bergveste belagerten und den Felsen, auf dem sie stand, zu unterhöhlen suchten, während aus Schwaz und Hall in Tyrol ihnen die Bergknappen, die sie um Hülfe angerufen, haufenweis zuzogen, führten in der Mitte des Juli die steierschen Bauern einen furchtbaren Vernichtungsschlag auf das sie drängende Heer des Bauernfeindes Siegmund von Dietrichstein aus. Die Steierer hatten sich vor seiner Macht über die Grenze in das Salzburgische gerettet und fanden in den Hochalpen Schutz und Sicherheit.

Dietrichstein konnte seine böhmischen und deutschen



Knechte nicht bezahlen und verlangte Geld von der Kriegskammer in Wien. Statt dessen kam ihm von dort der Befehl zu: er solle das Land bis aufs Mark brandschatzen und Alle hart strafen, die nicht zahlen wollten. Darauf plünderte Dietrichstein Dörfer und Städte. Männer wurden truppweis gespießt, geschunden, geviertheilt, erstochen, Weibern die Brüste ab- und Schwangern die Frucht aus dem Leibe geschnitten. So hatte der Türk nie im Lande gehaust, wie diese christlichen Brüder. Die Bauern in den salzburgischen Alpen wurden dadurch in die äußerste Wuth versetzt. Tausende ihrer Brüder liefen ihnen zu, und der Hauptthaufen stand unter dem salzburgischen Hauptmann Michael Gruber zu Radstadt. Dietrichstein lag mit seinem reisigen Zeug in dem Städtchen Schladming, hart an der salzburger Grenze und schrieb an Gruber, wenn des Erzherzogs ungehorsame Unterthanen heimgeschickt würden, werde er zurückkehren. Gruber antwortete, darüber müßten die im Hauptquartier zu Salzburg entscheiden und bot einen achttägigen Stillstand an. Im Begriff ihn anzunehmen, wurde das östreichische Heer, an viertausend Mann stark, am 3. Juli Morgens plötzlich in und vor dem Städtchen von den Bauern, die über das hohe wilde Gebirg geklettert waren, überfallen. Die Knechte gingen zu meist gleich zu den Bauern über. Im Nu wurde alles Geschütz von ihnen genommen und gegen dreitausend Mann, darunter ein großer Theil des steierschen und kärnthenschen Adels erschlagen. Dietrichstein, verwundet und gefangen, sollte durchaus von den Bauern gespießt werden. Die Landsknechte legten sich dawider; ihnen und Gruber verdankte er das Leben. Vierzig Böhmen und Raitzen meist von Adel wurden enthauptet, die gefangnen deutschen Adligen mit Hohn und Spott in Bauernkitteln und Bauernhüten auf Ackergäulen in das von den Bauern besetzte Schloß Werfen geführt.

Durch schnelle Bewilligung aller Anträge der fünf Herzogthümer beugte der Erzherzog den Folgen dieses gefährlichen Schlags vor, so daß die gefürchtete abermalige Erhebung der Bauern unterblieb. Ebenso außerordentlich waren seine auf dem Landtag den Tyrolern gemachten Zugeständnisse. Unter den wichtigsten war auch die freie Predigt des Evangeliums und die Erwählung der Pfarrer durch die Gemeinde. Aber die Südtyroler nahmen den Landtagsabschied nicht an, und im September schlugen hier die Flammen des Aufruhrs von neuem empor und konnten nur durch starke Heeresmassen, die der Erzherzog dorthin warf, blutig unterdrückt werden. In großer Anzahl flohen die geschlagenen Tyroler in die Lombardei und ins Venetianische.

Dem auf seinem Schlosse hart belagerten Erzbischof von Salzburg kamen der Herzog Ludwig von Baiern und Görg von Frundsberg mit seinen Landsknechten zu Hülfe. Aber auch jetzt wußte der edle und besonnene Feldherr einen Kampf mit den Bauern zu vermeiden. „Gnädiger Herr," sprach er zum Herzog, „wir würden Alle darob bleiben und keine Ehre davon haben." — Herzog Ludwig, schon durch manchen Schaden von den Bauern betroffen und ohne Geld zur Fortführung des Kriegs, brachte einen Vertrag zwischen den Bauern und dem Erzbischof zu Stande. Die Bauern, des Kriegs müde, gaben viel nach, und ihr oberster Hauptmann Gruber wurde ebenfalls durch Geld zur Verrätherei an ihnen gewonnen. Nachdem der Vertrag von beiden Theilen beschworen war, hoben die Bauern die Belagerung des Schlosses Salzburg auf und entließen gleich darauf den gefangenen östreichischen Adel aus Schloß Werfen. Es ist nicht nöthig, die Punkte des Vertrags anzugeben, da sie der treulose Kardinal Lang doch nicht hielt. Er brandschatzte, verfolgte, verderbte seine Unterthanen nach wie vor. Und der Erzherzog Ferdinand, der



dem Vertrag beigetreten war, hielt ihn gerade wie der Erzbischof, d. h. auf Fürstenweise. Noch im Herbst ließ er Schladming überfallen, mitten im Frieden, um den dort gefallenen Adel zu rächen, und die an der Niederlage desselben und am Siege der Bauern ganz unschuldige Stadt an allen vier Ecken anzuzünden. Wer von den fliehenden Einwohnern ergriffen wurde, mußte, in die Flammen zurückgeschleudert, elendiglich verbrennen, oder starb an die Bäume an der Straße aufgehängt. Die Entronnenen wurden geächtet, die Stätte für verflucht erklärt. Als so rachewüthigen Mordbrenner und Mörder zeigte sich hier der nachgiebige, volksfreundliche Erzherzog Ferdinand.

Die Folge dieser unklugen Grausamkeit war der abermalige Ausbruch der Empörung. Die Bauern rotteten sich an der salzburger Grenze zusammen, sperrten die Straßen, hielten einen Landtag und trugen die Revolution auch wieder nach Salzburg hinüber. Die Bauern schwuren im Winter, sobald die Stauden grün würden, wollten sie sich ihr Recht holen und allen Adel und alle Herren vertilgen. Und kaum hatte der Frühling die Stauden grün gemacht, so stand das verrathene Bergvolk wider seine treulosen Herren in Waffen.

Und da war ein Mann bei den Bauern, der durch Gesinnung und Talent berufen war, ein empörtes Volk zum Sieg über seine Tyrannen zu führen — Michael Geismaier.

Geismaier hatte sich auf die Ladung der Regieruug nach Innsbruck gestellt, um sich hinsichtlich der Weigerung des Brixener Landes den Landtagsabschied zu nehmen, zu verantworten. Bald aber erkannte er, daß es mit allen Zugeständnissen in diesem Abschied nichts als Heuchelei sei, und daß die Regierung die Rechtsordnung desselben selbst nicht hielt und nur auf Mord und Vertreibung der Volksmänner sann. Er entfloh und verließ nach der Nie-

derlage der Südtyroler das Land. Im Winter hielt er sich in Zürich, Luzern und Graubündten auf. Kaum war der Frühling angebrochen, als neue Hoffnungen in den Alpenlanden lebendig wurden.

König Franz von Frankreich, seit der Schlacht bei Pavia in der Gefangenschaft des Kaisers und seit Ende August nach Madrid gebracht, hatte sich am 14. Januar 1526 zu einem Traktat mit Karl verstanden, in welchem er von diesem sehr ungroßmüthig behandelt worden war. Nur um in Freiheit zu kommen, hatte er den Traktat beschworen, obgleich er vor seinen Leuten die feierliche Erklärung abgegeben, daß er ihn nicht halten werde. Kaum am 21. März in Freiheit gesetzt und in seine Residenz zurückgekehrt, bot er auch Alles auf, um ein Bündniß wider Karl zu Stande zu bringen. Der Papst Klemens, die Republik Venedig und der Herzog von Maïland, alle gleich eifersüchtig auf die wachsende Macht des Kaisers in Italien, ließen sich zum Bunde mit Franz gegen Karl herbei, und während des April und Mai gingen die Boten dieser Mächte hin und her, und in ihren Kabinetten wurde mit geheimnißvoller Thätigkeit gearbeitet.

Der schlaue Plan des Königs, die deutschen Bauern zu unterstützen und die Macht Oestreichs durch eine allgemeine Erhebung des gemeinen Volks im südlichen Deutschland zu brechen, war zwar durch seine Gefangenschaft vereitelt worden, so wie Franz aber wieder in seinem Lande angekommen war, hielt er wenigstens den Versuch der Mühe werth, ob die blutig unterdrückte Empörung nicht von neuem anzufachen sei. Französische Emissäre durchstreiften die blutgetränkten Landschaften und forschten nach dem Volksgeist und den obwaltenden Umständen, und überzeugten sich, daß nur in den östreichischen Alpenländern auf eine neue Erhebung zu rechnen, und daß Geismaier der einzige Mann sei, welcher eine solche Erhebung zu



wichtigen Folgen führen könne. Einer dieser Emissäre suchte den talentvollen Tyroler in Chur auf, wo er eben verweilte. Er wurde dadurch veranlaßt, einen Gesandten an den König und an die Republik Venedig zu schicken, und er verwendete dazu einen vornehmen Mann und einen Junker, zwei Brüder, Namens la Chapelle, die oft in seiner Umgebung gesehen wurden und zu seinen vertrautesten Freunden gehörten, auf denen aber ein geheimnißvolles Dunkel lag, da sie Niemand kannte, ja die von Manchen sogar für — Frauen gehalten wurden. Nach der Abreise dieser Gesandtschaft begab sich Geismaier nach Taufers an der tyroler Grenze, um Verbindungen, die er vorsichtig in Tyrol angeknüpft, zu verfolgen. Sein Plan ging dahin, ein kleines Heer zu werben, und er hatte in Graubündten dazu schon gute Vorkehrungen getroffen. Von Venedig erwartete er das Geld dazu. Mit diesem Söldnerhaufen wollte er Glurns und Churburg überrumpeln und das dortige Geschütz des Erzherzogs wegnehmen. Tiefer im Land, behauptete er, auf zahlreiche Hülfe rechnen zu dürfen, und Adel, Städten und Allen, welche dem Erzherzoge gegen das Volk Geld vorgestreckt haben, ihren Lohn geben zu wollen

Von Taufers ließ er eine Landesordnung in Druck erscheinen und in Tyrol verbreiten, für die das Volk sich erheben sollte. In diesem Dokumente zeigte er sich als kühnen und geistesstarken Reformator, der die tiefen Krebsschäden des politischen und kirchlichen Lebens nicht nur mit scharfem Blick richtig erkannt, sondern sie auch gründlich zu heilen Kraft und Willen habe.

Er bewies, daß er ein würdiger Genosse Ulrich Huttens, Thomas Münzer und Jakob Wehe's sei, gleich geschickt und entschlossen, die Feder wie das Schwert für die Sache des Volks zu führen. Sein Scharfblick durchdrang in dieser Schrift alle Verhältnisse des öffentlichen und Privat-



lebens nach beiden Seiten, der politischen und der kirchlichen bis in die kleinsten Details. Es war die Arbeit eines geistreichen und großen Gesetzgebers.

Während er auf die Wirkung dieses Manifestes in Tyrol wartete, brach die durch die neue Treulosigkeit des Erzbischofs und die scheußlichen Thaten des Erzherzogs hervorgerufene neue Erhebung der Bauern in Salzburg los, und zog Geismaiers Blicke dahin. Auch kehrte um diese Zeit seine Gesandtschaft aus Venedig und Frankreich zurück.

Wer hätte in den beiden stattlichen, ritterlich gekleideten Herren, welche ihre stolzen Rosse ihren Dienern übergaben und mit dem edelsten Anstand sich in Geismaiers Herberge verfügten, den wilden Bauernaufwiegler, den gemeinen Tabuletkrämer, den Bildernazzi und die reizende Geliebte Hieronymus Fuggers erkennen wollen, selbst wenn er die Narben im Gesicht des Erstern gesehen hätte? Und doch waren es die beiden Schwestern Eleonore und Martha Bry, nur wieder in andrer Verpuppung.

Die Schwestern eilten in die Arme des hochherzigen Volksführers, und Martha, der liebenswürdigste Junker, küßte den schönen Mann so feurig, daß daraus zu ersehen war, sie sei ihm mehr als sein Gesandter. „Wir bringen dir Geld, viel Geld von der Republik!“ rief sie triumphirend, „und die schönsten Zusagen vom König Franz. Selbst der Legat des Papstes hat uns den Segen des heiligen Vaters für dich gottlosen Ketzer und lutherischen Freigeist aufgepackt. Was willst du mehr zum Sieg über das östreichische Lügenregiment?“

„An diesem Segen habt Ihr nicht schwer zu tragen gehabt,“ lachte Geismaier, „und das venetianische Geld ist auch mir lieber.“

„Oh und doch ist der päpstliche Segen eben so viel werth!“ rief Martha pathetisch. „Was ist Geld? Ein



schweres unnützes Metall. Erst durch die Einbildung der Menschen erhält es seinen Werth, und wird dadurch geschickt, die thörichten Menschen zu fangen und für uns zu gewinnen. Was ist der päpstliche Segen? Ein leeres albernes Wort, ein unnützer Schall. Erst durch die Einbildung der Menschen erhält er seinen Werth und wird dadurch eine Macht, die thörichten Menschen noch mehr zu bethören, zu fangen, zu gewinnen, zu unterwerfen, zu Sklaven zu machen."

„So ist's leider, meine köstliche Martha!"

„Der mainzer Kurfürst erzählte mir einmal, die römischen Auguren hätten sich zuweilen einander ins Gesicht lachen müssen, wenn sie ihren Hokuspokus für das Volk gemacht hätten. Gerade so erging es uns beiden und dem päpstlichen Nuntius, als er uns den Segen des römischen Oberpfaffen für dich aushändigte. Wir mußten ihm ins Gesicht lachen, und er lachte uns ins Gesicht. — Und doch bin ich herzlich froh, daß ich aus diesem stinkenden Knäuel von Schuften, Pfaffen und Geldsäcken heraus und wieder im reinen Luftkreise eines Mannes bin, eines ächten Mannes, dem ich die Hand, das Herz und das aufrichtige Wort bieten kann: ich liebe dich, weil du ein wahrer Mann bist. — Sieh, ich habe mich nach dir gesehnt, nach deinem Auge, deiner Stimme, und erst die Entfernung von dir machte es mir klar, wie ich dich liebe und verehre, und oft habe ich meiner Schwester meinen heißen Dank ausgesprochen, daß sie mich dem Schwächling, dem Hieronymus Fugger, entführen ließ. Nie hab' ich ihr größern Dank für etwas gewußt. Nur zwei Männer hab' ich geliebt, Hutten und dich. Alle Andern, die an meinem Wagen zogen, hab' ich verachtet und zu meinem Vortheil und Vergnügen benutzt."

„Die edle Natur bricht bei ihr immer durch, wenn sie mit einer edlen Natur zusammenkommt," sagte Eleo-

nore. „Fürwahr dieses Glück ist uns auf unsrer Reise nicht zu Theil geworden, und Ihr mögt es deshalb auch an mir begreiflich finden, wenn auch ich Euch sage: auch ich habe mich nach Euch gesehnt. Vom ritterlichen König Franz, der dem schlauen Kaiser Karl alle Eide und Versprechungen gab, die dieser verlangte, mit dem stillen Vorbehalt, kein Wort davon halten zu wollen, bis zu dem dürren Nobile Staatsfinanzer in Venedig, der uns das Geld für Euch auszahlte und uns an seine Farobank einlud, um es uns wieder abzunehmen, lauter abgefeimte Schufte. Seht diesen König, der sich mit des Kaisers Schwester Eleonore, der verwitweten Königin von Portugal, verlobt, der seine Söhne als Geiseln stellt, um nur frei zu werden, und kaum befreit, alte Ränkeschmieden in Thätigkeit setzt, um ein Bündniß zum Verderben dieses Kaisers zu Stande zu bringen, der dumm genug war ihm zu glauben!"

„So ist das Bündniß mit dem Papst und Venedig wirklich geschlossen, und der König bricht auch der Königin Eleonore sein Wort?"

„Der Bund ist fertig, und die Herren erfrechen sich sogar, ihn die heilige Ligue zu nennen. Ob Eleonore nun nicht Königin von Frankreich wird, kann man noch nicht sagen. Recht geschäh es ihr und dem Kaiser schon; denn erst war sie der Preis des Verraths für den Connetable von Bourbon. Nun da der Verrath geschehen und der ehrenwerthe Herzog dem Kaiser mehr zur Last als zum Vortheil ist, findet dieser nicht nöthig jenem sein Wort zu halten, und die Königin Eleonore wird wie eine kostbare Waare an den Meistbietenden verschachert. Das ist so Art der Könige. Und nun seht auch diesen Papst an! Ein schäbigerer ränkesüchtigerer Schacherjude hat noch nicht auf St. Peters Stuhl gesessen. Wieder ein Mediceer, ein Krämersohn, eine schmutzige Schacherseele! Schade, daß



die Fugger, welche sich dem Dienste der keuschen Mutterkirche gewidmet, so frühzeitig in den Himmel gegangen sind! Sie hatten schon das Zeug dazu, wie die Mediceer, tüchtige Tiaraträger zu werden. Und dies Venedig ist ein wahrer Pfuhl von Lastern und Sünden, worin sich die Würdenträger der Könige und der Kirche mit den schachernden Nobilis wälzen, wie die Säue im Schlamm. Wahrlich die Lagunen hauchen dort nicht allein pestilenzialischen Gestank aus, die geistige Welt dieser nobeln Republikaner stinkt noch ärger, trotz aller Wohlgerüche des Orients, die sie auf ihren Schiffen herbeischleppen und in ihren Palästen anzünden."

„Und doch müssen wir diese Menschen zu unsern hohen und edeln Zwecken benutzen," versetzte Geismaier achselzuckend. „Hätte sich König Franz bei Pavia nicht fangen lassen und diese Ligue wäre ein Jahr früher zu Stande gekommen, die Sache des Volks hätte in Deutschland gesiegt. Mein Tyrol wäre frei."

„Ich weiß es wohl, es ist ein Fluch, der auf dem hochherzigen Streben nach Freiheit, Recht und Wahrheit ruht, sich der Lüge, der Schurkerei, der List bedienen zu müssen, und es hat mir eine wollüstige Freude gemacht, diese elenden Menschen zu betrügen und zu überlisten. Wäre ich noch jung und schön wie einst, ich würde meine Talente ganz anders gebrauchen, um all diese Narren und Schufte in ihr Verderben zu führen. Wie ein schöner Strafengel des Himmels wollt' ich sie kirren und ihnen dann den Lohn geben. Trotz alledem schleiche ich aber doch tausendmal lieber als Bildernazzi unter den Tyrolern herum, und arbeite im gesunden wackern Volke für die Zwecke der Freiheit, als unter jenen lebendigen Leichen als Graf la Chapelle."

„Ich danke Gott, daß Ihr in beiden Gestalten wirken könnt, es gilt ja hier wie dort demselben Ziele, das leuch-

tend vor unsern geistigen Augen steht. Und es gibt nun auch Arbeit genug für den gewandten Bilderhändler. Nun wir Geld haben, frisch die Hand ans Werk! In Salzburg ist der Aufstand bereits gegen den nichtswürdigen alten Sünder, den Erzbischof, wieder ausgebrochen. Dorthin gehe ich; wirkt Ihr in Tyrol."

Martha hatte ihre Laute gesucht, und spielte und sang muntere Weisen. Geismaier küßte sie auf die schöne Stirn. Wieder die alte, wehmüthig stimmende Erscheinung: ein großer edler Mann in den Liebesbanden eines leichtsinnigen Weibes.

Geismaier ging mit seinem Anhang zu den empörten salzburger Bauern, die ihn mit Freuden aufnahmen und erst zum Hauptmann, dann aber zu ihrem obersten Anführer erwählten. Seine talentvollen Freunde aus Tyrol befehligten unter ihm das tüchtige Bauernheer. Seine Verbindung mit König Franz und Venedig wurde immer inniger; alle Mittel waren vorhanden, um den Krieg gegen den Erzbischof und den Erzherzog mit Glück zu führen. Geismaier belagerte Radstadt; Bauernhaufen stürmten und verbrannten eine große Anzahl Alpenschlösser, und im Mai war das ganze Erzbisthum im offnen Aufstand. Geismaier durfte hoffen bald auch Tyrol wieder in Waffen zu bringen gegen die treulose Regierung.

Aber dem alten Erzbischof gelang es durch alle Mittel der Verführung und Bestechung die Erzknappen ruhig zu erhalten, ja auch Michael Gruber ward zum Verräther an der Volkssache, und führte mit Praßler zwei im Solde des Erzbischofs stehende Fähnlein Handwerker und Grubenleute gegen das Pinzgau, sie wurden aber von den Bauern geschlagen. Zugleich siegten diese über tausend Reisige in den Radstädter Tauren, wo sie sich mit Verhauen verschanzt hatten. Achthundert dieser Erzbischöflichen wurden erschlagen, darunter viele Ritter; Andre, lebendig



gefangen, wurden von den Bauern enthauptet. Und wenige Tage später schlug Geismaier das Kriegsvolk des schwäbischen Bundes, dem er entgegengezogen war, bei Kuchel an der Salzach, und verfolgte die Geschlagenen bis gegen Salzburg hin. Ebenso erlitt das Bundesheer am 17. Juni großen Verlust bei einem Sturm auf den Paß Lug.

Nach diesen Siegen, welche die Bauern Geismaiers ausgezeichnetem Feldherrntalente zu verdanken hatten, schien es wirklich, als wenn die edle Volkssache über den Trug der Fürsten triumphiren sollte. Aber sie waren doch nur das letzte Aufflackern der Flamme vor ihrem Erlöschen. Geismaier hatte sich getäuscht, als er auf eine neue Erhebung Südtyrols zählte, vergebens durchwanderte Eleonore als Tabuletkrämer die Alpen. Der Geist des Volks war ermattet; die Schlauheit der Regierung hielt jede neue Empörung nieder. Die rachsüchtige Frau mußte ihrer eignen Sicherheit wegen das Land verlassen. Der schwäbische Bund warf neue Truppenmassen in die salzburger Thäler, und die Pinsgauer erlitten am 3. Juli von ihnen eine so blutige Niederlage, daß fast das ganze Pinsgau sich unterwarf, die Waffen niederlegte und dem Erzbischof neu huldigte. Drei Stürme Geismaiers auf Radstadt wurden zurückgeschlagen, alle seine Anstrengungen die feste Stadt zu erobern, waren vergebens und nun sah er sich bald auf drei Seiten bedroht. Georg Frundsberg zog mit großer Macht des schwäbischen Bundes von Kuchel her über Abtenau, und vom Pinsgau kamen die Erzbischöflichen. Der tapfre Rebell wußte keine Rettung weiter für sich, als die Belagerung aufzuheben, und verließ in der Nacht vor dem Tage, wo ihm die Schlacht drohte, den Platz.

Viele seiner Leute zerstreuten sich in den Thälern, er selbst stieg mit einem zahlreichen Haufen über die Rauriser

Tauren in das Pusterthal in Tyrol hinab. Aber Frunds-
berg verfolgte ihn mit dreitausend Mann, erreichte ihn bei
Brunecken und zersprengte den Haufen. Die Schlacht
war kurz und entscheidend; es war die letzte im gewaltigen
Kampfe des Volks gegen die Fürstengewalt in den zwei
denkwürdigen Jahren der Erhebung. Mit ihr war das
blutige Spiel zu Ende.

Es war ein köstlicher Sommerabend, als ein kleines
Häuflein über den Alpenpaß ging, welcher die Flußgebiete
der Etsch, der Drau und der Piave, und Tyrol von dem
venetianischen Gebiet scheidet. Von der Höhe blickte
der edle Geismaier noch einmal auf das Tyrolerland zu-
rück, dessen Alpenkuppen im Gold der scheidenden Sonne
glühten. Ein Thränenpaar zitterte an seinen Wimpern.
„Ich wollte Euch das köstlichste Gut, das der Mensch be-
sitzen kann, bringen, ihr guten treuherzigen Bewohner die-
ser Thäler, die Freiheit! Frei solltet ihr sein, wie
diese unsre Berge, frei vom Pfaffen- und Fürstendruck.
Wollt' ich denn etwas für mich? Beim Himmel, der sich
über uns wölbt, nein! Alles für Euch! Ihr solltet glücklich
werden; denn wahrhaft glücklich ist nur der freie Mann;
du solltest groß, mächtig und stark werden, mein Vater-
land, mein reizendes Tyrol! Die List der Gewalt, der
Verrath der Büberei hat über den edelsten Willen, über
die hochherzige Tapferkeit gesiegt, deine besten Sö
haben ihr Herzblut auf deinen Mutterboden ausgegoss
oder irren in der Fremde, und bübische Pfaffen, ein tr
loser Fürst mit dem scheußlichsten Schurken im Ver
setzen dir hohnlachend den Fuß wieder auf den Nac
Jammernd krümmst du dich am Boden. Wie? die Lü
sollte für immer siegen über die Wahrheit, List und Tr
über Recht und Tugend? Der heuchlerische Pfaffe sol
ungestört schwelgen im Schweiß und Blut des arm
frommen Volks? Unzucht und Büberei sollten trium



phiren über Herzen voll Liebe und Begeisterung für des Vaterlandes Wohl? — Ewiger starker Gott, der du diese riesigen Bergsäulen gegründet, als Pfeiler deines Ruhms, wäre das dein Wille? Dann wärst du selbst eine Lüge, und die Natur, dein heiliges Buch, ein Betrug. Du hättest uns die Vernunft nur zu unsrer furchtbaren Qual, zu unsrer gräßlichen Verzweiflung gegeben. Aber du bist die Wahrheit, deine Werke sind Wahrheit, und dein Wille bezweckt unser Glück. Um glücklich zu werden, wurden wir zu vernünftigen Wesen geschaffen. Aber deinen klaren Willen verhöhnen die eigensüchtigen Buben, die durch Lug und Trug sich der Gewalt bemächtigt haben. Die Herrschaft der Lüge muß in sich selbst zerfallen. Vernunft und Wahrheit müssen Sieger bleiben. Drum scheid' ich nicht für immer von euch, ihr stolzen Alpen. Leuchtet im Abendglanz, glühet im Morgenroth den armen Menschen in den Hütten an euerm Fuß die Hoffnung auf Freiheit in die verzweiflungsumnachtete Seele! Ich komme wieder, ich komme wieder, meine niedergetretenen Brüder, um Euch aufzurichten und Euer Haupt mit dem Kranze der Freiheit zu schmücken. Vorwärts, Kamraden! wir scheiden nicht für immer aus dem Lande Tyrol!"

Martha umarmte den begeisterten Sprecher und küßte ihm die Thräne von der Wange. Dieses Weib war gebessert und veredelt durch den edeln Mann.

Eleonore reichte ihnen die Hand. „Hier laßt uns scheiden. Ich kann nicht mit Euch still liegen in diesem Lande, und wenn Ihr selbst Euern Wohnsitz in Padua aufschlagt, was soll ich dort?"

„Aber wohin willst du?" fragte Geismaier schmerzlich verwundert.

„Direkt nach Venedig hinab."

„Und dann?"

„Auf einem Schiffe weiter."



„Wohin?“

„Zu Suleiman. Ihm will ich dienen gegen die habsburger Knaben. Ich kenne seine Pläne. Bald sollt Ihr von mir hören!“

Ein Kuß, ein Händedruck, und das außerordentliche Weib war hinter dem Bergvorsprung verschwunden. Langsam und trauernd zog das Häuflein weiter in die Verbannung.

9.

Neuer Kampf und Untergang.

Das schöne Ziel, die schmachvollen Ketten, womit die herrlichen Kräfte Deutschlands gebunden und niedergehalten wurden, zu zerbrechen, diesen befreiten Kräften einen ihrer würdigen Spielraum zu geben, das deutsche Reich zu einer Wahrheit zu machen und mit dem Glanze und der Erhabenheit der Freiheit zu umkleiden, dieses Ziel, dem alle großen und edeln deutschen Herzen voll glühender Begeisterung zugejauchzt, es war wieder in die Nebelferne künftiger Jahrhunderte entrückt. Zwei weitgreifende Pläne zur Erreichung desselben waren gänzlich gescheitert, der Plan Franz von Sickingens und seiner Freunde, durch Regeneration des Adels, und der Plan Thomas Münzers und seiner Genossen, durch Verwirklichung der Volksherrschaft. Sie hatten mit dem Blute ihrer großen Herzen den kühnen Drang bezahlen müssen, Deutschland frei und groß zu machen. Wohl gingen die Wogen der geistigen Bewegung eine Zeit lang noch hoch, aber die Kraft des Volks war doch gebrochen, und es mußte allmälig in die tiefste Ohnmacht versinken, wie sie sich denn auch in den beiden folgenden Jahrhunderten,

schlimm genug, mehr und mehr kund gab. Jetzt glimmte das Feuer noch unter der Asche, und die stille Wuth ohnmächtiger Verzweiflung machte sich in Prophezeihungen und Hindeutungen auf eine baldige Volkserhebung und Vernichtung aller Tyrannen Luft. Besonders wurde das Jahr 1530 als das der Erlösung bezeichnet. Die Bewegung der untern Volksschichten, in welcher das politische Element vorwiegend gewesen, war in einem Meer von Blut ertränkt; die Bewegung der mittlern Volksschichten in den Städten, welche zumeist kirchlicher Natur war, hatte sich erhalten und trat unverzüglich, nur noch stärker hervor, wenn gleich nicht mehr mit dem Schwunge lodernder Begeisterung, und hatte drei Anhaltepunkte, die Fürsten, welche sich der evangelischen Wahrheit zugewandt und in der Durchführung der Reformation nicht nur geistige und seelische Befriedigung, sondern auch großen weltlichen Vortheil gewannen, die freien Städte, in deren Schoße Handel und Gewerbe blühten, und in Folge dessen Wissenschaften und Künste gediehen und der Aufschwung der Geister nicht gehemmt werden konnte, und endlich den Norden Deutschlands, der von der politischen Bewegung weniger ergriffen worden war und sich deshalb der kirchlichen mit ungeschwächter Kraft zuwenden konnte. Aber kirchliche Freiheit kann ohne politische Freiheit nie zur vollen gesunden Blüthe gelangen, d. h. zu einer Blüthe, die zur reifen Frucht wird. Das mußten die wittenberger Reformatoren zu ihrem Schmerz erfahren, und Luthern ward das bittre Bekenntniß nicht erspart daß er sich gar sehr in den Fürsten getäuscht habe. Es wurde jetzt die Aufgabe dieser, die Lehre des Evangeliums, als die vermeintliche Quelle aller Freiheitsbestrebungen, ebenfalls gänzlich zu unterdrücken, und der Herzog Heinrich von Braunschweig, der wüthendste Hasser aller Zeitideen und Bestrebungen, ging selbst nach Spanien zum Kaiser, um

diesen gegen die Anhänger des Evangeliums zu gewinnen, was ihm um so leichter gelang, als Karl selbst nicht von einer höhern Idee beseelt war und die Zeitbewegung, die er nicht verstand, als gefährlich haßte und sich nur zu seinen politischen Zwecken, so lange als er es für gut fand, dienstbar machte. Beging er doch in Spanien zu derselben Zeit die unverzeihliche Unklugheit, mit großer Strenge gegen die ruhigen und fleißigen Mauren zu verfahren, und Christen aus ihnen zu machen. In Deutschland befahl er die ungeschmälerte Vollziehung und Durchführung des wormser Edikts, d. h. die gänzliche Unterdrückung der evangelischen Lehre. Dagegen verbanden sich die evangelischen Fürsten, an deren Spitze der Kurfürst Johann von Sachsen (sein Bruder, der weise Friedrich, war zur Zeit des wildesten Bauernkampfes am 5. Mai gestorben) und der jugendliche Landgraf Philipp von Hessen standen, und die Städte, deren bedeutendste Straßburg, Nürnberg und Augsburg waren. Von Volksinteressen waren natürlich keine Rede mehr, es gab nur noch Interessen der Fürsten und der Städte und vor allem Interessen des östreichischen Hauses. Die Konflicte derselben traten nun wieder scharf hervor. Und da bewährte sich wieder alte Glücksstern dieser Oestreicher. Alles was gegen die beiden Brüder Karl und Ferdinand unternommen wurde, um ihre Macht zu brechen oder wenigstens zu verringern, schlug merkwürdiger Weise und meist ohne ihr Zuthun zu ihrem Glück und zur Vergrößerung ihrer Macht aus. Wie die Besiegung der Communeros in Spanien durch den Adel Karln gleichsam zum absoluten König des Landes gemacht hatte, wie durch das Unterliegen Sickingens und der Bauern in Deutschland seine kaiserliche Macht gestiegen war, trotz des Mißverhältnisses, daß er, der deutsche Kaiser, in Spanien lebte, wie sein mächtigster Feind bei Pavia in seine Gefangenschaft gerathen war, ohne daß er dort oder hier per-

sönlich für sich gewirkt hatte, so führte auch jetzt der Kampf der dynastischen Interessen mehre Jahre hinter einander zur Vermehrung der Macht und des Glanzes des Hauses Oestreich; und wenn sie zuweilen auch noch so sehr bedroht, waren, freilich zum Unglück der Länder und Völker, einem so schweren und furchtbaren Unglück, daß es noch nach drei Jahrhunderten, immer neues Verderben gebährend, auf ihnen lastet, wie ein böser Zauber, den sie trotz aller Anstrengung nicht abzuschütteln vermögen, und von dem die edelsten und besten Kräften vernichtet werden.

Während seiner Gefangenschaft in Madrid hatte König Franz Gelegenheit gefunden, seine Verbindung mit dem kriegerischen Großsultan Suleiman fortzuspinnen und ihn um Hülfe gegen Karl anzurufen. Im Divan kam der Vorschlag des Bei von Algier Chair-Eddin Barbarossa zur Sprache, für dessen Ausführung freilich noch gar nichts geschehen war. Es war davon die Rede, zu gleicher Zeit mit einer von Chair-Eddin befehligten Flotte Spanien anzugreifen und mit einem Landheere unter des Großsultans persönlicher Führung Ungarn rasch zu erobern und von da in Oberitalien einzufallen, und so die Macht des Kaisers zu brechen. Der Ausführung dieses genialen großartigen Planes stand nichts im Wege; denn weder Spanien noch Neapel hatten eine Seemacht, die sie einer solchen Flotte hätten entgegenstellen, und keinen Seehelden, der sich mit Barbarossa hätte messen können. Ebensowenig vermochte Ungarn einen solchen Sturm aufzuhalten. Die königliche Macht hatte sich trotz aller Anstrengung der jungen Königin nicht wieder heben können; denn ihr alter Feind Johann Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, arbeitete ihr mit Erfolg entgegen und hatte unter dem Adel eine große Partei, nicht minder wandte sich ihm die über die reformatorischen Bestrebungen der Königin erbitterte Geistlichkeit zu. Das ganze Reich war durch den

immer heftiger entbrennenden Streit in Verfall gerathen und mußte die Beute Suleimans werden, wenn er nur wollte. War aber Ungarn in seinen Händen, so stand ihm durch Kärnthen und Krain Oberitalien offen. Da war es ein Glück für die beiden Habsburger, daß Suleimans Tapferkeit nicht an Planen festhielt und nur das Ergebniß augenblicklicher Launen und Gelüste war. Wäre er nicht von vorn herein gegen den Seekrieg eingenommen gewesen, weil er ihn nicht kannte und sich nicht persönlich dabei betheiligen konnte, und weil er die großen Ausgaben für eine Flotte scheute, so hätte seit der Unterwerfung Chair-Eddins bis jetzt eine Seemacht geschaffen werden können, welche ganz Spanien und Unteritalien bezwungen; und hätte ein Landheer von Oberitalien her diesen Angriff unterstützt, so hätte das Staatenverhältniß Europa's schnell eine ganz andre Gestaltung gewinnen müssen. Aber eine Flotte konnte nun nicht schnell geschaffen werden, und Chair-Eddin war zu fern, um ihn befragen zu können. Der Hauptheil des Unternehmens mußte unterbleiben; denn Suleimans Laune wollte den Feldzug so rasch als möglich begonnen haben. Ein gewaltiges Heer kam in den ersten Monaten des Jahrs 1526 zusammen, es war über hunderttausend Mann stark. Mit ihm brach der junge Sultan in der letzten Woche des April gegen Ungarn auf. Unaufhörlich zogen ihm Verstärkungen zu.

In Ungarn waren in der allgemeinen Verwirrung so gut wie gar keine Vorbereitungen getroffen. Die Mannschaften waren vom König zwar einberufen, aber Niemand hatte sich gestellt. Von der ausgeschriebenen Kontribution war nichts eingekommen. Die Königin wandte sich in ihrer Verzweiflung mit rührender Bitte wieder nach Kremnitz an Turzo, um durch dessen Vermittlung ein Darlehen von Anton Fugger zu erhalten. Es wurden Boten nach Augsburg geschickt, und mit Mühe gelang es fünftausend

Gulden auf die Neusohler Bergwerke von dem vorsichtigen Fugger zu erhalten. Das war das ganze Geld, womit der Krieg gegen den eroberungslustigen Großsultan geführt werden sollte. Ebenso armselig war's mit dem Heere bestellt. Mit einem Gefolge von dreitausend Mann ging König Ludwig ins Feld. Es war ein trauriger Anblick, den zwanzigjährigen Knaben mit diesem Häuflein ausziehen zu sehen. Die Königin weinte herzlich; ihr ahnete das Schicksal des Kindes, an das sie durch die Staatskunst ihres Großvaters gekettet war. Der schöne so sterblich in sie verliebte Markgraf Georg von Brandenburg war ihr alleiniger Tröster.

Das osmanische Heer, bis zu der furchtbaren Stärke von dreimalhunderttausend Mann angewachsen, wälzte sich an der Donau herauf; das ungarische war mit Noth und Mühe auf zehntausend Mann gebracht worden und stieg endlich durch böhmisch-mährische und andre Zuzüge auf vierundzwanzigtausend Mann. Die Magnaten weigerten sich ohne den König vorzurücken. König Ludwig sagte mit dem Muthe der Verzweiflung: „Ich sehe mein Kopf soll für den ihren haften: wohlan! ich will ihn hintragen." — In der Ebene von Mohacz stießen die feindlichen Heere aufeinander. Mit der Tapferkeit des Todesmuthes warfen sich die Ungarn den Türken entgegen und erlitten eine furchtbare Niederlage. Die besten Leute fielen; die Uebrigen stürzten sich in wilde Flucht. Dem unglücklichen Königsjüngling war nicht einmal beschieden, in der Schlacht zu fallen; viel elender und jämmerlicher sollte er umkommen. Hinter einem Schlesier her, der ihm den Weg zeigte, war er schon durch die schwarze sumpfige Lache, die die Ebene durchschneidet, gesetzt; sein Pferd glimmte bereits das andre steile Ufer hinauf, als es ausglitt und zurückstürzte. Der arme König erstickte in dem Morast.

Die Königin floh nach Kremnitz und mit Turzo's

Hülfe weiter nach Wien und Tyrol zu ihrem Bruder Ferdinand.

Dem siegreichen Suleiman wurden die Schlüssel von Ofen entgegengebracht; er feierte das Beiramfest daselbst. Jedermann erwartete, daß er seine Waffen unverzüglich nach Oestreich und Italien tragen werde, und Bestürzung und Furcht waren im ganzen deutschen Reiche unermeßlich groß. Nirgends wäre an einen ernstlichen nachdrücklichen Widerstand zu denken gewesen. Aber in einer seiner unbegreiflichen Launen ging Suleiman siegestrunken und stolz zu seiner schönen Roxelane zurück und bekümmerte sich ebensowenig um die Behauptung der eroberten Plätze, als um seine, dem Könige Franz gemachten Versprechungen.

In Ungarn trat sofort der Woiwode von Siebenbürgen Johann Zapolya als Kronbewerber auf, unterstützt von Suleiman und einem tüchtigen Heere, und er wurde am 11. Nov. 1526 zu Stuhlweißenburg zum König gewählt.

Um die böhmische Königskrone bewarb sich der Herzog Wilhelm von Bayern. Gegen ihn und den Woiwoden machte der Erzherzog Ferdinand von Oestreich seine Familienansprüche auf beide Königskronen geltend. Nicht allein auf die alten Verbrüderungs- und Erbtraktate sich stützend, auch als Gemahl der böhmisch-ungarischen Königstochter und als Bruder der verwitweten Königin von Ungarn und Böhmen, fand seine Ansprache vielen Anklang. Und er unterstützte sie in Böhmen durch Gnadenverleihungen und Versprechungen an die Großen, durch Uebernahme eines Theils der Staatsschuld, durch Schmeicheleien und Zusagen an das Volk. So wurde er am 23. October 1526 zum König von Böhmen erwählt. Seine Schwester Maria hatte persönlich für ihn in Böhmen gewirkt, sie wirkte auch persönlich für ihn in Ungarn, und ihr großer Anhang war bald auf Ferdinands Seite. Anton Fugger mit kaltem ruhigen Scharfblick erkennend,

daß der Moment der mächtigsten Erhebung des östreichischen Hauses gekommen sei und damit, wenn er sich klug benehme, die Erhebung des Hauses Fugger, unterstützte den Erzherzog nicht nur mit großen Summen, sondern er reisete zu Anfang des Jahrs 1527 selbst nach Ungarn und gewann ganz im Stillen viele Magnaten für den Erzherzog mit — Kremnitzer Dukaten. Als nun Ferdinand, der am 24. Februar, dem Geburtstage seines Bruders in Prag gekrönt worden war, mit einem stattlichen, zumeist aus Deutschen bestehenden Heere nach Ungarn zog, fielen ihm jene mit dem fuggerschen Golde schon besiegten Herren schaarenweis zu, und nach einem Sieg über Zapolya bei Tokai konnte sich Ferdinand am 3. November auch in Stuhlweißenburg zum König von Ungarn krönen lassen. Freilich war nicht die Hälfte des Landes sein, das übrige war und blieb türkisches Eigenthum. Die Unternehmungen der Feinde des östreichischen Hauses hatten ihm also zu den beiden neuen Kronen verholfen.

Nach dieser Wendung der Dinge begriff Suleiman, daß er aus Ungarn nicht wieder heim hätte kehren sollen, und um diesen Fehler wieder gut zu machen nahm er im folgenden Jahre große Rüstungen zu dem zuerst beabsichtigten Kriegszuge vor. Mit Chair-Eddin und König Franz trat er in engere Verbindung, der Erstere sollte nun endlich die Flotte schaffen, wozu er sich schon längst erboten, der Andre sollte die Wege nach Italien frei halten. Gegen diesen beabsichtigten Türkenzug rüstete auch das deutsche Reich mit Macht, das von einer neuen Erhebung der Bauern nun nichts mehr zu fürchten hatte.

Denn die Verbindung des Papstes mit dem wortbrüchigen Frankenkönige gegen den Kaiser förderte die Sache der Evangelischen in Deutschland, und der Reichstag zu Speier 1526 lieferte den Beweis, daß der Kaiser nun gar nicht mehr ernstlich gewillt sei, auf die Erfüllung

des wormser Edikts streng zu dringen. Die Wurzeln des Evangeliums, durch den unseligen Ausgang des Bauernkriegs so gefährlich gelockert, fanden dadurch Kraft und Zeit, sich wieder zu befestigen. Um desto dankbarer rüsteten sich die Evangelischen zum Türkenkriege.

Aber nicht allein für Ferdinand, auch für Karl war das Jahr 1527 ein glückbringendes. Zu derselben Zeit als jener die böhmische Krone gewann und sich rüstete die ungarische zu gewinnen, ließ Georg von Frundsberg in des Kaisers Namen und Auftrag die Werbetrommel in den oberländischen Reichsstädten rühren, und Alles lief ihm zu, weil es gegen den Papst, den Hauptfeind des Evangeliums, gehen sollte. Tausende der armen Bauern fanden als Landsknechte in diesem Heere nicht nur Unterhalt, sondern auch Aussicht auf Befriedigung ihres Rachegefühls. Auch Frundsbergs bekannter Gesinnung war der Kriegszug gegen den Papst sehr angemessen. Da der Kaiser wenig Geld geben konnte und Ferdinand alle seine Hülfsquellen für seine eignen Zwecke in Anspruch zu nehmen genöthigt war, so verschwendete Frundsberg sein eignes Vermögen zur Anwerbung und auf den ersten Unterhalt der Söldner. Die Fugger gaben zwar wieder Einiges her, aber es war doch nicht möglich ihnen noch mehr abzufordern, da sie schon so große Summen gegeben hatten.

Was im Spätherst mit Frundsberg nicht über die Alpen zog, ging im Frühjahr mit dem Erzherzog nach Ungarn. Es war eine allgemeine kriegerische Bewegung in Deutschland, namentlich im südlichen, und alle Unzufriedenen, alle die der Zeitgeist trieb, und die sich im Jahr zuvor schmerzlich getäuscht gesehen und auf den wortbrüchigen Erzherzog gegrollt hatten, waren jetzt plötzlich mit ihm und dem Kaiser ausgesöhnt, weil sie, die beiden habsburger Brüder, ein deutsches Heer gegen Rom und den Papst schicken wollten. Alle Straßen nach Tyrol waren voll Menschen-

züge; denn Meran und Botzen waren die Sammelplätze des frundsbergischen Heers, und außer dem gemeinen Volk ging da eine Menge junger Leute aus den angesehensten Häusern der Städte mit; jenes fragte nicht nach der schlechten Löhnung, welche Frundsberg bieten konnte, diese dienten ganz umsonst. Von Jenen kamen zwölf-, von diesen viertausend Mann zusammen, alle begeistert, alle willig die größten Strapatzen zu ertragen; denn es ging gegen den Papst. In diesem Zuge ist der Hauptgrund zu suchen, daß jede weitere Erhebung des gemeinen Mannes in Süddeutschland unterblieb; der revolutionäre Volksgeist stürzte sich in eine andere ihm vom Kaiser selbst eröffnete Bahn; der gute Deutsche hatte nun kaiserliche Erlaubniß oder vielmehr Befehl gegen Papst und römische Klerisei feindlich zu verfahren.

Nach einem wahrhaft verwegenen Zuge über die gefährlichsten Alpenpässe der Sarkaberge, eigentlich nur auf einem stets an Abgründen sich hinziehenden Felsenfußsteig — um die wohlbesetzte Klause von Verona zu umgehen — und nach einem nicht minder kühnen Uebergang über den Po, stets geneckt vom Heere der Ligue, vereinigte sich Frundsberg mit Bourbon, der in Mailand gelegen, am 12. Februar bei Firenzuola, und beide zogen mit den verbündeten Heeren unverzüglich auf Rom zu. Bourbon haßte den Papst noch mehr als Frundsberg; denn Klemens hatte es verhindert, was der Kaiser so eifrig betrieben, daß er Herzog von Mailand werde. Und wie ihre Heerführer, so brannten Spanier und Deutsche gleich vor Begierde, Rom zu erobern, die seit Jahrhunderten dort aufgehäuften Schätze zu plündern, den Papst zu vertreiben. Das Heer hatte eine ungeheure Summe rückständigen Sold vom Kaiser zu fordern, aber es fragte nicht danach und gedachte sich in Rom bezahlt zu machen. Aber kaum verlautete auch, der Papst wolle unterhandeln und habe einen Gesandten ge-

schickt, so brach die Meuterei im Lager mit solcher Wuth los, daß Bourbon nur durch schnelle Flucht das Leben rettete. Frundsberg wurde, als die Landsknechte nicht auf seine väterliche Ermahnung hörten, von einem Schlagfluß getroffen, dem schwere Krankheit folgte, von der er nicht wieder genesen sollte, so daß er zur fernern Führung des Heeres untauglich blieb. Es war ein bittres Loos für den ausgezeichneten Mann, auf so unrühmliche Weise seine Heldenlaufbahn beschließen zu müssen.

Das über diesen Schlag schmerzlich betroffne und reumüthige Heer bat jetzt den Herzog von Bourbon, es nur ohne Verzug fort nach Rom zu führen. Nach mancherlei Fährlichkeiten und Verhandlungen langte Bourbon mit dem spanisch-deutschen Heere am 5. Mai Abends vor Rom an und stürmte schon am 6. früh die Stadt; denn ein ansehnliches italienisch-französisches Heer war ihm im Rücken. — In dem Augenblick, als der Herzog eine Sturmleiter hinaufstieg, traf ihn eine Kugel in den Unterleib, woran er nach einigen Stunden den Geist aufgab. Die Stadt wurde genommen und in den nächsten Tagen geplündert, mehr als zehn Millionen Goldes fiel dem siegreichen Heere in die Hände, wovon die Spanier und Neapolitaner das Meiste, die gutmüthigen Deutschen — froh, daß sie nur wieder zu essen und zu trinken hatten — das Wenigste erhielten. Der in der Engelsburg gefangen gehaltene Papst hoffte vergebens auf Befreiung durch das Heer der Ligue; es ließ ihn im Stich, und er mußte sich, verhöhnt und verspottet, zur Annahme harter Bedingungen verstehen.

Aber bald brachen die Folgen unerhörter Schwelgereien, Pest, Meuterei und Unordnung aller Art die Kraft des siegreichen Heers, und der Sieg wurde durch die Bestialität der Sieger verkümmert. Der Prinz von Oranien, an Bourbons Stelle Oberanführer, mußte vor dem Grimm

der Söldner schimpflich aus der Stadt fliehen, weil der Sold trotz aller erbeuteten Schätze und der Versprechungen des Papstes nicht gezahlt werden konnte. Alle Zucht und Ordnung hörte auf, die Pest wüthete furchtbar, und in der ersten Hälfte des Juli verließen Spanier, Italiener und Deutsche nacheinander die Stadt und zogen zerstörend im Lande herum, bis die Deutschen in der schlechtesten Verfassung gegen Ende des September nach Rom zurückkehrten, um den Papst zur Zahlung der versprochenen Summen als ihres Kriegssolds zu zwingen. Die Ligue, zu welcher auch der König von England getreten war, sandte sogleich ein neues französisches Heer nach Italien und im Herbst dem Kaiser eine neue Kriegserklärung nach Spanien. Ganz Italien war in einer furchtbaren Verwirrung; am schlimmsten ging es aber in Rom selbst zu, der Papst konnte oder wollte das in den Verträgen mit den kaiserlichen Bevollmächtigten und den Hauptleuten der Söldner versprochene Geld nicht schaffen und entfloh endlich in der Nacht des 6. December verkleidet aus der Stadt, eben als seine Befreiung vor der Thür war und die Ordnung sich herzustellen begann. Der Prinz von Oranien kehrte nun in die Stadt zurück, nahm seinen Posten wieder ein und führte das zusammengeschmolzene Heer am 17. Februar 1528 aus der Stadt nach Neapel, welches von dem starken und tüchtigen französischen Heere unter dem Marschall Lautrec ernstlich bedroht wurde. Es schien ein paar Wochen lang, als wolle sich das Zünglein des Kriegsglücks wieder auf die Seite des Franzosenkönigs neigen, aber plötzlich brachen in dem französischen Heere vor Neapel Pest und Hungersnoth so furchtbar aus, und die Trümmer des Bourbon-Frundsbergischen Heers, welches die Stadt vertheidigte, machten so verzweifelte Ausfälle auf die Franzosen, daß das ganze Heer mit seinem Marschall erlag und gänzlich aufgerieben wurde. Selbst die schreckliche Gottes-

geißel wüthete zu Gunsten des jungen Kaisers, und mit ihrer und der Hülfe des spanisch-deutschen Heers wurden seine Feinde abermals niedergeworfen. Der Anfang des Jahres 1529 sah ihn als unbezwungenen Herrn von Italien. Der gedemüthigte Papst war genöthigt, am 29. Juni 1529 Frieden mit dem Kaiser zu schließen, worin er dessen Herrschaft in Italien anerkannte, nur um die Florentiner wieder zu bezwingen, die die Mediceer verjagt und sich ganz von Klemens losgesagt hatten. Der Kaiser verband sich dem Papste aber auf solche Weise und machte ihm so schöne Koncessionen, daß die Evangelischen in Deutschland bald genug die Wirkung verspürten.

Diesem Friedensschluß folgte bald der zweite zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich. Er wurde von der Mutter des Königs, Luise von Savoyen, und der Statthalterin der Niederlande, Erzherzogin Margaretha, die jener einst als Herzogin von Savoyen so nah gestanden hatte, zu Cambrai am 25. August geschlossen, weshalb er der Damenfriede genannt wurde. In Folge desselben wurde des Kaisers Schwester Eleonore, verwitwete Königin von Portugal, gleich darauf Gemahlin des Königs Franz von Frankreich, und die beiden erbitterten Feinde wurden nun Schwäger.

Während hier im Westen Alles zu Glück und Macht des habsburger Herrscherhauses ausschlug, brauste aus Osten ein neuer Sturm wider dasselbe heran, der all dies Glück und diese Macht zu vernichten drohete: Suleiman erhob sich mit dritthalbhunderttausend Mann zum heiligen Kriege, um die Habsburger und mit ihnen das ganze Christenthum zu stürzen. Ehe der Kaiser noch den Frieden mit dem Papst und König Franz abgeschlossen hatte, war Suleiman Herr von ganz Ungarn, in welchem ihm König Ferdinand keine Macht entgegenzustellen hatte, und am 26. September langte er mit dem ungeheuern Heere

vor Wien an und schlug sein Lager auf. Suleiman hatte begriffen, welch einen Fehler er gemacht, als er vor drei Jahren auf seinem Siegeszug umgekehrt und wieder nach Hause gezogen war; er wollte ihn jetzt wieder gut machen und hatte seine Einrichtung getroffen, um drei Jahre von Konstantinopel entfernt zu sein. Bald mußte er zu seinem Schrecken inne werden, daß es zu spät war, und er jetzt nicht mehr verrichten konnte, wozu vor drei Jahren die günstigsten Umstände gewesen waren. Drei furchtbare Stürme auf die Stadt schlug die heldenmüthige Besatzung, aus vier deutschen und einem böhmischen Regimente bestehend, so tapfer zurück, daß Suleiman genöthigt war, am 15. Oktober die Belagerung aufzuheben und den Rückzug anzutreten, um sein Heer nicht in Deutschland aufgerieben zu sehen. Ungarn blieb aber in seinen Händen; denn dem König Ferdinand fehlten Macht und Mittel, aus dem Siege der wiener Besatzung die rechten Vortheile zu ziehen und den Sultan zu verfolgen. Zapolya ward vom Großsultan zum König von Ungarn erhoben. Von Deutschland und der Christenheit insbesondere von den Habsburgern war jedoch die Gefahr abgewendet.

10.

Die Fugger und die Helfer Oestreichs.

Die kirchliche Bewegung in Deutschland war in den letzten drei Jahren voll Kampf immer mächtiger geworden. Im Kurfürstenthum Sachsen, in Hessen und in den freien Reichsstädten bildete sich das neue Kirchenthum mehr und mehr aus und gewann festere Gestaltung. Der junge Landgraf gründete in Marburg die erste evangelische Uni-

versität; aber schon zeigte sich eine Spaltung zwischen den schweizer und den wittenberger Reformatoren.

In Augsburg theilten schon am Christfeste 1526 Dr. Frosch und Urban Regius, an welche sich Kaspar Huberin und Johann Schmidt anschlossen, zu St. Anna das vom Rath freigegebene Abendmahl unter beiden Gestalten aus. Die Karmeliter legten bis auf wenige ihr Ordenskleid ab und vertheidigten in einer eignen Schrift ihren Austritt. Im folgenden Jahre verheiratheten sich die Meisten nach dem Beispiel ihres Priors Frosch und des Predigers Regius. An dem Hin- und Herwogen der öffentlichen kirchlichen Kämpfe nahm die Stadt den lebhaftesten Antheil. Ihre, wie Ulms und Nürnbergs Abgeordnete saßen überall im Rathe der evangelischen Stände und das Wort derselben war nicht selten von entscheidender Wichtigkeit, namentlich auf den Reichstagen zu Speier 1526 und 1529. Als der Kaiser sich im Jahre 1528 zur Aussöhnung mit dem Papste so willfährig zeigte und den evangelischen Deutschen merken ließ, daß sie abermals von ihm hintergangen waren, ließ er auch den augsburger Stadtrath durch seinen Vicekanzler, Propst von Waldkirchen bedeuten, die Stadt sei bei ihm in Ungnade gefallen, weil sie die Religion verändert habe, und sie ernstlich vermahnen, der neuen Lehre zu entsagen. Da zeigte sich recht deutlich die der ersten freien Reichsstadt inwohnende moralische Kraft. Die ausgesprochene Willensäußerung des Kaisers hatte nur ein engeres Anschließen an das geistesverwandte Ulm zum Schutze der evangelischen Lehre zur Folge. Nun gerade wurde auf allen Kanzeln der Stadt evangelisch gepredigt, ja als auf dem Reichstage zu Speier 1529 die Sache der Evangelischen in Folge des Friedensschlusses zwischen Kaiser und Papst und dem dadurch bewirkten engern Zusammentreten der altgläubigen Stände, wieder eine üble Wendung nahm, trat der Rath in Augsburg erst recht

entschieden auf und sagte den bedrohten verehelichten Priestern seinen Schutz zu. Aber mit derselben Entschiedenheit verfuhr er auch gegen alle Ausschreitungen, namentlich gegen die sich immer wieder erhebenden Bilderstürmer, und gebrauchte sogar grausame Strenge gegen die Wiedertäufer.

Mit dem Hause Fugger und denen, die ihm nah standen, gingen in diesen vier Jahren einige Veränderungen vor. Die beiden Häupter des Hauses, Raimund und Anton schlossen sich der bischöflichen Partei enger an, und der Letztere war sogar ein Haupt derselben. Ebenso fest hielten sie am habsburger Hause, und brachen mit den Baiernherzögen, welche erst nach der böhmischen Königskrone gestrebt hatten und nun sogar an die Möglichkeit dachten, die Kaiserkrone zu gewinnnen, und deshalb in Verbindung mit Zapolya traten, allen Geschäftsverkehr ab. Anton war wieder ein so eiserner Anhänger der Habsburger und der päpstlichen Macht, wie Jakob in seiner Jugend gewesen war, nur nicht mit der Gemüthlichkeit desselben. Erst 1527 verheirathete er sich in seinem fünfunddreißigsten Jahre mit Anna Rehlinger von Horgau, einer Nichte des Bürgermeisters und den ersten Familien der Stadt entsprungen, und bezog mit ihr das Haus Jakobs am Weinmarkt, das ihm die Tante Sibylle überlassen hatte. Bei ihm blieben Junker Martin, der nach Jakob Fuggers Tod den Geschlechtsnamen „van der Voort" erhalten. Regina Turzo bezog mit der Tante Sibylle ein andres Haus. Martin blieb tiefsinnig und behielt sein stilles scheues Wesen. Selten sprach er ein Wort, aber er war ein guter und fleißiger Arbeiter auf der Schreibstube und führte jedes ihm aufgetragene Geschäft mit der größten Pünktlichkeit aus, so daß er für das Haus einen brauchbaren Mann abgab. Auch Raimund Mohr hatte sich allmälig an die Geschäfte gewöhnt und arbeitete täglich mit auf der Schreibstube, obgleich nie mit großer Lust. Mit

seinem vierundzwanzigsten Jahre sollte er Reginas Gatte werden; so hatte es Jakob Fugger verordnet, und sein Wille war seinen Neffen in jeder Beziehung heilig.

Hieronymus führte sein eignes Geschäft fort und lebte meist in Augsburg. Wenn er auch genöthigt war, eine Reise nach Tyrol zu machen, immer kehrte er sobald als möglich zurück; denn in den Mauern des Katharinenklosters leuchtete still der Stern, der ihn anzog, obgleich für ihn, nach Art der Sterne, unerreichbar. Johanna von Sickingen hatte sich als Nonne einkleiden lassen. Hieronymus sah sie selten, aber sie zu sehen machte all sein Glück aus. In stiller Wehmuth verlebte er seine Tage und wies alle Aufforderungen seiner Verwandten und Freunde, sich zu verheirathen, mit resignirtem Lächeln zurück. Nur wenn er seine Schwester Felicitas im Kloster besuchte, wich die trübe Wolke von seiner bleichen Stirn; denn dann trat Johanna an Felicitas' Arm in das Sprachzimmer und eine Stunde verflog ihm, deren Wonne den Kummer seiner Tage aufwog. Offen trat er zur neuen evangelischen Kirche über, als die Bekenner der wittenberger Lehre sich förmlich vom Papst lossagten, und er ward deshalb von seiner Tante Sibylle vorzüglich gern gelitten.

Bübenhoven hatte einige Zeit dem fuggerschen Hause in Antwerpen vorgestanden, dann aber die Bitte der Erzherzogin Statthalterin, seiner Gönnerin erfüllt, und war als ihr Hofmeister und Kavalier in ihre Dienste getreten. Er widmete sich ganz der hohen Frau, zumal sie seit einiger Zeit kränkelte.

Georg Frundsberg, der vieljährige Freund des fuggerschen Hauses, war krank und elend, im Geleite seines Sohnes Kaspar, in einer Sänfte über das hohe Gebirge von Graubündten nach Mindelheim zu seiner Hausfrau zurückgekehrt. Ueber Jahr und Tag hatte er an schwerem Gebreste in Ferrara als Gast des Herzogs Anton gelegen,



selbst als dieser sich gegen den Kaiser wandte. Im Anfang des Jahres 1528 war sein Sohn Melchior als kaiserlicher Hauptmann in Rom an der Pest gestorben, und er selbst endete nach sehr trüben Erfahrungen, unter denen der Undank der Habsburger eine der schlimmsten war, acht Tage nach seiner Ankunft auf seinem Schlosse zu Mindelheim am 20. August, erst 53 Jahre alt. Alle kaiserlichen Feldobersten waren von der Lebensbühne abgetreten. Auch der gräßliche Truchseß starb um diese Zeit in grämlicher Stimmung über seine Blutthaten, die ihm vom schwäbischen Bunde schlechten, vom Erzherzog Ferdinand nur kurzen kalten Dank eingebracht. Der eitle tyrannische Erzbischof von Salzburg endete in Blödsinn. Der Markgraf Kasimir von Brandenburg, der Vaterschänder und Bluthund, starb, kaum vierzig Jahre alt, als Feldobrister des Königs Ferdinand auf dessen Zuge nach Ungarn 1527, schon ein Jahr nach seiner schauderhaften Bauernmetzig, und nicht etwa in einer Türkenschlacht, nein, an einer furchtbaren Darmgicht auf dem Heereszug auf freiem Felde. Sein Bruder Georg gab auf Andrängen des Bruders Albrecht, der sich zwei Jahre vorher zum erblichen Herzog von Preußen erklärt hatte, den gefangenen Vater frei, und nun zeigte sich's, daß dieser nie geisteskrank gewesen war; er lebte noch neun Jahre als regierender Fürst. Kasimirs einziger Sohn und Erbe war jener Markgraf Albrecht, Alcibiades genannt, der wüste Parteigänger, die Geißel seines Landes und Deutschlands, der 1527 geächtet und landlos 35 Jahre alt ohne Erben starb. Auch Markgraf Georgs einziger Sohn, Georg Friedrich, starb 1603 ohne Leibeserben, ebenso des Herzogs Albrecht von Preußen einziger blödsinniger Sohn Albrecht Friedrich 1618. Das ganze mit blutigen Verbrechen belastete Haus ging unter und seine Länder fielen an die kurfürstlich brandenburgische Linie. Es gibt doch eine Nemesis in der Geschichte.

Auch im Untergange jener Männer der Bedrückung, des Meineids, der Gewalt, des tausendfachen Mords, die in Deutschland zu Gunsten der beiden jungen habsburgischen Fürsten gewüthet, tritt sie deutlich hervor. Nach wenig Jahren schon und sie waren alle aus dem Leben geschieden, jene eisernen entsetzlichen Menschen, die Männer der Gewalt und jener bedenklichen dem habsburger Hause gewidmeten Treue, jene Männer, die mit eiserner Faust und listigen Ränken in die fortschreitende Entwickelung des einem herrlichen Ziele, dem Volksglück, zustrebenden Zeitgeistes hemmend und zerstörend eingewirkt, die den jungen Kaiser auf eine Stufe der Macht gehoben, auf welcher vor ihm kaum je ein deutscher Kaiser gestanden, und der das Alles ruhig und kalt hinnahm, als verstände es sich von selbst, und dem Andenken seiner Förderer kaum eine Ehre erwies. Ein neues Geschlecht stand auf der Lebensbühne, im herzlosen Ränkespiel der Politik, im Verhöhnen aller großen und edeln Gefühle, die der bessere Theil der Nation eine Zeitlang gehegt, aufgewachsen. Man sang Spottlieder auf die unterlegnen Bauern, man beschimpfte das Andenken ihrer Häupter. Mit welchem Unflath der Gesinnung wurde nicht Thomas Münzers Name überschüttet! — Selbst die kirchliche Angelegenheit war zum kalten diplomatischen Streit geworden, voller Ränke, voller Ingrimm, aber aller Begeisterung leer. Ein böser Frost lag auf den Geistern, deren würdiger Repräsentant der herzlose Kaiser selbst war.

Ein Glück für das Haus Fugger, daß der Segen Meister Jakobs darauf ruhete.



11.

Karls Geburts- und Krönungstag zu Bologna.

Welch ein Pomp! — Kaiser Karl feiert seinen dreißigsten Geburtstag mit seiner Kaiserkrönung von der Hand des Papstes zu Bologna. — —

Am 27. Juli 1530 war er in Barcelona zu Schiffe gestiegen, am 12. August in Genua ans Land getreten. Andreas Doria, der berühmte Genuese, führte ihn. Ein großes Gefolge aus dem vornehmsten und reichsten Adel der spanischen Königreiche begleitete ihn auf der wichtigen Reise. Zehntausend spanische Soldaten wurden mit ihm auf der spanisch-italienischen Flotte von Barcelona nach Genua übergesetzt. Es war Alles gethan, ihn in der Herrlichkeit und Macht des Siegers, in der Pracht und Größe des ersten Fürsten des Erdkreises zu zeigen. Er wußte was er that, dieser kalte verschlossene schlaue Karl, als er mit solchem Schaugepränge den Fuß auf die italienische Erde setzte und von da nach Deutschland zu ziehen gedachte. Sieben volle Jahre hatte er die Länder des heiligen römischen Reichs nicht gesehen, hatte Spanien in dieser Zeit nicht verlassen. Es waren gerade die wichtigsten Jahre im Leben des Menschen, die Jahre der Reife und festen Gestaltung des Charakters, die Jahre der Ausprägung und Vollendung des innern und äußern Menschen, des Ueberganges aus dem Jünglings- in das Mannesalter. Und wie hatte er sich ausgebildet! Der deutsche Jüngling, einst nach Spanien gegangen, um die Erbschaft der Kronen seiner mütterlichen Großeltern anzutreten, dann nur auf nicht volle zwei Jahre zurückgekehrt, um sich in Aachen zum deutschen König krönen zu lassen und den Reichstag zu Worms zu halten, jetzt kam

er als ein vollendeter Spanier wieder. Er hatte unter den Spaniern nicht allein spanisch regieren gelernt, er hatte den Geist seines mütterlichen Großvaters, Ferdinands des Katholischen, begriffen und sich zu eigen gemacht.

Viele Tausende waren aus ganz Oberitalien herbeigeströmt, ihn zu empfangen, zu begrüßen, zu sehen. Es war ein so furchtbares Gedränge, daß Viele erdrückt wurden, Andere vom Quai hinabgestürzt in den Gewässern des Hafens den Tod fanden.

Dieser ungeheure Menschenzudrang, diese beispiellose Aufregung in ganz Oberitalien hatte ihren guten Grund. War doch diesem jungen Kaiser gelungen, was eigentlich noch keiner seiner Vorgänger zu Stande gebracht hatte, sich zum Herrn von Italien zu machen. Wie waren sie seit Jahrhunderten über die Alpen gekommen, die stolzen kriegerischen deutschen Oberfürsten mit mächtigen Heeren, um sich die Kaiserkrone des heiligen römischen Reichs in Rom aufsetzen zu lassen und das Land sich unterthänig zu machen, und wieder vertrieben worden! Und dieser Karl, dieser merkwürdige Glückssohn, hatte das stolze Ziel erreicht, ohne sein persönliches Zuthun; es war ihm Alles wie im Schlafe zugefallen. Und welch ein mächtiger Gebieter war er! Die neuentdeckte Welt, die ungeheure, deren Umfang man noch nicht einmal kannte, aus der man täglich Seltsameres, Wunderbareres vernahm, und in welcher die Phantasie sich in den kühnsten Ausschweifungen erging, sie huldigte ihm als ihrem König und Herrn; ganz Spanien mit seinen Königreichen war sein Erbe, Neapel und Sicilien sein Eigenthum, Burgund und Niederlande nannten ihn ihren Herzog, Oestreich war sein Stammland, er war deutscher Kaiser! So lang es eine Geschichte gab, hatte die Welt noch keinen so mächtigen Monarchen gesehen. Dazu seine Siege! S e i n e Siege; es klang merkwürdig, denn er war doch noch nie in einem ernstlichen



Kriege gewesen, hatte noch keine Schlacht gesehen. Und der stolze kriegerische Franzosenkönig, wie der stolze kriegerische Papst waren von seinen Feldherrn wiederholt geschlagen und gefangen genommen worden. Der wilde Heinrich von England hatte nichts gegen ihn ausrichten können; das reiche Venedig war gedemüthigt.

Da stieg er nun aus dem Schiffe, dieser Kaiser, als Triumphator und ritt, von den prächtigen spanischen Granden umgeben, langsam durch das endlos wogende, ihm unaufhörlich zujauchzende Volk, ein schmächtiger, fast zierlich gebauter junger Mann mit einem bleichen ziemlich unansehnlichen Gesicht, mit dünnem röthlich blonden Haare und Bart, mit einer schwachen Stimme, ohne Stolz aber auch ohne Majestät; nicht wie ein König, nicht wie ein Krieger aussehend,. sondern wie ein Hofmann. Das war der Günstling des Glücks, wie die Erde keinen zweiten besaß. —

Seit fast vier Jahren war Karl mit der Prinzessin Isabella von Portugal, Tochter des Königs Emanuel und Schwester des jetzigen Königs Johann des Dritten, vermählt. Damals, als er den König Franz von Frankreich der Gefangenschaft entlassen, war er nach Sevilla zu seiner Vermählung gereist. Ein Jahr später war ihm ein Infant geboren worden, den er seines Vaters Namen Philipp gab. Als er jetzt von der Kaiserin-Königin geschieden und ihr die Regierung der spanischen Königreiche übergeben, war sie abermals gesegneten Leibes und ihre Entbindung von einem zweiten Prinzen wurde dem Kaiser in der Mitte des folgenden Jahres, als er eben mit dem Papste zusammen in Bologna war, gemeldet. Der Infant starb aber wenige Monate nach seiner Geburt. — Es war keine Ehe, die die Herzen geschlossen. War es doch zweifelhaft, ob Karl überhaupt jener Gemüthsregungen, die man dem Herzen zuschreibt, fähig war. Die Jugend wenigstens, wo jene Ge-

fühle frisch und lauter strömen, war schon lange für ihn vorüber. In seiner Gestalt, in seinen Gesichtszügen war schon deutlich jene Raffinerie der diplomatischen Künste, gepaart mit einer gewissen Verdrossenheit, ausgeprägt, die ihm eine für sein Alter unheimliche Ruhe und selbst seinem Lächeln etwas von der Kälte des Sonnenblicks, der von einem Gletscher zurückprallt, verlieh.

Bald langten Gesandtschaften von allen Höfen in Genua an, dem Kaiser Huldigung und Ergebenheit zu bezeigen. Er hatte gegen alle das höfliche Lächeln und die Versicherung des Friedens und Wohlwollens. Seinen Feinden zeigte er keine Strenge, im Gegentheil waren die Bedingungen, die er für die Versöhnung stellte, äußerst billige. All sein Streben war die Empörung, den Krieg zu ersticken, Ordnung und Ruhe herzustellen, die Segnungen des Friedens zu fördern. Von den Florentinern verlangte er streng die Zurückberufung der Mediceer, unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Papstes. Den jungen Herzog Alessandro Medici, natürlichen Sohn des Papstes Klemens von einer Hausmagd, aber für einen Sohn des letzten Herzogs Lorenzo geltend, von den Florentinern zwei Jahre vorher verjagt, bestimmte Karl zu seinem Schwiegersohne, d. h. zum Gemahl seiner natürlichen Tochter Margaretha, und hatte ihn stets um sich.

Inzwischen bedrohte der Eroberungszug Suleimans durch Ungarn nach Oestreich und seine Belagerung Wiens noch einmal Karls Macht in Italien, und Mailand und Venedig glaubten im Großsultan einen mächtigen Ersatz für den König Franz gefunden zu haben. Des Kaisers Blicke schweiften nicht ohne ernstliche Besorgniß von Genua nach Wien; aber sein Glücksstern zerstäubte schnell die Wolken, und als Suleiman heimzog, war Karls Macht in Italien nur noch fester gegründet. Desto billiger und versöhnlicher zeigte er sich gegen Mailand und Venedig.



Nie war ein klügerer Kaiser nach Italien gekommen. Nachdem er auch den Herzog von Ferrara wieder zu Gnaden angenommen, ging er zu Anfang Novembers nach Bologna, wo ihn der Papst erwartete. Das Gepränge war groß von beiden Seiten.

Als der prächtige Zug — der Kaiser im silbernen Helm und Küraß auf einem milchweißen Pferde unter dem von den Professoren und Doktoren der Universität getragenen Himmel von güldnem Stuck — unter Trompeten- und Paukenschall auf dem Platze vor der Hauptkirche des heiligen Petronius angekommen war, stieg Karl vom Pferde und schritt auf die geräumige mit kostbaren Tapeten überkleidete Bühne zu, welche hier aufgeschlagen war, und auf welcher Papst Klemens in Pontificalibus mit der Tiara auf dem Haupte, umgeben von Kardinälen und Bischöfen, ihn erwartete. Während der Kaiser zwischen zwei Kardinälen die Stufen hinaufstieg, erhob sich der Papst und ging ihm einige Schritte entgegen. Oben angelangt, warf sich Karl auf beide Kniee nieder und küßte dem Papst den Fuß. Klemens hob ihn auf, küßte ihn auf Stirn und Wangen und gab ihm die Hand. Karl sprach: „Allerheiligster Vater, ich komme hier zu den Füßen Euerer Heiligkeit in der Absicht, die ich stets gehabt, mit Euch gemeinschaftlich zum Besten der Christenheit, die schon lange Noth leidet, zu wirken, und bitte ich Gott, der mir so große Gnade erwiesen, er möge unser Vorhaben segnen und machen, daß meine Ankunft allen Christen zum Vortheil gereiche.“

Der Papst erwiederte: „Ich versichre Ew. Majestät, daß ich nichts eifriger, als diese unsre Zusammenkunft gewünscht; Gott und alle Heiligen mögen mir Zeuge sein! Und ich bin der göttlichen Majestät viel Dank schuldig, daß sie Euch so glücklich hierher gebracht und mir die Freude gönnt, Euch zu sehen; ferner, daß sie die Dinge

so gewendet, daß ich nicht zweifle, es werde durch Euere kaiserliche Macht nicht nur der Kirche, sondern auch ganz Europa der Friede wieder gegeben werden."

Nach dieser Begrüßung beschenkten sie sich mit einigen Kleinodien und stiegen von der Bühne unter dem Beifallsruf des Volks herab, der Kaiser zur Linken des Papstes. Jener begab sich mit mehren Kardinälen in die Kirche, um sein Gebet zu verrichten, dieser in seinen Palast. Zunächst daran war der Palast des Kaisers und beide durch eine neuerbaute hölzerne Galerie verbunden, so daß sie sich sprechen konnten, ohne die Straße zu betreten, gerade wie kurz zuvor die beiden Fürstinnen in Cambrai, als sie den Friedensschluß verhandelten.

Und sie verhandelten auch mit einander im Geheimen, der Papst und der Kaiser, über die hölzerne Galerie herüber und hinüber, und zwar den Weltfrieden, das heißt, die Unterdrückung jedes kräftigen Aufstrebens des Volksgeistes in Staat und Kirche, in Italien wie in Deutschland, sie verhandelten, daß die lutherische und zwinglische Ketzerei gewaltsam unterdrückt werden müsse.

Seht da den „deutschen" Kaiser, der durch deutsche Soldaten, die kampfmuthig und begeistert seinem Rufe folgten, als er sie gegen den Papst führen ließ, sich zum Herrn von Italien machte und den Papst gefangen nahm, seht ihn sich mit dem Papst verbinden und unterhandeln zur Bekämpfung desselben deutschen Geistes, der nach Befreiung von der Schlangenumarmung des Papstes rang und deshalb so jubelnd und freudig dem Kaiser gefolgt war! Das ist die weltberühmte spanische Kunst, die Kunst der Könige. Und doch spielten das Oberhaupt des Reichs und das Oberhaupt der Kirche ebensogut Komödie miteinander, wie vor dem Volke. Sie konnten sich einander nicht ausstehen; sie grollten einander in der tiefsten Seele, keiner traute dem Andern. Aber der Papst brauchte den Kaiser gegen



die republikanischen Florentiner und gegen die Ketzer in Deutschland, und der Kaiser brauchte den Papst gegen Mailand und Venedig, gegen Frankreich und wieder gegen Deutschland. Mit einem Worte: Jeder brauchte den Andern gegen den mächtig aufstrebenden und sich seiner Kraft allmälig bewußt werdenden Volksgeist. So kam denn ihr Bund zu Stande zur Ehre Gottes und Jesu Christi und zur Erlangung des Friedens und der Ruhe und Ordnung in Europa.

Dann gingen Boten vom Kaiser aus nach Deutschland, die Stände des Reiches durch Circularbriefe zu einem großen Reichstag nach Augsburg zu bescheiden, der am achten Tage des Monats April eröffnet werden sollte.

Unter den vielfachen und verwickelten Verhandlungen und Abschlüssen mit den verschiedenen italienischen Staaten verstrich die Zeit. Der Kaiser gewann alle Herzen durch seine Güte, seine Mäßigung. Nur Florenz, das sich durchaus dem rachsüchtigen Mediceer auf St. Peters Stuhl nicht fügen wollte, wurde auf Befehl des Kaiser vom Prinzen von Oranien belagert.

Der Kaiser hatte gewünscht, nach Beendigung dieser Angelegenheiten sich in Rom krönen zu lassen und dann erst nach Neapel zu gehen, bevor er Deutschland heimsuchte; aber sein Bruder Ferdinand sandte ihm Boten auf Boten mit der immer dringendern Mahnung: Karl möge unverzüglich über die Alpen kommen, um dem gefährlichen Geiste in Deutschland mit der ganzen Macht seines kaiserlichen Ansehens entgegen zu treten und ihm selbst dann wieder zu Ungarn zu verhelfen. Den Kaiser trieb es selbst; er gab jenen Plan auf und beschloß, sich in Bologna krönen zu lassen. Er bestimmte seinen Geburtstag zu dieser wichtigen feierlichen Handlung; dieser für ihn bereits so bedeutungsvolle Tag sollte dadurch noch höhere Bedeutung gewinnen. Vor fünf Jahren war an diesem Tage die Schlacht bei Pavia

geschlagen, vor drei Jahren war an diesem Tage sein Bruder Ferdinand in Prag zum König von Böhmen gekrönt worden. Mit dem dreißigsten Geburtstage, wo der Mann in das Zenith seines Lebens tritt, wollte Karl die uralte Kaiserkrone von des Papstes Hand auf dem Haupte empfangen. Er wollte sein Glück an diesen Glückstag binden, und er band es daran; es gelang ihm wider Erwarten. Es war in jeder Hinsicht eine merkwürdige Kaiserkrönung.

Zwei Tage vorher, am 22. Februar, fand die Krönung Karls mit der eisernen Krone zum König der Lombardei mit großen Feierlichkeiten in der Kirche Johannes des Täufers statt. Diese von Karl dem Großen stammende Krone, der ein schmaler in den breiten Goldring eingelassner eiserner Reif den Namen gegeben, wurde seit siebenhundert Jahren in Monza verwahrt, und dem Herkommen gemäß hätte sich Karl in dieser Stadt damit krönen lassen sollen. Aber Karl sagte: er reise nicht zu den Kronen; die Kronen müßten zu ihm kommen. Und wie die Kaiserkrone, so ward die eiserne Krone nach Bologna gebracht.

Der Kaiser wurde von zwei Kardinälen in die Kirche geführt. Er trug einen langen Purpurmantel mit silbernen Ranken und einen goldgestickten spanischen Hut. Der Markgraf von Moja trug ihm das Schwert in der Scheide, der von Astorga das Scepter, der Herzog Alessandro von Medici den Reichsapfel und der Markgraf von Montferrat die Krone vor. In einer Kapelle der Kirche empfing ihn der Kardinal von Tortosa und verrichtete, vermöge päpstlicher Vollmacht, die Salbung auf die Schultern und den rechten Arm an ihm. Hierauf wurden in der Sakristei dem Kaiser von Kardinälen die königlichen Gewande angelegt. Indessen kam der Papst in die Kirche, dem der Kaiser ehrerbietig entgegen ging. Der Papst trat, nach Beendigung der Messe und mehrer Chorgesänge vor den Altar, der Kaiser kniete auf ein Sammtkissen vor ihm.

Der Papst steckte dem Kaiser einen kostbaren Ring an den Zeigefinger der rechten Hand und gürtete ihm das Schwert um, beides mit der Wortformel des alten Ritus. Der Kaiser stand auf, zog das Schwert und führte damit drei Streiche in die Luft, steckte es wieder in die Scheide, kniete wieder nieder und empfing die lombardische Königskrone aus des Papstes Hand auf das Haupt. Er küßte dem Papst den Fuß und erhob sich. Der Papst stimmte das Te deum laudamus an. Der Chor fiel ein und sang dann das Agnus dei, während dessen Papst und Kaiser den Friedenskuß auf die Wangen wechselten.

Der Papst ertheilte hierauf allen Anwesenden auf hundert Jahre Ablaß und beschloß damit die Krönungsfeier. Hand in Hand gingen Papst und Kaiser in den Palast zurück.

Die Menschenmenge, die aus ganz Italien zuströmte, wuchs in diesen Tagen so außerordentlich an, daß die Stadt sie kaum beherbergen konnte, aber gerade Diejenigen fehlten, denen es am ersten gebührte, hier mit Würde und Repräsentation aufzutreten: die deutschen Fürsten. Hoher und geringer Adel, hohe und niedrige Geistlichkeit aus Spanien und Italien waren am Morgen des 24. Februar in Masse zugegen; ein einziger deutscher Fürst war durch Zufall Tags vorher angekommen, der Pfalzgraf Philipp, der kurz zuvor Wien gegen Suleiman vertheidigt hatte. Die deutschen Kurfürsten waren nicht eingeladen worden, keine deutsche Ritterschaft, wie sie sonst ihren Kaiser nach Rom führte, war zu sehen. Auf dem Platze standen wohl dreitausend deutsche Landsknechte, aber ein Spanier befehligte sie, der kontrakt geworbne Antonio de Leiva, der auf einem Tragsessel saß. Was hier in Glanz und Pracht auftrat, war aus Spanien und Italien zusammengekommen. Spanische Edelknaben eröffneten den Zug nach der Kirche St. Petronius, deren Kapellen der Papst die Na-

men der Kapellen von St. Peter beigelegt und einem Ort in derselben sogar als die Konfession Petri geweiht hatte. Den spanischen Jünglingen folgten die spanischen Granden. Da waren es vorzüglich die Träger der alten berühmten Namen der kastilischen Geschlechter: Mendoza, Guzman, Pacheco, Padilla, Manriquez, Zuniga, Toledo, Cueva, Rojas, Ponce de Leon, Saldanga, Gatlinara, Olivarez. Jedes große Haus war vertreten. Alle wetteiferten in Pomp und Herrlichkeit. Es war ein Schaugepränge, wie es noch kein Mensch gesehen, womit die stolzen Spanier den Italienern imponiren wollten. Der Glänzendste war Alvarez Assorio Marquis von Astorga. Aber auch Aragonien, Katalonien, Navarra hatten ihre zahlreichen Repräsentanten gesendet und nur Männer aus den ersten Adelshäusern. Dasselbe war mit Neapel und Sicilien der Fall. Aus den übrigen italienischen Staaten immer die Blüthe des Adels, die nicht hinter den Spaniern zurückstehen wollte. Millionen waren verschwendet worden an die Hülle des Menschen, um die vermeintliche Stellung zu behaupten. Hierauf kamen die Herolde, nicht etwa der deutschen, sondern der spanischen und italienischen Provinzen. Das Scepter trug der Markgraf von Montferrat, das Reichsschwert der Herzog von Urbino, den Reichsapfel der zufällig gekommene Pfalzgraf Philipp, die goldne Kaiserkrone Karls Schwager, der Herzog von Savoyen. So waren die Aemter der deutschen Kurfürsten besetzt. Hinter ihnen trat der Kaiser in der Mitte zweier italienischer Fürsten einher; die Mitglieder seines spanischen geheimen Raths, sein Hofstaat und die fremden Gesandten folgten ihm nach. Er hatte einen langen babylonischen Mantel um, dessen Schweif sein Oberkämmerer, der Graf Heinrich von Nassau trug, und die Königskrone auf dem Haupte. Ueberall Spanier, Spanier, Italiener, Italiener, so weit das Auge blickte. Wo waren die Deutschen? Hier wurde

ja der deutsche Kaiser gekrönt! Armes verhöhntes Deutschland! Was bedarf der Spanier Don Carlos der deutschen Fürsten zu seiner Krönung als deutscher Kaiser! Und Euch geschieht schon recht, Ihr verblendeten thörichten deutschen Fürsten! Wie Ihr das deutsche Volk behandelt habt, so behandelt Euch wieder dieser deutsche Kaiser. Wahrlich, Franz von Sickingen hätte sich mit der silbernen deutschen Königskrone in Aachen begnügt, aber nur deutsche Männer hätten ihn umgeben, nur das deutsche Volk hätte ihm zugejauchzt, nur Deutschlands Größe wäre sein Ziel gewesen. Er ruht in der kühlen Erde. Ihr habt ihn geschlachtet, und der kalte höfliche Spanier hat kein Herz für Euch. Er kennt nicht das deutsche Volk, er versteht die großen Ideen nicht, von denen es erfüllt ist; kein Flügelschlag des Zeitgeistes hat seine gewöhnliche Seele berührt; er verdammt den mächtigen Drang nach freier Bewegung des deutschen Geistes, den Drang nach Einheit und Größe; er will Frieden, Ordnung und Herrschaft im spanischen und im päpstlichen Sinne.

Und wie merkwürdig! Fast wäre seinem deutschfeindlichen Streben auf diesem Krönungsgange für immer ein Ziel gesetzt worden. Der Zug ging über eine neuerbaute hölzerne Gallerie, durch welche der Palast mit der Kirche St. Petronio verbunden worden war. Kaum war der Kaiser vorüber und eben im Begriff, in die Kapelle zu treten, welche vor der Kirche am Ende der Gallerie errichtet worden war, als diese unter der Last der nachdrängenden Menschenmasse zusammenstürzte. Erschrocken über das Krachen des zusammenbrechenden Gebälks und das furchtbare Geschrei der Fallenden, Verletzten, Sterbenden, wandte sich Karl um; noch blässer als gewöhnlich sagte er mit lächelnder Miene: „Das weiß ich, daß ich am 24. Februar zweimal geboren worden bin. Vor dreißig Jahren in Gent und heute in Bologna.“ Dann trat er in die Kapelle. Der

[illegible]

renden Kaisermantel, der vom byzantinischen Kaiserhofe herübergekommen war, bekleideten. Nun wurde der Kaiser von den Kardinälen nach der Sakristei geführt und empfing hier vom Kardinal Farnese die Salbung an der rechten Hand, die bis zum Ellnbogen entblößt wurde, und an den beiden Schulterblättern. Der Kardinal sprach während der Salbung die Formel: „Christus selbst gießt über dein Haupt die Segnung aus und macht sie dir bis zum Innersten eines Herzens dringen.“

Darauf schritt der Kaiser, von den Kardinälen und Hofherrn begleitet, zum Altar, auf welchem die Reichskleinodien niedergelegt waren, zurück und kniete vor dem sitzenden Papst nieder. Dieser nahm aus der Hand des Marquis von Astorga den goldnen mit Edelsteinen besetzten Scepter und las dazu aus dem römischen Ceremonial, welches ein knieender Kardinal ihm aufgeschlagen vorhielt, die Worte: „Nimm hin, mein Sohn, das Scepter und gebrauche es zur Regierung des Reichs, welchem vorzustehen Gott, wir und die Kurfürsten dich würdig befunden haben“. Der Herzog von Escalon bot dem Papste das Reichsschwert dar; er nahm es und übergab es dem Kaiser mit den Worten: „Nimm' hin dieses Schwert, und bediene dich seiner zur Vertheidigung der Kirche Christi gegen die Feinde des Glaubens!“

Der Kaiser that damit drei Streiche in die Luft und senkte die Spitze jedesmal zur Erde. Alessandro de Medici gab dem Papste den goldnen, reich mit Edelsteinen verzierten Reichsapfel in die Hand, und dieser überantwortete ihn dem Kaiser weiter sprechend: „Diese Kugel bedeutet die Welt, die du mit Tugend, Muth und Treue beherrschen sollst“. — Zuletzt überbrachte Bonifazio Gonzaga Markgraf von Montferrat, die goldne Krone Karls des Großen. Der Papst setzte sie auf das gesalbte Haupt. „Nimm, unüberwindlicher Kaiser, die Krone, die vor

aller Welt die dir verliehene Gewalt bezeugt, damit alle Völker, die ihr untergeben sind, dich ehren und dir gehorsam sind!"

Der Kaiser trat im vollen Ornat an den Altar, legte Hand und Scepter auf das Evangelienbuch und schwur den ihm vom Papst vorgelesenen Eid, daß er den Papst und die römische Kirche, alle ihre Besitzthümer, Ehren und Rechte vertheidigen wolle. Das war derselbe Eid, den die Hierarchie einst, als sie dem Kaiserthum siegreich den Fuß auf den Nacken gestellt, aufgebracht, und ihn schwur jetzt der Kaiser dem Papste, den er mit Hülfe der für Luthers und Zwinglis Lehren begeisterten Deutschen vor drei Jahren in den Staub geworfen hatte, er schwur ihn gegen Luther und Zwingli und ihre Anhänger. Das Rad der Zeit sollte um drei Jahrhunderte zurückgedreht werden; noch einmal fand die Verbindung der geistlichen und weltlichen Hierarchie statt, um die Entwicklung des Menschengeistes im Fortschritt der Weltgeschichte in die starre Form veralteter Gesetze zu bannen.

Nach dem Schwur kniete der Kaiser abermals vor dem Papst und küßte ihm den Pantoffel. Und doch, trotz aller Demuth des Kaisers vor dem Nachfolger St. Petri konnte dieser den Argwohn nicht los werden, daß er der Betrogene sei, ja er äußerte sogar gegen den französischen Gesandten, Bischof von Tarbes: er sehe es, daß er betrogen werde, er müsse sich aber stellen, als merke er es nicht. Der Kaiser seinerseits hatte den Papst in demselben Argwohn und beklagte sich über dessen Falschheit in seinen Briefen an seinen Bruder, den König Ferdinand. — Das ist die Rache des Weltschicksals: die Feinde des Lichts trauen einander nicht.

Sobald der Fußkuß applicirt war, kehrten Papst und Kaiser Hand in Hand zu ihren Thronen zurück; der Kardinal-Diakonus de Medici stellte sich auf den Altar



und rief mit lauter Stimme: „Es lebe der großmächtigste und unüberwindlichste Beschützer des Glaubens Karl der Fünfte!" In diesem Augenblicke donnerten hundert draußen aufgestellte Kanonen, und alles Volk in und außer der Kirche rief unter Trompeten- und Paukenschall: „Es lebe der Kaiser!" Die aufgestellten Soldaten präsentirten auf Leiva's Kommando die Gewehre und gaben eine Salve. Der Lärm dauerte eine halbe Stunde. Auf dem Platze sprang aus Brunnenröhren rother und weißer Wein, ein gewichtiger gebratner Ochse ward dem Volke preisgegeben, und allerlei Backwerk unter dasselbe ausgeworfen. Das war für den Pöbel die Hauptsache.

Die Menschenmenge wurde von den Soldaten genöthigt den Platz zu verlassen. Der Zug setzte sich aus der Kirche in Bewegung. Ihn eröffnete der spanische und italienische Adel zu Pferde; die päpstliche, die kaiserliche und die bolognische Fahne folgten. Hierauf die Herolde, die Gesandten, das Venerabile und die Universität und das Stadtregiment von Bologna, die Kardinäle und die Fürsten, welche die Reichskleinodien vortrugen, alle theils zu Pferd, theils zu Maulthier; nur der Papst und der Kaiser auf milchweißen Zeltern unter einem von drei venetianischen Gesandten und drei bolognischen Patriciern getragenen Himmel von güldenem Stuck, der Papst im großen von Edelsteinen glänzenden Pontifical-Ornate und mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, der Kaiser im Kaisermantel und mit der goldnen Krone. Als sie zu Pferde stiegen, trat der Kaiser hinzu und hielt dem Papste den Bügel. Klemens weigerte sich, diese Ehre anzunehmen, aber Karl bat, ihm diese ehrerbietige Dienstleistung zu vergönnen. Der Papst entgegnete endlich: „So will ich diese Ehrenbezeigung annehmen, doch nicht für mich, sondern für den, dessen Vicar ich bin." Der Kaiser hielt den Bügel; Andreas Doria den Zaum des päpstlichen Pferdes. Als aber

der Kaiser, nachdem der Papst aufgestiegen war, den andern Zügel ergriff, um das Pferd einige Schritte zu führen, gab Klemens dies durchaus nicht zu, und der Herzog von Urbino empfing den Zügel aus des Kaisers Hand und führte mit Doria das Pferd sechs Schritte. Dem Kaiser hielt der Großkanzler und Großkommandeur Don Francisco de Lovos den Bügel und der Herzog Alessandro de Medici den Zaum.

Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit prächtigen Tapeten behangen, alle Fenster mit schönen Frauen besetzt. Jubelgeschrei erschallte überall, und der Papst ertheilte dann und wann den Segen. Der kaiserliche Herold im Zuge warf Goldstücke unter die Menge aus, welche für diesen Tag geprägt waren, auf dem Avers Karls Bild, auf dem Revers sein Symbol, zwei Säulen, dazwischen die Jahreszahl und die Worte plus ultra. Endlich verabschiedete sich der Papst, und der Zug ging zum Palast des Kaisers. Die Kardinäle, der hohe Adel, die Gesandten wurden von ihm zur Tafel gezogen. Der Kaiser zog sich in seine Gemächer zurück, ließ sich den schweren Ornat abnehmen und ruhete eine Zeit lang auf seinem Bette. Dann verfügte er sich zur Tafel. Auf der Tafel, an welcher er allein aß, lagen die Reichskleinodien ausgebreitet. In demselben Zimmer speisten an einer andern Tafel, die einen halben Fuß niedriger stand, die Kardinäle, der Herzog von Savoyen, der Pfalzgraf, der Herzog von Urbino, der Herzog von Medici, der Herzog von Mailand, der Markgraf von Montferrat und der alte Leiva.

Im nächsten Saale saßen an zwei Tafeln die spanischen Granden, der übrige italienische hohe Adel und die Prälaten; in einem dritten die Universitätsverwandten, der Magistrat, die Gesandten; in einem vierten wurden die übrigen Edelleute bewirthet. Die Musik der kaiserlichen Kapelle durchrauschte die Säle. Der Kaiser wurde von spanischen Herzogen und Markgrafen bedient. Vor dem



Palast war das Fußvolk und Kanonen aufgestellt, welche bei den Toasten gelöst wurden. Der Kaiser brachte zuerst stehend und mit entblößtem Haupte die Gesundheit des Papstes unter Geschützdonner und Trompeten- und Paukenschall aus. Alle stimmten ein und leerten die Becher. Der Kardinal von Medici bedankte sich im Namen des Papstes und trank die Gesundheit des Kaisers. Dann wurden nach einander die Gesundheiten der Kaiserin, des Königs Ferdinand, des Infanten von Spanien Philipp und der Erzherzogin Margaretha getrunken. — Nach sieben Uhr Abends hatte die Tafel begonnen, gegen elf Uhr wurde sie aufgehoben, dieweil der folgende Tag ein Freitag war. Der Kaiser schlug hierauf sieben Edle zu Rittern, worunter der Marquis d'Astorga und der Pfalzgraf, und zog sich dann zurück.

Das war die große Komödie zu Bologna; sie war gut ausgeführt worden, und die beiden Hauptakteurs hatten ihre Rollen vortrefflich gespielt.

Karl war ermüdet von der Aufregung und dem Lärm des Tages. Luis de Moja, sein Lieblingspage, bediente ihn beim Auskleiden.

„Den Heiligen sei Dank gebracht," sagte der Page, „daß sie heute Ew. Majestät Leben erhalten. Wäre die Gallerie einige Minuten früher eingestürzt — Gott wüßte, wie anders dieser Tag geendet!"

„Seltsam!" sagte der Kaiser vor sich hin. „Ich hatte diesen Morgen beim Gebet ein eigenthümliches bängliches Gefühl; es war eine Ahnung. Und jetzt kann ich mich nicht überreden, daß das Einstürzen der Gallerie bloßer Zufall gewesen ist. Den Florentinern, den Mailändern, den Venetianern, ja selbst den Römern wär es schon recht gewesen, wenn ich erschlagen worden wäre, und ich mag es nicht wissen, wer den Einsturz des scheinbar festgezimmerten Gebälks veranlaßt hat. Daß er mir galt, davon

bin ich überzeugt. Wie viel Menschenleben hat das Unglück gekostet?"

„Es sind nur drei todt geblieben, darunter ein sehr schönes Weib, eine Zigeunerin."

„Eine Zigeunerin!" sagte der Kaiser betroffen.

„Ja, es ist dasselbe Weib, das die Thürwache heute früh zweimal hat zurückweisen müssen. Sie hat durchaus begehrt, zu Ew. Majestät gelassen zu werden, was doch vor der Krönung nicht möglich war."

Karls Züge verfinsterten sich. „Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn man ihr den Willen gethan. Was mag die Frau gerade diesen Morgen von mir gewollt haben? Hätte sie mich warnen wollen? Nun ist ihr Mund auf ewig stumm. Ich ahne, mit ihr wird ein schweres Geheimniß begraben."

„Sie hielt todt ein kleines kostbares Büchlein krampfhaft in der Hand. Die es der Leiche abgenommen, haben darin das schöne gemalte Bildniß eines fürstlichen Herrn entdeckt, und halten es für das Konterfei von Eurer Majestät hochseligem Herrn Vater. —"

Der Kaiser war mit ängstlicher Spannung den Worten des Pagen gefolgt. „Ha!" unterbrach er diese Mittheilung mit ungewöhnlicher Erregtheit und streckte die zitternde Hand nach dem Portefeuille aus, das ihm der Page darbot und er auf den ersten Blick wiedererkannte. „Ich ahnete es wohl! Sie! Sie! Es war in der Nacht, als mir die Boten die Kunde vom Tode des Königs von Aragonien brachten." Von Erinnerungen und Gedanken bewältigt, schlug er das wohl erhaltene Büchlein auf; das Bild seines Vaters blickte ihn an. Darunter standen die Worte in kastilischer Sprache: „Karl, gehe nicht über die hölzerne Gallerie zur Krönung, du bist sonst des Todes".

Der Kaiser stand auf und ging unruhig, aber schweigend auf und ab. Aller Schlaf war ihm vergangen. —

„Ruf mir den Grafen von Nassau!“ befahl er endlich. Als der Page fort war, nahm Karl das Büchlein wieder zur Hand. „Wunderbares Geschick!“ sprach er dumpf. „Dieses Kleinod, den letzten Befehl meines sterbenden Vaters an mich enthaltend, das ich als ein thörichter Minneknabe vor vierzehn Jahren leichtsinnig in die Hand der schönen Zigeunerin legte, muß mir gerade heute zurückgegeben werden. Und nicht von ihr selbst mehr. -Ihre todte Hand hat es fest gefaßt gehalten. Sagte ich ihr nicht damals, ich wollte ihr jede mögliche Gnade gewähren, wenn sie mir das Büchlein überreichen würde? Heute hat sie es gewollt und den Tod darüber gefunden. Diese harten Männer durften das Zigeunerweib ja nicht zum Kaiser lassen. Da bin ich nun der mächtigste Kaiser der Erde, und das einzige Herz auf dieser Erde, das mich liebte, das mich warnen wollte, durfte nicht zu mir, weil ich im Begriff stand mich von dem falschen Heuchler krönen zu lassen.“ Er lachte bitter in sich hinein. — Der Graf von Nassau trat bestürzt in das Zimmer: „Ist Ew. Majestät ein Unwohlsein aufgestoßen?“

„Weißt du von den Leuten, welche die einstürzende Gallerie erschlagen?“

„Sie sind von ihren Angehörigen beim Anbruch des Abends abgeholt worden.“

„Wenn die Leute arm sind, müssen wir ihnen Gold geben. Was kann der Kaiser anders? — Es ist eine Zigeunerin darunter.“

„Eine spanische Zigeunerbande, die zum Krönungsfest hierhergekommen, hat die Leiche in ihre Herberge getragen, behauptend, die Erschlagene sei ihre Fürstin. Der Stallmeister Cebes ist ihr Fürsprecher gewesen. Man hat ihn dieser Tage mit den Zigeunern und namentlich mit der erschlagenen Frau verkehren sehen.“

„Ich weiß. Geh jetzt und zieh Kundschaft ein, wo die Zigeunerherberge ist. Mir aber gib vorher mein

selbstsüchtige herzlose Fürst dachte nur an sich; er erkannte auch jetzt, in diesem schauerlichen Augenblick nur sein ihm unerschütterlich getreues Glück, das ihn auch jetzt wieder geschützt hatte.

Der Papst erwartete ihn auf einem Thron sitzend, der daneben stehende um ein paar Stufen niedrigere Thron war für den Kaiser bestimmt. Karl verneigte sich vor dem Statthalter Christi; dieser erhob sich und weihete jenen zum Kanonikus von St. Peter und St. Johann im Lateran. Die Kanonikusse stimmten einen Chorgesang an, und der Kaiser ließ sich einige Minuten neben dem Papst auf dem Throne nieder. Nun traten die Ceremonienmeister und beisitzenden Kardinäle zum Papst, die Kanonikusse von St. Peter und St. Johann im Lateran zum Kaiser, um ihnen die passenden Gewänder anzulegen. Der Papst wurde mit dem großen Pontifical-Ornat, der Kaiser mit dem geweihten Diakonalkleide angethan. Der Papst schritt zum großen Altar und begann die Feier der Messe, von zwei Musikchören begleitet; der Kaiser bediente ihn während derselben als Diakonus, indem er ihm das Wasser in einem goldenen Becken und gleicher Kanne reichte, wie er es selbst von einem Kardinal empfangen hatte. Der Papst reichte dem Kaiser, welcher niederkniete, die Hostie auf goldner Patelle, und stimmte das Gebet an: „Herr, ich bin nicht würdig ꝛc.", welches der Kaiser fortbetete und dreimal mit leiser Stimme wiederholte. Unter vollen Chorgesängen empfing er die Hostie, und sie dauerten bis die Ceremonie des Kelchs vorüber war. Nach der Segensprechung setzte sich der Papst auf einen mit güldnem Stuck belegten Sessel vor dem Altar nieder; der Kaiser begab sich nach seinem Throne zurück, wo ihm die Kanonikusse das Priestergewand wieder abnahmen, die hohen adligen Herrn, die statt der Kurfürsten hier waren, ihn dagegen mit den Sandalen und dem von Edelsteinen star-



renden Kaisermantel, der vom byzantinischen Kaiserhofe herübergekommen war, bekleideten. Nun wurde der Kaiser von den Kardinälen nach der Sakristei geführt und empfing hier vom Kardinal Farnese die Salbung an der rechten Hand, die bis zum Ellnbogen entblößt wurde, und an den beiden Schulterblättern. Der Kardinal sprach während der Salbung die Formel: „Christus selbst gießt über dein Haupt die Segnung aus und macht sie dir bis zum Innersten deines Herzens dringen."

Darauf schritt der Kaiser, von den Kardinälen und Hofherrn begleitet, zum Altar, auf welchem die Reichskleinodien niedergelegt waren, zurück und kniete vor dem sitzenden Papst nieder. Dieser nahm aus der Hand des Marquis von Astorga den goldnen mit Edelsteinen besetzten Scepter und las dazu aus dem römischen Ceremonial, welches ein knieender Kardinal ihm aufgeschlagen vorhielt, die Worte: „Nimm hin, mein Sohn, das Scepter und gebrauche es zur Regierung des Reichs, welchem vorzustehen Gott, wir und die Kurfürsten dich würdig befunden haben". Der Herzog von Escalon bot dem Papste das Reichsschwert dar; er nahm es und übergab es dem Kaiser mit den Worten: „Nimm hin dieses Schwert, und bediene dich seiner zur Vertheidigung der Kirche Christi gegen die Feinde des Glaubens!"

Der Kaiser that damit drei Streiche in die Luft und senkte die Spitze jedesmal zur Erde. Alessandro de Medici gab dem Papste den goldnen, reich mit Edelsteinen verzierten Reichsapfel in die Hand, und dieser überantwortete ihn dem Kaiser weiter sprechend: „Diese Kugel bedeutet die Welt, die du mit Tugend, Muth und Treue beherrschen sollst". — Zuletzt überbrachte Bonifazio Gonzaga Markgraf von Montferrat, die goldne Krone Karls des Großen. Der Papst setzte sie auf das gesalbte Haupt. „Nimm, unüberwindlicher Kaiser, die Krone, die vor

aller Welt die dir verliehene Gewalt bezeugt, damit alle Völker, die ihr untergeben sind, dich ehren und dir gehorsam sind!"

Der Kaiser trat im vollen Ornat an den Altar, legte Hand und Scepter auf das Evangelienbuch und schwur den ihm vom Papst vorgelesenen Eid, daß er den Papst und die römische Kirche, alle ihre Besitzthümer, Ehren und Rechte vertheidigen wolle. Das war derselbe Eid, den die Hierarchie einst, als sie dem Kaiserthum siegreich den Fuß auf den Nacken gestellt, aufgebracht, und ihn schwur jetzt der Kaiser dem Papste, den er mit Hülfe der für Luthers und Zwinglis Lehren begeisterten Deutschen vor drei Jahren in den Staub geworfen hatte, er schwur ihn gegen Luther und Zwingli und ihre Anhänger. Das Rad der Zeit sollte um drei Jahrhunderte zurückgedreht werden; noch einmal fand die Verbindung der geistlichen und weltlichen Hierarchie statt, um die Entwicklung des Menschengeistes im Fortschritt der Weltgeschichte in die starre Form veralteter Gesetze zu bannen.

Nach dem Schwur kniete der Kaiser abermals vor dem Papst und küßte ihm den Pantoffel. Und doch, trotz aller Demuth des Kaisers vor dem Nachfolger St. Petri konnte dieser den Argwohn nicht los werden, daß er der Betrogene sei, ja er äußerte sogar gegen den französischen Gesandten, Bischof von Tarbes: er sehe es, daß er betrogen werde, er müsse sich aber stellen, als merke er es nicht. Der Kaiser seinerseits hatte den Papst in demselben Argwohn und beklagte sich über dessen Falschheit in seinen Briefen an seinen Bruder, den König Ferdinand. — Das ist die Rache des Weltschicksals: die Feinde des Lichts trauen einander nicht.

Sobald der Fußkuß applicirt war, kehrten Papst und Kaiser Hand in Hand zu ihren Thronen zurück; der Kardinal-Diakonus de Medici stellte sich auf den Altar



und rief mit lauter Stimme: „Es lebe der großmächtigste und unüberwindlichste Beschützer des Glaubens Karl der Fünfte!" In diesem Augenblicke donnerten hundert draußen aufgestellte Kanonen, und alles Volk in und außer der Kirche rief unter Trompeten- und Paukenschall: „Es lebe der Kaiser!" Die aufgestellten Soldaten präsentirten auf Leiva's Kommando die Gewehre und gaben eine Salve. Der Lärm dauerte eine halbe Stunde. Auf dem Platze sprang aus Brunnenröhren rother und weißer Wein, ein gewichtiger gebratner Ochse ward dem Volke preisgegeben, und allerlei Backwerk unter dasselbe ausgeworfen. Das war für den Pöbel die Hauptsache.

Die Menschenmenge wurde von den Soldaten genöthigt den Platz zu verlassen. Der Zug setzte sich aus der Kirche in Bewegung. Ihn eröffnete der spanische und italienische Adel zu Pferde; die päpstliche, die kaiserliche und die bolognische Fahne folgten. Hierauf die Herolde, die Gesandten, das Venerabile und die Universität und das Stadtregiment von Bologna, die Kardinäle und die Fürsten, welche die Reichskleinodien vortrugen, alle theils zu Pferd, theils zu Maulthier; nur der Papst und der Kaiser auf milchweißen Zeltern unter einem von drei venetianischen Gesandten und drei bolognischen Patriciern getragenen Himmel von güldenem Stuck, der Papst im großen von Edelsteinen glänzenden Pontifical-Ornate und mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, der Kaiser im Kaisermantel und mit der goldnen Krone. Als sie zu Pferde stiegen, trat der Kaiser hinzu und hielt dem Papste den Bügel. Klemens weigerte sich, diese Ehre anzunehmen, aber Karl bat, ihm diese ehrerbietige Dienstleistung zu vergönnen. Der Papst entgegnete endlich: „So will ich diese Ehrenbezeigung annehmen, doch nicht für mich, sondern für den, dessen Vicar ich bin." Der Kaiser hielt den Bügel; Andreas Doria den Zaum des päpstlichen Pferdes. Als aber

der Kaiser, nachdem der Papst aufgestiegen war, den andern Zügel ergriff, um das Pferd einige Schritte zu führen, gab Klemens dies durchaus nicht zu, und der Herzog von Urbino empfing den Zügel aus des Kaisers Hand und führte mit Doria das Pferd sechs Schritte. Dem Kaiser hielt der Großkanzler und Großkommandeur Don Francisco de Lovos den Bügel und der Herzog Alessandro de Medici den Zaum.

Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren mit prächtigen Tapeten behangen, alle Fenster mit schönen Frauen besetzt. Jubelgeschrei erschallte überall, und der Papst ertheilte dann und wann den Segen. Der kaiserliche Herold im Zuge warf Goldstücke unter die Menge aus, welche für diesen Tag geprägt waren, auf dem Avers Karls Bild, auf dem Revers sein Symbol, zwei Säulen, dazwischen die Jahreszahl und die Worte plus ultra. Endlich verabschiedete sich der Papst, und der Zug ging zum Palast des Kaisers. Die Kardinäle, der hohe Adel, die Gesandten wurden von ihm zur Tafel gezogen. Der Kaiser zog sich in seine Gemächer zurück, ließ sich den schweren Ornat abnehmen und ruhete eine Zeit lang auf seinem Bette. Dann verfügte er sich zur Tafel. Auf der Tafel, an welcher er allein aß, lagen die Reichskleinodien ausgebreitet. In demselben Zimmer speisten an einer andern Tafel, die einen halben Fuß niedriger stand, die Kardinäle, der Herzog von Savoyen, der Pfalzgraf, der Herzog von Urbino, der Herzog von Medici, der Herzog von Mailand, der Markgraf von Montferrat und der alte Leiva.

Im nächsten Saale saßen an zwei Tafeln die spanischen Granden, der übrige italienische hohe Adel und die Prälaten; in einem dritten die Universitätsverwandten, der Magistrat, die Gesandten; in einem vierten wurden die übrigen Edelleute bewirthet. Die Musik der kaiserlichen Kapelle durchrauschte die Säle. Der Kaiser wurde von spanischen Herzogen und Markgrafen bedient. Vor dem



Palast war das Fußvolk und Kanonen aufgestellt, welche bei den Toasten gelöst wurden. Der Kaiser brachte zuerst stehend und mit entblößtem Haupte die Gesundheit des Papstes unter Geschützdonner und Trompeten- und Paukenschall aus. Alle stimmten ein und leerten die Becher. Der Kardinal von Medici bedankte sich im Namen des Papstes und trank die Gesundheit des Kaisers. Dann wurden nach einander die Gesundheiten der Kaiserin, des Königs Ferdinand, des Infanten von Spanien Philipp und der Erzherzogin Margaretha getrunken. — Nach sieben Uhr Abends hatte die Tafel begonnen, gegen elf Uhr wurde sie aufgehoben, dieweil der folgende Tag ein Freitag war. Der Kaiser schlug hierauf sieben Edle zu Rittern, worunter der Marquis d'Astorga und der Pfalzgraf, und zog sich dann zurück.

Das war die große Komödie zu Bologna; sie war gut ausgeführt worden, und die beiden Hauptakteurs hatten ihre Rollen vortrefflich gespielt.

Karl war ermüdet von der Aufregung und dem Lärm des Tages. Luis de Moja, sein Lieblingspage, bediente ihn beim Auskleiden.

„Den Heiligen sei Dank gebracht," sagte der Page, „daß sie heute Ew. Majestät Leben erhalten. Wäre die Gallerie einige Minuten früher eingestürzt — Gott wüßte, wie anders dieser Tag geendet!"

„Seltsam!" sagte der Kaiser vor sich hin. „Ich hatte diesen Morgen beim Gebet ein eigenthümliches bängliches Gefühl; es war eine Ahnung. Und jetzt kann ich mich nicht überreden, daß das Einstürzen der Gallerie bloßer Zufall gewesen ist. Den Florentinern, den Mailändern, den Venetianern, ja selbst den Römern wär es schon recht gewesen, wenn ich erschlagen worden wäre, und ich mag es nicht wissen, wer den Einsturz des scheinbar festgezimmerten Gebälks veranlaßt hat. Daß er mir galt, davon

bin ich überzeugt. Wie viel Menschenleben hat das Unglück gekostet?"

„Es sind nur drei todt geblieben, darunter ein sehr schönes Weib, eine Zigeunerin."

„Eine Zigeunerin!" sagte der Kaiser betroffen.

„Ja, es ist dasselbe Weib, das die Thürwache heute früh zweimal hat zurückweisen müssen. Sie hat durchaus begehrt, zu Ew. Majestät gelassen zu werden, was doch vor der Krönung nicht möglich war."

Karls Züge verfinsterten sich. „Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn man ihr den Willen gethan. Was mag die Frau gerade diesen Morgen von mir gewollt haben? Hätte sie mich warnen wollen? Nun ist ihr Mund auf ewig stumm. Ich ahne, mit ihr wird ein schweres Geheimniß begraben."

„Sie hielt todt ein kleines kostbares Büchlein krampfhaft in der Hand. Die es der Leiche abgenommen, haben darin das schöne gemalte Bildniß eines fürstlichen Herrn entdeckt, und halten es für das Konterfei von Eurer Majestät hochseligem Herrn Vater. —"

Der Kaiser war mit ängstlicher Spannung den Worten des Pagen gefolgt. „Ha!" unterbrach er diese Mittheilung mit ungewöhnlicher Erregtheit und streckte die zitternde Hand nach dem Portefeuille aus, das ihm der Page darbot und er auf den ersten Blick wiedererkannte. „Ich ahnete es wohl! Sie! Sie! Es war in der Nacht, als mir die Boten die Kunde vom Tode des Königs von Aragonien brachten." Von Erinnerungen und Gedanken bewältigt, schlug er das wohl erhaltene Büchlein auf; das Bild seines Vaters blickte ihn an. Darunter standen die Worte in kastilischer Sprache: „Karl, gehe nicht über die hölzerne Gallerie zur Krönung, du bist sonst des Todes".

Der Kaiser stand auf und ging unruhig, aber schweigend auf und ab. Aller Schlaf war ihm vergangen. —



„Ruf' mir den Grafen von Nassau!“ befahl er endlich. Als der Page fort war, nahm Karl das Büchlein wieder zur Hand. „Wunderbares Geschick!“ sprach er dumpf. „Dieses Kleinod, den letzten Befehl meines sterbenden Vaters an mich enthaltend, das ich als ein thörichter Minneknabe vor vierzehn Jahren leichtsinnig in die Hand der schönen Zigeunerin legte, muß mir gerade heute zurückgegeben werden. Und nicht von ihr selbst mehr. Ihre todte Hand hat es fest gefaßt gehalten. Sagte ich ihr nicht damals, ich wollte ihr jede mögliche Gnade gewähren, wenn sie mir das Büchlein überreichen würde? Heute hat sie es gewollt und den Tod darüber gefunden. Diese harten Männer durften das Zigeunerweib ja nicht zum Kaiser lassen. Da bin ich nun der mächtigste Kaiser der Erde, und das einzige Herz auf dieser Erde, das mich liebte, das mich warnen wollte, durfte nicht zu mir, weil ich im Begriff stand mich von dem falschen Heuchler krönen zu lassen.“ Er lachte bitter in sich hinein. — Der Graf von Nassau trat bestürzt in das Zimmer: „Ist Ew. Majestät ein Unwohlsein aufgestoßen?“

„Weißt du von den Leuten, welche die einstürzende Gallerie erschlagen?“

„Sie sind von ihren Angehörigen beim Anbruch des Abends abgeholt worden.“

„Wenn die Leute arm sind, müssen wir ihnen Gold geben. Was kann der Kaiser anders? — Es ist eine Zigeunerin darunter.“

„Eine spanische Zigeunerbande, die zum Krönungsfest hierhergekommen, hat die Leiche in ihre Herberge getragen, behauptend, die Erschlagene sei ihre Fürstin. Der Stallmeister Cebes ist ihr Fürsprecher gewesen. Man hat ihn dieser Tage mit den Zigeunern und namentlich mit der erschlagenen Frau verkehren sehen.“

„Ich weiß. Geh jetzt und zieh Kundschaft ein, wo die Zigeunerherberge ist. Mir aber gib vorher mein

Landsknechtskleid, den schwarzen Hut und den grauen Mantel. Nimm noch zwei Trabanten, so daß ich der Dritte bin. Niemand darf mich erkennen."

„Ew. Majestät!" rief der Oberkämmerer erschrocken.

„Nun ja, wir gehen zur todten Zigeunerfürstin, versteht sich im tiefsten Geheimniß. Du entfernst vorher die Zigeuner von der Leiche. — Gehe und erfülle meine Befehle!"

Der Graf entfernte sich, der Page brachte die verlangten Kleider und schuf den Kaiser in kurzer Zeit zum gemeinen Landsknechte um. Das war die dritte Kleidung dieses Tages, erst die des Kanonikus von St. Peter und St. Johann im Lateran, dann die des Krönungsornats des Kaisers, endlich die des Landsknechts; in welcher ihm wohl am wohlsten war? Er flüsterte in sich: „Als ein Knecht ging ich zuletzt zu ihr. Dazwischen liegt der Erzherzog von Oestreich, der Herzog von Burgund, der König von Spanien, der deutsche Kaiser. Wunderbares Schicksal!"

Nach einer Stunde kehrte der Oberkämmerer zurück. Die Zigeunerherberge war in einer engen abgelegenen Gasse in einem gemeinen verfallenen Wirthshause. Die Leiche lag in einem öden Stalle. Der Kaiser folgte dem Grafen und schloß sich auf der Straße den beiden Knechten an, deren einer eine brennende Fackel trug. Schweigend verfolgten die vier Männer ihren Weg. Die Mitternachtsstunde ertönte von den Thürmen, als sie vor dem finstern Hause anlangten. Nassau hatte seine Vorkehrungen gut getroffen. Durch einen offnen Thorgang gelangten sie in einen engen Hof, an dessen Ende der Graf eine Stallthüre öffnete. Der Kaiser nahm die Fackel, der Graf befahl den beiden Soldknechten die Wache im Hofe an. Er trat mit dem Kaiser ein. Auf einem Strohbündel lag die noch im Tode schöne junge Frau. Karl beleuchtete sie



schweigend, dann ergriff er ihre Hand und flüsterte: „Sonaka!" Die Augen wurden ihm feucht. Sein schönster Jugendtraum stand lebhaft vor seiner Seele. Er fühlte, daß er einst einen Himmel auf Erden gehabt, als er das Haupt auf der Brust dieses Weibes gewiegt. Die Kronen hatten diesen süßen Himmel für immer verscheucht. Sie hatte den ihrigen behalten bis zum Augenblick ihres Todes. Sie war mit dem Herzen voll Liebe für ihn gestorben. Zwei bittre Schmerzensthränen rollten über Karls Wangen. „Komm!" war das einzige Wort, das er sprach, und sie gingen. Karl hatte von seiner Jugend Abschied genommen. Während er heute mit unvergleichlichem Prachtgepränge zu seiner kalten Krönung gezogen war, war sie in seliger warmer Liebe gestorben und lag nun auf Stroh in einem düstern Stalle. Und diese beiden Herzen hatten einst in heißem Jugendleben an einander geschlagen. — Seht da die Menschengeschicke!

In der bittersten Stimmung betrat der Kaiser seine Gemächer wieder. Er blieb allein und durchlas seines Vaters Befehl an ihn. „Wie schlecht hab' ich ihn erfüllt!" rief er im höchsten Verdruß. „Ich kenne heute den Admiral Alfonzo de Granada noch nicht. Ich weiß nicht, ob er lebt oder todt ist, ob er Kinder hat, denen ich vergelten könnte, was mein Vater an ihm verschuldet. Und hab' ich nicht selbst schwere Schuld gegen Sonaka auf mich geladen?! Vergib, vergib, Verklärte!" rief er schmerzvoll und warf sich vor dem Betpult nieder und betete brünstig zu Gott und den Heiligen. Spät erst suchte er das Lager, noch später ihn der Schlaf.

Das war Karls Geburts- und Krönungstag zu Bologna.

12.

Der Kaiser in Innsbruck.

Erst anfangs Mai ging der Kaiser mit seinem zahlreichen und prächtigen Gefolge über die triendinischen Alpen nach Innsbruck, wo ihn sein Bruder Ferdinand und seine Schwester Maria erwarteten. Der Papst hatte ihn, wegen der zur äußersten Vertheidigung entschlossenen Florentiner, zurückzuhalten vermocht. Die Langeweile dieses Aufenthalts hatte ihm der venetianische Maler Tizian Vercelli dadurch versüßt, daß er sein Bild in Lebensgröße im Krönungsornat gemalt. Hoch erfreut über dieses Bild hatte Karl den Künstler zum Ritter geschlagen und ihm einen Jahrgehalt ausgesetzt.

In Mantua erhob Karl den Markgrafen zum Herzog, dem Herzog von Ferrara gab er Kapri, dem Herzog von Savoyen, seinem Schwager, das vom König Franz abgetretene Asti; bei den reichen Genuesen borgte er Geld, viel Geld, und band sie dadurch fester an sein Interesse, und dieses Geld schenkte er Andern und band sie dadurch ebenfalls an sich. So hatte er, als er Italien verließ, es erst wahrhaft und zwar persönlich erobert, nicht durch Feuer und Schwert, sondern durch Gunst- und Gnadenbezeigungen, durch Gold und Güte, durch Schlauheit und Nachgiebigkeit, durch Verstellung und Wahrheit, mit einem Worte: durch die spanische Kunst. Aber dem deutschen Reiche erwuchs daraus kein Vortheil; nicht das Reich hatte Italien gewonnen, sondern der Kaiser, ja bei schärfem Licht betrachtet, kaum der Kaiser, sondern Don Carlos, König von Spanien. Das deutsche Reich kam in keinerlei Betracht dabei, ja Karl und seine Umgebung ließen dies den deutschen Fürsten deutlich genug merken. Ver-

trauend auf sein Glück und seine Kunst und auf die Schwäche und Verderbtheit der menschlichen Natur, hoffte Karl und mit ihm der Papst, er werde mit Deutschland und der Ketzerei auf dieselbe Weise und durch dieselben Mittel eben so schnell fertig werden, wie er mit den Italienern fertig geworden war. Schon in Innsbruck sollte er merken, daß er sich hinsichtlich des deutschen Geistes geirrt.

Karl hatte seine beiden genannten Geschwister in acht Jahren nicht gesehen, da überraschte ihn denn die hohe vollendete Schönheit der verwitweten Königin von Ungarn und Böhmen. Maria stand im fünfundzwanzigsten Lebensjahre, und ihre geschönte Blüthe hatte den höchsten Grad der Vollendung erreicht. Die glückliche Vermischung des habsburgischen und spanischen Typus verlieh ihr einen unaussprechlichen Reiz, dem jedoch ihre hohe geistige Begabung und ihr liebenswürdiges Wesen vollkommen entsprachen. In jeder Beziehung war sie eine der ausgezeichnetsten Frauen. Karl hatte ihr wegen ihrer Ketzerei gegrollt, war es doch an allen Fürstenhöfen besprochen und getadelt worden, daß sie nach dem Tode ihres Gemahls die Dedikation eines Buchs von Luther angenommen und ihm freundlich für dieses Trostmittel gedankt hatte, und daß der feurigste Anhänger Luthers, der Markgraf Georg von Brandenburg, ihr Freund und täglicher Umgang gewesen war. Aber vor dieser Schönheit, vor dieser Anmuth verschwand sein Groll. Hätte er nur einen Theil ihres Gemüths gehabt, er wäre jetzt von ihr bekehrt worden, und die Geschicke der Welt hätten schnell eine andre Wendung genommen. Schon fürchteten der päpstliche Legat a latere Campaggi, der mit dem Kaiser nach Innsbruck gekommen war, und die spanischen Hofherren etwas dergleichen; denn sie wollten bemerken, daß Karl seiner Schwester größeres Interesse beweise und innigere Huldigung weihe, als einem Bruder zukäme. So oft er konnte, war er in

ihrer Gesellschaft; wenn er ausritt war sie stets seine Begleiterin. Die Diener hörten sie oft über die kirchliche Bewegung in Deutschland streiten. Maria wurde dann immer warm und heftig; Karl blieb stets ruhig und kühl. Das war's eben, daß er für eine große weltbewegende Idee nicht warm, nicht begeistert werden konnte, wie sie. Deshalb war er auch nicht zu bekehren. Ihre Schönheit, ihr Geist ihre Seele berührten ihn wohl angenehm und wohlthuend, aber sie vermochten ihn nicht zu durchdringen und zu bewegen. In ihm stand die Ueberzeugung fest: die frechen deutschen Theologen hätten Christum geschändet, und die Ehre des Kaisers erfordere, daß er die Schande austilge. Die Königin Maria war dagegen der Ansicht, daß Christus vom Papst und den Pfaffen geschändet, von Luther und seinen Genossen aber wieder rein gewaschen werde, und daß die Ehre des Kaisers ihn in entgegengesetzter Richtung führen müsse, als er wandle. Die Geschwister waren also himmelweit verschieden und deshalb an eine Vereinigung nicht zu denken. Und doch liebten sie sich, und Karl liebte die Schwester sogar zärtlich.

Die junge, edle Königin mußte übrigens bei ihrer wichtigen, klaren, vorurtheilsfreien Anschauung der öffentlichen Dinge und bei ihrem innigen Gemüthsleben manchen Schmerz erfahren, und sie hatte den Trost, in der Königin Anna — wenn diese auch nicht von hoher geistiger Begabung war — eine treue Freundin zu besitzen, der sie sich ganz anvertrauen durfte. Die Eröffnung des Reichstags hatte nämlich wegen des wiederholten Aufenthalts, den der Kaiser noch in Italien erfahren, aufgeschoben werden müssen. Jetzt, nachdem Karl die Stimmung der deutschen Reichsstände und den ihm fremd gewordenen deutschen Geist sondirt und zu seinem Unbehagen gefunden hatte, daß nicht Alles so sei, wie er und der Papst gewünscht, jetzt blieb er mit Fleiß länger in Innsbruck, als er erst be-



absichtigt, um sich hier zuvor zu überzeugen, wer zu ihm halte und wer nicht. Da strömten die Fürsten, der hohe Adel und die hohe Klerisei, die die Reformation haßten, oder nach kaiserlichen Gunst- und Gnadenbezeigungen lüstern waren, nach Innsbruck zur Begrüßung des Kaisers. Und Mancher kam, den Maria nicht erwartet hatte. Was ihr für den geliebten Bruder, den deutschen Kaiser, lieb war, that ihr wehe für die Sache Gottes. Durch Eins aber wurde sie erbittert. Der vom übermüthigen, trotzigen Adel Dänemarks vertriebene König Christiern, des Kaisers Schwager, der in Brüssel bei der Statthalterin lebte, kam ebenfalls nach Innsbruck, wo der Kaiser förmlich Hof hielt. Nun war Christiern, der Freund des Volks, „der Bauernkönig", schon vor mehren Jahren öffentlich zu der neuen Kirche übergetreten. Maria sah in ihm also einen Verbündeten, wie ja ihre verstorbene Schwester Isabella gleich ihr mit Begeisterung an Luthers Lehre gehalten hatte und mit dieser Ueberzeugung in den Tod gegangen war. Christiern stand so gut wie sie selbst mit Luther im Briefwechsel, und er hatte ihr selbst oft genug geschrieben, daß er an der erkannten evangelischen Wahrheit festhalten werde. Und kaum war er ein paar Wochen am kaiserlichen Hofe, als er sich vom Kaiser, von den anwesenden Fürsten und Prälaten berathen ließ und mit beklagenswerther Ostentation öffentlich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehrte, ein ungeheurer Triumph der römischen Partei, der genialen Königin gegenüber. Sie behandelte von Stund an ihren schwachen Schwager mit um so größerer verachtungsvoller Kälte, als er vom Kaiser mit zur Schau getragener Auszeichnung begnadigt wurde.

Von den protestantischen Fürsten kam keiner nach Innsbruck. Der Kurfürst Johann von Sachsen lehnte die Einladung dahin sogar mit ehrerbietigen Worten ab.

Hatte doch Karl ihm bereits zugemuthet, er solle den Predigern, die er mit nach Augsburg gebracht, Stillschweigen auferlegen. Jedermann begriff, daß der Augsburger Reichstag, auf welchen sich der Kaiser in Innsbruck auf so seltsame Weise vorbereitete, der gänzlichen Unterdrückung der evangelischen Lehre gelte, und die Spannung stieg um so höher, als die protestantischen Stände zu gar keinem ernstlichen, d. h. bewaffneten Widerstand entschlossen waren, und Luther und Melanchthon stets von einem solchen abriethen.

Bei der Deputation, welche die Stadt Augsburg nach Innsbruck an den Kaiser schickte, um ihn auf deutschem Boden zu beglückwünschen, befand sich Anton Fugger, der, als er seine städtische Pflicht erfüllt, in traulicher Abendstunde eine besondere Audienz beim Kaiser hatte. Karl führte den Geldfürsten in sein Kloset, alle Dienerschaft war entfernt, und der vertrauliche Ton, den er hier anstimmte, war weit verschieden von dem der strengen Förmlichkeit, mit dem er zu der Deputation, und namentlich zu Anton Fugger, als Haupt derselben, geredet hatte. Seit Anton Fugger, als Gesandter Augsburgs an den Kaiser in Spanien in Toledo krank danieder gelegen und von diesem mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit behandelt worden war, schien sich zwischen beiden Männern ein ähnliches Verhältniß gestalten zu wollen, wie es zwischen dem Kaiser Maximilian und Jakob Fugger bestanden hatte. Freilich hatte Karl so wenig von der gemüthlichen Treuherzigkeit seines Großvaters, wie Anton von derselben Eigenschaft seines Ohms, aber gerade weil sich die Charaktere dieser beiden wieder gleich waren, wie die jener, so fühlten sie sich von einander angezogen. Antons stolze Kälte, sein ruhiges vornehmes Wesen im großen Styl entsprach vollkommen der feinen aristokratischen, marmorglatten und kalten Klugheit des Kaisers. Karl glaubte und vertraute Antonen mehr als irgend einem andern Deutschen. Des-

halb ließ er sich auch von ihm über die nach der blutigen Unterdrückung der politischen Bewegung nur um so mächtiger gewordene kirchliche Bewegung, namentlich in den freien Städten berichten und erfuhr da freilich Manches, was er noch nicht gewußt oder was man ihm in einem falschen Licht gezeigt hatte, und was ihn allerdings stutzig machte.

„Genug von diesen Dingen," sagte endlich der Kaiser, „und kommen wir auf häusliche Angelegenheiten! Ihr habt mir noch nichts von Euerem Hausgenossen gesagt. Martin lebt doch noch bei Euch?"

„So ist's. Ich habe Euerer Majestät zuletzt von der trüben Geistesstörung berichtet, die ihn seit seiner Verwundung in der Bauernschlacht, in die ihn seine unbändige Mutter geführt hatte, beherrscht. Darin hat sich seit jener Zeit nichts geändert; er leidet immer noch an diesem stillen trüben Wahnsinn. Dabei ist er einer der fleißigsten und geschicktesten Arbeiter auf unsrer Schreibstube geworden und findet, wie es scheint, in steter emsiger Beschäftigung Glück und Zufriedenheit."

„Weiß er, daß jene Tollhäuslerin seine Mutter ist, und hat sie ihm Entdeckungen gemacht?"

„Nie hat er ein Wort gesprochen oder irgend etwas gethan, woraus sich auf solche Wissenschaft schließen ließe. Die Vergangenheit, d. h. sein Leben vor der Leipheimer Schlacht ist ihm mit Nacht verhüllt oder liegt wenigstens in unklarer Dämmerung und seltsamer Verwirrung in seinem kranken Geiste. Ueberhaupt spricht er äußerst wenig und nur das Nothwendigste in Bezug auf das Geschäft. Sobald er nicht beschäftigt ist, versinkt er augenblicklich in ein tiefes finstres Brüten, während dem er nichts, was um ihn ist und vorgeht, zu sehen und zu hören scheint, und ich vermuthe, daß er aus Furcht vor diesem ihm qualvollen Zustande immerfort angestrengt arbeitet."

„So seid Ihr also über sein früheres Leben im Ungewissen?" fragte der Kaiser.

„Dem ist nicht ganz so," entgegnete Fugger mit einiger Verlegenheit. „Manche Partien seines Lebens haben sich mir auf unerwartete Weise enthüllt, und es sind mir darüber ganz überraschende Aufschlüsse geworden. Eine gerade nicht geringe Anzahl von Dokumenten, die ihm gehörten, hatte er vor der für ihn so verhängnißvollen Schlacht auf dem Bauernhofe, wo er geboren worden ist, niedergelegt, und sie kamen später in unsre Hände."

„Von diesen Papieren habt Ihr mir nichts geschrieben. Was enthalten sie?"

„Es war der ausdrückliche Wille meines Ohms, durchaus keinen Gebrauch davon zu machen, wenn dies nicht die Nothwendigkeit gebiete. Bei seiner Geisteskrankheit ist natürlich eine solche Nothwendigkeit nicht zu erwarten. Aerztliche Behandlung hat ihn nicht heilen können; er wird sein Leben in diesem traurigen Zustande beschließen. Neue Aufschlüsse über die öffentlichen Angelegenheiten Ew. Majestät enthalten die Geschriften nicht, und mein Ohm hatte jedenfalls seine gute Absicht, als er mir verbot, ihren Inhalt zu irgend eines Menschen Kenntniß zu bringen. Auch sind sie meist in arabischer Sprache abgefaßt, und es hat uns viel Zeit und Mühe gekostet, sie mit der gehörigen Vorsicht ins Deutsche übersetzen zu lassen. Ein gelehrter Rabbi in Wien hat uns für schweres Geld diesen Dienst geleistet."

„Und Ihr seid heute noch nicht gewillt, das Verbot Eueres verstorbenen Ohms, zu umgehen?"

„Ich würde mit Ew. Majestät eine Ausnahme machen, wenn Ihr es beföhlet."

„Wohlan so macht mich mit dem Inhalte bekannt!"

„Martin hat danach nicht nur im Dienste des Königs von Frankreich, sondern auch des Dei von Algier gestan-



den und ist von beiden zu wichtigen Sendungen gegen die Interessen Euerer Majestät gebraucht worden. So scheint er mehr als einmal beim Großsultan gewesen zu sein und das Bündniß zwischen diesem und dem König Franz verhandelt zu haben. In Algier hat er sogar unsre heilige Religion abgeschworen und ist zum Islam übergetreten. Genug, er ist ein fast eben so großer Feind Eueres kaiserlichen Hauses und insbesondere Euerer geheiligten Person, wie seine Mutter eine Feindin. Auch ist er vom König Franz als Bote und Unterhändler an den Herzog Ulrich von Würtemberg geschickt worden, und sein Auftreten im Bauernkriege hängt mit dieser Feindschaft zusammen, obgleich wir wissen, daß es eigentlich seine Mutter gewesen ist, die ihn gezwungen hat, unter den aufrührerischen Bauern zu kämpfen."

„Das sind scheußliche Dinge, die Ihr mir von dem Menschen sagt, und wahrlich nicht geeignet, ihm meine Gnade zuzuwenden."

„Er bedarf deren auch nicht, Majestät. Ihr werdet gewiß nichts dagegen haben, daß er Zeit seines Lebens in unserm Hause in der Stellung verbleibt, die er einmal eingenommen hat, und die die seinen Umständen angemessenste ist."

„Ihr habt recht. Er lebe, arbeite und sterbe bei Euch. Es sei ferner nicht mehr die Rede von ihm! — Doch was ist aus seiner Mutter, dem argen Weibe, geworden?"

„Wir haben über diese ungemein böse und rachgierige, proteusartige, außerordentliche Frau durch unsre Handelsverbindungen in der Türkei Nachrichten erhalten. Erst hat sie bald als gemeiner Tabuletkrämer, bald als vornehmer Edelmann den verschiedenen Anführern der empörten Bauern gedient, dann ist sie zu Suleiman nach Konstantinopel gegangen und hat ihn auf dem ersten Feldzug nach Ungarn begleitet. Aus Verdruß, daß der Sultan nicht damals

schon nach Wien ging, verließ sie ihn. Höchst wahrscheinlich hat sie dann einige Jahre in Algier bei Barbarossa gelebt, dessen ihr befreundete Gemahlin jene Euch und mir wohlbekannte Agnes von Cardona ist, die auch einst in Augsburg ihre schlaue Rolle spielte; ja ich habe die Spur, daß Eleonore van der Voort in dieser Zeit in Florenz und Mailand gewesen ist, versteht sich, immer als Mann verkleidet, wie sie es liebt; wenigstens hat ein geheimnißvoller Fremder mit auffallenden Flecken im Gesicht dort mit den Häuptern der Empörung verkehrt. Dann ist sie wieder zu Suleiman zurückgekehrt und hat mit ihm vor Wien gelegen. Genug, sie hat jedem gedient, der sich gegen Euerer Majestät Macht auflehnt und gegen Euch kämpft. Wo Eleonore jetzt lebt, darüber habe ich keine Kunde."

„Dies Weib muß aus der Hölle stammen," sagte Karl ernst. „Wenigstens ist sie der böse Genius unseres Hauses. Sie hat meine Mutter um den Verstand gebracht, meinen Vater bis in den Tod verfolgt, mit mir hat sie's eben so vor. Wohl mir, daß ich unter dem Schirme guter Geister stehe, die alle Anschläge der Hölle gegen mich zu nichte machen! Mit ihrem Beistand werde ich mit all meinen und der heiligen Religion Feinden fertig werden; auch mit dem verruchten Augustinermönch und seinem Anhange."

„Das walte Gott und die Heiligen!" versetzte Fugger.

„Wenn ich in Deutschland die geschäftigen Höllengeister gebändigt, Ruhe und Ordnung gestiftet und der heiligen Mutter Kirche wieder ihr volles strahlendes Ansehen verschafft habe," fuhr der Kaiser mit gesteigertem Affekt fort, „dann gedenke ich mit der ganzen Macht des Reichs gegen diesen Suleiman, den Erzfeind der Christenheit, zu ziehen und ihn unschädlich zu machen. Ich werde meinen Bruder Ferdinand im Triumph nach Ungarn zurückführen. Der Kampf gegen die Türken und ihre Vertreibung aus Europa war der große Plan des Kaisers Maximilian. Er hatte

sich die Ausführung desselben gleichsam zur Aufgabe seines Lebens gemacht. Durch die blinden, trägen, eigensüchtigen Reichsstände wurde er daran verhindert, und wir haben die schlimmen Folgen dieser Verkehrtheit zu genießen. Was ihm nicht gelang, hoff' ich auszuführen; denn glückliche Sterne stehen über meinem Haupte. Dann ein Kriegszug gegen diesen übermüthigen verwegenen Seeräuber in Algier, der fort und fort die spanischen Küsten überfällt und beraubt und Tausende von guten Christen in die Sklaverei wegschleppt. Diesem gräulichen Unfuge muß ich ein Ende machen, wie allem Unfug, mag ihn Barbarossa anstiften oder Luther, die Florentiner oder die Schweizer, die Franzosen oder die Türken."

„Gott und die Heiligen erhalten Ew. Majestät bei diesem frommen Muthe!" rief Fugger mit Wärme.

„Dir vertrau' ich das an, Anton Fugger und noch Anderes, Geheimeres und Wichtigeres," spann der Kaiser das Wort mit steigender Vertraulichkeit fort, indem er die Hand auf die Schulter des Augsburger Bürgers legte und ihm unverwandt ins Auge sah. „Ich würde es nicht thun, wenn ich nicht wüßte, wem ich mich anvertraue. Wie dein Ohm meines Großvaters Freund war, so bist du der meinige. Ja, ich weiß, was ich an den Fuggern in Augsburg habe. Drum also höre, was ich von dir will. Ich gehe mit großen und kleinen Plänen schwanger, die sich theils auf die Gestaltung der Weltangelegenheiten, theils auf die meiner eignen Person und meines Hauses beziehen, und deren Vorbereitung und Reife nur im Schoße des tiefsten Geheimnisses gedeihen kann. Verstehe: ich will, daß weder mein Herr Schwager, der König Franz, noch der Papst, noch mein Herr Ohm, der König von England, den leisesten Wind von meinen Plänen erhalten, ebenso wenig die Venetianer oder die Mailänder, als diese lutherischen deutschen Fürsten. Ja meine eignen Geschwister

dürfen nicht das Mindeste davon erfahren; denn König Ferdinand ist dem Papste viel zu sehr ergeben, Königin Maria dagegen dem Luther. Ich traue weder meinen Räthen, noch den Kanzleibeamten. Dir aber trau' ich. — Ich bedarf einer ganz geheimen Schreibstube und eines oder einiger Schreiber, auf deren Treue und Verschwiegenheit ich Häuser bauen kann. Diese Schreibstube sollst du mir während des Reichstags in deinem Hause einrichten; du und vielleicht einer deiner Leute, für dessen Treue du bürgen kannst, führt die Schreibereien nach meiner Angabe aus. Und um meinen öftern Besuchen in deinem Hause den schicklichsten Vorwand zu geben, so daß sie keinem Menschen auffallen können, bestelle ich bei dir Quartier in deinem Hause für die Königin Maria. Wo könnte sie besser wohnen als bei dir, und wohin könnte ich täglich leichter, ohne Aufsehen zu erregen, gehen, als zu ihr? Die Briefe gehen unter deiner Aufschrift, mit deinem Pitschir und mit deinem Postboten. — Hast du einen solchen Mann, wie ich ihn brauche?"

„Ich habe ihn ganz nach Euerm Bedürfniß, mein gnädigster Herr. Es ist der junge Raimund Mohr, meines Bruders Pathe und Pflegesohn. Das Wichtigste schreibe ich natürlich selbst. Und die Königin Maria ist mir hoch willkommen. Ich weiß die Ehre zu schätzen, die Ihr mir in diesem hohen Gaste erzeigt."

„So richte Alles bestens ein, mein lieber Fugger, und sei meiner Gnade gewiß."

„Gott schütze Euere kaiserliche Majestät und mache Alle Euere Feinde ohnmächtig!" rief Anton, entzückt von diesem Beweis des höchsten Vertrauens und küßte, sich verabschiedend, des Kaiser dargebotene Hand.



13.

Die beiden Handlungsdiener des Fuggerschen Hauses.

Ganz Augsburg war mit den Vorbereitungen zum Empfang des Kaisers beschäftigt; überall erhöhtes Leben, gesteigerte Bewegung. Die Reichsstände waren schon alle versammelt, die Fürsten alle in Person zugegen. Jedermann sah mit großer Spannung der Ankunft des Reichsoberhauptes entgegen; denn Jeder, mochte er zu der einen oder zur andern Partei gehören, hatte die Ueberzeugung, daß ein wichtigerer Reichstag noch nicht in Augsburg gehalten worden sei.

Auf der Fuggerschen Schreibstube häuften sich die Geschäfte, und Alles, was geschah und was geschehen sollte, wurde da ausführlich besprochen.

Auf den stillen scheuen Martin machten diese Reden einen unerwarteten Eindruck. Von der Stunde an, als die Nachricht eingelaufen war, der Kaiser werde nach Deutschland kommen und in Augsburg einen großen Reichstag halten, hatte sich seine Theilnahme an den öffentlichen Dingen von Tag zu Tag gesteigert. Die trübe Schlaffheit wich allmälig aus seinen Zügen, sein Auge wurde lebendiger; er horchte mit unverkennbarer Theilnahme jeder, auf den Kaiser bezüglichen Kunde. Wenn er auch zuweilen wieder in sein altes finstres Brüten verfiel, so dauerte es doch nicht lange, und er fuhr dann meist erschreckt daraus empor und schaute sich munter und fragend um. Als endlich bekannt wurde, der Kaiser sei von München, wohin er von Innsbruck gegangen, aufgebrochen, und die ganze Stadt von Menschen wogte, da ergriff den unglücklichen Geisteskranken ebenfalls eine fieberhafte Be-

wegung. Ueber sein Gesicht flog es oft wie ein Blitz, dann lächelte er halb bitter, halb wehmüthig vor sich hin, und dann sprach er wieder heftig und laut zu seiner Umgebung, so daß ihn Alle erstaunt ansahen.

Keiner beobachtete diese Veränderung in Martins Wesen mit schärferem Auge und größerer Theilnahme als Raimund Mohr. Der junge Mann las mit fieberhaft ängstlicher steigender Hoffnung, mit fliegender zitternder Hast in den Augen des Geisteskranken, forschte in seinen Zügen, horchte auf seine Worte. Endlich kam der Sonntag, ein prächtiger Frühlingstag, geeignet jedes kranke Menschenherz gesund zu machen und über den Wust der gemeinen menschlichen Erbärmlichkeiten zu erheben. Raimund Mohr ging auf Martins Zimmer und fand ihn emsig schreibend. Doch bewillkommte er den seltnen Besuch mit einer Art Freude, die Jener noch nicht an ihm bemerkt hatte.

„Es scheint, Ihr befindet Euch wohler als zeither," begann der Jüngling mit scheinbarer Ruhe, „und an der bevorstehenden Ankunft des Kaisers in unsrer Stadt scheint Ihr ganz besondern Antheil zu nehmen."

„Wie Ihr's sagt, Herr Raimund Mohr, so ists. Ich habe die Nächte zeither sehr schöne Träume gehabt; immer seh' ich den Kaiser, wie er mich entweder zum Ritter schlägt, oder mich zum Reichsgrafen macht, oder mir kostbare Geschenke überreicht, ein arabisches Roß, ein Schwert, einen silbernen Harnisch, einen prächtig gestickten Mantel. Seht, das muß doch etwas zu bedeuten haben. Meint Ihr nicht auch?"

„Gewiß. Sollte nicht auch der Kaiser zu Euerm frühern Leben, vielleicht zu Euerer Geburt und Abkunft in irgend einer Beziehung stehen?"

Martin warf einen stechenden tückischen Blick auf Raimund und lächelte dazu seltsam hämisch.

„Es will mich zuweilen auch so bedünken, und es ist mir, als hätte mir früher Jemand darüber Aufschlüsse gegeben. Aber ich habe das Alles vergessen und kann mich durchaus nicht darauf besinnen, wie ich auch nachdenke und mich anstrenge. Aber es fällt mir gewiß noch ein. Dann und wann zuckt mir's seit einigen Tagen wie ein Blitz durch den Kopf. Auch flüstert mir der Kaiser Nachts im Traume immer ein vertrauliches Wort zu, er gibt mir irgend einen schönen Namen; aber früh morgens, wenn ich erwache, hab' ich dieses Wort jedesmal vergessen, den ganzen Tag über schwebt mir's gleichsam auf der Zunge, aber dennoch ist's mir noch nicht eingefallen, ich mag darüber sinnen wie ich will. Aber es kommt gewiß noch."

„Vielleicht fällt Euch besser ein, was mich angeht," fuhr Raimund gespannter fort. „Ihr erinnert Euch doch noch, wie Ihr in Kremnitz zu mir kamt und Euch mir erbotet, mich zu meiner vornehmen Mutter zu führen. Ihr zeigtet mir damals einen köstbaren Ring, den Ihr von meiner Mutter zu haben behauptetet. Ihr wußtet also damals recht gut, wer meine Aeltern sind; denn Ihr wolltet mich ja zu ihnen bringen. Ich selber habe schon lange nicht daran geglaubt, daß ich der Sohn eines verunglückten Bergmanns in Ungarn bin, wie man in diesem Hause behauptet. Nun hab' ich Euch schon mehrmals nach meinen Aeltern gefragt, seit Ihr mit mir im Dienste der Fugger steht, aber Ihr waret krank und konntet Euch auf nichts besinnen. Sollte es Euch nicht jetzt einfallen? Ihr begreift doch, daß wir in diesem Hause natürliche Verbündete sind. Dem Einen wie dem Andern geschieht hier unrecht, und wir müssen uns dessen gemeinsam erwehren. Also sagt, ich beschwör' Euch: wer bin ich? wer sind meine Aeltern?"

Raimund hatte mit mehr und mehr erhöhter Stimme gesprochen und stand nun glühend vor Erregtheit und Er-

wartung vor dem bleichen Martin, ihm scharf in das unruhige Auge blickend, als müsse er ihm das Geheimniß seiner Geburt gleichsam aus der Seele herausziehen. Plötzlich war Martin wie zur Bildsäule geworden und blickte starr ins Leere. Aber sein Auge war eigentlich nach innen gekehrt. Nach einer Minute erwartungsvollen Schweigens von beiden Seiten lief ein leises Zittern über seine Glieder, welches schnell zunahm und heftiger wurde; seine Augen begannen zu funkeln, über seine Züge ergoß sich eine flammende Röthe, er stieß einen gellenden Schrei aus, der Raimunden erschreckte. „Ja, jetzt hab' ich's endlich! Jetzt weiß ich's!" rief er heftig und triumphirend und machte dazu mit den Armen fast schreckliche Bewegungen. „Ihr seid ein Erzherzog von Oesterreich, Ihr seid der Bruder des Kaisers und des Königs Ferdinand, der König Philipp von Spanien war Euer Vater, und Euere Mutter ist eine große stolze Frau, eine ernste strenge Frau. Ich aber bin ein maurischer Prinz, ich bin der rechtmäßige Erbe der Königskrone von Granada. Mein Vater ist der Sidi Selim Aben Muhamed Alnayar, und meine Mutter war eine königliche französische Prinzessin."

Raimund hatte mit steigendem Schrecken zugehört und verließ schnell mit einer Geberde der Furcht und des Entsetzens das Zimmer, wo es ihm plötzlich sehr unheimlich geworden war.

„Er ist verrückter als je!" bebte es von seinen bleichen Lippen, „und bald wird er eingesperrt werden müssen." —



14.

Der Einzug des Kaisers in Augsburg.

Am 14. Juni brachte ein Herold die Nachricht nach Augsburg, daß der Kaiser am folgenden Tage Nachmittags eintreffen werde. Am 6. war er mit seinem Bruder und seiner Schwester und den anwesenden Fürsten und Prälaten in Innsbruck aufgebrochen und hatte seinen Weg über München genommen, wo er von den Baiernherzögen prachtvoll empfangen und bewirthet worden war.

Am Morgen des 15. Juni glich Augsburg einem Ameisenhaufen. Eine so glänzende Versammlung von Fürsten weltlichen und geistlichen Standes, von Gesandtschaften aus schier allen europäischen Ländern, von hohem und niederm Adel und Klerisei, evangelischen Predigern, Doktoren und Professoren, Theologen und Juristen, aus der Nähe und Ferne, aus Ober- und Niederdeutschland, von Bürgern aus vielen Städten, Kaufleuten, Krämern, fahrenden Schauspielern, Kunstreitern, Possenreißern, Pfeifern, Zigeunern, Juden, Frauen aus allen Ständen, von der Fürstin und der stolzen Courtisane des geistlichen Fürsten bis zur fahrenden Dirne und dem Liebchen des gemeinen Pfaffen herab — eine solche Versammlung hatte Augsburg noch nicht in seinen Mauern gesehen. Alle Häuser waren bis unter das Dach mit Menschen besetzt, alle Straßen und Plätze waren voll Menschen, Pferde, Wagen und anderes Geräth.

Gegen Mittag kam zuerst der Kardinal von Lüttich mit hundert niederländischen Reitern an; er selbst ward in einer Roßsänfte getragen. Sofort setzte sich der Zug der Kurfürsten und Fürsten, weltlichen und geistlichen, nebst den Bürgermeistern und Rathsverwandten und den Vätern

und erwachsenen Söhnen der vornehmsten Familien Augsburgs vom Weinmarkte aus, wo sie sich versammelt hatten, zu Roß und zu Fuß, in Bewegung. Das gesammte Hofgesinde der Fürsten schloß sich an; eine ungeheure Menschenmasse strömte mit. An der kleinen Lechbrücke erwarteten sie den Kaiser. Die Ankunft desselben verzögerte sich bis gegen Abend. Der Zug des Kaisers war noch imposanter und prachtvoller als der von Augsburg gekommene. Neben ihm ritten der König Ferdinand, der päpstliche Legat Campeggi, zunächst die Herzöge von Baiern, Wilhelm und Ludwig, der Pfalzgraf Friedrich, die Kardinäle von Salzburg und Trident, der Erzbischof von Bremen und viel andre hohe weltliche und geistliche Häupter aus Spanien, Italien und Deutschland, alle im kostbarsten Schmuck. So wie der Kaiserzug den Lech passirte, stiegen die deutschen Kurfürsten und Fürsten am rechten Ufer des Flusses von den Pferden und gingen dem Kaiser entgegen. Als Karl dies wahrnahm, wollte er ebenfalls absteigen, aber er war dabei so eilig, daß er fast herabgefallen wäre. Die Kurfürsten rannten herbei, ihn aufzufangen, inzwischen kam er glücklich herab. Auch König Ferdinand war abgestiegen, und beide erwiederten den Gruß der Kurfürsten und Fürsten mit großer Huld und Freundlichkeit und reichten jedem Einzelnen die Hand. Der Kurfürst von Mainz, als Reichskanzler, bewillkommte jetzt den Kaiser im Namen aller dieser hier versammelten Glieder des heiligen römischen Reichs mit einer Rede und beglückwünschte ihn zu seiner Krönung. Der Kaiser und sein Bruder unterredeten sich einige Augenblicke mit dem Pfalzgrafen Friedrich, worauf dieser den Fürsten im Namen des Kaisers Dank sagte. Die Einzigen, welche während dieses Empfangs auf den Pferden sitzen blieben, waren die Erzbischöfe von Trident, und Salzburg; der Kardinal Campeggi war aber kurz vorher ganz bei Seite geritten, um der Unannehmlich-



keit zu entgehen, daß ihm die Ehre, die er als Gesandter des Papstes beanspruchte, nicht erwiesen würde. — So wie der Kaiser wieder zu Roß steigen wollte, erfaßten die jungen Fürsten von Sachsen, Hessen, Lüneburg, Mecklenburg, Brandenburg und Anhalt die Zäume, den Sattel und den Steigbügel und halfen ihm hinauf.

Eine Strecke weiter standen der Bürgermeister und die Rathsherrn von Augsburg. Sie fielen dreimal vor dem Kaiser auf die Knie und zogen dann einen kostbaren dreifarbigen Traghimmel über ihn und seinen weißen polnischen Hengst. Sechs Augsburger Rathsherrn trugen den Baldachin und bildeten mit ihren Bürgern, Kaufleuten, Söldnern und Volk, zum Theil im Harnisch, zum Theil in Sammt und Seide gekleidet, zu Roß und zu Fuß, über zweitausend Köpfe stark, eine lange und prächtige Schlachtordnung, während das schwere Geschütz von den Mauern unaufhörlich dem gekrönten Herrn der Stadt seine Donnergrüße entgegen rief.

Der feierliche, großartige und in seiner Art einzige Einzug in die freie Reichsstadt fand nun in folgender Weise statt. Zwei Fähnlein Landsknechte, die der Kaiser erst jetzt in Memmingen angeworben und gemustert hatte, um ihnen die Wachen der Stadt zu übertragen, als deren Herr er jetzt angesehen sein wollte. Sie hatten nicht die rechte kriegerische Haltung; denn es waren viel junge Leute dabei. Aber auch viele Männer, die die italienischen Kriege mitgekämpft, befanden sich unter ihnen. Angeführt wurden sie von ihrem Obersten Maximilian von Eberstein. Ein Mann zog vorzüglich die Augen der Augsburger auf sich, Simon Seits, Feldschreiber des Kaisers, ein Augsburger Bürger, der jetzt, in Goldstück gekleidet, auf brauner Jenette mit kostbar gestickter Decke, nicht ohne glänzenden Troß, in seine Vaterstadt zurückkehrte. Die Knechte gingen je sieben in einem Gliede und waren etwa tausend Mann

stark. Um sechs Uhr Abends erreichten die Ersten das Thor. — Nach keinem Vorzug ritten die reisigen Mannen der Kurfürsten einher, je drei in einem Gliede, zum Theil Hofgesinde, Fürsten, Grafen und Herrn, zum Theil Grafen, Edelleute und Räthe, welche aus den Ländern einberufen waren. Voran die des Kurfürsten von Sachsen und darunter der junge Kurprinz Johann Friedrich, der sechszehn Jahre später in einem so traurigen Konflikt um derselben Sache, wegen welcher sie jetzt in Augsburg zusammen kamen, gerathen sollte. Den sächsischen folgten die pfälzischen, brandenburgischen, kölnischen, mainzischen und trierschen Haufen, jeder in seiner besonderen Farbe und Rüstung. Der reisige Zeug der Baiernherzöge schloß sich an. Der Rangordnung des Reichs nach hätten die Baiern hier noch nicht eintreten dürfen, aber sie ritten plötzlich vor, und Niemand hinderte es. Und ihre Pracht war wenigstens des Platzes würdig. In lichten Harnischen, rothen Leibröcken und hohen Federbüschen mit Spießen, fünfhundert Pferden, je fünf in einem Gliede, gaben sie ein herrliches Bild. — Hierauf des Herzogs Heinrich von Braunschweig Reiter, vierzehn Glieder, je drei in einem Gliede; die des Landgrafen von Hessen in sechsundzwanzig Gliedern; Pommern in sieben Gliedern; des Deutschmeisters Walters von Kronberg Rosse. Endlich eine große Schaar von Grafen, Edelleuten, kaiserlichen und königlichen Räthen, Spanier, Italiener und Deutsche.

Wieder dauerte es eine Weile, bis der dritte Zug, der des Kaisers und der Fürsten ankam. Ihn eröffneten die Edelknaben des Kaisers und des Königs, in gelben oder rothen Sammet gekleidet, auf zwanzig spanischen Rossen des kaiserlichen Großhofmeisters von Roys, dann neunundzwanzig Glieder ungarische Husaren, je fünf in einem Gliede; des Kaisers Marstall, dreiundzwanzig der herrlichsten Pferde, polnische, türkische, arabische, spanische, genue-



sische, geritten von kaiserlichen Edelknaben in gelben Sammetröcken; nun wieder zweihundert Pferde und des Königs Ferdinand Hofgesinde, spanische, deutsche, böhmische Herren, zum Theil in goldnem Stuck und Sammtkleidern, mit großen goldnen Ketten, aber fast alle ohne Harnisch. Botschafter fremder Fürsten, des Kaisers und des Königs Räthe, Herrn des kaiserlichen Regiments, spanische Große, Alle in schwarzem Sammet. Dies war das Geleite; nun kamen die fürstlichen Herren selbst, und ein paar Reihen Trompeter und Heerpauker mit ihren Trommelschlägern, theils in des Kaisers Farbe (gelb), theils in die des Königs (roth) gekleidet, Persevanten und Herolde kündigten sie an. Ihnen voran ein langer schwarzer Pfaffe mit einem großen Kreuze in der Hand, die Staffiere und Palafreniere des päpstlichen Legaten mit Säulen und Kolben in den Händen. Prächtigen und trotzigen Ansehens sind die Fürsten, die Bischöfe mit jenem unaussprechlichen Dünkel in den Gesichtern, der sich nach Luthers Auftreten und der Besiegung der Bauernempörung noch schärfer ausgeprägt hatte, als früher. Das waren nun die Herren und Beherrscher der deutschen Länder, jeder in dem seinigen fast unumschränkt nach seinem Gelüsten schaltend und waltend, und unter einander meist in Feindschaft. Da sah man den an Luthers Lehre mit Begeisterung hängenden Ernst von Lüneburg und seinen Vetter, den dem Papstthum mit Fanatismus ergebenen Heinrich von Braunschweig, außerdem noch wegen der unbeendigten Hildesheimer Fehde bittre Feinde, nebeneinander reiten; da den jungen, Zwinglin noch mehr als Luthern ergebenen heißblütigen Landgrafen Philipp von Hessen und seinen an der Mutter-Kirche mit verbissener Zähigkeit hängenden Schwiegervater Georg von Sachsen, den Feind Luthers, die kürzlich beide wegen der Packischen-Händel so hart aneinander gerathen waren; neben den Baiernherzögen ihre

Vettern, die Pfalzgrafen, kaum auf kurze Zeit leibliche Freunde und jetzt schon wieder heimliche Feinde; neben den Brandenburgern die Herzoge von Pommern, die jenen zum Trotz auf dem Reichstage die unmittelbare Belehnung zu erstreben gedachten. Da ritten der alte Markgraf Friedrich von Brandenburg, der zwölf Jahre auf der Plossenburg in der Haft seiner Söhne gelegen und dem Papst treu geblieben war, und sein Sohn Georg, der Anhänger Luthers und der Königin von Ungarn. Die einzige Vereinigung dieser Fürsten war der Kaiser, den sie als ihr Haupt sämmtlich anerkannten und (wenigstens scheinbar und ostensibel) verehrten. Die weltlichen und geistlichen Kurfürsten ritten zunächst. Der von Sachsen, Johann, trug als Erzmarschall seinem Kaiser das bloße Schwert vor; ihm zur Rechten der von Brandenburg, Joachim, sein bittrer Feind. Jetzt der Kaiser allein, unter dem von sechs Augsburger Rathsherrn getragenen Baldachin. Der deutsche Kaiser in der Mitte der deutschen Fürsten, der deutschen Reichsstädte, des deutschen Volks, zu einem deutschen Reichstage gehend, und nichts Deutsches an ihm, nichts innen, nichts außen, ein fremder Mann hier; seinen Gesinnungen, seinen Sitten und Gewohnheiten nach ein Spanier, ein König von Spanien, und spanisch gekleidet vom Kopf bis auf den Fuß. Ein kleines seidnes spanisches Hütlein deckt jenen, ein goldner spanischer Waffenrock den Leib; mit goldnen spanischen Zierathen ist der weiße Hengst behängt. Ueber seinem Haupte steht das Bild des deutschen Reichsadlers am damastnen Traghimmel wie zum Hohne. Karl hätte gern seinen Bruder und den päpstlichen Legaten zu seinen Seiten unter dem Baldachin gesehen; es lag ihm daran, den Letztern recht augenfällig zu ehren und auszuzeichnen, und deshalb sollten ihm die geistlichen Kurfürsten den Vorrang überlassen. Aber sie hatten sich dessen kurz und bestimmt geweigert,



und so ritt nun der Legat Campeggi mit dem König Ferdinand unmittelbar hinter dem Baldachin des Kaisers. Neben dem Kaiser liefen dreihundert Trabanten, Deutsche, Niederländer und Spanier, gelb, braun und aschgrau gekleidet; neben dem König und dem Legaten wieder hundert Trabanten, roth gekleidet. Nun die Erzbischöfe mit dem stolzen Beichtvater des Kaisers, dem Bischof von Osma, Bischöfe und andre hohe Geistliche in großer Anzahl, gefolgt von hundert kaiserlichen Hatschieren, zu Pferde und gerüstet, die reisigen Mannen und das Hofgesinde der geistlichen Herrn, jede Schaar in ihrer besondern Farbe, alle entweder in Harnischen mit Spießen, oder als Schützen mit Schießzeug bewaffnet, über dreihundert Köpfe, darunter zwölf Stradioten und zwei Türken. An diese schließen sich achtzehnhundert Fußknechte der Stadt Augsburg unter vier Fähnlein, mit Harnisch und Spieß gerüstet; sie sind meist mit schwarzen barchentenen Paltröcken, an den Aermeln zwei weiße Atlasstreifen, angethan; vierhundert aber tragen aschfarbne Kleider und zeichnen sich durch Pracht der Kleidung und Bewaffnung auffallend vor den Uebrigen aus; es ist die von den Fuggern allein angeworbne und ausgestattete Schaar; denn aschgrau ist die Farbe der Fugger.

Zwölf Halbschlangen, die draußen den Kaiser mit ihrer Stimme begrüßt, und hinter ihnen der stattliche Zug der Augsburger Bürger zu Roß und zu Fuß, zweitausend Mann unter vier Fähnlein, alle wohlgerüstet, mit Federbüschen und anderm Schmuck herrlich ausgestattet. Darunter Raimund, Anton und Hieronymus Fugger und Raimund Mohr.

Als der Kaiser sich dem Stadtthore näherte, ertönte das Geläute aller Glocken der Stadt und der Donner des Geschützes von den Mauern und Thürmen, so daß Niemand sein eignes Wort verstehen konnte. Innerhalb der

Stadt kam dem Kaiser ein neuer Zug entgegen, der Bischof von Augsburg mit dem Domkapitel und der gesammten Klerisei der Stadt, Mönchen und Nonnen in großer Procession. Die Pfaffen brachten einen andern Himmel mit, unter den sie den Kaiser nehmen wollten. Allein der Hengst des Kaisers scheute sich so sehr vor dem Pfaffenhimmel, daß er seinen Reiter fast abgeworfen hätte, und war, zum größten Ergötzen des Volks, mit nichten darunter zu bringen. Da sagte das Volk: das Pferd sei klüger als sein Herr, es wolle nichts wissen vom Himmel der Pfaffen.

Unter Gesang und Glockengeläute ging der Zug nach der Domkirche, wo der Kaiser auf die Knie niederfiel, die Hände erhob und betete. Als der Segen über ihn gesprochen war, führten ihn die Fürsten nach der Pfalz, seiner Herberge.

Da nun die evangelischen Fürsten oder die Protestanten wie man sie allmälig schon von ihrem auf dem letzten Reichstage zu Speier übergebenen Proteste nannte, mit dem Kaiser im Dome gewesen waren und die geistlichen Ceremonien mitgemacht hatten, so knüpfte der schlaue Karl daran sogleich ein Begehren an sie, indem er den ersten großartigen und bewältigenden Eindruck seiner Ankunft benutzen wollte, um sie zu einer wesentlichen Nachgiebigkeit zu vermögen.

Er ließ nämlich, während die übrigen Fürsten nach ihren Herbergen abzogen, den Markgrafen Georg von Brandenburg, den Landgrafen Philipp von Hessen und den Herzog Franz von Lüneburg in ein besonderes Zimmer bescheiden, wohin er sich sogleich mit seinem Bruder verfügte. Hier eröffnete ihnen der Letztere: der Kaiser lasse sie hiermit auffordern, die Predigten nunmehr abzustellen. Die ältern Fürsten schwiegen erschrocken auf diese unerwartete Zumuthung; aber der feurige Landgraf versetzte

unerschrocken: „Ew. Majestät Willen in Ehrfurcht; aber in den Predigten kommt kein andres Wort vor, als eben Gotteswort, wie es auch S. Augustinus gefaßt hat. Gotteswort läßt sich aber nicht abbestellen, nicht heute, nicht morgen und nimmermehr." — Solche unwiderlegliche Argumente waren aber dem Kaiser höchst widerwärtig; er wollte sie nicht hören und machte eine abwehrende ärgerliche Bewegung mit der Hand. Dabei stieg ihm das Blut zu Kopfe, der kecke Ton des Landgrafen verletzte ihn, und fast zornig sprach er selbst: „Ich will es; die Predigt ist der Zankapfel. Ihr müßt sie abstellen. Ich, der Kaiser fordere es von Euch."

„Herr," ergriff jetzt der Markgraf wehmüthig, aber fest das Wort und sprach so ehrerbietig als entschlossen, „ehe ich von Gottes Wort abstünde, wollte ich lieber auf der Stelle niederknieen und mir den Kopf abhauen lassen."

Karl, der ja nur Milde und Versöhnung im Munde führen wollte, erschrak über diese männliche Erklärung. Betroffen über den ihm gegenüber ausgesprochenen Gedanken an eine solche Möglichkeit, rief er begütigend: „Lieber Fürst, nicht Köpfe ab, nicht Köpfe ab!" —

Die drei Fürsten wurden huldreich entlassen; Karl begriff immer mehr, daß er es nicht mit biegsamen Italienern zu thun hatte. Er war den Rest des Abends schweigsam und nachdenklich und verfügte sich bald zur Ruhe.

Am folgenden Tage fand die Frohnleichnamsprocession statt. Der Kaiser forderte die protestantischen Fürsten auf, „dem allmächtigen Gott zu Ehren" daran Theil zu nehmen. Sie lehnten es auf das Bestimmteste ab, weil sie die Theilnahme auf den angegebenen Grund hin als eine Verletzung ihres Gewissens ansehen müßten. Nicht dazu habe Gott das Sakrament eingesetzt, daß man es anbete. Hätte der Kaiser ihre Begleitung als einen Hofdienst beansprucht, so würden sie ihm gefolgt sein wie Naman in der

Schrift seinem König. — Die Procession ging ohne die Protestanten vor sich; sie war dürftig. Die Zeit des Glanzes der Kirche war vorüber. Der Menschengeist trieb in andre, in neue, in höhere Bahnen.

Am Abend dieses Tages langte die Königin Maria mit ihrem Gefolge von München in Augsburg an. Es war der Wille des Kaisers gewesen, daß sie, als die einzige Frau, nicht mit im Kaiserzuge in die Stadt einreiten sollte. Verabredetermaßen nahm sie ihre Herberge in Anton Fuggers Hause am Weinmarkt und wurde vom Stadtrath dort mit den gebührenden Ehren empfangen. Ihr alter Freund der Markgraf Georg machte ihr denselben Abend noch die Aufwartung, und sie plauderte mit ihm bis tief in die Nacht. Nie war sie liebenswürdiger als im heitern Zwiegespräch mit dem ihr so sehr ergebnen Fürsten, den sie scherzweise ihren Großonkel zu nennen pflegte, weil sein Bruder Johann der zweite Gemahl der zweiten Gattin ihres Großvaters, des Königs Ferdinand von Aragonien gewesen war.

15.

Die beiden Brüder.

Der Kaiser machte Tags darauf seiner Schwester den Besuch. Er hatte sie schon mit Ungeduld erwartet. Ihr Liebreiz, der eine magische Gewalt über ihn ausübte, wie keine Macht der Erde weiter, zerstreute auch diesmal schnell die Wolken des Unmuths von seiner Stirn. Es war doch ein sonderbares und höchst eigenthümliches Verhältniß zwischen dem Kaiser und seiner schönen Schwester. Innerlich erbittert über den Widerstand der protestantischen Fürsten, den er nicht erwartet hatte, suchte und fand er bei ihr Erhei-



terung und Stunden behaglichen schönen Gefühls, bei ihr, deren ihm wohlbekannte Gesinnung und Ueberzeugung so sehr mit denen der ihm widerstrebenden Fürsten übereinstimmte, und die ihm gegenüber gar kein Hehl daraus machte, daß sie sich über diesen würdigen und männlichen Widerstand herzlich freue. Er mußte von ihrem Charakter voraussetzen, daß sie sich in freundliche Beziehungen zu jenen Fürsten setzen und sie ermuntern werde, fest bei ihrem Glauben zu beharren, wie er es in Bezug auf den Markgrafen Georg von Brandenburg gewiß wußte. Vergebens waren seine, ihr entwickelten, politischen Gründe, daß er zum Papst halten müsse; sie wollte in Glaubenssachen nichts von Politik wissen und blieb die Feindin des Papstes und der Pfaffen. Ja, nur Karls dringender Bitte gelang es, daß sie sich nach langem Weigern endlich bereit erklärte, den Besuch des Kardinals Campeggio annehmen zu wollen. Nichts bedauerte sie mehr, als daß Luther nicht mit dem Kurfürsten von Sachsen nach Augsburg gekommen war; er war nach dem Willen seines Herrn und auf Anrathen seiner Freunde, als noch mit der Reichsacht belegt, in Koburg zurückgeblieben und wohnte dort auf der hohen Bergveste im Schlosse des Kurfürsten. Den anwesenden Melanchthon hatte Maria bereits zu sich einladen lassen, wie sie ihrem kaiserlichem Bruder lachenden Mundes berichtete. Und gerade dieser kleine weibliche Trotz, umkleidet mit der reizendsten Anmuth und dem süßesten Muthwillen, war es, der jeden aufkeimenden Unwillen Karls in der Geburt erstickte und ihn immer stärker an das herrliche Weib fesselte, das ihm schon mit den engsten Banden des Bluts verbunden war, das er aber bis jetzt so gar nicht gekannt hatte.

Bei diesem ersten Besuche ließ der Kaiser sich und der Königin sämmtliche Glieder des Fuggerschen Hauses nebst dem Dienstpersonal des Geschäfts vorstellen. Er beab-

sichtigte damit Martinen auf eine ungesuchte und ungezwungene Weise zu sehen. Die Leute waren im großen Gaden der Reihe nach aufgestellt, obenan Frau Sibylle im altmodischen kostbaren Schmuck, den sie seit Jahren nicht getragen, neben ihr ihr schlankes, bleiches holdes Pflegekind Regina Turzo in reicher ungarischer Nationaltracht. Dann kam Raimunds Familie, Antons Ehewirthin, Hieronymus, dann die Schwestern mit ihren Gatten, die alle zum Reichstag gekommen waren, um den Kaiser und die andern hohen Herrschaften zu sehen. Bei Raimunds Familie stand Raimund Mohr, bei Antons Frau Martin van der Voort. Raimund und Anton Fugger führten den Kaiser und die Königin herein. Karl hatte seine Schwester am Arme. Anton stellte ihnen die Familienglieder einzeln vor. Der Kaiser war sehr leutselig und reichte der tiefknicksenden Frau Sibylle die Hand, belobte das Andenken ihres verstorbenen Jakob, befragte sie nach seiner Krankheit, nach seinem Tode. Die Königin unterhielt sich gütig mit ihrer Landsmännin Regina Turzo und erkundigte sich nach ihren Eltern. Maria's scharfes Auge hatte sogleich beim Eintritt Raimund Mohrs Apollogestalt gesucht und gefunden. Obgleich sie gehofft und erwartet hatte, ihn hier zu sehen, zuckte ihr Arm doch leise in dem des Kaisers, beim Anblick des unvergleichlich schönen Jünglings. Längst wußte sie, wo er war, der würdige Gegenstand ihrer ersten und einzigen Liebe, und neben dem Wunsche, dem glänzenden, geräuschvollen Reichstage beizuwohnen, Luthern und Melanchthon' persönlich kennen zu lernen, die protestantischen Fürsten zu begrüßen und dem interessanten Kampfe der beiden Parteien zuzusehen, hatte sie ein geheimes aber weit stärkeres Verlangen nach Augsburg geführt, den geliebten Jüngling, den sie im Herzen trug und noch keinen Augenblick vergessen hatte, wieder zu sehen. Wie stand er dort in seiner siegstrahlenden Schönheit! das Herz zuckte und bebte ihr



vor namenloser Wonne. Sie mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, um der großen königlichen Kunst der Verstellung keine Schande zu machen, als der Kaiser mit ihr ein paar Schritte weiter ging und sie dem Geliebten nun gegenüberstand. Zum Glück hatte Karl auch nicht die entfernteste Ahnung von der Liebe seiner Schwester; aber eben so wenig hatte sie eine solche von dem Verhältniß, in welchem der Kaiser zu dem bleichen blonden jungen Manne mit den seltsamen Flecken im Gesicht stand, welchen Anton Fugger eben mit Namen benannte und als seinen Pflegesohn bezeichnete. Des Kaisers Auge ruhete forschend auf Martins Zügen und Gestalt und seine erst heitern Mienen nahmen unwillkürlich einen finstern Ausdruck an. Martins sonst so gedrückte Gestalt hatte sich auffallend emporgerichtet: in seinen Augen, die er fest auf den Kaiser gerichtet hielt, glühte ein wildes, schier unheimliches Feuer.

„Ihr seid ein Niederländer dem Namen nach?" fragte Karl kalt.

„Ein geborner Schwabe, Ew. Majestät zu dienen," antwortete Martin mit bebender Stimme. „Meine Aeltern aber waren beide Niederländer."

Was Karl gewollt, war geschehen; er hatte den Menschen sprechen gehört, den Ton der Stimme. Er ging vorüber.

„Raimund Mohr, Pathe und Pflegesohn meines Bruders," berichtete Anton.

„Ah der!" sagte der Kaiser betroffen von der Schönheit des Jünglings. „Ein geborner Ungar?"

„Der Sohn eines Bergmanns in Kremnitz."

Um Martins Lippen schwebte ein listig-höhnisches Lächeln. Raimund Mohrs Blicke, in holder Verwirrung den süßen heißen Blicken der Königin ausweichend, gewahrten dieses Lächeln, und es empörte ihn, er wußte selbst nicht, warum.

Die Königin glühte und strahlte wie eine prächtige Centifolie, aber kein verrathendes Wort entschlüpfte ihren Lippen.

„Es ist der Verlobte von Regina Turzo, seiner Landsmännin," fuhr Anton fort. „Schon im Mai hätte, nach meines seligen Ohms Willen, die Hochzeit sein sollen; wir haben sie bis zur Ankunft Euerer Majestät verschoben, weil wir hofften, Ihr würdet unsrer Bitte um die Gnade, dem Feste durch Euere hohe Gegenwart einen Glanz zu verleihen, wie ihn noch kein Fuggersches Familienfest gehabt, geneigtes Gehör geben."

„Ich will Brautführer sein," nickte der Kaiser gnädig.

Ein leichtes Wölkchen lag jetzt über der Stirn der Königin, und ein leiser Schmerzenszug kräuselte um ihren kleinen reizenden Mund, als sie das Auge noch einmal auf den jungen Halbgott richtete und sein Auge in Thränen glänzen, um seinen Mund Schmerz und Unmuth zucken sah.

Der Kaiser und die Königin zogen sich in ihre Gemächer zurück. Anton verfügte sich bald darauf dahin, um den Kaiser in das abgelegene Zimmer zu führen, welches zur geheimen Kanzlei eingerichtet war. Raimund Mohr wurde dorthin gerufen, um vom Kaiser in Dienst und Pflicht genommen zu werden, ihm den Eideshandschlag zu leisten und seine geheimen Instruktionen zu erhalten.

Martin beobachtete, was um ihn vorging, plötzlich wieder mit der alten schlangenschlauen Scharfsichtigkeit. Es war eine ungeheure Veränderung mit ihm vorgegangen, er hatte seine ganze Geisteskraft wieder. Am Tage des Einzuges war seine Unruhe bis zur fieberhaften Beweglichkeit gestiegen, so daß Alle, die ihn kannten, als sie ihn so herumschießen sahen und bald hastig schwatzen hörten, bald seinen stieren Blick wahrnahmen, mit Bedauern meinten, daß ihm der Kopf nun ganz und gar verrückt, daß er völlig wahnsinnig geworden sei. So ging es die ganze Nacht



mit ihm; er konnte nicht ruhen, nicht schlafen: er hatte den Kaiser gesehen, und seine Gedanken waren nur mit demselben beschäftigt. Wie das Lager, so war ihm das Zimmer, das Haus unerträglich. Gerade in dieser Nacht wurde ihm nicht schwer, unbemerkt zu entwischen. Er irrte durch die nichts weniger als menschenleeren Straßen, immer mit dem wogenden Gedankenchaos ringend, das ihm durch den Kopf brauste. So kam er vor die Pfalz und rannte auf und ab, nach den Fenstern der Zimmer hinaufstarrend, die der Kaiser bewohnte. Am folgenden Morgen war er schon so weit gediehen, daß er ruhiger heimkehren und sich zu fassen vermochte, als ihn Anton Fugger aufforderte, sich mit den Uebrigen dem Kaiser vorstellen zu lassen. Und während der Vorstellung war ihm seine alte Ruhe, die alte Klarheit seines Geistes zurückgekehrt.

„Thor, der ich war!" murmelte er pfiffig lächelnd vor sich, als er durch das Haus schlüpfte. „Als er mir gegenüberstand, fiel mir Alles ein, worauf ich mich so lange schon vergeblich besonnen habe. Nun ich es weiß, will ich meinen Nutzen daraus ziehen, und Regina muß mein Weib werden."

Der Kaiser war kaum zur Königin zurückgekehrt, als Martin keck in das Vorzimmer trat. Die hier postirte Dienerschaft kannte ihn schon als einen Hausgenossen, und die Erklärung: er habe mit Seiner Majestät zu reden, öffnete ihm die Thür des Zimmers. Der Kaiser, in der Meinung, es sei Raimund Mohr, der ihm irgend eine Meldung machen wollte, war deshalb unangenehm überrascht, Martin hereintreten zu sehen. Er erhob sich von dem Lotterbette, wo er neben der Schwester saß und gab ihr mit der Hand ein Zeichen, auf welches sie sich in das Nebenzimmer verfügte.

„Was wollt Ihr von mir?" fragte Karl übelgelaunt,

doch Martin wurde durch die Frage und ihren Ton nicht eingeschüchtert.

„Ew. Majestät hat nach meiner Herkunft zu forschen die Gnade gehabt. Es drängt mich Euch hier zu sagen — was ich unten nicht konnte — wer mein Vater war —“

„Ich erlaß Euch das,“ unterbrach ihn der Kaiser rasch und unwillig. „Ich will es nicht wissen. Entfernt Euch!“

„Nicht also, mein kaiserlicher Herr!“ flehte Martin mit ausgestreckten Händen. „Hört mich und erfahrt mein Geheimniß! Mein Vater war der König Philipp von Spanien, der Erzherzog von Oestreich, der Herzog der Niederlande. Ja Ew. Majestät Erzeuger ist auch der meinige. Ich bin Euer natürlicher Bruder.“

„Ein Wahnsinniger bist du!“ rief Karl zornig. „Ich schone deine Verwegenheit nur, weil dein Verstand verwirrt ist.“

„Nie war mein Kopf heller, mein Verstand gesunder als heute. O sprecht nicht so ungnädig zu mir, in dessen Adern dasselbe Blut fließt, wie in den Euern! — Zweifelt Ihr an meiner Behauptung? Die Fugger wissen, wer ich bin, der König Ferdinand weiß es — o Ihr selbst wißt es, Majestät! Gebt der Stimme Eueres Herzens Gehör, die mich anerkennt!“

„Ja, ich weiß wer du bist“, versetzte der Kaiser ruhig und kalt, fast höhnisch. „Ich weiß auch was du bist und was du gewesen bist. Ich kenne dich genau. Du bist der eheliche Sohn des Kaufmanns Peter van der Kapellen zu Antwerpen und dessen Eheweibes Eleonore Bry, du bist der Stief- und Adoptivsohn des Malers Martin van der Voort, des zweiten Ehemanns deiner Mutter, der dir seinen Namen gegeben hat, und der verstorbene Jakob Fugger hat sich deiner und deiner Mutter angenommen, weil er dem Hause Peters van der Kapellen einige Verbind-



lichkeiten schuldig zu sein glaubte und ein dankbares Herz hatte. Geh hin, mein Sohn, und beruhige dich. Du bist von deiner Mutter, einem bösen Weibe, zu argen Zwecken gemißbraucht, hintergangen und belogen worden."

„Nicht also! Majestät! Der Brief meiner fürstlichen Abstammung, den die Natur selbst auf geheimnißvolle Weise mit unauslöschlichen Zügen mir in's Angesicht geschrieben, widerlegt Euch. Als Euere königliche Mutter, die spanische Juana, in einem Anfalle wüthender Eifersucht, der meinigen die Scheere, womit sie ihr das goldblonde lange Haar abschnitt, in welches sich der Erzherzog Philipp so sehr verliebt hatte, in das Antlitz stieß und es zerfetzend, Eleonorens strahlende Schönheit vernichtete, da empfing die Frucht ihrer und Philipps verbotener Liebe in ihrem Schoße dieselben Wunden, und noch eh ich geboren wurde, blutete ich für die Schuld meiner Erzeuger. An Euch ist's, Majestät, dieses unschuldige Blut zu sühnen. Seht mich an, meine Gestalt; seht diese Züge, dieses blonde Haar, und dann betrachtet ein getreues Konterfei Eueres Vaters, befragt ältere Männer, die ihn persönlich gekannt haben, und Ihr werdet überzeugt werden, daß ich dem König Philipp ähnlicher bin, als Ihr und Euer Bruder."

Der Kaiser hatte sich abgewandt und schien nicht mehr auf die Worte des kühnen Sprechers zu hören. Jetzt kehrte er sich ihm wieder zu, erdfahl und mit Zügen voll Entsetzen und Abscheu. Seine Lippen zitterten vor furchtbarer Aufregung, aber er verstand sich zu beherrschen. „Unglückseliger!" sprach er mit gedämpfter Stimme, „woran hast du mich erinnert! An das unsagliche Unglück meiner Mutter, deren Geist seit jener fürchterlichen Stunde in den Banden düstern Wahnsinns liegt bis heute. Sieh, weil die Hand meiner armen Mutter bei jener unseligen That der Leidenschaft auf wunderbare geheimnißvolle Weise dich zeichnete, will ich dir vergeben; denn ich weiß, daß

du mein Todfeind bist, ich weiß, daß du aus Feindschaft zu mir den Christenglauben und damit deine Seligkeit abgeschworen hast und ein Sohn des verfluchten Mohamed geworden bist. Ich weiß, daß du dem scheußlichen Seeräuber, dem Fluch Spaniens, dem nichtswürdigen Chair-Eddin Barbarossa, daß du dem Sultan Suleiman, daß du dem König Franz, daß du dem Herzog Ulrich von Würtemberg gegen mich gedient hast. Für all meine Feinde bist du thätig gewesen, mich und mein Haus zu verderben, selbst mit den aufrührerischen gottverfluchten Bauern hast du gegen Gesetz und Recht gekämpft. Es gibt nichts Schändliches und Schlechtes, was du nicht gegen mich vollbracht hättest. Und doch wagst du mir unter die Augen zu treten und etwas von mir zu verlangen! — Was willst du von mir?"

Martin war nun seinerseits ebenfalls in der innersten Seele erbebt. Die Flecken in seinem Gesichte waren weiß wie Kalk geworden. Er zitterte an allen Gliedern. Das hatte er nicht erwartet, daß der Kaiser die Geschichte seines wirren Lebens so genau kenne. Doch er war nicht der Mann, der sich zurückschrecken ließ, und der Kaiser hatte viel zu sanft gesprochen, um jede Hoffnung in ihm zu ersticken. Er stürzte auf die Knie nieder, erhob die Hände und flehte: „Vergebung, mein kaiserlicher Herr! Meine verstoßne Jugend wurde verführt und mißbraucht. Wäre ich erzogen worden, wie es einem Sohne des Königs Philipp zugekommen, nimmer wäre ich auf solche Abwege gerathen. Nicht auf mir lastet die Schuld dieser Vergehungen. Verzeiht und macht wieder gut, was Andre an mir verbrochen haben!"

„Hätt' ich dir nicht schon verziehen, du würdest vor ein Gericht gestellt werden und deine Frevel mit deinem Leben büßen. Sei thätig und ordentlich, und du wirst noch ein geachteter Mann werden."



„Die natürlichen Söhne des Habsburger Hauses sind stets zu adligen Ehren und Würden erhoben worden. Sie haben meist der Kirche als hohe Prälaten gedient.“

„Ha, dahin steht dein Sinn, eitler Mensch!“ sprach der Kaiser entrüstet und wandte sich wieder von ihm ab. „Ein Bekenner des Koran und christlicher Bischof! Du bist ein närrischer Kauz! Der Sohn Eleonorens van der Voort, der scheußlichen Megäre, wird nun und nimmer von den Fürsten des Hauses Habsburg etwas erlangen. Geh und wage nicht wieder vor mir zu erscheinen bei meinem schwersten Zorn! Es könnte dich den Kopf kosten, thörichter Mensch!“

Mit drohender Geberde verließ der Kaiser das Zimmer. Martin machte sich auf und floh mit scheuem Schritt hinaus. Ein tückisches Lächeln schwebte über seinen bleichen Zügen.

Auf seinem Zimmer versank er in ein finstres Brüten, aber es war nicht mehr das alte Brüten seines verwirrten nachtumhüllten, es war das seines nur allzuklaren, kalten, berechnenden und spekulirenden Geistes. Erschreckt vom Unwillen und Zorn des Kaisers gab er zwar den Plan auf, ihn auf die versuchte Weise für sich zu gewinnen, aber nach einer Stunde hatte er sich schon einen andern zur Erreichung seines Zieles gebildet, und ruhig und kalt, als wäre nichts mit ihm vorgefallen, mischte er sich bald darauf unter die auf den Straßen wogende Menschenmenge.

16.

Sehnsuchtsqual und Herzenserguß.

Raimund Mohr hatte Anton Fuggers Haus in großer geistiger Aufregung verlassen. Vom Wiedersehen der Königin Maria mächtig ergriffen, hatten sich seine Gefühle so seltsam gemischt und gesteigert, daß sie ihm schier die Brust zu zersprengen drohten. Es waren süße und bittere Gefühle, die in ihm wogten und drängten, aber die letztern überwiegend. Die hohe Schönheit und Anmuth der Königin hatte wieder einen starken Eindruck auf seine Sinnlichkeit gemacht, aber gehoben, beseligt war er nicht von diesem Wiedersehen worden. Er fühlte sich vielmehr gedrückt davon. Die Sehnsucht seiner Seele nach irgend einem Ziele, das er nicht kannte und das nur in dunkele, aber rastlos webende Ahnungen gehüllt in ihm stand, ergriff ihn mächtiger als je. Es war ihm, als müßten ihm Schwingen wachsen, und er von ihnen getragen von dannen stürmen, nicht zu der Königin, nicht nach Ungarn, aber wohin? das wußte er nicht. Und doch war's ihm wieder, als fingen die glühenden Küsse, die er einst von der Königin erhalten, an, auf seinen Lippen und Wangen zu brennen, so daß ihm unerträglich heiß davon wurde. Die reizende Maria! Er hätte sich noch einmal von ihr so küssen lassen, sie so wieder küssen mögen. Diese Widersprüche in ihm, die er nicht vereinigen konnte, das Hin- und Herwogen seiner Gefühle nach den verschiedensten Seiten machte ihn fast toll. Er stürzte sich in die Menschenwogen. Der herrlichste Frühlingstag lag über der Stadt und ihrer Umgebung und lockte Alles heraus ins Freie. Fürstliche Männer und Frauen, Adel, Bürger, Alles trieb durcheinander zu Roß und zu Fuß. Niemand



hätte ahnen können, welch ein Geist in dieser frohen genuß-seligen Menge gährte.

Er stieß auf Frau Sibylle Fugger und Regina Turzo, die sich nach ihrer Wohnung verfügten, und die Letztere forderte ihn auf, sie zu begleiten. Sie war so lieb, so gut; ihre schöne edle Seele klang ihm voll heiliger, wahrer, inniger Liebe aus ihren sanften Worten, strahlte ihm aus ihrem reinen ausdrucksvollen Auge entgegen. Er wußte, wie stark und wahr er von seiner Verlobten geliebt wurde, und doch vermehrte dieses Wissen nur seinen Unmuth und machte ihn keineswegs glücklich. Seufzend riß er sich los und ging weiter. Der Kampf der Gefühle in seiner Brust war nur heftiger geworden. Er hatte beim Scheiden von Reginen eine Thräne in ihrem Auge schwimmen gesehen, die sie ihm zu verbergen suchte, ihre Stimme hatte wehmüthig gezittert; sie war ihm bleicher vorgekommen, als sonst. Das fiel ihm jetzt schwer aufs Herz, und seine Gedanken sprangen schnell auf die Königin Maria über. Gewiß grämte sich Regina, daß ihre gefährliche Nebenbuhlerin nach Augsburg gekommen war und nun gar im Fuggerschen Hause wohnte. Und er hätte diesen Gram ihr so gern verscheucht; er war ja der lieben Schwester so herzlich gewogen und zugethan. Aber weder der Gedanke an sie, noch der an die Königin befriedigte ihn; sein stürmisches Herz wußte selbst nicht, was es wollte.

Plötzlich horchte er auf. Die schmerzlich süßen Töne eines ungarischen Nationaltanzes schlugen an sein Ohr und drangen in seine Seele, Stimmen der Heimat, Jugendgrüße, Klänge aus dem fernen Vaterland. Der Tanz wurde auch hier, wie dort, von Zigeunern gespielt; denn nur sie sind die geschickten Musikanten, welche der Geige, dem Cymbal und dem Triangel so schmerzlich aufjauchzende Töne zu entlocken verstehen. Die seltsame Tanzmelodie sprach so recht Raimunds Stimmung aus. Was kein Wort vermocht

hätte, thaten diese Töne. Nichts hätte ihn in diesem Augenblick gewaltiger ergreifen können; er fühlte sich wie bezaubert und gebannt. Ein Zigeunermädchen tanzte auf einem ausgebreiteten Teppich. Wie eine Minute vorher Raimunds Ohr, so wurde jetzt sein Auge entzückt, und beide führten seiner Seele einen Rausch zu, der mit seiner wüsten Verstimmung kurz vorher im grellsten Kontrast stand.

Die Tänzerin war noch sehr jung, man war versucht, sie noch ein Kind zu nennen, und doch war sie eine hohe, vielleicht schon eine vollendete Schönheit. Man begriff, daß die Sonne Andalusiens sie gezeitigt, daß spanisches Blut ihr die Reife in einem Alter gegeben, wo deutsche Mädchen noch Kinder sind. Ein so wunderbar und eigenthümlich reizendes weibliches Wesen hatte Raimund noch nie gesehen; ihm vergingen die Gedanken bei ihrem längeren Anblick; die Seele trat ihm in die Augen; er verschlang sie damit, gleichsam um seine Trunkenheit dadurch zu beschwichtigen, aber er vergrößerte sie nur. Das Feuer, das von diesen glänzend schwarzen Augensternen ausstrahlte, fraß sich ihm tief ins Herz; die schlanke schmächtige elastische Gestalt mit den Grazienbewegungen einer Löwin in dem phantastischen bunten Anzuge gemahnte ihn wie ein Traumbild oder wie die aus einem Kindermärchen entsprungene Schöpfung eines Dichters. Und doch kam ihm dieses abenteuerlich schöne Kind wieder so bekannt vor; es war ihm, als habe er ihre Züge irgend in seiner frühesten Jugend schon gesehen, als sei er mit der Besitzerin derselben schon vertraut gewesen, so daß er mit dunkeln Erinnerungen kämpfte, um sie sich klar zu machen.

Ein Schlag auf seine Schulter weckte ihn aus den bunten Träumen.

„Wie gefällt Euch diese kleine Hexe, Junker?" fragte eine rauhe Stimme. Schlag und Frage kamen von einem starken Manne von ebenso dunkler Gesichtsfarbe und glän-



zend schwarzen Haaren, wie die Zigeunerin besaß, in einem spanischen Waffenrock von der kaiserlichen Farbe und in einem kleinen spanischen Hute.

Raimund erkannte sogleich und mit froher Ueberraschung den possierlichen Freund seiner Kindheit, den Bergknappen Toni, der ihn einst von Antwerpen nach Brüssel heimlich entführt und zu der schönen fremden Frau gebracht hatte, deren Gestalt noch immer so lebendig in seiner Seele stand, und der er am folgenden Morgen von dem ernsten Manne, der ihn so sehr geliebt, wieder abgenommen worden war. Sonderbar, daß ihm gerade diese Scene in diesem Augenblick, da er Toni erkannte, mit den lebhaftesten Farben und den kleinsten Nebenumständen in die Erinnerung trat. „Ach, Toni!" rief er und streckte ihm die Hände entgegen, „sei gegrüßt! Wie freu' ich mich, dich wieder zu sehen. Welch ein stattlicher Mann bist du, und wie vornehm siehst du aus!"

„Nun, ich habe auch schon meinen vierzigsten Geburtstag gefeiert und hab's bis zum Stallmeister des Kaisers gebracht," versetzte Jener schmunzelnd. „Du bist auch ein schmucker Bursch geworden und hast dich gut gemacht im Hause der Fugger. Ich weiß, man kann sich da pflegen. War ja auch einmal Weberlehrjunge beim alten Jakob, Gott hab' ihn selig, und ich will heute noch meine alte gute Freundin, die treffliche Frau Sibylle, aufsuchen und ihr meine Reverenz machen. Hab' sie immer noch im besten Andenken, die gute dicke Frau. Dich hab' ich gestern schon beim Frohnleichnam und alsbald als meinen prächtigen Jungen aus Kremnitz erkannt. Das Herz lachte mir im Leibe, als ich dich sah, ich konnte aber nicht zu dir, weil ich im Dienst war. Aber befragt hab' ich die Leute nach dir und zu meiner Genugthuung erfahren, daß die Regina bald deine Frau wird. Glück braucht man dir nicht zu wünschen; denn der Himmel überschüttet dich ja von selbst damit."

„Bah!" versetzte Raimund verdrießlich. „Die Sache sieht von außen schöner aus, als sie innerlich ist. Ich glaube, du wirst mich verstehen, wenn ich dir im Vertrauen sage: mir ergeht's im Fuggerschen Hause gerade, wie es dir darin ergangen ist, und ich habe zeither oft an dich und deine Jugendschicksale gedacht. Ich bin so wenig zum Kaufmann gemacht, wie du zum Leinweber und Bergmann."

„Ah, pfeift der Vogel so!" lachte der Stallmeister. „Ob mir nicht gestern, als ich dich sah, solch ein Gedanke durch den Sinn fuhr! Solch ein prächtiger Junge mit heißem Blute, wie dir's im Auge blitzt, und in der Fuggerschen Schreibstube! Und nun endlich Neffe und Kompagnon des Hauses! Dazu gehört deutsches Fischblut. Wir sind kein deutsches Rindvieh, das sich tagtäglich geduldig ins Joch spannen läßt, weder du, noch ich."

„Ich verkenne nicht, die Fugger sind meine Wohlthäter. Aus dem Staube der Armuth haben sie mich in die goldene Fülle des Reichthums emporgehoben; den Knaben von dunkler niedriger Herkunft haben sie zu ihrem Sohn gemacht und gleichsam um das Maß ihrer Güte für mich zum Ueberlaufen voll zu machen, wollen sie mir die gute sanfte Regina, diesen Engel in Menschengestalt, zum Weibe geben. Sie, die Tochter des alten ungarischen Adelshauses und des Fuggerhauses, dessen Gold es zu einem Fürstenhause macht; ich arm, ohne Namen, ohne Aeltern und Verwandte. Jeder Ritter, jeder Reichsgraf würde sich glücklich preisen, Regina's Hand zu erhalten. Ich weiß das Alles, und mein Herz ist voll Dankbarkeit für meine Wohlthäter. Und doch —!"

Er schwieg schmerzlich bewegt und drückte die Hand auf das stürmende Herz.

„Und doch möchtest du lieber heute als morgen davon laufen und die ganze goldne Herrlichkeit, sammt der guten



sanften adligen Regina im Stich lassen," ergänzte Toni boshaft grinsend.

„Freilich ist's so!" bestätigte Raimund kleinlaut. — „Sieh, ich bin recht froh, daß du mit dem Kaiser nach Augsburg gekommen bist, und ich doch mein volles Herz einmal bei einem Freunde ausschütten kann. Du bist der einzige wahre Freund meiner Kindheit. Du hast's immer gut mit mir gemeint, und an keinem Menschen hing ich mehr, als an dir. Du sollst Alles erfahren, was mich drückt. Vielleicht wird mir's dann wieder wohl. O, daß ich noch einmal so heiter und glücklich wäre, wie ich als Knabe war, als ich mit dir spielte!"

„Schütte mir dein Herz aus, Junge, vielleicht wird's doch noch. Du liebst ein andres schönes Kind und sollst die Regina heirathen; du sollst in der Schreibstube hocken, rechnen und Geld zählen, und säßest für dein Leben gern auf einem muntern Rößlein und jagtest den stolzen Hirsch im Walde. Nicht wahr, so ist's?"

„Und doch auch wieder nicht so. Ich liebe kein andres Mädchen; Regina ist mir der liebste aller Menschen. Sie ist großen und edlen Sinns, mit einem schönen Herzen voll Liebe und Güte, ein wahres Heiligenbild; sie liebt mich über Alles. Ich verehre sie, aber der Gedanke, sie zum Weibe zu haben, erfüllt mich nicht mit Wonne. Ich habe gar keine Lust zu heirathen und wollte, sie wäre wirklich meine Schwester. Die geringste Weigerung von meiner Seite würde mich frei und ledig machen; es würde keinem Menschen einfallen mich zu dieser Verbindung zwingen zu wollen, aber ich würde die engelgute Regina in den Tod betrüben, ich würde als ein Undankbarer erscheinen. Und das macht dies Band so unzerreißbar fest. — Ferner bin ich nicht gezwungen, Tag für Tag in der Schreibstube zu arbeiten. Ich habe mein eignes Pferd und kann hinausreiten, über Berg und Thal, wann ich Lust habe. Auch

den stolzen Hirsch in den Fuggerschen Wäldern zu jagen ist mir nicht verwehrt. Ich werde dazu sogar aufgefordert und angehalten. Ich kann auf Reisen gehen, wann ich will, wohin ich will; denn überall hat das Haus Fugger seine Geschäfte."

„Nun zum Henker!" rief Toni verwundert, „was willst du denn eigentlich noch? du hast Gold und hast Freiheit, zu thun und zu lassen, was du willst. Wohin stehen denn nun deine Wünsche?"

„Das ganze Kaufmannsgeschäft ist mir zuwider. Niemals werde ich ein erträglicher Kaufmann werden."

„So laß dich in die Fuggerschen Herrschaften setzen als Administrator, als Förster, treibe Landwirthschaft, was du willst."

„Glaubst du, ich wäre dadurch gebessert? Das Alles behagt mir nicht."

„So geh nach Tyrol oder nach Ungarn in die Bergwerke. Eins wird dir doch zusagen?"

„Nichts. Nicht unter der Erde ist das Ziel meiner heißen Sehnsucht. Was meine Tage mit fieberhafter Unruhe, meine Nächte mit träumerischer Schwermuth erfüllt, es ist kein Gegenstand, den die Fugger besitzen. Ich weiß ihn nicht mit Namen zu nennen; aber wenn ich auf den Bergen stehe und meine sehnsüchtigen Blicke nach Süden schweifen lasse in die blaue Ferne, da weiß ich gewiß, daß ich ihn dort finden würde, aber weit, sehr weit von hier. Mir ist, als müßt' ich Tag und Nacht zu Pferde sitzen und wie der Sturmwind mit flatternden Haaren und Gewanden durch die Wüste sausen, davon würde ich gesunden; ein andermal ist mir wieder, als müßt' ich in Schlachten kämpfen tagelang, wild und gewaltig und mit tausend Reitern brausend über das mit Leichen bedeckte Schlachtfeld dahin stürmen. Da würde mir wohl werden und ich finden, was ich so schmerzlich entbehre. — Diese enge Schreibstube mit den Eisen-

gittern vor den Fenstern, diese Rechenbücher, diese Goldhaufen, dieses ewige schaale Einerlei des Erwerbes und Gewinnes machen mich toll."

„Nur ein klein wenig noch Geduld, mein Junge! Kein Mensch versteht dich besser als ich. Der Kaiser soll dich mitnehmen in den Türkenkrieg, den er jetzt vorbereitet. Da kannst du hundert Türken die harten Schädel spalten. Der Wein, der in dir gährt, muß austoben; es ist ein edles Gewächs."

„Und noch eins quält mich. Stets sagt man mir, ich sei das Kind eines armen vor meiner Geburt verunglückten Bergmanns; meine Mutter sei gleich nach meiner Geburt gestorben; der alte Fugger habe sich meiner erbarmt und mich in das turzo'sche Haus gebracht. Längst schon hab' ich daran gezweifelt. Sagten mir doch die Bergleute in Kremnitz, ich sei der Sohn des Bergkönigs. Vieles deutet darauf hin, daß ich von edlem Herkommen bin. Ja man hat mir gesagt, das Erbarmen der Fugger möchte sich zuletzt als eine Versündigung an mir ausweisen."

„Das sind stets auch meine Gedanken über dich gewesen."

„Ich muß Licht darüber haben, ich muß! Es läßt mir nicht länger Ruhe. Diese Zigeuner — sie kennen das Schicksal jedes Menschen. Und eine schöne Zigeunerin soll mich als Säugling nach Kremnitz gebracht haben."

In diesem Augenblick ertönte von den Zigeunern her die Musik einer Sequidillia, jenes berauschenden südspanischen Nationaltanzes, voll maurischer Elemente. Die Guitarre ließ ihre sanft schmeichelnden Töne hören, die Kastagnetten klapperten, und das schlanke reizende wildschöne Mädchen gaukelte über den Teppich hin.

„O!" rief Raimund und erfaßte zitternd und krampfhaft Toni's Hand, während seine Augen funkelten und sein Gesicht wie mit Purpurfarbe übergossen war. „Welche

Töne! Das ist das Rechte! Ihr Heiligen, wie wird mir! Als schwebte mir das Wort schon auf der Zunge, das mir alle Räthsel löste; als müßte es von diesen Leuten kommen, in diesen Tönen verborgen liegen, was mir fehlt! — Kennst du dieses himmlische Kind? Zu ihr, zu ihr zieht es mich unwiderstehlich."

„Es ist Karlotta, die Enkelin Zaroya's, der Zigeunerfürstin. Ich will dich diesen Abend in ihre Herberge führen. Da kannst du mit dem süßen Kinde plaudern so viel du willst. Und die alte Karracha, meine Großmutter, die auch mit hier ist, soll dir aus der Hand wahrsagen. Vielleicht erfährst du von ihr, wer dein Vater ist."

Dieses Versprechen versetzte den aufgeregten Jüngling in Entzücken. Ihre Zusammenkunft wurde verabredet, und nachdem Toni sich entfernt hatte, berauschte sich Raimund noch lange im Anschauen der unvergleichlichen Karlotta und im Anhören der ungarischen und spanischen Tänze. Von Straße zu Straße folgte er den musicirenden und tanzenden Zigeunern und gab ihnen all seine Baarschaft. So verflossen ihm die Stunden wie ein kurzer Traum.

Am Ort der Zusammenkunft fand er bereits den Stallmeister warten, und Beide wanderten in die Jakobsvorstadt, wo sie im Hintergebäude eines alten Hauses die Zigeuner fanden. Raimund trat hinter Toni mit klopfendem Herzen in die schwarzgeräucherte Spelunke.

Karracha, eine lebende Mumie — sie war vierundachtzig Jahre alt — humpelte ihm mit einer gewissen Feierlichkeit auf ihrer Krücke entgegen. Ohne Zweifel war sie durch Toni von Raimunds Besuch in Kenntniß gesetzt; denn die Zigeuner empfingen ihn wie einen hohen Herrn, und die Zigeuneraltmutter sprach einen arabischen Glückwunsch zu seiner Bewillkommnung aus, den er nicht verstand. Dann führte sie ihm Karlotta zu, die sich züchtig vor ihm verneigte. Verwirrt von dem Anblick des holden



Mädchens, in welchem er seinen heißesten Jugendtraum verkörpert vor sich sah, vermochte er anfangs kein Wort über die Lippen zu bringen. Die Zigeuner umringten ihn und faßten sich an den Händen, eine sanfte Musik ertönte, und die Gruppe bewegte sich im Kreise im leichten Tanze. Eine schöne Frau — es war Zaroya — hatte Karlotta's Hand erfaßt und führte sie ihm zu und wieder zurück, dieselbe Bewegung während des Tanzes mehrmals wiederholend, wobei sich Alle verneigten.

„Sie huldigen dir, Herr, als ihrem Gebieter," sagte Karracha zu Raimund.

„Als ihrem Gebieter?" fragte er erstaunt. „Was soll das bedeuten? Wie komm' ich dazu?"

„Längst hab' ich deinen Stern strahlen sehen. Ich wußte, daß du zu uns kommen würdest. Du mußtest kommen; denn du gehörst zu uns, wir gehören zu dir."

„Erklärt mir diese Räthsel! Kennt Ihr mich denn?"

„Dein Blut und Karlotta's Blut sind verwandt und doch feindlich. Aber ihr seid bestimmt, die Feindschaft in Liebe zu verwandeln. Der alte Haß zwischen deinem und ihrem Blute wird durch euch gelöst werden. — Getröste dich, mein Herr! Bald werden sich dir alle Räthsel lösen, bald alle deine Wünsche erfüllt werden."

Zu weitern Erklärungen war die Alte nicht zu vermögen, und Toni schnitt Raimunds Bitten mit den Worten ab: „Laß sie! Du erfährst jetzt doch nicht mehr. Du weißt ja nun, daß die Fugger dich belogen haben. Du hast gehört, daß dir die Stunde bald schlagen wird, wo du die Rechte deiner Geburt geltend machen darfst."

In der That gab sich Raimund leichter zufrieden, als man von seinem stürmischen Temperament hätte erwarten sollen. Aber seine Seele war zu sehr mit Karlotten beschäftigt, daß er nicht Zeit hatte, noch viel an das Räthsel seiner Geburt zu denken. Die Scheu der beiden jungen

Leute wich bald einem harmlosen Geplauder. Die übrigen Zigeuner verließen allmälig die unfreundliche Herberge, um sich in die Krüge und Schenken der Stadt zu begeben und dort zu musiciren, zu tanzen, allerlei Kunststücke zu machen und zu wahrsagen. Raimund horchte auf die Musik der Worte aus Karlotta's Munde. Sie erzählte ihm von Spanien, ihrem Vaterlande, und ihm war, als würde ihm von dem seinigen erzählt. Nur einen schlanken jungen Burschen sah er zuweilen aus der Dämmrung mit bösen Augen auf sich her starren und sie unheimlich umschleichen; er hörte, daß Karracha ihm einigemale befahl: „Jossuf, geh!" Aber er stampfte mit dem Fuße und gehorchte nicht.

Raimund war wie gebannt. Die süß und stark duftenden Wogen der ersten Liebesseligkeit umrauschten und betäubten ihn. Längst war Mitternacht vorüber, als er wie ein Trunkner aus dem düstern Hause trat. Karlotto flüsterte ihm scheidend die Bitte zu, bald wieder zu kommen. Ein grimmiger Blick Jossufs traf ihn, ein böser Fluch schlug an sein Ohr, als er aus der Thüre trat.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Ausgewählte

Romane und Novellen

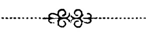
von

Ludwig Storch.

Einunddreißigster Band:

Ein deutscher Leinweber.

Zwölfter Theil.



Leipzig,
Ernst Keil.
1862.



Ein deutscher Leinweber.

Zeit- und Lebensbilder
aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts

von

Ludwig Storch.

Dritte Abtheilung.

Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen.

Vierter Theil.



Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Das Haus Fugger.

Roman in vier Theilen

von

Ludwig Storch.

Vierter Theil.

1.

Bruder und Schwester.

Die Königin Maria wünschte nichts sehnlicher, als den geliebten Jüngling heimlich sprechen zu können, um ihn mit dem Plane bekannt zu machen, welchen sie in Bezug auf ihn schnell entworfen hatte.

Der König Ferdinand sollte ihm den ungarischen Reichsadel verleihen, und sie wollte ihn dann zu ihrem Hofcavalier machen. Aber die mit erneuter Heftigkeit erwachte Leidenschaft ihres zärtlichen Herzens verlangte vor allen Dingen eine heimliche Zusammenkunft mit ihm. Dazu mußte natürlich die größte Vorsicht angewandt werden, damit der dichteste Schleier des Geheimnisses darüber gebreitet werde. Auch wußte sie ja schon aus Erfahrung, daß die Fugger in dieser ihrer Herzensangelegenheit ihre Gegner waren. Die Königin Anna war hingegen darin auch ihre Vertraute, und es gelang der feurigen Maria leicht die gutmüthige Schwägerin zu bereden, daß diese Zusammenkunft durch sie vermittelt würde. Die beiden königlichen Frauen hatten nichts Angelegentlicheres zu thun, als allerlei feine Pläne zu schmieden. Zuerst mußten sie auszukundschaften suchen, ob Raimund Mohr aus freiem Entschluß und aus Liebe zu Regina Turzo in der nächsten Zeit deren Gemahl werden wollte, oder ob er nicht vielmehr von seinen Wohlthätern, den Fuggern, dazu beredet und gewissermaßen gezwungen werde. Maria wollte etwas dahin Zielendes in des Jünglings Augen gelesen haben, als er dem Kaiser als Regina's Verlobter genannt worden war. Doch mußte sie darüber volle Gewißheit haben, um mit Sicherheit weiter handeln zu können. Ohne bewährte Hülfe dritter Personen konnte natürlich nichts ins Werk gesetzt werden, und eine alte

treue in dergleichen Händeln wohl erfahrne Hofdame der Königin Anna, Frau von Palfy, wurde ins Geheimniß gezogen. Diese berichtete, sie habe heute eine alte sehr interessante Bekanntschaft erneuert, eine Zigeuneraltmutter, die untrüglichste Wahrsagerin seit zwei Menschenaltern, die schon der Königin Isabella von Kastilien die verborgensten Geheimnisse enthüllt und an verschiedenen Höfen die geheimsten Geschäfte der höchsten Damen und Herren so geschickt als pünktlich besorgt habe, daß man ihre Dienste in hohem Preis gehalten.

Die beiden Königinnen bekamen auf diesen Bericht hin die unwiderstehlichste Lust, sich von der alten so hoch gerühmten Wunderfrau wahrsagen zu lassen und nach Befinden der Umstände den Versuch zu wagen, ob durch ihre Vermittlung geheime Zusammenkünfte zwischen Marien und dem schönen Gegenstande ihrer glühenden Leidenschaft erzielt werden könnten. Die Hofdame erhielt Befehl, die alte Zigeunerin Abends spät zur Königin Maria zu bringen, und schon am folgenden Abend krückte Karracha von ein paar Kammerfrauen geführt, die steinernen Treppen im Fuggerschen Hause am Weinmarkt hinauf und trat keck, als wandle sie immer in solchen Gemächern, vor die beiden jungen Königinnen, eine häßliche, aber darum nicht minder willkommne Pythia.

Die alte Hexe machte ihren Hokuspokus mit großer Feierlichkeit, zog einen Zauberkreis mit ihrem Stabe, ließ die Königin hineintreten und sah dann in die dargebotne schmale und zierliche Hand. „Wenn Ihr auch zwei Kronen durch den Tod Eueres Gemahls verloren habt, so steht Euch doch nächstens die Herrschaft über ein großes und reiches Land zu, und Ihr werdet sie ganz allein ausüben. Ihr liebt den schönsten Fürsten, der da lebt und werdet von ihm geliebt. Wie an Schönheit, so ist ihm an ritterlicher Tugend kein Andrer gleich. Darum erblüht Euch

das süßeste Minneglück. Ihr hattet den Geliebten verloren und habt ihn wiedergefunden. Der dichte Schleier eines wunderbaren Geheimnisses liegt über ihm, aber wenn Ihr die rechten Mittel wählt, wird es Euch nicht schwer werden, diesen Schleier zu lüften. Ein Mann, der Euch blutsverwandt ist, wird Euch dabei treu dienen. Nur durch ihn könnt Ihr zum Ziele Euerer Wünsche gelangen. Ohne seine Hülfe ist all Euer Streben vergeblich. Ihr werdet ihn sicher an einem rothen Muttermaale in seinem Antlitz erkennen."

Maria verlangte darüber noch nähere Erklärungen, Karracha versicherte aber keine solchen geben zu können. Anna flüsterte der Schwägerin zu: sie sei im Stande, ihr über diesen Punkt aufhellende Mittheilungen zu machen. Die kleine zarte Königin erhielt hierauf ebenfalls die gewünschte Prophezeihung, welche darin bestand, daß sie zur Mutter und Ahnfrau eines mächtigen und langdauernden Herrschergeschlechts über vier große Länder bestimmt sei und ihr Gemahl über seine Feinde — nur den Hauptfeind ausgenommen — glänzend triumphiren werde.

Die beiden Königinnen zogen sich zurück, und die vertraute Hofdame verhandelte das Uebrige mit Karracha. Die Zigeuneraltmutter übernahm den Auftrag, den jungen Raimund Mohr zu einer heimlichen Zusammenkunft mit einer vornehmen Dame, die ihm ihr Herz geschenkt, zu vermögen. Erst sollte sie aber von ihm erkunden, ob er seine verlobte Braut wirklich aus Liebe heimführen wolle, oder ob er sich dazu nur aus Rücksichten der Dankbarkeit gegen das Fuggersche Haus verstehe. Reich beschenkt wurde die Alte entlassen. Zwischen ihr und Frau von Palfy war ein dritter Ort zur Zusammenkunft bestimmt, wo die Letztere die gewünschten Nachrichten in Empfang nehmen sollte. Denn ein öfteres Kommen der Zigeunerin in die Wohnung der Königin mußte, um keine Aufmerksamkeit



zu erregen, ebenso vermieden werden, wie der ohnedies nicht angenehme Besuch der Hofdame in der Zigeunerherberge.

Am folgenden Tag schon konnte Frau von Palfy der verliebten und mit heißer Sehnsucht der Antwort harrenden königlichen Herrin die Kunde hinterbringen, daß Raimund Mohr nichts weniger wünsche, als die eheliche Verbindung mit Regina Turzo. Nur mit brüderlicher Neigung sei er ihr zugethan, trage aber eine heftige Liebe zu einer andern Dame im Herzen. Ohne Hülfe des bezeichneten blutsverwandten Mannes mit dem Muttermaale sei ein heimlicher Minnedienst nicht möglich.

Ueber diesen so deutlich bezeichneten Mann hatte die Königin Anna ihrer Schwägerin schon Tags vorher Mittheilungen gemacht, welche diese in nicht geringes Erstaunen versetzt hatten. Anna hatte erzählt, daß Martin der Sohn jener in der Geschichte des österreich-spanischen Herrscherhauses so schlimm berüchtigten Kaufmannsfrau von Antwerpen sei, eine Frucht ihres verbrecherischen Umgangs mit dem Erzherzog Philipp, und daß er auf einem Bauernhofe in der Nähe Augsburgs geboren, wohin seine Mutter durch den alten Fugger gebracht worden, daß er als Knabe von dort entwichen, als Jüngling nach Tyrol gekommen und bei Jakob Fugger nach seiner Abkunft geforscht, daß dieser ihn dem Erzherzog Ferdinand zugeführt und sie, die damalige Erzherzogin, mit dem Schicksale des jungen Mannes, für den sich der Kaiser sehr interessirt, bekannt gemacht worden sei. Seit einer Reihe von Jahren lebe dieser Martin nun im Fuggerschen Hause, an Geistesschwäche und Trübsinn leidend. Maria erinnerte sich sogleich des bleichen Menschen mit den rothen Flecken im Gesicht, der ihr bei der Vorstellung der Fuggerschen Familie aufgefallen, und mit dem der Kaiser gesprochen, erst im Gaden und dann auf ihrem Zimmer, wohin Jener



gekommen. Der Ton heftiger Worte ihres Bruders war im fernen Zimmer an ihr Ohr geschlagen. Die Gemüthsbewegung Karls nachher war ihr nicht entgangen; sie war aber in Gedanken zu sehr mit dem Jüngling ihrer Liebe, den sie nach Jahren jetzt wiedergesehen, beschäftigt gewesen, um auf andre Dinge viel achten zu können. Jetzt wurde ihr die Sache wichtig, und sie wunderte sich, daß der Kaiser darüber gegen sie gänzlich geschwiegen. Nicht allein die geheimnißvolle Hindeutung der Zigeunerprophezeihung weckte ihr Interesse an dem armen natürlichen Bruder, ihr edles und tieffühlendes Herz gebot ihr liebevolle Theilnahme an seinem Schicksale. Sie beschloß, sich mit ihm in eine nicht auffällige Verbindung zu setzen, wozu ihr ihre Wohnung in demselben Hause, wo auch er wohnte, die beste Gelegenheit bot. Frau von Palfy wurde beauftragt, den Buchhalter Martin van der Voort heimlich auf seinem Zimmer heimzusuchen und ihn zu einer geheimen Unterredung mit der Königin Maria einzuladen. Darüber vergingen einige Tage in Ungeduld und vielfacher lebendiger Bewegung. Die Königin erhielt von fürstlichen und hochadligen Personen zahlreiche Besuche, namentlich von den protestantischen Fürsten, die sich angelegentlich um ihre Gunst und Vermittlung mit dem Kaiser bewarben, ebenso von gelehrten Theologen und Trägern der kirchlichen Bewegung, und der sanfte Melanchthon, dessen ruhiges und besonnenes Wesen ihr vorzüglich zusagte, war mehrmals bei ihr. Auch der Kaiser ließ keinen Tag vorüber gehen, ohne sie zu sehen; auf seinen Wunsch ritt sie wieder wie in Innsbruck mit ihm aus in der Umgegend der Stadt. Auch stritten sie wieder miteinander, wie in Innsbruck, und doch drückte er ihr so warm die Hand, doch küßte er sie so zärtlich auf Stirn und Wange, wenn er schied, doch sah man ihn nur munter und froh in ihrer Gesellschaft; nur bei ihr plauderte er heiter, und nur über

ihre witzigen, oft ausgelassenen Einfälle lachte er herzlich. Außerdem war er immer ernst, düster, schweigsam. Es war eine merkwürdige und ungewöhnliche Liebe, die des Kaisers Karl zu seiner schönen Schwester Maria, und keine seiner andern Schwestern durfte sich einer solchen rühmen. Und doch war keine so feine Widersacherin, wie Maria, die Freundin Luthers und des reinen Evangeliums.

Auch fiel in diese Tage die Eröffnung des Reichstages, wo die beiden Parteien sich nun offen gegenüber traten, um den Kampf, der alle Welt und insbesondre die Königin Maria lebhaft interessirte, zu beginnen.

Endlich brachte Frau von Palfy ihrer Gebieterin die Nachricht, daß sie Martinen gesprochen und er, hocherfreut über die Einladung der Königin, denselben Abend, ihrem Befehle Folge leistend, bei ihr erscheinen werde. Zu gleicher Zeit versicherte die Hofdame, der junge Mann sei von seiner Geisteskrankheit völlig genesen und erfreue sich des besten und schärfsten Verstandes, den nur ein Mensch besitzen könne.

Mit einer fast fieberhaften Spannung erwartete ihn die Königin. Die warmen würzigen Lüfte einer köstlichen Späthfrühlingsnacht drangen schmeichelnd mit dem Gesurre der draußen über den Markt hin und herwogenden Menschenmenge durch die geöffneten Fenster in die Räume ihrer Wohnung. Die Kerzen waren mit Schirmen umstellt, so daß eine liebliche Dämmerung im Zimmer waltete. Die reizende Königin schritt im faltenreichen schneeweißen Batistgewand unruhig auf und ab. Ihr dunkles Haar quoll in Locken unter der Haube hervor in den Nacken. Ihr Busen hob sich dann und wann von einem Seufzer. Sie hatte heute den schönen Raimund gesehen. Er hatte sie tieferröthend und das große sprechende Auge senkend ehrerbietig gegrüßt. Die nahen Kirchthürme verkündeten die zehnte Stunde; die Thür wurde leise geöffnet, Frau



von Palfy geleitete Martinen herein, verschwand wieder und drückte die Thür ins Schloß.

Der Eingetretene schritt unbefangen, wenn nicht keck auf die in der Mitte des Zimmers stehende Königin los, beugte ein Knie vor ihr und haschte nach einem Flügel ihres Gewandes, auf dessen Zipfel er die Lippen drückte. Maria wurde nicht gerade angenehm von diesem freien Benehmen berührt. Dennoch sprach sie gütig: „Euer trauriges Schicksal ist mir erst in diesen Tagen bekannt geworden. Hätte ich früher von Euch und Euerer Abstammung gewußt, als ich noch regierende Königin von Ungarn und Böhmen war, ich würde Euerm Schicksale schnell eine bessre Wendung gegeben haben. Doch auch jetzt bin ich vielleicht im Stande, Manches für Euch zu thun."

„Ew. königlichen Hoheit Gnade wird Balsam in die tiefen Wunden träufeln, die ein hartes Geschick mir Unschuldigen geschlagen hat," versetzte Martin mit geschmeidiger Zunge.

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich Euch gegenüber stehe. Ich habe Euch wieder erkannt. Ihr seid derselbe junge Mann, den ich in Kremnitz verhinderte, den jungen Raimund Mohr dem Hause seiner Pflegeältern zu entführen. Warum floht Ihr damals? warum entdecktet Ihr Euch nicht mir, wozu Ihr die schönste Gelegenheit hattet?"

„Meine Geburt und Abstammung waren mir selbst noch ein Geheimniß. Ich kannte weder den Namen meiner Mutter, noch den meines Vaters."

„Und seid Ihr jetzt mit diesen Verhältnissen ganz vertraut?" -

„Vollkommen. Meine Mutter hat sich mir selbst entdeckt und mir jeglichen Aufschluß über meine Entstehung gegeben. Ich weiß Alles."

„So würde mir es lieb sein, wenn Ihr mir die Euch



gewordenen Mittheilungen wiederholen, ja wenn Ihr mir alle Euere Erlebnisse erzählen wolltet. Doch vorher beantwortet mir eine Frage: Was hattet Ihr damals in Kremnitz mit Raimund Mohr vor? Wohin gedachtet Ihr ihn zu bringen?" ..

Martin schwieg einige Augenblicke. Die Frage hatte ihn überrascht; er hatte geglaubt, es würde nur von ihm die Rede sein; jetzt ahnete er, daß das Interesse der Königin an Raimund größer war, als das an ihm. Doch seine Schlauheit hatte schnell den Vortheil begriffen, der für ihn daraus erwachsen könne, wenn er die Umstände klug benutze und sich der Königin unentbehrlich mache.

„Hoheit," sagte er zögernd, „es ist ein Geheimniß von der äußersten Wichtigkeit. Ich weiß nicht gewiß, ob die Herren Fugger damit bekannt sind; doch vermuthe ich es. Der alte Jakob hat es gewußt. Aber wenn die Neffen es auch von ihrem Ohm erfahren haben, so ahnen sie doch nicht, daß ich der Mitwisser desselben bin. Obgleich nun Raimund Mohr die Ahnung hat, daß das Vorgeben, er sei der Sohn eines verunglückten Bergmanns, ein schlau ersonnenes Märchen ist, um ihn in Abhängigkeit zu erhalten und sich seine dankbare Ergebenheit zu sichern, so ahnet er doch nicht im Entferntesten, wer er wirklich ist. Dieses Wissen würde schnell seine Dankbarkeit in Haß und Rachedurst verkehren. Aber noch weit gefährlicher, als den Fuggern, würde Raimunds Kenntniß von seiner Abstammung einem weit mächtigern Herrn werden — dem Kaiser."

„Seltsam und unbegreiflich!" rief Maria erstaunt. „Ihr steigert mein Verlangen, das jenen jungen Mann betreffende Geheimniß zu kennen, auf den höchsten Gipfel."

„Der Verrath dieses Geheimnisses an Raimund Mohr würde sicherlich mein eignes Verderben schnell herbeiführen. Noch ist es mir nicht gelungen, mir die Gnade des Kai-



fers zu erwerben. Jede Hoffnung darauf verschwände für immer, ja ich würde seinem Zorne erliegen, wenn er erführe, durch mich sei ausgekommen, was aller Welt und vorzüglich dem Jüngling für immer verborgen bleiben soll. Bevor ich also nicht aus Euerer königlichen Hand feste Zusagen erhalten habe, darf ich mich — so groß auch mein Vertrauen auf Euere königliche Großmuth ist, nicht bloßstellen. Die Pflicht gegen mich selbst, die Pflicht der Selbsterhaltung verbietet mir es.“

„Das heißt mit andern kurzen Worten: Ihr traut mir nicht recht. So laßt denn hören! welche sind Euere persönlichen Pläne und Wünsche?“

„Erlaubt mir vorher die Gegenfrage: Hat man Euch berichtet, wer mein Erzeuger war? Kennt Ihr die Geschichte meiner Entstehung?“

„Die Antwort auf diese Frage liegt ja schon in meiner an Euch ergangenen Einladung und in meiner Ansprache von vorhin an Euch. Die mir gewordene Nachricht, daß mein Vater auch der Euerige sei, wird durch Euere äußere Erscheinung fast zur Gewißheit.“

„Werde ich also auf den thätigen Beistand der edelsten Königin, der edelsten Frau, werde ich auf das Herz der edelsten Schwester rechnen dürfen?“

Das vertrauliche Wort mißfiel der Königin noch mehr, als das vertrauliche Benehmen bei aller geschmeidigen an Kriecherei anstreifenden Ostentation. Es wehte sie kühl an, statt warm. Aber sie war schon zu weit gegangen, um stehen bleiben zu können, und vor Allem mußte sie Raimunds Geheimniß wissen. Doch gemessener als von einer Schwester, die den Bruder — sei er auch ein natürlicher — zum erstenmal als solchen spricht, erwartet werden durfte, entgegnete sie: „Die Königin Maria wird sich Euch stets königlich erweisen. Sagt nur, wozu Ihr meines Beistandes bedürft! was soll ich für Euch thun?“

„Mir zur Geltung der Ansprüche verhelfen, zu denen Don Philipps, Eueres königlichen Vaters, Blut mich berechtigt.“

„Und welche sind das?“

„Die bescheidensten, die der Bastardbruder des mächtigsten Monarchen des Erdbodens haben kann. Der Kaiser soll mich als solchen anerkennen, mich zum niederländischen Grafen oder spanischen Marquese erheben und mir so viel Einkünfte auf königliche Güter anweisen, daß ich seiner würdig davon leben kann. Er und Ihr werdet Euch ein bis in den Tod dankbar ergebenes Herz schaffen.“

„Wenn aber der Kaiser nicht auf Euer Verlangen einginge? Ihr habt ihn schon angesprochen, und er hat Euch zurückgewiesen.“

„Ihr vermögt viel über ihn.“

„Und doch kann ich Euch den Erfolg meiner Fürsprache nicht verbürgen.“

„Wenn es Euch beim Kaiser fehlschlüge, so wendet mir die Gnade des Königs Ferdinand zu.“

„Der König thut nichts, namentlich in Familienangelegenheiten, was dem Kaiser unangenehm wäre.“

„Wenn weder der Eine noch der Andere zu bewegen wäre, etwas für mich zu thun, so empfehlt mich der Gnade Euerer Schwester, der Königin von Frankreich oder Euerer Tante, der Erzherzogin Statthalterin.“

„Ich will versuchen, was sich für Euch thun läßt. Ihr habt mein Versprechen.“

„Und wenn ich an Euer eignes Herz eine Bitte wagen darf: ich liebe Regina Turzo. Seit fünf Jahren trage ich die Leidenschaft für sie in der Brust. Verwendet Euch für mich bei ihr, bei ihren Eltern, bei den Fuggern.“

„Sie ist ja die Verlobte Raimund Mohrs.“

„Er liebt sie nicht; er wird zu dieser Verbindung halb



gezwungen, halb beredet. Sie darf nicht seine Gemahlin werden. Denn, erführe er, wer er ist, er würde sie verstoßen. Das holde Bild würde sehr unglücklich werden. Ihr begreift aber, um sie zum Altar führen zu können, muß ich ihr einen edeln Namen, eine würdige Stellung bieten können. Die Turzo sind ein altes stolzes Geschlecht. Nicht vergebens betreiben sie und die Fugger Reginas Verbindung mit Raimund Mohr. Daraus erkenn' ich, daß sie wissen, wer er ist. Aber auch der Bastardbruder des Kaisers würde ihnen ein hochwillkommner Eidam sein."

Die Königin ging nachdenkend auf und ab. Ihre Pulse flogen. Ihr Auge glitt brennend über die vorgebeugte Gestalt Martins. Sie kam zur Ueberzeugung, daß die heißen Pläne ihres eignen Herzens sie zum Verbündeten dieses ihr blutsverwandten Menschen machten, gegen den sich doch in diesem Herzen eine stille Abneigung, ein leiser Widerwille kund gab. „Wohl!" sagte sie endlich entschlossen. „Ich werde mich mit all meinem Einfluß für Euch verwenden. Aber seid Ihr denn auch gewiß, daß Regina Turzo Euch wieder liebt?"

„Ich werde ihre Liebe zu gewinnen wissen. Die Schwägerin des kaiserlichen königlichen Hauses zu werden, ist lockend."

Die Königin schüttelte unwillig das schöne Haupt. Martins nur nothdürftig überfirnißte Rohheit wurde ihr immer klarer. Aber sie mußte das Geheimniß um jeden Preis erfahren. Alle ihre Gefühle waren im stürmischen Aufruhr. Sie hätte Alles versprochen, um nur zum Ziele zu gelangen; sie hätte jede Rücksicht beseitigt; denn sie war jetzt nur — aber ganz — ein liebeglühendes Weib.

„Ihr habt nun mein feierlich gegebenes Wort, daß ich Euere Interessen auf alle mir mögliche Weise fördern will.

Ihr steht unter meinem Schutz; Ihr sollt nicht gefährdet werden. Jetzt sagt: wer ist Raimund Mohr?"

„Der rechtmäßige Erbe des Königsthrones von Granada; der Sohn des Sidi Selim Aben Muhamed Alnayar, der als Christ Alfonzo de Granada hieß und Admiral der Königin Isabella von Kastilien war. Sidi Alnayars Vater war der Wali von Baza Sidi Muhamed Aben Yahye Alnayar, der noch, während der Regierung seines Vetters Boabdil el Chiko's, Sultans von Granada, zu Ferdinand und Isabella überging und sich mit seinem Sohne taufen ließ und nachher nach der Eroberung Granada's durch das christliche Königspaar Statthalter des Königreichs wurde. Raimunds Mutter aber ist die französische Prinzessin Luise von Maine, die erste Geliebte Eueres und meines Vaters, dann verwitwete Herzogin von Najara, die einst mit Euerer Tante, der Erzherzogin Margaretha nach Spanien gegangen war, als diese dem Prinzen von Asturien vermählt wurde. Eines Tags versteckte im königlichen Schlosse von Toledo ein Page des Erzherzogs Philipp einen auf den Tod verfolgten Mann in das Zimmer einer Hofdame der Königin Isabella. Der Mann hatte das Schwert gegen den Erzherzog gezogen, von diesem furchtbar an seiner Ehre gekränkt. Dieser Mann war Don Alfonzo de Granada, mit seinem maurischen Namen Sidi Alnayar. Die Hofdame war die Herzogin von Najara; der Page Marx von Bübenhoven. Don Alfonzo war nämlich von Euerer Mutter, der Infantin Donna Juana geliebt; er hatte sie wieder geliebt. Beide hofften, Ferdinand und Isabella würden ein christliches Königreich Granada mit einem ihnen tributpflichtigen König errichten, und Don Alfonzo, den Sproß des maurischen Königshauses, auf den neuen Thron setzen und ihm Donna Juana zur Gemahlin geben. Die östreichische Doppelheirath vernichtete diese Hoffnungen. Aber der schöne Philipp von



Oestreich liebte seine Gemahlin, die minder schöne Juana nicht, dessen bin ich ein lebender Beweis. Ja, er behandelte sie unwürdig. Der Wahnsinn Euerer Mutter zeugt heute noch davon. Don Alfonzo setzte den Erzherzog über diese abscheuliche Behandlung zur Rede; denn der edle Maure hatte nie aufgehört, Euere unglückliche Mutter zu lieben. Daher der Haß und Streit zwischen den beiden fürstlichen Männern. Don Philipp ließ einen Preis auf Don Alfonzo's Kopf setzen, aber die hochsinnige Herzogin von Najara rettete den Verfolgten mit Gefahr ihres eignen Lebens. Sie verbarg ihn, wurde seine Gemahlin und floh mit ihm nach England. Doch auch dort nicht sicher, gingen sie nach Ungarn. Sie wollten zur Königin Anna, die eine Verwandte und Jugendgespielin der Donna Luise war; in den Karpathen wurden sie von Räubern überfallen und beraubt. Don Alfonzo ließ seine hochschwangere Gemahlin in einer Dorfschenke zurück und eilte allein an den Königshof nach Ofen. Die Frau wurde bald darauf von einem Knaben entbunden. Der Zufall wollte, daß in derselben Nacht Herr Jakob Fugger mit zwei Neffen, Raimund und Marx Fugger, in demselben Wirthshause übernachtete, auf der Reise nach Kremnitz begriffen. Die Kindbetterin befahl sterbend ihr Kind dem reichen Fugger an; Marx, ein Priester, taufte es, Raimund hielt es über das Becken und gab ihm seinen Namen. Der Knabe wurde im Turzo'schen Hause in Kremnitz erzogen. Die genauesten Nachrichten über alle diese Verhältnisse und Begebenheiten kann und wird Euch der Junker von Bübenhoven geben, der sich als Gesandter Euerer Tante hier befindet. Er wird und muß Euch die Wahrheit meiner Aussagen vollkommen bestätigen."

Das Erstaunen der Königin war, während der Erzählung Martins, mit jedem Worte desselben gestiegen. Sie schlug mehrmals die Hände vor Verwunderung zusammen



und ließ einzelne unwillkürliche Ausrufungen hören. „Und wie seid Ihr zur Kenntniß all dieser Dinge gekommen?“ fragte sie endlich.

„Das sonderbare Geschick meiner Jugend machte mich zum Diener und Begleiter des Don Alfonzo de Granada, der durch die Vermittlung Euerer Tante vom Kaiser Maximilian den deutschen Namen Ritter von Süderland erhalten hatte. Mit ihm kam ich nach Spanien, wohin ihm eine niederländische Gräfin von Ysselstein, die ihn liebte, folgte und dort starb; mit ihm ging ich dann nach Afrika, wo — wie Ihr wißt — viele Tausende seines Volkes leben, und wo er in Algier bei Chair-Eddin Barbarossa eine Zuflucht fand.“

„Und dorthin wolltet Ihr den jungen Raimund Mohr bringen?“

„Euer Scharfsinn hat es errathen. Doch geschah es nicht auf den Wunsch seines Vaters, sondern auf den der Gemahlin Chair-Eddins, Suleima Abdelmelic, die, ebenfalls ein Sproß des maurischen Sultangeschlechts von Granada, den ungeheuern Plan hegte, die Herrschaft des Kaisers in Spanien zu stürzen, den Thron der Mauren wieder aufzurichten und Raimund darauf zu heben. Wenigstens sollte der Jüngling zur Empörung und Erhebung der noch in Spanien lebenden Mauren benutzt werden. Vielleicht ist Euch diese kühne Frau unter ihrem christlichen Namen bekannt; denn sie war ein Liebling Euerer Großmutter Isabella, eine Gespielin, Freundin und Hofdame Euerer Mutter, Freundin und Gesellschafterin Euerer Tante. Sie war die Ziehschwester des Königs von Neapel und hieß Agnes oder spanisch Inese de Cardona.“

„Ha diese! Meine Tante hat mir von ihr erzählt. Sie lebte am Hofe zu Brüssel.“

„Jetzt weiß Ew. königl. Hoheit das ganze Geheimniß.“



„Ihr müßt mir Alles noch einmal ausführlich erzählen, so wie Euere eignen Schicksale, die, wie ich begreife, auf's Innigste damit verwebt sind. Dann werde ich genauen Bericht vom Junker von Bübenhoven einfordern. Jetzt schwimmt mir im Kopfe alles wie ein Chaos herum und muß sich aufklären. Das Eine versteh ich, den Namen des Jünglings. Mohr heißt Maure, Raimund der Maure, der maurische Königssohn. Vor Allem müßt Ihr mir eine geheime Unterredung mit Raimund Mohr verschaffen. Ich muß den edeln jungen Mann genau kennen lernen. Nur durch Euch kann ich dazu gelangen. Ihr seid jetzt mein innigst Verbündeter."

„Ich diene Euch mit Leib und Leben. Gebietet über mich. Nur bedenkt wohl, ob es zweckdienlich ist, daß Raimund jetzt schon das Geheimniß seiner Geburt erfahre."

„Nein; er darf es noch nicht wissen."

„Zu einer Zusammenkunft, die in der Stadt überall leicht bemerkt und verrathen werden könnte, schlage ich Euch den auf eine Stunde von hier einsam auf der Höhe nach Ulm zu gelegenen Fuggerschen Maierhof, der Wellenhof genannt, vor. Die Verwaltung dieses kleinen Guts ist mir von Herrn Anton übertragen. Ich habe dort ein Zimmer, wo Ihr ungestört mit dem Jüngling sprechen könnt, so lang es Euch beliebt. Befehlt, wenn ich ihn dorthin bestellen soll."

„Morgen Nachmittag um sechs Uhr, will ich mit einer meiner Frauen dorthin reiten auf dem graden Wege. Raimund soll auf einem Umwege dorthin kommen. Ihr aber sorgt, daß um diese Zeit auf dem Hofe keine Menschen sind, die zu Verräthern werden könnten."

„Verlaßt Euch auf mich. Ihr sollt in jeder Hinsicht sicher sein."

„Wohl! Nun erzählt mir Euere und Raimunds Lebensgeschichte mit allen Nebenumständen."

Martin kam diesem Befehl mit der ihm eigenthümlichen schlauen Geschmeidigkeit nach. Er wob wieder Lüge in Wahrheit; er verschwieg seine Fehler oder suchte sie in ein glänzendes Licht zu setzen; aber der Scharfsinn der Königin sah heller, als er wünschte. Vorhin, als er ihr das wichtige Geheimniß enthüllt, war er ihr plötzlich eine angenehme Person geworden und zu dem Vermittler zwischen ihr und Raimund Mohr fühlte sie gleichsam eine schwesterliche Zuneigung. Der erste unangenehme Eindruck, den er auf sie gemacht, war dadurch fast verwischt und hatte dem lebhaftesten Interesse für ihn Platz gemacht; als er aber nach Mitternacht von ihr schied, war jener erste Eindruck wieder und stärker in ihr hervorgetreten. Sie hatte das unklare und drückende Gefühl, sich mit einem unedeln Charakter eingelassen zu haben. Doch schnell drängten andere heiße und bunte Gefühle, kühn flatternde Gedanken und von ihrer Phantasie prächtig beleuchtete Bilder der Zukunft, deren reizender Gegenstand der ritterliche Maurenprinz war durch ihre aufgeregte Seele. Seine Mutter war ihres Vaters erste, wahre und reine Liebe gewesen, und ihre unglückliche Mutter hatte seinen Vater geliebt; die Liebenden hatten den schönen Plan gehegt, als König und Königin von Granada, über ein edles Volk zu herrschen. Jetzt sah sie sich im Geiste mit Raimunden auf diesem Throne, das herrlichste Paar in königlichem Prachtglanze. O, welche Entschädigung für sie, für die Marter an einen ungeliebten knabenhaften Gemahl, auf einem freudlosen Thron gekettet gewesen zu sein! Wie ganz anders, wie überaus wunderbar und außerordentlich war plötzlich ihre Stellung zu dem geliebten Jüngling geworden! Vorhin noch war ihr höchster Wunsch gewesen, ihn zu ihrem Cavalier zu gewinnen; jetzt wollte sie seine Gemahlin werden, jetzt ihn zum König von Granada machen. Heil dem König und der Königin von Granada! brauste es, als der



vieltausendstimmige Chorus eines glücklichen Volks durch ihre brennende Seele. Ihr schönes Haupt glühte fieberisch, ihre Pulse flogen. Wohl dachte sie auch einen Augenblick an die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenthürmen könnten, daß der Kaiser nicht leicht für ihren kühnen Plan zu gewinnen sein dürfte; aber das liebeheiße Herz eines Weibes glaubt kühn mit den schwersten Dingen leicht und schnell fertig werden zu können; das Herz einer Königin ist noch kühner; Maria's Herz war das kühnste.

2.

Die Augsburgische Konfession und die Liebe der Königin Maria.

Am 20. Juni wurde der Reichstag mit den herkömmlichen Feierlichkeiten im großen Saale des Rathhauses eröffnet. Der Kaiser hatte sich Tags zuvor durch den Genuß des Leibes und Blutes Christi und am Morgen selbst durch eine vom Kardinal-Legaten gehaltene Messe vorbereitet. Er saß im vollen kaiserlichen Ornat auf einem Thron, und vor ihm auf der Tafel lag das bloße Reichsschwert. Ihm zur Rechten und Linken auf niedern Sesseln hatte der Legat und der König Ferdinand ihre Plätze, dann die Kurfürsten, Fürsten und Städte nach der Hierarchie des Reichs. Seit dem Reichstage zu Worms 1521 war der Kaiser zum ersten Male wieder in der Mitte der versammelten Stände. Jedermann fühlte die Wichtigkeit des Moments. Durch das Unterliegen der Volkspartei hatte sich seit vier Jahren der Geist der alten Zeit immer mehr gekräftigt; jetzt kam er mit dem Kaiser, dem Besieger Italiens, dem Verbündeten des Papstes,

und stellte sich dem eingeschüchterten Geiste der Neuzeit gegenüber, dem die Fürsten und die Wittenberger Kirchenreformatoren nur halbe Koncessionen gemacht hatten. Daß er auf sehr schwachen Füßen stand, wer konnte sichs verhehlen? Es fragte sich: sollte er unterliegen? Sollte die Unvernunft der abgelebten Zustände noch einmal triumphiren? Der Fluch der Niederlage des Volks hatte sich ja schon gezeigt; die Widersacher des Alten hatten sich in zwei Parteien gespalten; die Wittenberger und die Schweizer hatten sich getrennt. Auf den trotzigen und höhnischen Gesichtern der Anhänger des Papstes und des Kaisers, welche die große Majorität in der Versammlung hatten, zeigte sich deutlich genug, wie wenig Hoffnung für die schwache Minorität vorhanden war, die kirchliche Reform durchzusetzen.

Campeggi eröffnete die Sitzung mit einer langen Rede, worin er auf Einigkeit der Kirche drang, d. h. auf das Nachgeben der protestantischen Stände und ihren Rücktritt unter Papst und Rom. Dann ließ der Kaiser durch den Reichskanzler die Reichstagsproposition verlesen. Sie legte den Ständen dringend und vor allen andern Dingen eine dem Zwecke entsprechende Rüstung wider die Türken ans Herz. Zunächst erklärte er seinen kaiserlichen Willen dahin, die religiösen Irren im Reiche in Milde und Güte beizulegen und forderte alle Stände auf, ihm mit ihrem besten Willen dabei zur Hand zu sein. Zu dem Ende möge ein Jeder, wie er schon im Ausschreiben begehrt, seine Meinung und Gutdünken in Schriften überantworten.

Der Reichsrath faßte aber den Beschluß, die kirchliche Angelegenheit zuerst vorzunehmen. Sofort erhoben sich die fünf protestantischen Fürsten, der Kurfürst Johann von Sachsen, der Markgraf Georg von Brandenburg, der Herzog Ernst von Lüneburg, der Landgraf Philipp von



Hessen und der Fürst Wolfgang zu Anhalt von ihren Stühlen und stellten sich vor dem Kaiser auf. Der kursächsische Kanzler ergriff im Namen und Auftrag dieser Fürsten das Wort an den Kaiser, versicherte ihm ihre Unterthänigkeit und Gehorsam als Reichsfürsten und bat um Erlaubniß, ihr Glaubensbekenntniß überreichen und in öffentlicher Reichsversammlung vorlesen zu dürfen, um sich auf solche Weise aus der üblen Nachrede zu setzen, daß sie Ketzer seien.

Der Kaiser hatte gute Gründe, die protestantischen Fürsten, namentlich ihr Haupt, den alten Kurfürsten von Sachsen, so glimpflich als möglich zu behandeln, um einen bis jetzt noch sehr geheim gehaltnen Plan ins Werk zu setzen. Dieser bestand in nichts Geringerem, als seinen Bruder zum römischen, d. h. eigentlich deutschen König erwählen zu lassen. Es lag ihm also Alles daran, die Kurfürsten dafür zu gewinnen, und Herr Hans war doch der mächtigste und einflußreichste. Dann bedurfte er der Anhänger der neuen Kirchenlehre zu seinem beabsichtigten Kriegszug gegen die Türken. Sie hatten ihm trefflich gegen den Papst geholfen; sie sollten ihm jetzt gegen Suleiman helfen.

Deshalb erklärte Karl jetzt, er werde das angekündigte Glaubensbekenntniß entgegennehmen und sich die Vorlesung desselben in der nächsten Reichsversammlung gefallen lassen. Damit wurde die erste Sitzung geschlossen.

Die päpstliche Partei, im höchsten Grad ärgerlich über die Erklärung des Kaisers, begann sogleich ihre Intriguen. Sie bestürmte den Kaiser und verlangte, daß die Verlesung des Glaubensbekenntnisses unterbleibe; diese Ketzer und Abtrünnigen seien solcher Ehre nicht werth, der Kaiser dürfe sich in keine Unterhandlungen mit ihnen einlassen, sondern habe unbedingten Gehorsam zu fordern, widrigenfalls die ihm zustehende Gewalt anzuwenden sei. — Der

Kardinal-Legat, gewohnt, den Kaiser allen seinen Wünschen entgegen kommen zu sehen, erfuhr bei seinem Besuch in den Prachtgemächern der Pfalz, daß der gegen ihn so nachgiebige Kaiser ihm auch einen sehr entschiedenen Willen entgegensetzen konnte. Karl erklärte ruhig: Seine Eminenz möge ihn doch nicht für ein Kind halten, das heute widerrufe, was es gestern versprochen. Keinem Menschen auf der Welt zieme Worthalten mehr, als dem Kaiser. Das Glaubensbekenntniß der Protestanten werde in der Reichsversammlung gelesen werden. —

Die protestantischen Fürsten hatten nicht allein sein Wort, auch die geliebte Schwester Maria hatte es, und es ihr zu brechen, dazu hätte ihn der Papst selbst nicht vermögen können.

Die von Melanchthon ausgearbeitete Schrift, deren Grundzüge von Luther herrührten, wurde am 25. Juni vom kurhessischen Kanzler in der Reichsversammlung verlesen, zuerst in deutscher, dann in lateinischer Sprache. Die protestantischen Fürsten hatten erwartet, daß dies im gewöhnlichen Lokal des Reichstags, im großen Saale des Rathhauses, geschehen werde, aber der Kaiser bestimmte die kleinere Kapitelstube der bischöflichen Pfalz dazu, wo nur die Stände und keine Zuhörer Platz finden konnten. Ebenso wollte der Kaiser auch nur die lateinische Fassung verlesen lassen, aber die protestantischen Fürsten stellten ihm sehr angelegentlich vor, daß es eine deutsche Sache sei, um die es sich handle, und daß sie in einer deutschen Reichsstadt verhandelt werde. Die deutsche Sprache trug den Sieg davon.

Dieses wichtige Dokument, daß unter dem Namen der „Augsburger Konfession" so berühmt geworden ist, enthielt nichts, welches den Principien der lateinischen Kirche entgegen gewesen wäre; ja, die protestantischen Stände gingen im Gefühl ihrer physischen Schwäche darin



sogar von ihrem Grundsatz ab, nichts anzuerkennen, was nicht im neuen Testament begründet sei, indem sie, um ihre starken Gegner ebenfalls zur Nachgiebigkeit zu gewinnen, Glaubenssätze aufstellten oder vielmehr zugaben, von denen kein Wort in der Bibel steht. Wie viel nachdrücklicher und würdiger hätten sie auftreten können, wenn Luther seine Halsstarrigkeit aufgebend, der menschlichen Vernunft, die er freilich für den „Teufel" erklärte, Koncessionen gemacht und sich nicht von den der Vernunft weit mehr huldigenden Schweizer-Reformatoren getrennt hätte. Daher war es gekommen, daß die oberdeutschen freien Städte und namentlich Augsburg selbst auf der Seite der Schweizer standen und ihren Lehrbegriff annahmen, ja daß der Landgraf sich so stark zu Zwinglin hinneigte, daß er das Melanchthonsche Glaubensbekenntniß nicht mit unterschreiben wollte, und erst durch eine sehr nachdrückliche briefliche Mahnung Luthers dazu vermocht wurde.

Die päpstliche Partei begann nun ihre Berathungen, was zu thun sei. Wenn die Protestanten durch eine befremdende Nachgiebigkeit, mit der selbst Luther nicht einverstanden war, gehofft hatten, ihre mächtigen Gegner zu irgend erheblichen Koncessionen zu bestimmen, so mußten sie sich zu ihrem Schmerze bald eingestehen, daß ihren Hoffnungen die Täuschung auf dem Fuße folgte. Während sie sich nur in der Defensive hielten, gaben sie den übermüthigen Römlingen Blößen, die diese sogleich benutzten; es wäre für die zeitgemäße Entwickelung und den vernünftigen Fortschritt ersprießlicher gewesen, sie hätten mit kräftiger Hand die Offensive ergriffen, und die Entscheidung auf die Spitze des Schwertes gestellt. Dazu hätten sie aber mit den Schweizern eins sein müssen; denn die große Masse des Volkes, die nach Befreiung von den römisch-katholischen Banden lechzte und den Kampf gegen

die Römlinge gern wieder aufgenommen hätte, stand wohl hinter Zwinglin, aber nicht mehr hinter Luthern, der sich seit fünf Jahren den gemeinen Mann, namentlich in Oberdeutschland entfremdet hatte.

Der Kaiser verschmähte seinerseits auch nicht geheime Schritte zu thun, um einzelne der protestantischen Fürsten für sich zu gewinnen und durch allerlei Mittel, die einem Kaiser und besonders ihm leicht zu Gebot standen, ihrer Partei zu entführen. Dem alten Herzog Johann zu Sachsen stellte er die Unterwerfung unter den Papst als Bedingung zur Belehnung mit der Kurwürde, die dieser noch nicht hatte, und um die er geziemend nachgesucht. Die jüngern protestantischen Fürsten suchte er durch ein Mittel zu gewinnen, welches noch sehr selten fehl geschlagen hat. Ueber Erwarten leicht gelang ihm nämlich, seine Schwester Maria zu überzeugen, wie es zur Einheit des deutschen Reichs, zur Befestigung der Macht und des Ansehens des Hauses Oestreich, zur Bekämpfung der Türken und zur Zurückführung des Bruders Ferdinand auf den ungarischen Thron, ferner, zur kräftigen Niederhaltung der feindlichen Mächte in Italien und zur Paralysirung des von heimlichem Groll erfüllten Schwagers, des Königs Franz von Frankreich, unerläßlich nothwendig sei, daß die protestantischen Fürsten sich der kirchlichen Obermacht des Papstes wieder unterwürfen und den lutherischen Neuerungen entsagten, und daß sie als östreichische Fürstin aus allen Kräften mitzuwirken habe, dieses Ziel bald zu erreichen. Der Kaiser gedachte also die hohe Macht der weiblichen Schönheit und Anmuth Maria's und den geistigen Einfluß, welchen sie auf die protestantischen Fürsten ausübte, zu benutzen, um den Einen und den Andern wieder in das päpstliche Lager herüberzuziehen, wie dies bereits mit seinem Schwager, dem König Christiern von Dänemark so gut gelungen war.



Maria würde zu andrer Zeit diesen seltsamen und verfänglichen Antrag des Kaisers, der mit ihren religiösen Ueberzeugungen in so grellem Widerspruch stand, unbedingt, vielleicht sogar mit Entrüstung zurückgewiesen haben; jetzt ging sie zu Karls eigener Verwunderung sogleich darauf ein. Sie wollte sich nämlich den Kaiser durch solche wichtige Dienstleistungen verpflichten, um ihn ihren stillen kühnen Wünschen in Bezug auf Raimund Mohr und die Königskrone von Granada geneigt zu machen; sie hoffte, wenn der Zeitpunkt gekommen sein würde, diese Wünsche vor ihm laut werden zu lassen, sich nicht nur an seine Liebe, sondern auch an seine Dankbarkeit wenden zu können und des ersehnten Erfolges dadurch nur um so sicherer zu sein.

Durch Martins schlaue Vermittlung hatte schon mehr als ein zärtliches Stelldichein der verliebten Königin und des heißblütigen Jünglings auf dem einsamen Wellenhofe stattgefunden, und obgleich sie bis jetzt so viel Gewalt über sich behauptet hatte, dem Geliebten keine klaren Eröffnungen über seine hohe Abstammung zu machen, um nicht durch seinen Ungestüm Alles zu verderben, so mußten ihre süßen schmeichlerischen Worte, ihre geheimnißvollen Andeutungen, sein ohnedies schon heftig erregtes Gemüth in die lebhafteste Bewegung versetzen. Das rein Weibliche in ihr, das, in leidenschaftlicher Liebe zum Durchbruch kommend, ihre königliche Würde gänzlich vergaß, verscheuchte in Raimunden bald die scheue Ehrfurcht, die er vor der Königin hatte, und er hätte nicht voll Jugend und Kraft, voll stürmenden drängenden Bluts und heißer Gefühle sein müssen, um nicht berauscht zu werden von der Liebe eines so göttlichen Weibes, einer so reizenden Königin und diese im vollen Maße zu erwidern. Aber der wunderbare Zauber, der ihn an die schlanke junge Zigeunerin fesselte, wurde durch die Liebe zur Königin nicht aufgehoben, ja es war gleichsam, als würde derselbe dadurch



noch gesteigert. Raimund kam in ein merkwürdiges Doppelverhältniß. Seine Liebe zur Königin war bei weitem sinnlicherer Natur; er glühete für sie, aber diese Liebe machte ihn nur glücklich, wenn das wonnetrunkene Auge der Königin sich in sein eignes tauchte, wenn der raschere Schlag ihres Pulses durch seine Finger zitterte, und selbst dann, in den glücklichsten Momenten, konnte er ihre Hoheit doch nicht ganz vergessen, und ein drückendes Gefühl ging für ihn davon aus. War er fern von Marien und gedachte seines Verhältnisses zu ihr, so überflog es ihn wie ein Schrecken, wie ein geheimes Grauen; der Gedanke, von der schönen Königin geliebt zu werden und sie zu lieben, wurde ihm fast unheimlich. Von ganz andrer Art waren seine Empfindungen für Karlotten; diese Liebe war mehr geistiger Natur. Er stand hoch über dem süßen Kinde und beugte sich zu ihm hinab, um die reinen Liebkosungen zu empfangen, das harmlose holde Geplauder desselben zu vernehmen. Das Glück, welches ihm die Liebe der Zigeunerin bereitete, war ohne allen bittern und aufreizenden Beigeschmack. Auch war, der Natur der Sache nach, seine Liebe zu ihr tiefer und inniger, als die ihrige zu ihm; denn sie war ja noch ein Kind. Die Liebe der Königin zu ihm war dagegen überwältigend, athemraubend. Daher geschah es, daß er in der Zusammenkunft mit der Königin sich nach der Zigeunerin sehnte und von jener zu dieser eilte, um sich ein paar Stunden in der schmutzigen Zigeunerherberge unter dem naiven Gekose des „Kindes" erst wahrhafter Liebesseligkeit bewußt zu werden.

Maria aber, die stolze Witwe des Königs von Ungarn und Böhmen, die geliebte Schwester des mächtigen Kaisers, vergaß in dem Liebewonnemeer, in das sie sich gestürzt, Alles, woran sie sonst so starken Antheil genommen. Was kümmerte sie jetzt die Sache der Protestanten? Sie empfing

die Fürsten zerstreut und kalt. Was waren ihr Luther und Melanchthon? Sie war nur noch ein liebendes Weib und hatte für nichts Sinn und wahres Interesse, als für ihre Liebe, für ihre Hoffnungen, für ihre Pläne.

Martin wurde täglich mehr ihr Vertrauter, ihr geheimer Agent. Er hatte fast jeden Abend geheime Audienz bei ihr. Der Schlaue baute auf die Hoffnungen und Entwürfe der königlichen Schwester das schimmernde Luftschloß seiner eignen. — —

Die Ritte der Königin nach dem Wellenhofe wurden ihr unbequem; sie konnten ihr gefährlich werden. Martin kam schnell ihren desfallsigen Wünschen entgegen. Er stellte Herrn Anton in einer vertraulichen Unterredung vor, daß die geheime Kanzlei des Kaisers im Hause durchaus nicht unbewacht bleiben könne. Man kenne die ungeheuren Ränke des Papstes. Der Kardinal-Legat könne Wind von der Sache erhalten und Alles aufbieten, um sich in den Besitz mancher hier aufbewahrten Papiere zu setzen; ein Gleiches habe man sich von den protestantischen Fürsten und Städten, ja vom König von Frankreich und vom Großsultan zu versehen; denn wer könne wissen, ob der Letztere nicht auch seine Spione in Augsburg unterhalte. Es sei daher nothwendig, daß Raimund Mohr, als der vom Kaiser Betraute, in der Kanzlei schlafe und Waffen bei sich führe, um jedem nächtlichen Besuch ernstlich zu begegnen, der bei dem unruhigen Treiben im Hause, durch den Aufenthalt der Königin veranlaßt, nichts Unmögliches sei. — Anton belobte die Scharfsicht Martins, und Raimund Mohr erhielt sein Lager in der Kanzlei. Von diesem Tage an konnte ihn die Königin ungestört und ohne alle Gefahr Nachts sprechen, so oft sie es wünschte. Martin lag auf der Lauer und führte ihr den Geliebten zu. Die heißen Wogen des Liebesrausches brausten immer höher um den beglückten Jüngling; er hatte nicht Kraft

genug, ihnen zu widerstehen; willenlos wurde er von ihnen getragen und fortgerissen; es war ihm zuweilen, als müßten sie ihn verschlingen. Es war vorauszusehen, daß er die ungeheure, immer fieberhaftere Spannung all seiner Seelenkräfte und Gefühle nicht lange werde ertragen können.

3.

Oeffentliches und geheimes Reichstagstreiben.

Nach der Verlesung und Uebergabe der Konfession der Protestanten erwartete der Kaiser, der Natur der Sache angemessen, daß die Majorität des Reichstages, die katholischen Stände, mit einer ähnlichen Erklärung in ihrem Sinne oder wenigstens mit einer Anklage gegen die Evangelischen hervortreten werde; er wollte dann den Vermittler und Schiedsrichter beider Parteien machen und dadurch sein kaiserliches Ansehen und oberste Reichsmacht in das klarste und strahlendste Licht setzen. Der König Ferdinand stellte sogar in der Versammlung der Stände einen darauf zielenden Antrag, als einige Zeit nach der Uebergabe des protestantischen Glaubensbekenntnisses nichts der Art erfolgt war. Aber die katholischen Stände waren noch schlauer als er. Die Majorität sah sich als rechtmäßige Inhaberin der Reichsgewalt an, den Kaiser nur als Vertreter derselben. Sie grollte dem Kaiser, daß er die Protestanten angehört, daß er sie als Partei überhaupt anerkannt; sie gestand den Ketzern eine solche rechtliche Existenz gar nicht zu. Sie grollte dem Kaiser ferner, daß er sich in Bologna ohne die Kurfürsten hatte krönen lassen. Sie grollte dem König Ferdinand, daß er Versuche gemacht hatte, sich auf Unkosten einzelner Fürsten zu vergrößern,



sie grollte ihm, daß er päpstliche Bewilligung geistlicher Einkünfte ausgebracht, die wohl in Spanien durchgingen, in Deutschland aber unerhört waren und deshalb in der gesammten Klerisei Mißvergnügen und Widerstand erzeugt hatten. Die Majorität lehnte also ab, sich als Partei zu konstituiren und den Kaiser als Schiedsrichter zwischen ihr und den Protestanten anzuerkennen. Sie erklärte: sie stehe auf dem festen Boden der Kirche und des christlichen Glaubens, habe daher nichts Neues vorzubringen und halte sich allein an das (Wormser) Edikt des Kaisers. Mit Ketzern könne sie nicht verhandeln; wolle der Kaiser eine Anklage, so möge er sie von der Uebertretung seines Edikts ableiten. Es sei altes Herkommen, daß der Kaiser der Majorität des Reichstags beitrete, und es sei ihre Ansicht, daß der Kaiser auch jetzt ihr Interesse zu dem seinigen zu machen habe. Er möge in dieser Sache mit der Kurfürsten, Fürsten und Stände Rath aus kaiserlicher Machtvollkommenheit procediren. Diese Erklärung stand im Widerspruch mit dem im Ausschreiben klar ausgesprochnen Willen des Kaisers, den Streit der Parteien zu vermitteln. Wollte Karl jetzt nicht als offner Gegner der Majorität auftreten und seinen katholischen Eifer in ein zweideutiges Licht stellen, so mußte er sich dem Begehren der Majorität fügen. Er mußte es vorzüglich auch, um die Kurfürsten für seinen Wunsch zu gewinnen, daß sie seinen Bruder zum römischen König erwählten. Von diesem Tage an war Karl eine ziemlich überflüssige Person in Augsburg; er mußte verfügen, wie und was die Majorität beschloß; aber er war darüber voll Unmuth und Bitterkeit.

Die Majorität war keineswegs einer Meinung über die in der kirchlichen Angelegenheit zu thuenden Schritte. Ein Theil wollte ohne Weiteres mit dem Schwerte drein schlagen, überzeugt, daß nur Gewalt der Spaltung im Reiche ein Ende machen könnte. Dies war auch die An-

sicht des Kardinal-Legaten und des ganzen päpstlichen Anhangs. Die größere Partei wollte doch lieber die Güte versuchen. Wie aber das anzufangen sei, wußte kein Mensch. Ihr Hauptbestimmungsgrund war die Furcht vor den Türken. Der Kardinal-Erzbischof-Kurfürst Albrecht von Mainz setzte in der Reichsversammlung auseinander, daß die katholischen und evangelischen Stände sich nur im Interesse des Großsultans bekriegen würden. Ueberhaupt war die Ansicht verbreitet, Suleiman unterhalte nicht minder, wie König Franz, Spione in Augsburg, und beide warteten nur darauf, daß der Religionskrieg in Deutschland ausbreche, um das Land mit ihren Heeren zu überfluthen. Der Kaiser trat der Ansicht der Gemäßigten bei, und es ward beschlossen, die Konfession vor allen Dingen widerlegen zu lassen, und dazu wurden die berühmtesten Dunkelköpfe, die spitzfindigsten Scholastiker der aristotelisch-dominikanischen Schule bestellt, die von den Humanisten schon längst besiegt und lächerlich gemacht waren: Eck von Ingolstadt, Cochläus von Dresden, Wimpina von Frankfurt an der Oder, Faber von Wien, gelehrte Weihbischöfe, Dominikaner, Barfüßer und Karmeliter von unrühmlich bekannten Namen. Diese Leute wurden von der Majorität des Reichstags und vom Kaiser bestellt, die Irrthümer der Protestanten zu widerlegen. Darin lag eine unbewußte Selbstironie. Diese gelehrten Herren, welche in der literarischen Fehde unterlegen waren, sollten nun, mit der Reichsgewalt hinter sich, noch einmal den Federkampf aufnehmen. Bald genug zeigte sich aber auch, daß sie nicht höher zu fliegen vermochten, als ihre Flügel reichten. Ihre Widerlegung des protestantischen Glaubensbekenntnisses war plump und schlecht, so weitschweifig und so voller armseliger Streitigkeiten und Behauptungen, auf die es hier nicht ankam, so voller Schmähungen und Schimpfreden auf die Gegner, daß der Kaiser mit großem Unwillen die



Arbeit zurück gab und befahl, eine bessere anzufertigen; denn Kaiser und Reich sollten ja die Widerlegung zu der ihrigen machen; sie sollte der Ausdruck der Majorität des Reichstags sein. So schlimm stand es um diese faule Sache, daß sie durch nichts zu stützen war, als durch die rohe Gewalt. Deshalb hatten die gewiß recht, welche eben nur diese Gewalt angewendet wissen wollten und die jämmerliche Schreiberei der Scholastiker verachteten und verlachten. Und auch für die Protestanten wäre es besser gewesen, es wäre damals schon zum blutigen Kampfe gekommen, wie es denn später doch dazu kommen mußte. Sie hätten dem Angriff eine verzweifelte Gegenwehr entgegenstellen müssen und hätten die Sympathien der Mehrzahl des Volks für sich gehabt. Das war auch dem Kaiser nicht verborgen geblieben und fiel schwer in die Wagschale wo bereits die Türkengefahr lag. So wunderlich standen nun die Dinge: die von den Protestanten aufgestellten Glaubenssätze in welchen sie sich der alten lateinischen Kirche so viel als möglich und schon mehr als ihnen dienlich genähert hatten, sollten überzeugend widerlegt werden, was doch moralisch und rationell ganz unmöglich war; die Gewalt scheute der Kaiser und scheuten die Wittenberger Professoren, und doch sollte die Trennung ausgeglichen werden, ein Dilemma, wie sie in den Zeiten neuer Weltgestaltungen stets hervortreten, und an deren Lösung sich in der Regel die besten Kräfte verbluten.

Kaiser Karl war nichts weniger als ein genialer scharfsinniger Kopf; ihm war kein Blick in die Zukunft vergönnt, ihn drückten die Wirren der Gegenwart; denn sein nüchterner Verstand ließ ihn die Dinge, wie sie waren und seine schwierige Stellung wohl erkennen. Er war meist ernst, düster und verschlossen, und die mancherlei Lustbarkeiten, die ihm die Stadt bereitete, die üppigen Feste und Gastmähler bei den Fuggern, Welsern und andern Ge-

schlechtern, erheiterten ihn nicht. Nur der Königin Maria gelang es, die Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen, und er suchte deshalb ihre Unterhaltung mit einer an ihm befremdenden Leidenschaftlichkeit. Drei Dinge zogen ihn oft und viel in das stolze Fuggerhaus am Weinmarkt, seine Schwester, seine geheime Kanzlei, in welcher er vieles abmachte, was ihm am Herzen lag, und Anton Fugger, den als seinen treuesten und verständigsten Anhänger er immer lieber gewann. —

Raimund Mohr vollzog die ihm aufgetragenen Arbeiten meist zu des Kaisers Zufriedenheit, und Alles ging im Hause äußerlich seinen geregelten Gang. Hätte Jemand diese äußerliche Hülle wegnehmen können, es würden wunderliche Dinge ans Licht gekommen und die Bewohner des Hauses gegenseitig in das größte Erstaunen gerathen sein. Aber weder der sehr kluge Hausherr noch sonst Jemand von seiner Familie ahnten etwas von den leidenschaftlichen Verhältnissen, in welchen Raimund zur Königin Maria und zur Zigeunerin Karlotta, und Martin zur Königin und Raimund Mohr stand. Aber ebensowenig wußte die Königin etwas von Raimunds Liebe zu Karlotten, und auch dem katzenschlauen Martin war dieses romantische Minnethum bis jetzt entgangen, und die junge schlanke Zigeunerin wußte nichts von ihres Geliebten Umgang mit der schönen Königswitwe. Dagegen kannte auch Raimund Mohr Martins Pläne nicht. Nur die alte Karracha hatte alle diese verborgenen Fäden in der Hand, und Regina's stilles tiefes Gemüth ahnete, daß nicht Alles war, wie es sein sollte. Sie sah sich von ihrem Verlobten vernachlässigt, sie erbebte innerlich vor der düstern Glut, die aus seinen Augen herausschlug, und hatte gar keine Freude an den großartigen Anstalten, die zu ihrer Hochzeit gemacht wurden. Ihr stiller schöner Eifer ging auf die Pflege und Wartung ihrer Großtante Sibylle, welche fast immer kränk-

lich war. Am wenigsten von Allen wußte der Kaiser; denn er kannte nicht einmal Raimund Mohrs Herkunft, mit dem er doch in schier tägliche Berührung kam; er ahnete auch nichts, er hatte keine zu Ahnungen geneigte Seele.

Martin verbarg unter der Hülle kalter Gleichgültigkeit ein leidenschaftlich tobendes Herz. Er hatte für die Königin Maria Alles gethan, was sie gewünscht und nicht gewünscht; er hatte gehofft, sie werde aus Erkenntlichkeit nun auch für ihn thun, was er so sehnlichst wünschte, aber er wartete vergebens, und schon war der Tag festgesetzt, an welchem die von ihm mit so heißer Glut — desto heißer, je verschlossener er sie hielt — geliebte Regina Raimunds Gattin werden sollte. Er hatte nicht genug bedacht, daß Könige und Königinnen nur in seltenen Fällen für geleistete Dienste wahrhaft dankbar zu sein pflegen, und daß Maria viel zu sehr mit ihren eignen weitgreifenden und hochfliegenden Plänen beschäftigt war, um an die seinigen denken zu können, die sie eben nicht sonderlich interessiren konnten. Seine Unruhe wuchs von Tag zu Tag; er begriff, daß er durchaus etwas Entschiedenes thun müßte, wollte er nicht Reginen und eigentlich Alles verlieren, aber er konnte nicht mit sich klar werden, was eigentlich zu thun sei. — Die Hülfe sollte ihm von außen kommen.

Brütend saß er eines Abends auf seinem Zimmer. Da wurde die Thüre leise aufgethan, und Karrachas alte häßliche und verknöcherte Gestalt humpelte herein.

„Herr Martin van der Voort," hüstelte sie, „ich komme zu Euch, als Botin einer wichtigen Person, die Euch in Euern eignen Angelegenheiten sprechen muß, aber durchaus nicht zu Euch in dieses Haus kommen kann. Es sollen Euch Dinge von großer Bedeutung für Euch mitgetheilt werden; deshalb werdet Ihr ersucht, mir zu folgen. Ich werde Euch an einen sichern Ort führen, wo ihr diese Mittheilungen entgegennehmen könnt."

„Wie könnt' ich nach dem Eide, den ich Euch vor fünf Jahren auf dem Hasenhofe in der Mitternacht geschworen, jemals daran denken, Euch und Euern Planen untreu zu werden?"

„Es würde auch dein sicheres Verderben sein. In diesem Falle hätte ich, wie ich dir schon damals zuschwur, keine Gnade und Barmherzigkeit mit dir. Du müßtest von meiner Hand sterben, und wenn ich kein Messer mehr hätte, um dich abzuschlachten, so würde ich doch noch Kraft haben, dich mit den Händen zu erwürgen, und wäre auch die mir ausgegangen, ich würde dir Brot und Wein vergiften. Denn nichts Schlimmeres könnte mir begegnen, als dich im Dienst derjenigen zu sehen, die ich mit unauslöschlichem Haß verfolge, so lange mir der Athem ein- und ausgeht."

Ein leiser Schauder lief durch Martins Gebeine.

„Genug davon!" fuhr sie fort. „Es hätte mir keine größere Freude begegnen können, als hier, gleich nach meiner Ankunft zu erfahren, daß du endlich von deinem geistigen Siegthume genesen bist. In der That, deine verdammte dumme Krankheit hat mir manchen schlechten Strich durch manche gute Rechnung gemacht. Doch das läßt sich Alles nachholen. Ich hoffe, du bist seit deiner Genesung für unsre Zwecke nicht unthätig gewesen. Was hast du mir darüber zu berichten?"

„Viel. Es läßt sich heute Abend, da es schon spät ist, und ich bald wieder auf dem Platze sein muß, nicht berichten. Deshalb sagt mir lieber zuvörderst, wo Ihr Euch die letzten Jahre über, seit ich Euch nicht gesehen, aufgehalten, wie Ihr gelebt und was Ihr getrieben habt, endlich woher Ihr kommt, und was Ihr hier beabsichtigt?"

„Du fragst viel und thöricht, wie ein Kind, statt mir zu antworten und Bericht zu geben. Doch will ich dir kurz sagen, was du zu wissen verlangst. Ich habe ab-

wechselnd in Algier bei meiner edeln Freundin Suleima und in Stambul im Harem des Großsultan bei der schönen Roxelane gelebt; ich habe Ungarn durchwandert und die Kriegszüge des Sultans nach Ungarn und Oestreich mitgemacht. Aber auch in Spanien bin ich wieder gewesen unter den Mauren in Granada und Kordova und unter den Zigeunern in Andalusien. Und überall habe ich für unsere Zwecke gewirkt. Jetzt komme ich aus Ofen, wo ich mich beim König Johann einige Zeit aufgehalten habe, und bin hier als Berichterstatter des Großsultans und des Ungarkönigs. Ich hoffe, daß die Fürsten hier so aneinandergerathen, daß die Kriegsflamme bald über ganz Deutschland loht. Dann ist endlich unsre Erntezeit gekommen. Doktor Luther ist unser bester Verbündeter, obgleich er nichts vom Dreinschlagen wissen will. Das wird schon ohne ihn kommen, dafür bürgt mir der Landgraf, der Hitzkopf. Bald wird Alles drunter und drüber gehen und den faulen Pfaffen, die sich wieder so sicher dünken, wie in Abrahams Schooß, die fetten Hälse gebrochen werden. Die Fürsten müssen sich einander todtschlagen; den Kaiser schlagen wir dann todt. So wird's, so muß es kommen. Mit den Spionen des Franzosenkönigs habe ich mich schon in Verbindung gesetzt, und wahrscheinlich gehe ich von hier nach Paris zum König. Es kommt darauf an, wie die Sachen hier verlaufen. — Was weißt du?"

„Der Kaiser will Alles im Stillen für sich vermitteln und dann seinen Bruder zum deutschen König krönen lassen und mit einem mächtigen Kriegsheere nach Ungarn führen."

„Das wird nimmer geschehen. Er ist oft im Hause Anton Fuggers. Man vermuthet, daß er dort mehr thut, als Besuche bei seiner Schwester machen. Was weißt du darüber?"

„Er hat eine geheime Kanzlei im Hause, wo er die



wichtigen Dokumente ausfertigen läßt. Es wird sehr geheimnißvoll betrieben."

„Hast du schon Einsicht genommen in solche Dokumente?"

„Nein. Wie könnte ich? Kein Mensch außer dem Kaiser, Anton Fugger und Raimund Mohr darf das Zimmer betreten."

„Du mußt es betreten; du mußt die Schreibereien lesen! Ich befehle es dir! Wozu bist du hier, Schwachkopf, wenn du nicht für mich arbeitest? Verschaffe dir Nachschlüssel und geh' Nachts auf die Kanzleistube."

„Raimund Mohr schläft dort und bewacht sie."

„So gib ihm einen Schlaftrunk ein. Karracha soll ihn dir brauen. Ich erkenne keine Entschuldigung an. Wenn es gilt, das östreichische Haus zu stürzen und zu verderben, mußt du das Unmögliche möglich machen. Denn ich will es."

Martin versprach Alles, was seine Mutter von ihm forderte. Er fühlte wieder ihre Gewalt, wie das stärkste Roß die des guten Reiters. Aber so sehr er sich vor ihr fürchtete, so konnte sie doch mit aller ihrer Macht über ihn nicht verhindern, daß er doch seinen eignen Gedanken und Plänen nachhing. Und diese waren auf nichts Anderes gerichtet, als sie dennoch zu hintergehen, sein Glück auf eigne Faust zu betreiben und bei der Königin Maria und Regina Turzo seine Sache zu betreiben, dort seine Erhebung, hier seine Minnewerbung, und dann, wenn er sein glänzendes Ziel erreicht, seine Mutter, auf welche Weise es auch sei, unschädlich zu machen. Vielleicht ahnete sie seine ihr so feindseligen Gedanken; denn sie entließ ihn mit fürchterlichen Drohungen, falls er ihr nicht gehorche und befahl ihm, ihr einen Abend um den andern Bericht abzustatten. Im Gaden, wenn man den weiten Raum so nennen durfte, der freilich mehr einem Stalle glich, war

es stockfinster; denn die Zigeuner waren ausgeflogen und Martin tappte umher nach dem Ausgang. Er hatte nicht den Muth, seine Mutter zu bitten, daß sie ihm mit dem Kienspan leuchte. Ein schwacher Lichtstrahl fiel durch eine Thürklinse und lockte ihn an. Er trat hinzu, legte das Auge an den schmalen Spalt und erblickte zu seinem Erstaunen Raimund Mohr und die schöne Zigeunerprinzessin auf einer Bank Arm in Arm sitzend und sich gegenseitig zärtlich abküssen. Dazu vernahm sein feines Ohr das süßeste Liebesgeschwätz, das ein paar Verliebte nur führen können. Der vorsichtige Schleicher hielt sich nicht lange auf; er hatte genug gesehen und gehört, und die unerwartete Entdeckung wog ihm den Verdruß auf, den ihm der gezwungene Besuch bei seiner Mutter verursacht hatte. Er fand die Thüre glücklich und war nach einigen Augenblicken unbemerkt auf der Straße.

4.

Eigennütziger Verrath.

Am andern Morgen nach dem Gottesdienst — es war Sonntag — machte Martin einen Besuch bei der alten Frau Sibylle Fugger, welche das Bett hütete. Die Gestaltung der Verhältnisse drängte ihn zu raschen entscheidenden Schritten. Wie er erwartet, fand er die sanfte Regina am Bette ihrer Großtante. Nachdem er sich mit einschmeichelnden theilnehmenden Worten nach dem Befinden der Kranken erkundigt und eine Menge Neuigkeiten ausgekramt hatte, welche das bunte Leben in der Stadt jetzt täglich bot, entschlummerte die Alte. Jetzt flüsterte er Reginen zu, er habe auch ein paar Worte mit ihr allein zu sprechen, die sich auf ihr Schicksal bezögen, an welchem



er den wärmsten Antheil nehme. Sie führte ihn in ein andres Zimmer.

„Es ist nicht allein die heilige Pflicht der Dankbarkeit, die ich dem Hause Fugger schulde," begann er mit jenem süßlichen heuchlerischen Schmeicheltone, womit er alle an Kopf und Herz beschränkten Menschen kirrte, „es ist auch die ganz besondre Verehrung und Hochachtung, die ich Euern ausgezeichneten Tugenden und edlem Wesen zu zollen, mich schon längst angetrieben fühle, es ist, wie ich Euch vorhin schon sagte, die lebendigste Theilnahme an Euch und Euerm Geschick, die mich so kühn macht eine Frage an Euch zu richten, die mir in meiner untergeordneten Stellung freilich nicht zukommt. Aber ich bin von Euerm edlen hochherzigen Gemüth überzeugt, daß es mich aus den angeführten Gründen entschuldigen wird, daß Euer schönes, nur tugendsamen Regungen und keiner gemeinen Leidenschaft zugängliches Herz, mir darob nicht zürnen wird, ja nicht zürnen kann. —"

„Ich bitt' Euch, kommt zur Sache, Herr van der Voort," unterbrach Regina diesen Wortschwall, der ihr, wie das süßliche Wesen des Sprechers, von dessen Falschheit sie ein bestimmtes untrügliches Gefühl hatte, sehr zuwider war.

Durch diese eben nicht freundliche Aufforderung etwas verlegen gemacht, fuhr er mit weniger Sicherheit fort: „Der Tag Euerer Verbindung mit Raimund Mohr für die ganze Lebenszeit rückt schnell und schneller heran, und meine stille Besorgniß, die ich zeither tief im Herzen verschloß, steigt in gleichem Grade. Die Angst sprengt mir endlich das Siegel von Herz und Mund; eine unwiderstehliche Gewalt drängt mich Euch zu fragen: Habt Ihr zeither an Euerm Verlobten keine Veränderung wahrgenommen?"

Regina erschrak; auch ihr stieg eine zeither nur still und unbewußt in ihr lebende Angst plötzlich als drohendes

Gespenst in der Seele auf. Sie sah es mit dem innern Auge und erblaßte vor seinem Anblick. Sie wußte auch, daß Martin recht hatte, in dem, was seiner Frage zu Grunde lag, aber sie war zu gleicher Zeit empört, daß er sich ihr als Vertrauter aufdringen wollte. Und doch mußte sie wissen, was er wußte, und um jeden Preis, selbst um den höchsten und theuersten, klar zu sehen. Sie antwortete daher mit Vorsicht, obgleich ihre Stimme vor Aufregung zitterte: „Welche Veränderung könnt Ihr meinen? Die Zerstreuungen des Reichstags und die besondern Geschäfte, die ihm übertragen worden sind, haben allerdings auf ihn gewirkt. Er hat viel von seiner Munterkeit verloren."

„O, wenn es die Munterkeit allein wäre! Die ließe sich wohl wieder beibringen. Ich fürchte, er hat etwas Kostbareres verloren, was Euch ganz allein angeht."

„Was meint Ihr für einen Verlust?"

„Fräulein Regina, seid Ihr überzeugt, daß Euch Raimund wirklich jemals geliebt hat?"

„Welche Frage, Herr Martin van der Voort!"

„Ich kann mir nämlich nicht denken, daß ein Mann, dessen Herz einmal in hoher Liebe für einen Engel, wie Ihr seid, erglühte, jemals aufhören könnte solch ein hohes reines Wesen mit allen Trieben seiner Seele zu lieben. Wenigstens mich könnte nichts verlocken, wenn ich des höchsten Glücks eines solchen Besitzes gewürdigt wäre. Wenn ich einen Paradiesgarten mein nennen dürfte, wie könnte mir einfallen zur Lust in einem Sumpfe zu waten?"

„Ihr sprecht räthselhaft. Hätte Raimund vergessen, daß ich — seine Braut bin?"

„Ich muß an dem Glauben festhalten, daß er Euch nie geliebt hat, und daß nur die Dankbarkeit, die er dem Hause Fugger schuldet —"

„Mir ein Opfer bringe!" unterbrach ihn Regina mit einem schmerzlichen Schrei, der ihre erkünstelte Fassung



vernichtete. „Ein Opfer von Raimund anzunehmen, ist Regina Turzo zu stolz. Nicht die Pflicht der Dankbarkeit, nur die Liebe soll ihn an mich fesseln.“

„Ich schwöre Euch zu, die Liebe thut es nicht. Und die Dankbarkeit würde sich in ihr Gegentheil verkehren, wenn er erführe, wer seine Eltern gewesen sind. Wahrlich, Ihr ginget dem traurigsten Leben entgegen; denn er würde das Geheimniß seiner Geburt doch erfahren, so sorgfältig man es ihm auch zu verbergen sucht.“

„Ihr kennt dieses Geheimniß und waret deshalb in Kremnitz.“

„Ich kenne es und war deshalb dort.“

„Werdet Ihr mir es anvertrauen, wenn ich Euch darum bitte?“

„Gewiß nicht, so lange Ihr noch an Raimunds Liebe glaubt und mich im Herzen für einen bösen Verläumder aus eigennützigen Absichten haltet. Denn es kann Euch nicht verborgen geblieben sein, daß mein Herz in wahrer und aufrichtiger Minne für Euch schlug seit den Tagen, wo Ihr wie ein helfender Engel an meinem Krankenbette waltetet. Die aufrichtige Bewundrung Euerer Tugenden wurde zur stillen, aber heißen Liebe. Aber ich war geisteskrank und Ihr die Verlobte eines Andern. Jetzt bin ich gesund und habe die Ueberzeugung erlangt, daß Euer Verlobter Euch nicht liebt, wie man eine Gattin lieben muß. Und es ist wahrlich nicht das geringe Loos eines Buchhalters auf der Fuggerschen Schreibstube, daß ich dem Fräulein Turzo biete. Auch ich bin nicht, der ich scheine. In Kurzem werdet Ihr erfahren, daß ich Personen nah verwandt bin, an deren hoher Stellung Ihr jetzt staunend hinauf seht. Aber nicht eher werde ich um Euere Hand werben, als bis Ihr Euch von Raimunds Untreue überzeugt habt, und ich Euch ein glänzendes Loos, würdig des Hauses Turzo, bereiten kann.“

„Wer ist die Person?“ fragte Martin.

„Ihr werdet sie selbst sehen.“

„Ist es ein Mann oder eine Frau?“

„Ein Mann, mein Junge. Euere Unschuld soll nicht in Versuchung geführt werden. Kommt nur, die Sache hat Eile.“

Martin drückte seinen Hut tief ins Gesicht, warf seinen spanischen Mantel um und folgte der greisen Zigeunerin. — Sie leitete ihn in ihre versteckte Herberge. Hier schob sie ihn in eine düstre Kammer und drückte die Thür hinter ihm zu. Ein Mann in unscheinbarer bürgerlicher Tracht erhob sich von einer Bank und trat auf ihn zu. Beim dürftigen Schein des trübbrennenden Holzspans, der in der russigen Wand steckte, erkannte er — seine Mutter. Ein jäher Schrecken fuhr ihm durch Herz und Glieder. Sie, die Gefürchtete hatte er am wenigsten hier erwartet. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß sie jemals zu ihm zurückkehren könnte, hatte ihn schon bebend gemacht.

Er nahm ihre dargebotene Hand mit einem furchtsam-wehmüthig-bittern Gefühl; denn er hatte die Ahnung, daß er nun wieder ihrem furchtbaren dämonischen Einfluß auf ihn verfallen sei, und daß es ihm nicht möglich werden werde, sich demselben zu entziehen. Es erging ihm, als er ihr in das tückisch lächelnde Auge sah, wie dem Vogel der Klapperschlange gegenüber, der keinen Versuch macht seine Flügel zu gebrauchen und dem bezaubernden Blicke zu entfliehen.

„Du zitterst ja wie ein Espenlaub, Knabe!“ lachte die schlimme Frau höhnisch. „Ist das ein Beweis von deinem bösen Gewissen? Komm ich dir etwa ungelegen? Hast dich vielleicht mit unsern Feinden versöhnt und streichst ihnen dienstfertig das Katzenfell?“

„Wohin denkt Ihr, Mutter!“ stammelte der Erschrockene sich zusammennehmend, so gut er es vermochte.



„Wie könnt' ich nach dem Eide, den ich Euch vor fünf Jahren auf dem Hasenhofe in der Mitternacht geschworen, jemals daran denken, Euch und Euern Planen untreu zu werden?"

„Es würde auch dein sicheres Verderben sein. In diesem Falle hätte ich, wie ich dir schon damals zuschwur, keine Gnade und Barmherzigkeit mit dir. Du müßtest von meiner Hand sterben, und wenn ich kein Messer mehr hätte, um dich abzuschlachten, so würde ich doch noch Kraft haben, dich mit den Händen zu erwürgen, und wäre auch die mir ausgegangen, ich würde dir Brot und Wein vergiften. Denn nichts Schlimmeres könnte mir begegnen, als dich im Dienst derjenigen zu sehen, die ich mit unauslöschlichem Haß verfolge, so lange mir der Athem ein- und ausgeht."

Ein leiser Schauder lief durch Martins Gebeine.

„Genug davon!" fuhr sie fort. „Es hätte mir keine größere Freude begegnen können, als hier, gleich nach meiner Ankunft zu erfahren, daß du endlich von deinem geistigen Siegthume genesen bist. In der That, deine verdammte dumme Krankheit hat mir manchen schlechten Strich durch manche gute Rechnung gemacht. Doch das läßt sich Alles nachholen. Ich hoffe, du bist seit deiner Genesung für unsre Zwecke nicht unthätig gewesen. Was hast du mir darüber zu berichten?"

„Viel. Es läßt sich heute Abend, da es schon spät ist, und ich bald wieder auf dem Platze sein muß, nicht berichten. Deshalb sagt mir lieber zuvörderst, wo Ihr Euch die letzten Jahre über, seit ich Euch nicht gesehen, aufgehalten, wie Ihr gelebt und was Ihr getrieben habt, endlich woher Ihr kommt, und was Ihr hier beabsichtigt?"

„Du fragst viel und thöricht, wie ein Kind, statt mir zu antworten und Bericht zu geben. Doch will ich dir kurz sagen, was du zu wissen verlangst. Ich habe ab-

wechselnd in Algier bei meiner edeln Freundin Suleima und in Stambul im Harem des Großsultan bei der schönen Roxelane gelebt; ich habe Ungarn durchwandert und die Kriegszüge des Sultans nach Ungarn und Oestreich mitgemacht. Aber auch in Spanien bin ich wieder gewesen unter den Mauren in Granada und Kordova und unter den Zigeunern in Andalusien. Und überall habe ich für unsere Zwecke gewirkt. Jetzt komme ich aus Ofen, wo ich mich beim König Johann einige Zeit aufgehalten habe, und bin hier als Berichterstatter des Großsultans und des Ungarkönigs. Ich hoffe, daß die Fürsten hier so aneinandergerathen, daß die Kriegsflamme bald über ganz Deutschland loht. Dann ist endlich unsre Erntezeit gekommen. Doktor Luther ist unser bester Verbündeter, obgleich er nichts vom Dreinschlagen wissen will. Das wird schon ohne ihn kommen, dafür bürgt mir der Landgraf, der Hitzkopf. Bald wird Alles drunter und drüber gehen und den faulen Pfaffen, die sich wieder so sicher dünken, wie in Abrahams Schooß, die fetten Hälse gebrochen werden. Die Fürsten müssen sich einander todtschlagen; den Kaiser schlagen wir dann todt. So wird's, so muß es kommen. Mit den Spionen des Franzosenkönigs habe ich mich schon in Verbindung gesetzt, und wahrscheinlich gehe ich von hier nach Paris zum König. Es kommt darauf an, wie die Sachen hier verlaufen. — Was weißt du?"

„Der Kaiser will Alles im Stillen für sich vermitteln und dann seinen Bruder zum deutschen König krönen lassen und mit einem mächtigen Kriegsheere nach Ungarn führen."

„Das wird nimmer geschehen. Er ist oft im Hause Anton Fuggers. Man vermuthet, daß er dort mehr thut, als Besuche bei seiner Schwester machen. Was weißt du darüber?"

„Er hat eine geheime Kanzlei im Hause, wo er die



wichtigen Dokumente ausfertigen läßt. Es wird sehr geheimnißvoll betrieben."

„Hast du schon Einsicht genommen in solche Dokumente?"

„Nein. Wie könnte ich? Kein Mensch außer dem Kaiser, Anton Fugger und Raimund Mohr darf das Zimmer betreten."

„Du mußt es betreten; du mußt die Schreibereien lesen! Ich befehle es dir! Wozu bist du hier, Schwachkopf, wenn du nicht für mich arbeitest? Verschaffe dir Nachschlüssel und geh' Nachts auf die Kanzleistube."

„Raimund Mohr schläft dort und bewacht sie."

„So gib ihm einen Schlaftrunk ein. Karracha soll ihn dir brauen. Ich erkenne keine Entschuldigung an. Wenn es gilt, das östreichische Haus zu stürzen und zu verderben, mußt du das Unmögliche möglich machen. Denn ich will es."

Martin versprach Alles, was seine Mutter von ihm forderte. Er fühlte wieder ihre Gewalt, wie das stärkste Roß die des guten Reiters. Aber so sehr er sich vor ihr fürchtete, so konnte sie doch mit aller ihrer Macht über ihn nicht verhindern, daß er doch seinen eignen Gedanken und Plänen nachhing. Und diese waren auf nichts Anderes gerichtet, als sie dennoch zu hintergehen, sein Glück auf eigne Faust zu betreiben und bei der Königin Maria und Regina Turzo seine Sache zu betreiben, dort seine Erhebung, hier seine Minnewerbung, und dann, wenn er sein glänzendes Ziel erreicht, seine Mutter, auf welche Weise es auch sei, unschädlich zu machen. Vielleicht ahnete sie seine ihr so feindseligen Gedanken; denn sie entließ ihn mit fürchterlichen Drohungen, falls er ihr nicht gehorche und befahl ihm, ihr einen Abend um den andern Bericht abzustatten. Im Gaden, wenn man den weiten Raum so nennen durfte, der freilich mehr einem Stalle glich, war

es stockfinster; denn die Zigeuner waren ausgeflogen und Martin tappte umher nach dem Ausgang. Er hatte nicht den Muth, seine Mutter zu bitten, daß sie ihm mit dem Kienspan leuchte. Ein schwacher Lichtstrahl fiel durch eine Thürklinse und lockte ihn an. Er trat hinzu, legte das Auge an den schmalen Spalt und erblickte zu seinem Erstaunen Raimund Mohr und die schöne Zigeunerprinzessin auf einer Bank Arm in Arm sitzend und sich gegenseitig zärtlich abküssen. Dazu vernahm sein feines Ohr das süßeste Liebesgeschwätz, das ein paar Verliebte nur führen können. Der vorsichtige Schleicher hielt sich nicht lange auf; er hatte genug gesehen und gehört, und die unerwartete Entdeckung wog ihm den Verdruß auf, den ihm der gezwungene Besuch bei seiner Mutter verursacht hatte. Er fand die Thüre glücklich und war nach einigen Augenblicken unbemerkt auf der Straße.

4.

Eigennütziger Verrath.

Am andern Morgen nach dem Gottesdienst — es war Sonntag — machte Martin einen Besuch bei der alten Frau Sibylle Fugger, welche das Bett hütete. Die Gestaltung der Verhältnisse drängte ihn zu raschen entscheidenden Schritten. Wie er erwartet, fand er die sanfte Regina am Bette ihrer Großtante. Nachdem er sich mit einschmeichelnden theilnehmenden Worten nach dem Befinden der Kranken erkundigt und eine Menge Neuigkeiten ausgekramt hatte, welche das bunte Leben in der Stadt jetzt täglich bot, entschlummerte die Alte. Jetzt flüsterte er Reginen zu, er habe auch ein paar Worte mit ihr allein zu sprechen, die sich auf ihr Schicksal bezögen, an welchem



er den wärmsten Antheil nehme. Sie führte ihn in ein andres Zimmer.

„Es ist nicht allein die heilige Pflicht der Dankbarkeit, die ich dem Hause Fugger schulde," begann er mit jenem süßlichen heuchlerischen Schmeicheltone, womit er alle an Kopf und Herz beschränkten Menschen kirrte, „es ist auch die ganz besondre Verehrung und Hochachtung, die ich Euern ausgezeichneten Tugenden und edlem Wesen zu zollen, mich schon längst angetrieben fühle, es ist, wie ich Euch vorhin schon sagte, die lebendigste Theilnahme an Euch und Euerm Geschick, die mich so kühn macht eine Frage an Euch zu richten, die mir in meiner untergeordneten Stellung freilich nicht zukommt. Aber ich bin von Euerm edlen hochherzigen Gemüth überzeugt, daß es mich aus den angeführten Gründen entschuldigen wird, daß Euer schönes, nur tugendsamen Regungen und keiner gemeinen Leidenschaft zugängliches Herz, mir darob nicht zürnen wird, ja nicht zürnen kann. —"

„Ich bitt' Euch, kommt zur Sache, Herr van der Voort," unterbrach Regina diesen Wortschwall, der ihr, wie das süßliche Wesen des Sprechers, von dessen Falschheit sie ein bestimmtes untrügliches Gefühl hatte, sehr zuwider war.

Durch diese eben nicht freundliche Aufforderung etwas verlegen gemacht, fuhr er mit weniger Sicherheit fort: „Der Tag Euerer Verbindung mit Raimund Mohr für die ganze Lebenszeit rückt schnell und schneller heran, und meine stille Besorgniß, die ich zeither tief im Herzen verschloß, steigt in gleichem Grade. Die Angst sprengt mir endlich das Siegel von Herz und Mund; eine unwiderstehliche Gewalt drängt mich Euch zu fragen: Habt Ihr zeither an Euerm Verlobten keine Veränderung wahrgenommen?"

Regina erschrak; auch ihr stieg eine zeither nur still und unbewußt in ihr lebende Angst plötzlich als drohendes

Gespenst in der Seele auf. Sie sah es mit dem innern Auge und erblaßte vor seinem Anblick. Sie wußte auch, daß Martin recht hatte, in dem, was seiner Frage zu Grunde lag, aber sie war zu gleicher Zeit empört, daß er sich ihr als Vertrauter aufdringen wollte. Und doch mußte sie wissen, was er wußte, und um jeden Preis, selbst um den höchsten und theuersten, klar zu sehen. Sie antwortete daher mit Vorsicht, obgleich ihre Stimme vor Aufregung zitterte: „Welche Veränderung könnt Ihr meinen? Die Zerstreuungen des Reichstags und die besondern Geschäfte, die ihm übertragen worden sind, haben allerdings auf ihn gewirkt. Er hat viel von seiner Munterkeit verloren."

„O, wenn es die Munterkeit allein wäre! Die ließe sich wohl wieder beibringen. Ich fürchte, er hat etwas Kostbareres verloren, was Euch ganz allein angeht."

„Was meint Ihr für einen Verlust?"

„Fräulein Regina, seid Ihr überzeugt, daß Euch Raimund wirklich jemals geliebt hat?"

„Welche Frage, Herr Martin van der Voort!"

„Ich kann mir nämlich nicht denken, daß ein Mann, dessen Herz einmal in hoher Liebe für einen Engel, wie Ihr seid, erglühte, jemals aufhören könnte solch ein hohes reines Wesen mit allen Trieben seiner Seele zu lieben. Wenigstens mich könnte nichts verlocken, wenn ich des höchsten Glücks eines solchen Besitzes gewürdigt wäre. Wenn ich einen Paradiesgarten mein nennen dürfte, wie könnte mir einfallen zur Lust in einem Sumpfe zu waten?"

„Ihr sprecht räthselhaft. Hätte Raimund vergessen, daß ich — seine Braut bin?"

„Ich muß an dem Glauben festhalten, daß er Euch nie geliebt hat, und daß nur die Dankbarkeit, die er dem Hause Fugger schuldet —"

„Mir ein Opfer bringe!" unterbrach ihn Regina mit einem schmerzlichen Schrei, der ihre erkünstelte Fassung



vernichtete. „Ein Opfer von Raimund anzunehmen, ist Regina Turzo zu stolz. Nicht die Pflicht der Dankbarkeit, nur die Liebe soll ihn an mich fesseln.“

„Ich schwöre Euch zu, die Liebe thut es nicht. Und die Dankbarkeit würde sich in ihr Gegentheil verkehren, wenn er erführe, wer seine Eltern gewesen sind. Wahrlich, Ihr ginget dem traurigsten Leben entgegen; denn er würde das Geheimniß seiner Geburt doch erfahren, so sorgfältig man es ihm auch zu verbergen sucht.“

„Ihr kennt dieses Geheimniß und waret deshalb in Kremnitz.“

„Ich kenne es und war deshalb dort.“

„Werdet Ihr mir es anvertrauen, wenn ich Euch darum bitte?“

„Gewiß nicht, so lange Ihr noch an Raimunds Liebe glaubt und mich im Herzen für einen bösen Verläumder aus eigennützigen Absichten haltet. Denn es kann Euch nicht verborgen geblieben sein, daß mein Herz in wahrer und aufrichtiger Minne für Euch schlug seit den Tagen, wo Ihr wie ein helfender Engel an meinem Krankenbette waltetet. Die aufrichtige Bewundrung Euerer Tugenden wurde zur stillen, aber heißen Liebe. Aber ich war geisteskrank und Ihr die Verlobte eines Andern. Jetzt bin ich gesund und habe die Ueberzeugung erlangt, daß Euer Verlobter Euch nicht liebt, wie man eine Gattin lieben muß. Und es ist wahrlich nicht das geringe Loos eines Buchhalters auf der Fuggerschen Schreibstube, daß ich dem Fräulein Turzo biete. Auch ich bin nicht, der ich scheine. In Kurzem werdet Ihr erfahren, daß ich Personen nah verwandt bin, an deren hoher Stellung Ihr jetzt staunend hinauf seht. Aber nicht eher werde ich um Euere Hand werben, als bis Ihr Euch von Raimunds Untreue überzeugt habt, und ich Euch ein glänzendes Loos, würdig des Hauses Turzo, bereiten kann.“

„Wohl! Gebt mir klare Ueberzeugung, daß Raimund falsch ist!“

„So rüstet Euch, mir diesen Abend, in guter Verhüllung, an einen Ort zu folgen, wo Ihr Raimunden in den Armen einer Zigeunerin sehen sollt.“

Als der schlaue Schleicher fort war, überließ sich Regina den Ausbrüchen ihres heftigen Schmerzes. Sie weinte lange und trostlos. Aber mit diesen Thränen trug sie auch ihrer menschlichen, ihrer weiblichen Natur den Zoll ab. Sobald sie sich ausgeweint hatte, war sie wieder stark und größer als erst. Ihre Seele war gewachsen; sie hatte ihren Entschluß gefaßt, und sie wußte auch, daß nichts im Stande sein würde ihn zu erschüttern. Sie fühlte sich fest genug ihren Leidenskelch bis zum herben Bodensatz zu leeren; sie wollte sich von des Geliebten Falschheit überzeugen und dann den Umständen gemäß handeln. Darum hatte sie Martin die Begleitung zugesagt und traf nun die Anstalten dazu.

5.

Zigeuner- und Königspläne.

Am Nachmittag desselben Sonntags schritt der Stallmeister des Kaisers, Antonio Cebes, hastig nach der Vorstadt und der versteckten Zigeunerherberge zu. Ihm zur Seite lief der junge Zigeuner Jussuf, der Sohn seines Bruders Jayme. Der junge Mensch schwatzte viel und heftig auf seinen Ohm hinein, worauf dieser weiter nichts erwiederte, als ihm dann und wann mürrisch Schweigen aufzuerlegen. Sie traten in die düstre Spelunke und fanden Karracha allein. Die vierundachtzigjährige Altmutter



wohnte den Tänzen und Spielen ihrer Leute auf den Straßen nicht bei. Sie pflegte am Tage der Ruhe und machte nur Abends ihre geheimen Ausgänge und Geschäfte.

„Ist Nazzi zu Hause?" fragte Toni die Alte flüsternd, indem er auf Eleonorens Kammer deutete.

„Er wird bald ausgehen. Hast du mit mir allein zu reden?" — „Ja!" — „So verziehe ein wenig."

Der Stallmeister setzte sich schweigend auf eine Bank. Jussuf lief ungeduldig vor die Thür.

Nach einer Viertelstunde wurde die Kammerthür geöffnet, und ein dem Ansehen nach alter Mann trat heraus. Kinn und Mund waren in einen schwarzen mit starkem Grau vermischten struppigen großen Bart gehüllt. Ein gleiches Haupthaar hing ihm unter dem breiten niederländischen Hut hervor. Was man vom Gesicht sah, hatte eine dunkelgraue Farbe und war voller Runzeln. Der Anzug war gemein und schmutzig. Die gebeugte Gestalt war auf einen Stab gestützt. Niemand, selbst ihr eigner Sohn nicht, hätte in diesem Greise Frau Eleonore van der Voort erkannt. In dieser Umwandlung ging sie ihre Kundschaftswege.

Toni trat auf das abenteuerliche Weib in der seltsamen Vermummung zu und begrüßte sie. Sie flüsterten einige Minuten heimlich zusammen; dann verließ Eleonore das Haus, und Toni begab sich zu dem dürftigen Lager, auf welchem seine Großmutter ruhete.

„Du bist auch von ihr gewonnen," sagte die Alte. „Du hast es mir in Bologna zu verhehlen gesucht, aber ich habe darüber nachgedacht, ob du nicht um die Gallerie wußtest, auf welcher der Kaiser erschlagen werden sollte. Daß sie die Hand dabei im Spiele hatte, ist für mich kein Zweifel; denn sie war erst in Florenz, und der Baumeister der Gallerie wurde von den Florentinern bestochen, oder war selbst ein Florentiner. Nicht wahr so ist's? Gesteh' es nur: ihr wart beide betheiligt, du und sie?"

„Kennt Ihr denn alle großen und herrlichen Pläne dieser großen und herrlichen Frau?“ fragte Toni ausweichend.

„Was ist daran?“ versetzte die Alte ärgerlich. „Sie will ihre Rache kühlen an Leuten, die ihr kein Leids zugefügt. Mag sie's, es geht mich nichts an. Aber Großes und Herrliches ist dabei nicht. Die edle Suleima ist ihre Freundin und hat sie an Zaroya empfohlen. Sie ist unsre Gastfreundin, und wir sind ihr Schutz und Beistand schuldig. Ihr Thun und Treiben kümmert uns nicht. Aber wenn sie dir den Kopf verrückt und dich zu undankbaren und schlechten Handlungen gegen den Kaiser verführt, so ist mir das nicht einerlei.“

„Seht, Ihr kennt Ihre Pläne nicht, sonst würdet Ihr nicht so geringschätzig von ihr reden.“

„Mein Bub', ich kenne sie. Sie will den Kaiser stürzen und sein Haus; sie will den Pfaffen die Hälse brechen und das ganze Christenthum vernichten. Ueber Deutschland soll Suleiman herrschen, über Spanien Chair-Eddin. Wem sie Italien und Frankreich zugetheilt hat, weiß ich nicht, aber christlichen Fürsten gewiß nicht. Uns könnt' es schon recht sein. Was geht uns das Christenthum an? Aber sie ist doch ein verrücktes Weib.“

„Ich dachte mir's wohl, daß Ihr nicht Alles wißt. Mit Chair-Eddins und Suleimans Hülfe will sie auch unserm armen zertretenen und zerstreuten Volke zu neuem Glanze und zu Macht und Größe verhelfen.“

„Und dich zum König machen, zum Sultan! He? Ist's nicht so? Dir Italien schenken und Rom zu deiner Residenz?“

„Warum soll ich zum König nicht so gut das Zeug haben, wie irgend ein andrer Kronenträger? Ich denke, ich hab' es mehr, als Alle.“



„Ein prächtiger Lumpenkönig! Schöne Possen das!“ höhnte Karracha.

„Kühn sind die Pläne, aber nicht dumm. Die deutschen Fürsten kommen täglich hier hitziger aneinander. Zuletzt müssen sie das Schwert ziehen und sich gegenseitig auf Tod und Leben bekämpfen. Gleich wird's auch in Italien losgehen; denn das Joch des Kaisers ist den Italienern unerträglich, und der Franzosenkönig schürt das Feuer. In Spanien wird sich das gemeine Volk erheben. In Deutschland wird der Bauer aufstehen. Das Jahr 1530 ist als das der großen Rache und Umwälzung prophezeit. Suleiman überzieht mit furchtbarer Heeresmacht Deutschland und Italien. Chair-Eddin führt auf seiner Flotte die Mauren von Afrika herüber; die Mauren in Spanien machen ihm leichte Arbeit. Unser Volk wird sich unter der Fahne des Propheten sammeln und seine Rolle spielen.“

„Das ist in Eurem Köpfen alles fertig, und der Kaisermord, womit ihr in Bologna anfangen wolltet, mißglückte gleich. Du hast Eins nicht bedacht, daß nicht alle Leute denken wie du und sie. Du hattest Sonaka in die Karte sehen lassen, und sie hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Kaiser zu warnen, den sie noch eben so heiß liebte, als sonst.“

„Dafür ward sie auch von der Gallerie erschlagen,“ lachte Toni boshaft. „So müsse es Allen ergehen, die sich an diese übermüthigen Großen wegwerfen. Sonaka hat mir mein Leben verdorben; sie hat ihren Lohn dahin. Ich werde es dem Kaiser nie vergessen, daß er mir ihre Liebe stahl. Die Rache hat noch nicht eine Stunde in mir geschlafen. Und wenn er mich zum Großstallmeister erhöbe, meine Gedanken würden blutige Rache sein. Ich gehöre den Völkern an, die zu Allah beten, und die berufen sind, der Christenlüge ein Ende zu machen.“

„Es wird dir den Kopf kosten,“ sagte die Greisin gleichgültig.

„Ich muß ein andres Wort mit Euch reden,“ fuhr der Stallmeister fort.

„Der Raimund Mohr liebt Karlotten, ich bin ihm treu ergeben, weil er ein Sohn jenes Volkes ist, das, unter den eisernen Fuß der Christen geworfen, knirscht und mit seinen Brüdern in Afrika sich zur Abwerfung der Gewalt erheben wird. Seit ich von Euch erfahren, daß er ein maurischer Fürst ist, hing mein Herz mit zwiefacher Liebe an ihm; denn ich liebte ihn schon als Knaben, als ich noch nicht wußte, wer er war. Ich begünstige seine Liebe zu Karlotten; denn eine Verbindung zwischen ihnen paßt ganz in meinen und Nazzis Plan. Dadurch wird mein Volk mit dem seinigen eng verbunden. Und Ihr selbst habt diese Liebe begünstigt. Ich suchte Jussuf, der in das Mädchen verliebt ist, wie ich es in ihre Mutter war, auf alle Weise zu beschwichtigen; ich tröstete ihn mit meinem eignen Beispiel. Ihr selbst wieset Jussufen streng zurück und nahmt ihm alle Hoffnung auf Karlottas Besitz, gerade wie Ihr einst mit mir verfuhrt. Und nun höre ich mit Befremden, daß der Wind sich bei Euch gedreht hat. Ihr habt Jussufen wieder Hoffnungen auf Karlotten gemacht; Ihr habt ihm gesagt, sie werde nicht Raimunds Weib werden; er werde von ihr lassen. Was soll das bedeuten?“

„Das bedeutet, daß die Lage der Dinge sich geändert hat. Es ist ein Plan im Werke, vernünftiger als der deinige, der unserm Volke und den gedrückten Mauren in Spanien wahrhaft zum Heile gedeihen kann, was mit den tollen Träumereien deiner Freundin nie der Fall sein würde. Zwar wirst du nicht König werden, aber du bist dazu auch verdorben. Dafür wird es Raimund werden, und ihm gebührt die Krone.“



„Was ist's für ein Plan? Welche Krone habt Ihr meinem Schützling Raimund zugedacht?"

„Du hast mir den Euerigen mitgetheilt, den ich verwerfen muß. Dafür will ich dir den nicht verschweigen, zu welchem ich halte, und ich hoffe dich dazu zu bekehren, weil er vernünftig und ausführbar ist. Die Königin Maria liebt Raimund Mohren; sie weiß, wer er ist, und will ihn zum König von Granada, sich zu seiner Königin machen. Sie hat sich mir anvertraut und mich um meine Mitwirkung ersucht. Ich habe ihr meine Hülfe zugesagt; denn aus der Verwirklichung dieses Plans werden für uns die größten Vortheile entspringen."

Toni war bestürzt über diese Mittheilung, aber er verbarg der Großmutter seine innere Bewegung. Wenn auch nicht gerade zustimmend, äußerte er sich doch auch nicht gegen diesen Plan. „Von Glück und Zufall, von Klugheit und kräftiger That wird es abhängen, welcher von beiden Plänen gelingen soll. — Ich will Euch nicht entgegen sein, und Nazzi soll nichts von der Liebe der Königin Maria erfahren. Doch nun noch Eins. Mein Vater ist hier angekommen. Ihr wißt, er steht im Sold des Königs Ferdinand. Seine Zwecke sind nicht die meinigen. Aber er ist mein Vater. Er ist Euer Sohn. Er ist stets seinen eignen Weg gegangen. Er und Nazzi sind die bittersten Feinde. Wir müssen sie von einander fern halten. Deshalb wird Euch der Alte nur dann besuchen, wenn Nazzi nicht zu Hause ist. Ich bitt' Euch jeden Hader zwischen den Beiden zu verhüten."

„Ich werde thun, wie du wünschest. Mir liegt selbst daran, daß sie einander nicht treffen; denn ich müßte auf Seiten des wilden Weibes stehen, weil sie unsre Gastfreundin ist." —

Während dieser lebhaft geführten Unterhaltung war es Abend geworden, und Toni nahm mit der Alten eben einen



Imbiß ein, als mehre Zigeuner und Zigeunerinnen athemlos hereinstürzten und verkündeten, Karlotta sei so eben von bewaffneten Männern geraubt worden, und die Schergen hätten jedem mit dem Tode gedroht, der ihnen folgen würde. Es kamen immer mehr, die Bestürzung war allgemein. Jussuf schwur wüthend Raimund Mohren den Tod; denn Niemand weiter als er habe den Raub ausführen lassen. Toni eilte endlich fort, um beim kaiserlichen Stadtvogt den frechen Mädchenraub anzuzeigen. Die meisten der Uebrigen liefen wieder fort, um eine Spur der Geraubten aufzusuchen. — Bald trat auch Raimund Mohr arglos und voll Sehnsucht nach den Küssen des holden Mädchens in das düstre Nest. Die Kunde von ihrer Entführung wurde ihm aus Karrachas Munde. Wie ein Verzweifelter stürzte er fort mit dem Schwure, sie zurückzubringen und furchtbare Rache an dem Frevler zu nehmen. Draußen begegnete er ein paar verhüllten Gestalten, auf die er nicht achtete, die ihn aber wohl erkannten. Es waren Martin und Regina. Zitternd hielt sich die Schmerzvolle an des Schlauen Arm. Auch sie erfuhren von dem Raube und verließen die unheimliche Herberge schnell wieder. Regina hatte genug gesehen und gehört. Auch sie argwöhnte, daß Raimund den Raub des Mädchens veranlaßt habe, und Martin bestätigte sie in diesem Glauben. Sie verlebte eine schlimme trostlose Nacht, und früh war ihr Kissen feucht geweint. Wie sie den Jüngling ihrer Wahl geliebt, so tief, so rein, so innig, so liebte ihn weder die Königin noch Karlotta. Um so gewaltiger war aber auch ihr Schmerz, und um so erhabener der Sieg, den sie über denselben davontrug.



6.

Unverhofftes und verhängnißvolles Wiedersehen.

Die schlanke junge Zigeunerprinzessin hatte unter allen Ständen nicht wenige feurige Anbeter gefunden, und wenn sie auf der Straße tanzte, hielt wohl mancher der vorüberreitenden Fürsten und Herren das Pferd an und ließ den lüsternen Blick schmunzelnd auf der lieblichen Gestalt verweilen. Es hatte natürlich auch nicht an verlockenden Anträgen gefehlt, die mit der reizendsten Unschuld und Natürlichkeit zurückgewiesen wurden. Die Silber- und Goldstücke, die es nicht selten auf den Teller der Einsammlerin regnete, ließen sich die Zigeuner wohl gefallen, und die andern hübschen Tänzerinnen zeigten sich gegen dringende Liebeswerbung gerade nicht spröde, aber Karlotta war und blieb ein unzugängliches Zauberschloß, und mancher der hohen Herren, weltlichen und geistlichen Standes, zog nicht ohne stillen Aerger nach vergeblichen Versuchen, stürmischen und sanften, wieder ab. Ganz Augsburg sprach von der jungen reizenden tugendhaften Zigeunerin, und die Abgewiesenen verbargen ihren Aerger in dem Ausspruch: sie sei eben noch ein Kind.

Aus den Niederlanden waren mit dem König Christiern von Dänemark und der zahlreichen Gesandtschaft der Statthalterin auch mehre hohe Kirchenhäupter nach Augsburg gekommen. Darunter der mächtige Erzbischof-Kardinal von Lüttich, ein stattlicher ritterlicher Herr von starkem Körperbau mit hochrothem fleischigem Antlitz, ein mittler Funfziger, dem, wenn er zu Roß saß, kein Mensch den geistlichen Fürsten ansah. In der That zeigte sich seine Faust geschickter den Sperber zu tragen und das Jagdgeschoß zu

führen, als den Weihwedel zu schwingen und das Meßbuch zu durchblättern. Auch war er ein minne- und weinfröhlicher Herr gewesen all sein Lebtag und hatte in diesen Kämpfen glänzende Siege davon getragen. Wenn er auch gerade kein Kirchenlicht war, so ging es an seinem Hofe doch keineswegs düster zu. Schöne Frauen füllten die Gemächer seines Bischofshofes, und gute Weine deren Keller. Die Gunst des Königs Philipp hatte ihn zuerst gefördert, dann hatte er durch sein munteres Wesen der Statthalterin zu gefallen gewußt und war stets ein gern gesehener Gast an ihrem Hofe gewesen. So hatte er es vom Archidiakonus zu Antwerpen erst zum Probst in Brüssel und nach und nach zum Erzbischof von Lüttich gebracht; der Papst hatte ihm zuletzt den Kardinalshut verliehen. — Um beim Kaiser nicht anzustoßen, hatte er kein Liebchen mitgebracht, überzeugt, er werde in Augsburg eine köstliche Auswahl finden für Lust und Belieben. Als Kenner weiblicher Schönheit war ihm Karlottas Erscheinung in den Straßen der Reichsstadt besonders aufgefallen; er hatte ihrem Tanze mehr als einmal zugesehen, und das Besondere, Ungewöhnliche, Pikante an diesem schlanken Zigeunerkinde reizte ihn so sehr, daß er ohne Weiteres zu dem Beschlusse kam, die reizende Tänzerin für sich zu gewinnen. Der geistliche Fürst konnte natürlich nicht unter Karlottas Minnewerbern auftreten; auch hörte er von ihrer strengen Tugend. Dies fachte aber seine Flamme für sie nur noch mehr an; er ertheilte seinen Knechten geheime Befehle, und das Mädchen wurde von der Straße weggeraubt.

Der minnelustige Kardinal war ein alter Bekannter des Oberkämmerers der Statthalterin, Marx von Bübenhovens, und auf der Reise zum Reichstag und nach Innsbruck hatten sie viel zusammen verkehrt und die Nachtherbergen getheilt. Dafür bestellte Bübenhoven dem Erzbischof die Herberge in Augsburg, wo dieser unbekannt war. Der



Oberkämmerer brachte seinen fürstlichen Gönner und Freund in demselben Hause unter, wo er selbst die Wohnung nahm, nämlich bei seinem Schwager Hieronymus Fugger. Hieronymus besaß nämlich ein sehr großes und geräumiges Haus, in welchem der stille und trübsinnige Mann mit geringer Dienerschaft allein wirthschaftete. Der üppige Erzbischof von Lüttich fand darin den seinen Wünschen entsprechenden Platz. Der Erzbischof hatte seine Zeit für Karlottas Raub gut gewählt; Hieronymus Fugger und Bübenhoven waren zu einem Bankett beim Bürgermeister Rehlinger gegangen; die erschrockene Karlotta wurde ohne Aufsehen ins Haus und in ein nach dem Hofe abgelegenes Zimmer gebracht. Bald darauf trat der minnelustige Kardinal im leichten Nachtgewande herein, ein paar brennende Kerzen tragend, welche ihm das schöne Kind in seinem verführerischen Schmerze zeigten.

„Du hast nicht Ursach zu weinen — und ich werde deine Thränen zu stillen wissen,“ redete der Kirchenfürst die jammernde Zigeunerin mit sich überstürzender Hast und stoßweise hervorsprudelnden Worten an. „Was dein kleines eitles Herz nur wünscht und begehrt — sollst du in köstlicher Fülle haben — und brauchst nicht mehr auf den Straßen zu tanzen — und deine Reize den Blicken aller Neugierigen — für ein paar Heller bloß zu stellen. — Ich will dich in Sammet und Seide kleiden — wie eine geborne Fürstin — und du sollst auch die Fürstin meines Herzens sein. — Ich will dir einen schönen Zelter schenken — da kannst du reiten, wann du willst. — Auch ein paar Gürtelmägde will ich dir halten. — Du sollst speisen wie eine Königin — der süßeste Malvasier soll im goldnen Becher vor dir perlen. — Auf den weichsten Pfülben sollst du schlafen.“

„Ich verlange nichts von Euren Schätzen,“ weinte Karlotta, „nur um das Eine beschwöre ich Euch, laßt mich

los! Gebt mich frei! Erlaubt mir, zu den Meinigen zurückzukehren!"

„Daß ich ein Narr wäre!" polterte der Bischof. „Es wird dir schon gefallen bei mir — doch greine nicht! — Ich kann das nicht leiden — dein kleiner Mund wird viel besser thun, mich zu küssen —"

Aber Karlotta schluchzte und schrie nur noch jämmerlicher, rang die Hände und geberdete sich wie eine Verzweifelnde. Der Bischof wurde davon vertrieben. „In ein paar Stunden," sagte er abgehend, „wenn du ausgegreint hast — will ich wiederkommen. — Da sollst du dich überzeugen, wie gut ich's mit dir meine."

Ein Diener trat gleich darauf ein, deckte den Tisch und brachte die leckersten Speisen und Weine. Dabei rühmte er dem Mädchen die Güte und Liebe des Herrn auf die übertriebenste Weise und pries sie glücklich, daß das Auge des Gnädigen wohlwollend auf sie gefallen sei. Karlotta antwortete keine Sylbe, rührte weder Speise noch Trank an und lief nur schreiend und stöhnend im Zimmer auf und ab. Sie versuchte die Thür zu öffnen, aber sie war verschlossen. Die Fenster vermochte sie aufzuschieben, doch die Tiefe und die Nacht gähnten sie draußen schauerlich an. —

Um dieselbe Zeit kehrte Bübenhoven von dem Bankete nach Hause zurück. Hieronymus hatte sich von ihm getrennt und war in das Katharinenkloster gegangen, in dessen Sprachzimmer er Sonntag Abends gewöhnlich eine Stunde in freundlicher Unterhaltung mit den Nonnen Johanna, Felicitas und Barbara zubrachte.

Bübenhoven erfuhr von seinem Knechte, der allein zu Hause gewesen war, daß die Knechte des Kardinals ein weinendes Mädchen ins Haus geschleppt, und er setzte hinzu, er möge schier darauf schwören, es sei die Zigeunerin gewesen, die durch ihren Tanz auf der Straße alle Welt entzückt. Der Oberkämmerer war über diese Nachricht betroffen.



Bald kam der Knecht wieder und berichtete, im Hofe höre man deutlich das Wimmern, Schluchzen und Stöhnen des eingesperrten Mädchens. Bübenhoven überzeugte sich selbst und überlegte eben, was er zu thun habe, als eine verhüllte Frau hereintrat. Sie warf den Mantel ab. Die Zigeunerin Zaroya stand vor ihm. Er hatte sie schon gesprochen, seit er in Augsburg war; er konnte seine heiße schwärmerische Jugendliebe nicht vergessen, und so oft er das Weib sah, das ihn einst als reizendes Mädchen mit ihrer Gegenliebe entzückt hatte, schwelgte der sanfte gemüthliche Poet in den seligsten Erinnerungen. Dann plauderte er mit ihr lange von der Vergangenheit. Er nahm immer noch den regsten Antheil an ihr und ihrem Schicksale. Und sie war immer noch eine interessante Frau, dreiundvierzig Jahre alt, voll Leben und Beweglichkeit und mit der ganzen Würde ihrer Stellung angethan.

„Karlotta ist vor einer Stunde von Bewaffneten auf der Straße geraubt und entführt worden," redete die Zigeunerfürstin ängstlich ihren ehemaligen Geliebten an, „Karlotta, Sonakas Tochter, deine Enkelin, und ich bin gekommen, deine Hülfe, deinen Beistand für sie und uns anzurufen. Ich vermuthe, der Kaiser hat sie rauben lassen, um sie uns zu nehmen, aber er hat kein Recht auf sie; weder Sonaka, noch ich, noch sonst Jemand von unsern Leuten hat ihm jemals ein solches Recht zugestanden. Wir haben uns stets fern gehalten von ihm, um das Kind nicht durch ihn zu verlieren. Du mußt mit dem Kaiser reden. Du mußt uns das Kind wieder schaffen!"

„Du bist im Irrthum, Zaroya! Nicht der Kaiser ist der Räuber deiner Enkeltochter. Einer solchen unedlen Handlung ist er nicht fähig. Ein lüsterner Pfaffe hat sie geraubt, und sie ist dir nahe. Sie ist hier im Hause in der Gewalt des Erzbischofs von Lüttich."

„Ha, der alte Schelm! So komm mit mir, daß wir sie ihm entreißen.“

„Das wäre unklug. Er würde es läugnen und sie schnell aus der Stadt führen lassen. Wir müssen mit List gegen den stolzen und mächtigen Pfaffenfürsten verfahren. Auch dürfen wir ihn nicht bloßstellen, denn er steht in hoher Gunst bei der Statthalterin, beim Kaiser beim Papst. Was liegt an einem Minneabenteuer mit einem Zigeunermädchen, auf das am Ende alle Schuld gewälzt wird? Der Kaiser weiß ja nicht, wer ihm Karlotta ist! Er weiß nichts von ihrem Leben. Darum Vorsicht. Wir dürfen nichts ohne den Hausherrn unternehmen.“

„Aber wir müssen rasch handeln, daß das Kind nicht zum Opfer pfäffischer Begierde wird.“

„Begleite mich ins St. Katharinenkloster, wo wir Hieronymus Fugger finden. Vielleicht können uns die ehrwürdigen Schwestern einen schnellen und sicheren Weg zu Karlottas Befreiung angeben.“

Zaroya ließ sich erst in den Hof führen. Karlotta schaute eben weinend aus dem geöffneten Fenster.

„Karlatto!“ flüsterte Zaroya hinauf. Das Kind schwieg und horchte herab. „Ich bin's, Zaroya. Harre noch ein klein wenig und widersetze dich allen Zumuthungen. Ich bringe dir bald Befreiung. Hast du verstanden?“

„Ja, Großmutter!“ hauchte die Gefangene herab.

Raschen Schritts eilten Bübenhoven und Zaroya dem Kloster zu. Im Sprachzimmer fanden sie Hieronymus Fuggern im Gespräch mit einem alten Manne. Hinter dem Gitter waren die Nonnen Barbara, Felicitas und Johanna. Bübenhoven zog seinen Schwager bei Seite und flüsterte ihm zu, was vorgefallen war.

„O!“ rief Hieronymus, „das muß ich dem Alten dort erzählen. Der weiß gewiß am besten, was zu thun ist.“ Zaroya war aber schon zu dem Greise getreten und



sprach mit ihm. Hieronymus brauchte nicht mehr hinzuzufügen. Er nahm den Alten bei der Hand und führte ihn zu Bübenhoven. „Junker," hörte sich dieser von einer ihm wohlbekannten Stimme angeredet, „ich vertraue Euerer Ehrenhaftigkeit, daß Ihr nicht verrathet, daß ich in Augsburg bin. Herr Fugger hat sich bei mir eben für Euch verbürgt. Was zwischen uns vorgefallen ist, Ihr werdet Euch während des Reichstags nicht daran erinnern."

„Eleonore!" stammelte der Oberkämmerer erschrocken.

„Gut, ich bin Euer gewiß!" fuhr die vermummte Frau fort. „So gewiß wie Eueres Schwagers, Euerer Schwester, meiner Schwester und der dritten Schwester dort. Laßt uns jetzt in Euere Herberge gehen! — Doch sagt mir, Herr Fugger," wandte sie sich zu Hieronymus, „besitzt Ihr noch Kleider von meiner Schwester Martha?"

„Noch alle," entgegnete er erröthend. „Ich habe sie wohl aufgehoben in einer Spinde."

„Wohl!" Sonst hätten mir die Nonnen aushelfen müssen, oder ich hätte erst zu den Zigeunern gehen müssen, um mir Frauenkleider zu verschaffen. Jetzt kommt und überlaßt mir die Befreiung des Mädchens. Ihr habt doch eine Leiter, die zu ihrem Fenster hinauf reicht?"

„Gewiß." — Die Viere gingen. Zu Hause angekommen, bat sich Eleonore Martha's Kleider aus. Zaroya blieb bei ihr. Nach kurzer Zeit trat sie umgewandelt zur stattlichen Frau, wieder zu den Männern. Ihre Erscheinung imponirte; sie war noch eine herrliche Gestalt.

„Ich werde jetzt hinauf steigen in das Zimmer, und Karlotta herab. Ich will den Pfaffen erwarten und mit ihm reden," sagte sie mit einem Tone, der wie satanische Schadenfreude klang. Dazu funkelten ihre Augen, wie die einer wüthenden wilden Katze. „Ich bitte Euch um nichts, als Euch im Hofe bereit zu halten, falls der Pfaffe — was ich kaum fürchte — sich an mir vergreifen und seine

Leute gegen mich anrufen sollte. Dann kommt mir auf meinen Ruf zu Hülfe. Doch es wird nicht nöthig sein. Ich werde schon allein mit dem alten Schurken fertig werden. Er ist ja mein Vetter und ging sonst auf meinen Wink wie ein dressirter Pudel.“

Die Leiter wurde leise und vorsichtig herbeigebracht und angelehnt. Eleonore stieg hinauf und durch das Fenster ins Zimmer. Einige Minuten darauf half sie Karlotten auf die Leiter. Das Mädchen kletterte rasch herab, und wurde von ihrer Großmutter fort in das St. Katharinenkloster geführt, wo die Nonnen sie in Empfang nahmen und ihr eine Zelle anwiesen. Denn so war es erst ausgemacht worden. Karlotta sollte das Asylrecht des Klosters gegen die Nachstellungen des Lütticher Kardinals genießen, bis sie sich wieder herausbegeben könnte.

Die Leiter wurde entfernt. Eleonore schloß das Fenster, stellte die Kerzen weit von sich und streckte sich auf das Lotterbett. Nie hatten ihre Züge einen boshaftern Ausdruck. Sie wartete auf ihr Opfer. Die Zeit wurde ihr lang. Bald holte sie aus dem Busen einen Dolch hervor, zog ihn aus der Scheide und prüfte Spitze und Schneide; bald stürzte sie lechzend einen Becher von dem vor ihm stehenden Wein hinab, bald maß sie das Zimmer mit raschen Schritten hin und her. — Endlich knarrten Schloß und Angel. Die Thüre ging auf. Der Erzbischof trat herein. Flink, leichtfertig, in üppiger Kleidung, duftend von Wohlgerüchen, recht wie ein junger Minnefant, nahte er dem Bette, auf welchem die rachedürstende Frau lag.

„Hast du dich beruhigt, mein süßes Kind? — Hast Vernunft angenommen? — Recht! Recht! — Ich wußte das gleich! — Du sollst's nicht bereuen! — Jetzt laß dich küssen, mein Täubchen!“ —

Er beugte sich zu ihr hinab. Eleonore fuhr auf und faßte ihn rasch beim Kopfe. Dazu stieß sie einen Wuth-



schrei aus, ähnlich dem einer hungrigen Hyäne. „Was — ist — das!“ stammelte der Fürst zum Tod erschrocken.

„Willkommen, Vetter Innocenz!“ heulte die böse Frau. „Deine heißgeliebte Base ist's, das von dir begehrte Weib deines Ohms Peter van der Kapellen, und du kommst zur langersehnten Minnestunde, mein frommer Beichtvater.“

Zum Tod entsetzt war der Bischof auf das Bett hingesunken. Der starke Mann war keines Wortes fähig. Ihm war in seinen verwirrten Sinnen, als sei ihm ein höllischer Zaubertrug geschehen, und eine Teuflin stehe vor ihm, ihn in die Hölle abzuführen.

„Haben dich die paar Worte schon niedergeworfen, starker Held?“ höhnte das Weib weiter, und in einem furchtbaren Tone fuhr sie fort: „Ja, Eleonore steht vor dir, um endlich Abrechnung mit dir zu halten, heuchlerischer, schurkischer Pfaffe, glatzköpfiger alter Schandbube! Auswurf der Menschheit! Du bist mir recht in das Messer gelaufen, und ich will es dir mit unsaglicher Wollust im Leibe umdrehen. Viele Jahre habe ich auf diese Stunde gewartet und gespart. Ich wußte, daß sie kommen würde, und sie ist da! hei sie ist da, und der Tanz soll beginnen.“

Der Bischof machte eine Anstrengung, sich zu erheben. Angstschweiß rann ihm von dem blaugewordenen Gesicht.

„Versuch' es, dich von der Stelle zu rühren, oder deine Pfaffen und Knechte um Hülfe zu rufen, und im Nu sitzt dir mein guter Dolch in der Gurgel.“

Er stöhnte und rührte sich nicht. Er war noch der alte Feigling.

„Sieh, ich war die erste Stufe deiner Erhebung, als du mich an den schönen Philipp von Oestreich verkuppeltest, als du meine Eitelkeit und meinen thörichten Sinn zu deinem Vortheil ausbeutetest, niederträchtiger Sünder! Ha, ich will jetzt die letzte Stufe sein, auf der du von deiner stolzen Höhe hinabsteigen sollst — ins Grab.“

„Gnade! Gnade!" keuchte der gefällte muthlose Kirchenfürst.

„Ha! das thut mir wohl!" lachte die rachetrunkne Frau. „Das ist mir eine Genugthuung für schwere Leiden, die du mit verschuldet. Dich um Gnade flehen zu hören! Aber ich will dir keine Gnade gewähren. Ich will von dir gehen, wie du von mir gingst, als die grausame Scheere der beleidigten Spanierin mir das goldne Haar gestohlen und meine Schönheit vernichtet hatte. Da, als ich blutend vor dir lag, ein geschändetes Weib, da gingst du von mir gleichgültig, hohnlachend, — Teufel! — Der treulose Philipp hatte mich verlassen in meinem Elend, so verließest auch du mich, Fürstenknecht, Pfaffe! Damals schwur ich ihm und dir Rache, schwur allen Fürsten und Pfaffen, den Blutsaugern und Verderbern der Menschheit, Rache. Der Tod enthob ihn meinem Dolche, du wurdest ihm aufgespart. Erst Erzbischof und Kardinal mußtest du werden, auf dem alten Sündenwege mußte ich dir begegnen, damit du recht in deinen Gräueln dahin fahrest, wo wird sein Heulen und Zähneklappern."

Der Erzbischof hatte sich etwas gesammelt; die Verzweiflung gab ihm einen raschen Entschluß ein. Er sprang auf und wollte nach der Thüre fliehen. Im Nu verrannte sie ihm den Weg, mit Löwenstärke warf sie ihn zurück, der Dolch blitzte in ihrer Faust, zwei — drei blitzschnell geführte Stöße — und das schwarze Blut strömte ihm aus Kehle und Brust. Er schrie jammervoll; sie stürzte nach der Thür, riß sie auf, rannte einen herbeieilenden Knecht um und war plötzlich in der Nacht verschwunden. Weder Bübenhoven noch Hieronymus sahen etwas von ihr. Wie eine Katze war sie aus dem Hause geschlüpft.

Zwei Tage darauf erscholl die Kunde durch die Stadt: der Kardinal von Lüttich sei am Schlagfluß gestorben.



7.

Schmerzliche Erklärungen.

Raimund Mohr ging bleich und verstört umher und war zur Arbeit unfähig. Die Zigeuner hatten ihm gesagt, Karlotta sei nicht wiedergefunden. Er wurde von ihnen mit kalter befremdender Ehrerbietung behandelt; Karracha und Zaroya erklärten ihm endlich: er müsse Karlotten vergessen, sie sei nicht für ihn, er aber für ein höheres, für ein erhabenes Loos bestimmt. Er eilte zu seinem Freunde Toni. „Ich kann dir nicht helfen," antwortete ihm der Stallmeister auf seine Klagen, „ich weiß von der Entführung des Mädchens. Meine Meinung aber, die ich dir nicht vorenthalten will, ist, das Karlotta auf Zaroya's und Karracha's Anordnung entfernt worden ist, um sie dir zu entziehen. Vielleicht hat das Mädchen es selbst gewünscht. Denn du hast ihr verschwiegen, daß die Fugger glänzende Vorbereitungen zu deiner Hochzeit mit ihrer Base treffen und — was auch ich nicht gewußt habe — daß du der brünstigste Minneknabe der Königin Maria bist. Du hast freilich ein tolles Spiel getrieben und dazu ein undankbares gegen mich, der ich deine Liebe zu Karlotten beschützte. Aber für solch ein unwürdiges Spiel ist das Mädchen zu gut."

„Du mißkennst mich, Toni!" rief der Jüngling verzweiflungsvoll. „Ich schwöre dir zu, daß ich allein Karlotten liebe! O, und wie rasend liebe ich sie! Gott und alle Heiligen sind mir Zeuge! Und keine Andre soll mein werden. Das schwöre ich dir zu, so wahr ich in der Noth von den vierzehn heiligen Helfern Hülfe und Rettung erwarte!"

„Aber warum thatest du nichts, dich von dem lästigen Verlöbniß frei zu machen, wenn du's aufrichtig mit Karlotten meintest? Das arme Kind mußte ja endlich von deiner

bevorstehenden Hochzeit erfahren. Spricht doch die ganze Stadt davon."

„Ich habe ihr auch davon gesagt, doch nicht die ganze volle Wahrheit. O, wenn du meinen Kampf kenntest, du würdest billiger gegen mich sein! Du weißt, Regina ist meine Ziehschwester; sie ist sanft, gut, edel, das trefflichste Mädchen, das ich kenne, und ich liebe sie, wie man nur eine Schwester lieben kann. Nein, ich liebe sie weit mehr; ich verehre sie, wie eine Heilige. Aber ich kann sie nicht lieben, wie man die Geliebte, die Gattin liebt. Sie läßt mich kalt, wie das Licht des Mondes; Karlotta ist meine Sonne, meine heiße strahlende Sonne, die mich mit Glut erfüllt. Aber Regina liebt mich nicht wie einen Bruder; sie liebt mich wie die Braut den Bräutigam. Ihr einziger und höchster Wunsch ist, mich zu besitzen und mir ewig anzugehören. Ich weiß, ich stoße dem herrlichen Mädchen einen Dolch ins Herz, an dem sie verbluten wird, wenn ich ihre Liebe zurückweise. O, davor habe ich gezittert! Wie ein thörichter Knabe hoffte ich auf irgend ein Ereigniß, daß die Entscheidung herbeiführen sollte. Die Fugger werden mich aus ihrem Hause stoßen als einen verabscheuungswürdigen Undankbaren. Ich bin arm und verlassen. Ich habe keinen Verwandten. Soll ich mit dem Fluche des Undanks durch die Welt gehen? Und doch muß ich mich losreißen. Ich fühlte täglich die Nothwendigkeit stärker zu werden, aber mir fehlte der Muth zur That. — Um mich endlich dem Wahnsinn zu überliefern, mußte die schöne geistreiche Königin mich mit ihrer Liebe beglücken, umstricken. Welcher Mann hätte kalt bleiben können unter ihren Liebkosungen, ihren feurigen Küssen? Aber ich fühle jetzt deutlich: ich liebe die Königin nicht. Es war ein Sinnenrausch; ich taumelte unter Rosen und Narcissen, von den starken Düften trunken. — Jetzt muß ich handeln, mag auch daraus entstehen, was da will."



„Du dauerst mich, und um so mehr, da ich nicht ohne Grund fürchte, daß Karlotta für dich verloren ist. Entweder haben die Fugger oder die Königin — vielleicht beide — sich mit Zaroya und Karracha zu Karlottens Entführung verbunden, und du wirst sie schwerlich wiedersehen.“

„Wohlan, es gilt!“ rief Raimund mit fürchterlicher Stimmung. „Jetzt muß es reißen und brechen.“ Er stürzte fort und ging gerades Weges nach dem Hause der alten Frau Sibylle Fugger. Er fand Reginen allein auf ihrem Zimmer. Sie lag bleich und abgehärmt auf ihrem Ruhebette. Eine fliegende Röthe zuckte einen Augenblick über ihr schönes leidendes Gesicht, als sie ihn sah, dann wurde sie nur um so bleicher.

„Du bist krank, Regina, und ich erfahre das erst jetzt?“ rief er bestürzt.

„Nicht doch! Ein leichtes Unwohlsein, das bald vorübergehen wird,“ versetzte sie schmerzlich. „Was sollt' ich dich mit der Kunde belästigen?“

„Belästigen? Großer Gott! Welch ein Vorwurf für mich!“

„Kein Vorwurf! Ich will und werde dir keine Vorwürfe machen. Ich wünschte nur deinetwegen, du wärst offen und wahr gegen mich gewesen. Du hast mein Herz doch nicht gekannt, Raimund, sonst hättest du ihm den Schmerz erspart, dich —“

„Regina, du weißt!“

„Ich weiß, daß du — mich nicht liebst!“ Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme. Heftig schluchzend verhüllte sie das Gesicht.

„Regina, ich verstumme im martervollen Gefühle meiner unvergleichlichen Schuld. Erwarte keine Entschuldigung; denn ich weiß keine! Keine Rechtfertigung; denn sie ist unmöglich!“

„Warum unmöglich, Raimund? Du liebst mich nur als Schwester. Du hast dich früher selbst über deine Gefühle für mich getäuscht. Jetzt bist du klar. Das spricht dich frei."

„O, nicht diese Güte, Regina! Sie erschüttert mich gewaltiger, als dein gerechter Zorn es vermöchte. — Schilt mich einen Undankbaren! Halte mir vor, was deine Aeltern, was die Fugger für mich gethan. Rechne mir alle Liebe vor, die ich von dir und den Deinigen genossen, und zerschmettre mein Herz mit deinen Vorwürfen. Ach, der Todesschmerz kann nicht entsetzlicher sein, als dieser Zwiespalt in meiner Brust."

„Raimund, wir verstehen uns schon nicht mehr und haben uns doch von Kindesbeinen an stets so innig verstanden. Welchen Vorwurf könnte ich dir machen! Die einzige Schuld, die dich trifft, daß du mich sogleich hättest enttäuschen sollen, als du klar über dich wurdest — sie ist dir vergeben."

„Regina! Regina!" rief er und stürzte verzweiflungsvoll zu ihren Füßen, ihre kalte Hand krampfhaft ergreifend.

„Laß mich, Raimund!" hauchte sie, ihm die Hand sanft entziehend. „Es ist der erste Sturm, der in meinem vollen Blüthenfrühling wüthet. Er wird sich austoben, und es wird wieder still werden in meinem Gemüth, sehr still!"

„Und ich Verworfener bin es, der diesen Sturm erregte. Deine geknickten Frühlingsblüthen, sie klagen mich an als ihren Verbrecher. O, daß dieser Sturm mir den Tod gäbe! — Fluch mir und meinem Schicksal!"

„Halt ein, Raimund, und frevle nicht!"

„Kann ich noch mehr freveln, als ich schon gethan? Bin ich nicht ein Frevler an dir und deiner Liebe! ein Frevler an deinen Aeltern und Verwandten und ihrer Güte! Kann der Himmel mir gnädig sein, kann er mir vergeben, daß ich mich lossage von seinem Engel, von dir, Regina?"



„Der Himmel ist Allen gnädig, die sich zu ihm wenden, und sendet Ruh und Frieden in jede stürmische Brust.“

„Ach, Regina, mich beschleichen wirre, böse Gedanken. Ich muß doch nicht zu Euch gehören, daß ich nicht Frieden finde unter Euch, an deiner Seite, daß ich verzweifelte am Glück aus deiner Hand, um das mich alle Welt beneidete. O, ein unbezwinglicher Drang lockte mich fort! Wie könnt' ich dir schildern, wie's in mir wogte und brauste!“

„Es ist nicht deine Schuld. Was kannst du für diesen ungestümen Trieb! was kannst du dafür, daß die Stimme deines Herzens dir nicht meinen Namen zuflüsterte! daß ich dich nicht zu bannen vermochte an den friedlichen Herd stiller Häuslichkeit!“

„Regina, meine Seele nennt dich eine Heilige. Ich verehre dich, wie ihr die Himmelskönigin verehrt.“

„Raimund!“ rief das bleiche Mädchen erschrocken, „verehrst du die Himmelskönigin nicht! Ist es wirklich wahr, was man mir schon gesagt hat, daß auch du von unserm heiligen Glauben abgefallen bist, daß das lutherische Gift in dein Herz gedrungen ist? O, die Königin von Ungarn, sie hat dich verführt! Das macht mir noch größeren Schmerz, als der Verlust deiner Liebe.“

Raimund, zwiefach ergriffen von dem Vorwurf, den sie selbst nicht ganz verstand, versetzte hastig: „Meine theure Regina, was soll ich dir in dieser Stunde auf diesen unerwarteten Vorwurf erwidern! Du holder Engel, halte fest an deinem Glauben, der dich beseligt. Ich kann es nicht. Meine Ueberzeugung hat mich auf andre Wege geführt. Mehr noch als der Lehre Luthers hange ich der Zwinglis an. Ich kann nicht anders. Und doch genügt auch sie mir nicht. Ich bin im Widerstreit mit mir selbst. Der ungestüme Drang, das wilde Feuer in mir treibt mich von den Altären dieser Kirchen, wo fromme Seelen,

wie du, den Schmerz des Lebens in gläubiger Entsagung und Unterwerfung unter den Willen eines Gottes verklären, der — der doch nur eine Schöpfung der Pfaffen ist. Ach, ich mag dir nicht noch weher thun, als ich schon gethan; darum laß uns davon schweigen."

„Deine Reden erfüllen mich mit namenloser Angst. Raimund, es gilt das Heil deiner Seele! Um Gottes Barmherzigkeit, du bist in die Fallstricke der Hölle gefallen. Diese Zigeuner — o mein Gott! Dein Bild ist wild und schrecklich. Du bist namenlos unglücklich, bist ewig verloren. Und so soll ich dich verlassen! Welch ein Kampf für mich."

„Du mich verlassen? Wie soll ich das verstehen? An mir ist's, dich und Augsburg zu meiden. Ich ziehe mit dem Kaiser in den Türkenkrieg. Dort wird eine mitleidige Kugel den grausen Brand meines Herzens für immer löschen. Willst du nach Ungarn zurückkehren, in dein schönes Vaterland?"

„Niemals! Ich habe auf Erden kein Vaterland mehr. Ich bleibe in Augsburg."

„So ist's recht. Unter Deutschlands Adel kann sich die Tochter der Turzo und der Fugger den würdigen Gatten wählen."

„Ach wie wenig hast du mein Herz gekannt! — Ich vermochte nicht ohne dich im Vaterhause, in der Vaterstadt, im Vaterlande zu leben. Es zog mich dir mit starken Geistesbanden nach. Ich wäre vor Sehnsucht nach dir gestorben, wenn ich nicht zu dir gekommen wäre. Ich war unaussprechlich glücklich in Augsburg, in deiner Nähe. Ich liebte dich. Wie ich dich geliebt, wie könnte ich es mit Worten bezeichnen wollen! Aber für ein Herz, wie das meine, gibt es nur eine Liebe, wie es nur einen Frühling gibt für die Natur, nur einen Gott für die Welt.



Meine Liebe ist gestorben, mein Frühling abgeblüht, mir bleibt nur Gott."

„O, Regina! Regina! Ich erliege der Verzweiflung."

„Nicht doch! Du sollst und mußt noch glücklich werden. Auch ich werde es sein, doch in einem andern Sinne, als ich mir geträumt. — Sieh wir waren so glücklich als Kinder. Waren unsre Seelen nicht verbunden, wie zwei Knospen eines Rosenzweigs? Die Berge und Wälder von Kremnitz haben neidisch unser hohes Glück gesehen; denn es war höher als sie, es war so hoch wie die Sterne. Damals gelobte ich Gott oft im Stillen, dir mein Leben zu weihen. Diesen Schwur muß ich halten. Dein Weib kann ich nicht werden, aber es bleibt mir eine andre, eine noch höhere und herrlichere Lösung meines Schwurs übrig. Ich muß deine Retterin werden, deine Retterin aus den Garnen der Hölle. Mein Leben ist dir geweiht, dem Gebet für dich. Ja, Raimund, nur in der Stille des Klosters kann ich den Frieden des Herzens finden, der mich geschickt macht, durch unablässiges brünstiges Gebet deine Seele dem Himmel zu gewinnen."

„Regina, du wolltest der Welt entsagen? Meinetwegen?"

„Raimund, ich habe dir entsagt und ohne dich gibt es keine Welt mehr für mich, kein Vaterland, keine Aeltern, keine Verwandte. Ich war heute früh schon im Katharinenkloster und habe vor der Base Felicitas und der Priorin meinen unumstößlichen Entschluß besprochen. Der Tag, welcher zu unsrer Hochzeit bestimmt war, wird der Tag meiner Einkleidung sein."

„O, Engel! Heilige! Zerknirscht lieg' ich dir zu Füßen. O könnt ich mich todt weinen! — Du durftest nicht mein Weib werden. Der Staub der Erde durfte dich nicht berühren. Auch keines andern Mannes Weib! du hast Recht! Rein und unbefleckt von irdischer Begierde

mußt du in den Himmel eingehen, wie er dich entlassen hat. — Ja, Heilige, bitte für mich!"

„Steh auf, mein Bruder! Gott wird meinem Gebet Kraft und dir gnädig Ruhe und Glück verleihen."

„Nur einen Kuß noch auf deine reine Hand! Den letzten! Den Kuß der Dankbarkeit! Ich nehme mit ihm auf ewig Abschied vom süßen Glück meiner Jugend."

Und er küßte ihre Hand knieend.

Frau Sibylle, von dem langen lauten Gespräch angelockt, öffnete in diesem Augenblick die Thür.

„Ei ist das eine Zärtlichkeit!" rief sie lachend. „Auf den Knien? — Hatt' ich doch den schmucken Jungen im Verdacht, er sei etwas kühl gegen mein Täubchen geworden. Desto mehr freut mich's, ihn in dieser Stellung zu überraschen. Nein, auf den Knien hat mein Jakob niemals vor mir gelegen. Das würde sich auch wunderlich ausgenommen haben. Aber dir steht's gut an, mein Junge."

Raimund war verwirrt aufgesprungen und zeigte eben nicht die Gesichtszüge eines glücklichen Bräutigams.

„Sei ruhig und laß mich gewähren!" flüsterte ihm Regina zu.

„Ich komme Euch wohl ungelegen?" fuhr die alte dicke Frau schmunzelnd fort. „Ihr seht ganz verstört aus. Aber laßt mich nur! Der Anblick war mir ein Augen- und Herzenstrost. Jetzt muß ich dem hübschen Burschen da meinen Verdacht abbitten, und wie gern thu' ich's; denn ich bin ihm immer so gewogen und zugethan gewesen, als wär' er mein eigener Sohn."

„O meine gütige Mutter!" rief Raimund zerknirscht und faßte ihre fleischige Hand.

„Aber warum so ein saures Gesicht! Euere Zärtlichkeit macht mich gesund. Auf Euerer Hochzeit tanz' ich den Ehrentanz mit dir. — Sieh, die Regina ist mein Augapfel. Sonst hatt' ich die Sibylla lieb, sehr lieb, wie keine



ihrer Schwestern. Sie war meine Pathe, und ich hatte sie aufgezogen. Sie war ein gutes und frommes Mädchen. Und der Bübenhoven war mir auch ein gar lieber Gesell, so recht nach meines Herzens Wunsch gerathen. Da war nun mein einziger Wunsch, sie möchten ein Paar werden. Und sie wurden's. Das war mir eine Freude! Aber der liebe Gott hat das schmucke Weibchen zu sich genommen; mir aber hat er einen köstlichen Ersatz in meiner Regina bescheert. Sie ist gerade wieder so gut und fromm, wie Sibylle war. Sie liebt mich wieder ebenso, wie Jene. Und du, Raimund, bist wieder gerade so ein prächtiger Junker, wie Bübenhoven war. Da wünscht' ich denn nichts sehnlicher, als es möchte sich wieder ebenso machen, wie mit jenem Pärchen. Und es hatte sich eigentlich schon so gemacht, eh' ich's nur einmal wünschte. Ihr liebtet Euch von Kindheit an. Das machte mich fröhlich und guter Dinge. Nur dauerte mir die Zeit zu lange, bis Ihr zusammen kamt. Aber mein seliger Alter hatt' es so angeordnet, und so mußt' ich wohl zuwarten. Nun war mir's auf einmal, als seist du kalt geworden, Raimund, gegen mein lieb Töchterlein, und als gräme sich das gute Kind darüber. Das hat mich krank gemacht; weiter nichts. Glaubt's mir. — Aber nun ist Alles gut. Ich weiß nun, daß ich meine paar Tage bei Euch verleben und in Euren Armen sterben kann. Und Ihr seid meine Erben, Ihr allein. Die Andern haben Alle genug, Ihr aber habt nicht viel, so bekommt Ihr das Meine, dies Haus und Alles was drin ist. Ihr werdet schon ein hübsches Schätzchen finden, wenn ich die Augen für immer zugethan habe; denn mein alter Jakob hat gut für mich gesorgt."

„Ach, beste Mutter!" brach Raimund's gräßlicher Schmerz los, und er preßte seine heißen bebenden Lippen auf die Hand der heitern Greisin. „Ich bin der Unseligste aller Menschen!"

„Hilf Gott!“ rief die Alte jetzt höchlich erschrocken. „Was ist das! Der Unseligste! Und Thränen auf meiner Hand! Um aller Heiligen willen, Kinder, was habt Ihr vor?“

„Ich werde Euch alles sagen, Mutter. Geh, Raimund, und laß mich allein mit ihr.“

„Aber warum nicht in seiner Gegenwart?“

„Um ihm nicht noch einmal wehe zu thun.“

„Regina, Regina, Du sammelst glühende Kohlen auf meinem Haupte!“ rief Raimund mit wehmutherstickter Stimme.

„Geh, Raimund, ich bitte dich!“

„Du willst es, Regina, und ich gehe.“

„Geht er doch so traurig, als hätte dich ein Andrer zur Braut gewonnen,“ bemerkte Sibylle ihrer Pflegetochter.

„So ist's auch, meine Mutter!“ sprach Raimund noch in der Thüre. „Ein Andrer hat sie zur Braut gewonnen, der ihrer reinen hohen Liebe würdiger ist — der Himmel!“ Und weinend verließ er Zimmer und Haus.

„Der Himmel! Regina, was soll das heißen? Was bedeutet diese seltsame Rede?“ fragte die Alte zitternd.

„Einen Gedanken, meine Mutter, der zum Willen, zum Entschluß in mir gereift ist.“

„Wille? — Entschluß? — Bin ich doch wie betäubt. — Du, die glückliche Braut —“

„Des Himmels!“

„Kind, Kind! Frevle nicht am Himmel, nicht an mir, nicht an uns Allen! Raimund hat dein Wort, das Wort deiner Aeltern, das Wort der Fugger!“

„Er gab es mir zurück.“

„Es dir zurück? Weshalb?“

„Weil er eingesehen, daß wir kein Ehepaar werden können.“



„Was hindert Euch?“

„Die Geschwisterliebe, die wir für einander hegen, sie kann und wird nie die Liebe der Gatten werden. Wir haben uns verständigt. Wir haben uns klar gemacht, was uns ängstigte. Mich zieht es in den stillen Frieden des Klosters, ihn auf den lauten Markt der Welt. Ich will Nonne, er will Krieger werden.“

Während ihrer Rede war Raimund Fugger durch die offen gebliebene Thür in das Zimmer getreten und hatte die letzten Sätze vernommen.

„Was muß ich sehen und hören?“ fragte er bestürzt. „Auf der Straße begegnet mir Raimund außer sich und schießt an mir vorüber, ohne mich zu sehen; hier hör' ich noch seltsamere Dinge.“

„Sie will in's Kloster, er in den Krieg!“ schrie Frau Sibylle. Ich verstehe nichts von all diesen Dingen, aber der Tod ist mir eingeschenkt.“

„Was habt ihr vor?“ fragte Raimund Fugger Reginen streng. „Erkläre dich!“

„Ich habe mich erklärt. Ich kann nie Raimund Mohrs Gattin werden. Ich werde den Schleier wählen.“

„Das werden wir nicht zugeben. Du mußt Raimunds Frau werden!“

„Ihr habt keine Gewalt über mich. Und meine Aeltern werden ihre Zustimmung zu meinem Entschluß geben.“

„Regina, das ist mein Tod!“ heulte Sibylla. „Bedenke doch, daß du mir unentbehrlich geworden bist, deine Jugend, deine Liebe erheiterten und beglückten mein Alter. Wie soll ich sie missen?“

„Sie wird Euch auch bleiben, wenn ich im Kloster bin. O, ich beschwör' Euch, sucht mich nicht zu hindern, nicht von dem abzuhalten, was doch geschehen muß. Erspart mir und Euch noch größern Schmerz. Mein Leben kann

nur noch von dem Sonnenstrahle angeglänzt werden, der durch das Fenster meiner Zelle fällt."

„Hier waltet ein böses Geheimniß," sagte Fugger ernst. „Ich habe es meinem Pflegesohn schon seit einiger Zeit angesehen, daß ihn etwas drückt und erregt. Er war stets zerstreut, fuhr oft wie aus tiefen Gedanken auf und starrte wild um sich. Bald war er übermäßig fröhlich, bald tief traurig. Zuweilen rührte er die Speisen auf unserm Tische nicht an und klagte sich unwohl." — Und mehr für sich, als für die Andern setzte er leiser hinzu: „Sollte er hinter das Geheimniß seiner Geburt gekommen sein? — Ich muß mir Licht schaffen in dieser Verwirrung." — Und zu Sibylle gewandt: „Verzweifelt nicht, Base! Diese Mädchenlaune wird vorüber gehen, und Alles noch gut werden. Ich gehe, um mit Anton darüber zu sprechen."

8.

Anton Fuggers Plan.

Zu derselben Stunde gingen Anton Fugger und Marx von Bübenhoven in einem Zimmer in des Erstern Hause im lebhaften Zwiegespräch auf und ab.

„Du kannst es nicht abläugnen," sagte der Oberkämmerer, „der Kaiser hat alle Hoffnungen, welche die Deutschen, und namentlich, welche das Volk auf ihn gesetzt, gänzlich getäuscht."

„Ich wäre thöricht oder falsch gegen dich und mich, wenn ich es läugnen wollte," entgegnete Anton. „Es handelt sich hier allein um die Frage: ob er nicht in seiner Stellung durchaus zu dieser Täuschung gezwungen war?"

„Davon wirst du mich nicht überzeugen. Kein Mensch,



er stehe niedrig oder hoch, soll sich durch Verhältnisse zwingen lassen, ein allgemein in ihn gesetztes Vertrauen zu täuschen. Wir wollen uns die Sache so klar, als möglich machen. Ein neuer Geist ist seit einem halben Jahrhundert in Deutschland erwacht, von den gelehrten Humanisten ist er ausgegangen, aber er hat schon alle Schichten des Volkes durchdrungen; er ist groß und mächtig geworden."

„Ja, wir haben es vor fünf Jahren gesehen, wohin er geführt, indem er in das Volk gedrungen war," versetzte Fugger mit spöttischen Tone.

„Was war die furchtbare Empörung des Volks anders, als die Rachethat für Jahrhunderte erlittene Unbill, als die Anstrengung, sich eines entsetzlichen Druckes zu entledigen, der, da er Allen zum Bewußtsein gekommen, unerträglich geworden war? Die Empörung ist unterdrückt worden, und das war gut; denn aus ihrem Sieg wäre jedenfalls eine namenlose Verwirrung erwachsen; daß sie auf so gräßliche und blutige Weise unterdrückt wurde, ist nicht gut. Denn der Geist ist dadurch nicht getödtet worden, wie wir uns bereits überzeugt haben; aber arges Unglück ist aus den Blutthaten erwachsen, und das Aergste wird noch kommen. Der Geist wächst von neuem, und seine Fittiche sind nun vom Blute des gemordeten Volks geröthet. Was will dieser Geist? Befreiung von dem Drucke der römischen Hierarchie; Herstellung der ursprünglichen christlichen Kirche nach den klaren Aussprüchen Christi, nach der Lehre und Einrichtung der Apostel. Er will alle spätern menschlichen Zusätze entfernt, er will die Kirche von allem Zwange pfäffischer Herrsch- und Selbstsucht gereinigt wissen; er will das wahre Christenthum in die Kirche und in das Leben eingeführt sehen. Da der Papst sich weigert, solchem Verlangen zu willfahren, so erklärt ihn der neue Geist für den Antichrist — und er hat ein

unbestreitbares Recht dazu — das vom neuen Geist beseelte deutsche Volk will den Antichrist bekämpfen und machtlos machen und wendet sich an seinen Kaiser mit dem Begehren: er soll es unter seinen Fahnen schaaren und gegen den Papst führen. Nur dieser Geist besiegte vor drei Jahren den Papst und eroberte Rom, nur dieser Geist warf die Türken aus Deutschland hinaus; und nur dieser Geist kann und wird sie aus Ungarn vertreiben, ja aus Europa. Nur dieser Geist wird die Franzosen fern halten von den Grenzen Italiens und Deutschlands, er wird die Rechte des Kaisers gegen die Uebergriffe der Fürsten kräftig schützen, er wird immer für den Kaiser eintreten, ihm immer den Sieg verschaffen, ihn groß und stark machen. Und mit dem Kaiser das Reich. Hält der Kaiser zu ihm, so werden wir wieder ein mächtiges Reich haben, die Zeiten der großen Hohenstaufen werden wiederkehren. Tritt der Kaiser in arger Verblendung ihm entgegen, so wird Deutschland in Parteien zerfallen, klein, arm und ohnmächtig werden. — Und was sehen wir nun den Kaiser Karl thun, auf den alle Hoffnungen der redlichen und einsichtsvollen deutschen Herzen gestellt werden? Er stößt den Geist zurück, durch den er den Papst, den Sultan und den König besiegte und verbündet sich auf's Engste mit dem Papste gegen diesen Geist. Die erste Folge dieses unseligen Bündnisses sehen wir schon vor Augen. Der Kaiser ist zu seinem großen Verdruß zum willenlosen Werkzeuge der fürstlichen Gegner des Zeitgeistes herabgesunken. Das Volk staunt und trauert. Es hat vergebens auf seinen Kaiser vertraut. Die Folgen werden schrecklich sein."

„Du hast von deinem Standpunkt aus gut gesprochen," versetzte Anton Fugger ruhig. „Der meinige weißt mich auf die Vertheidigung des Kaisers hin. Du hast sogar vergessen anzuführen, daß der Kaiser früher viel von einer Reformation der Kirche sprach und sich sehr dazu ge-



neigt zeigte, ferner, daß diejenigen Fürsten — ich meine die Baiernherzöge — die am entschiedensten auf Seiten der römischen Hierarchie stehen, die gefährlichsten Feinde des Erzhauses Oestreich sind und ihm schon nach der Kaiserkrone gestrebt haben. — Doch höre mich nun wohl an und betrachte mit mir die Lage der Dinge und die persönliche Stellung des Kaisers zu ihnen genau. Karl ist ein Sohn des Erzhauses Oestreich, das immer treu und fest zum Papst gehalten und dieser Treue seine Größe zu verdanken hat. Er ist in dieser Treue und im frommen Glauben an die Satzungen der römischen Kirche erzogen; aber er ist auch ein Enkel Ferdinands und Isabella's, der größten Stützen der Kirche. Und nun: er ist der Erbe von Oestreich, von den Niederlanden, von Spanien. Karl ist König von Spanien, und er war es früher als deutscher Kaiser. Das ist für seine Stellung von ungeheurer Wichtigkeit."

„Ja, es ist sehr schlimm, das du recht hast! Denn gerade darin liegt das Unglück Deutschlands. Nie waren die Kurfürsten kurzsichtiger, als damals, wo sie einen mächtigen, reichen Kaiser wollten und den König von Spanien wählten. Der alte Jakob trug auch einen Theil der Schuld. Gott wird sie ihm vergeben haben; denn sie entsprang aus einem edlen dankbaren Herzen. Er sah die Folgen nicht ein, und hing, wie du und ich mit dem ganzen Herzen am Erzhause. Die öftreichischen Fürsten hatten die Fugger gehoben, der Fugger erhob dafür den öftreichischen Fürsten wieder; aber Deutschland ist dabei zu Schaden gekommen."

„Wir thun besser, das dahin gestellt sein zu lassen und die Dinge zu nehmen wie sie eben sind. Genug, Karl war in Spanien der Nachfolger des Kardinal Ximenes, des größten und strengsten Kirchenfürsten der neuern Zeit. Karl konnte nur in Ximenes' Grundsätzen dort



regieren, und er nahm sie um so williger an, als Naturanlage und Erziehung ihn dazu antrieben. Sein eigner Lehrer Adrian Florens wurde Papst. In keinem Lande Europa's steht die Kirche noch so in ihrer alten kräftigen Herrlichkeit, als in Spanien; Königthum und Priesterthum durchdringen und bedingen sich gegenseitig. Die Scholastik der Dominikaner blüht in Spanien jetzt erst recht auf und beherrscht alle gelehrten Köpfe. Die leiseste Annäherung an die umstürzenden Lehren Luthers würde dem Könige die Krone kosten. Aber Karl ist, wie gesagt, seiner Natur nach solchen Ideen feind; sie sind ihm aufs Aeußerste zuwider, und nichts betrübt ihn mehr, als daß seine eignen Schwestern, die verstorbene Königin Isabella und die Königin Maria ihnen zuneigten. Auch bekämpfte er den Papst Klemens durchaus nicht als Oberhaupt der Kirche, im Sinne der Protestanten, sondern als Fürsten des Kirchenstaats, der sich mit seinen Feinden verbunden hatte. War es seine Schuld, wenn die deutschen Kriegsvölker das anders auffaßten? Die gottlose Verhöhnung des Papstes und der Kirche durch das rohe deutsche Volk hat den Kaiser sehr geschmerzt und erbittert. — Und nun wollen wir einmal annehmen, Karl wäre weniger ein strenggläubiger Sohn der Kirche, auch er neige — was jedoch bei ihm unmöglich ist — zu den lutherischen Neuerungen und hätte den Papst ferner bekämpft. Welche furchtbaren Verwickelungen und Verwirrungen würden daraus entstanden sein! Ein unabsehbares Unglück für Deutschland, ja für ganz Europa. Der Fall des Papstthums hätte den Fall des Kaiserthums nach sich gezogen; denn beide sind auf einander gestützt, bedingen sich gegenseitig. Das Eine kann nicht bestehen ohne das Andre. Der Kaiser hätte also gegen sich selbst gewüthet, gegen die Zukunft seines Hauses, gegen die des Reichs. Läßt sich solch ein Wahnsinn von einem besonnenen Manne erwarten, ja nur als möglich denken? Der Kaiser muß



als solcher, er muß als König von Spanien zum Papst halten mit all seiner Macht; er muß der Gegner der Protestanten sein; denn diese seine Macht beruht seit uralten Zeiten bis heute auf der Macht der lateinischen Kirche. Unmöglich kann er der wilden und regellosen Neuerungssucht eines großen Theils des deutschen Volks den Zügel schießen lassen. Das wäre dem Unverstand Thür und Thor geöffnet. Er verkennt nicht, daß sich Mißbräuche in die Kirche eingeschlichen haben, und er dringt ernstlich zur Abschaffung derselben auf ein allgemeines Koncilium. Aber das Kind soll nicht mit dem Bade verschüttet, der Kopf nicht mit dem Kragen abgeschnitten werden. — Und wie seine innern, so weisen auch seine äußern Verhältnisse den Kaiser an den Papst und das treue beharrliche Festhalten an der Kirche. Will er den Woiwoden aus Ungarn vertreiben und seinen Bruder auf den Thron der Magyaren zurückführen, er kann es nur mit Hülfe der Majorität des Reichstags mit den altkirchlichen Ständen. Will er seinen Schwager Christiern auf den dänischen Königsthron wieder einsetzen, er kann es nur mit den katholischen Fürsten. Denn die Partei, welche den König Christiern vertrieben hat, ist den protestantischen Lehren zugethan, und die deutschen Protestanten werden wahrlich nicht die dänischen und schwedischen Anhänger des Lutherthums bekämpfen. Will er die Schmach, welche König Heinrich von England dem Kaiserhause durch die Scheidung von Katharina von Aragonien angethan, vertilgen, er muß den Papst bestimmen den ertheilten Ehedispens für ungiltig zu erklären, wie dieser auch bereits gethan hat. Seinen Schwager, den König Franz von Frankreich, kann er nur zur Ruhe zwingen durch seine Verbindung mit den Stützen der Kirche; denn Franz hat stets Lust, sich mit den Protestanten zu verbinden, obgleich er nichts weniger, als ihr Glaubensgenoß ist. Soll die Schweiz dem Reiche nicht ganz verloren gehen, muß er

das mit den altgläubigen Kantonen — die die alte gleichsam ererbte Feindseligkeit gegen das östreichische Haus vergessen haben — im vorigen Jahre gegen die Neuerer abgeschlossne Bündniß aufrecht erhalten. Kurz, wohin wir auch blicken, der Kaiser wird von seiner eignen Natur und von seinen Verhältnissen genöthigt, an Papst und Kirche festzuhalten und die neuen Ideen sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen."

„Du hast überzeugend gesprochen. Ich begreife, daß Karl dem jungen Zeitgeiste keine Koncession machen kann und wird," sagte Bübenhoven mit trübem Ernste oder vielmehr Traurigkeit. „Es bleibt also nichts übrig, als ein entscheidender Kampf zwischen beiden Principien. Und dieser Kampf kann nicht mit Worten und Schriften, er muß mit dem Schwerte geführt werden. Was Hutten und Sickingen als unvermeidlich begriffen und schon vor sieben Jahren ausführen wollten, es wird doch geschehen müssen."

„Ich glaube es selbst," versetzte Anton Fugger. „Aber du hast an Sickingens und Huttens Untergang, du hast an dem Unterliegen des furchtbar drohenden Volksaufstandes zwei Jahre später gesehen, wohin ein solcher Kampf führen wird, zu einer gänzlichen Niederlage der Protestanten, zum Siege der Kirche gegen ihre Widersacher. Wahrlich, Kaiserthum und Papstthum sind mit einander verbündet noch stark genug, alle ihre Feinde niederzuwerfen und in gänzliche Ohnmacht zurückzustoßen. — Wer also klug ist, wird es mit dem Kaiser und dem Papste halten. Ich gebe auf all diese Bewegungen zu Gunsten der Kirchenreform im Sinne der Wittenberger und Züricher nicht viel. Diese Schwärmereien sind mit einem drohenden Kriegsheer gedämpft. Das Haus Fugger wird katholisch und kaiserlich bleiben und wenn ganz Augsburg von Kaiser und Papst abfiele, und die Fugger werden bei



solcher Treue und Beharrlichkeit gut fahren. — Es ist mir leid, daß die beiden Kleriker in unsrer Familie, mein Onkel Marx und mein Bruder Marx von einem frühzeitigen Tode hinweggerafft worden sind. Es sollte mir für meinen Bruder nicht bange sein, um den Kardinalshut und ein Erzbisthum. Von meinen und Raimunds Söhnen müssen ein paar geistlich werden. Mir selbst hat der Kaiser in diesen Tagen ein paar Wörtlein gesagt, die auf unsre baldige Erhebung hindeuten. Ich werde die Treue der Fugger, wie es dem Kaiser ziemt, zu belohnen wissen, sprach er. — Wohl, mein lieber Bübenhoven! Wir werden festhalten. Ich will dir meine geheimsten Gedanken nicht verhehlen. Der Kampf, von dem wir vorhin sprachen, wird vielleicht bald ausbrechen. Augsburg und die andern Reichsstädte werden wider Kaiser und Papst sein, wie die protestantischen Fürsten. Diese werden verjagt werden, jene die Reichsfreiheit verlieren. Denk' an die Mediceer! Ihre Vorfahren waren Leinweber, wie die unsrigen. Sie waren Wechsler, wie wir. Sie wurden die Fürsten von Florenz; wir werden die Fürsten von Augsburg werden. Nur klug und vorsichtig auf das Ziel losgesteuert! Darum ist mir die Verbindung Raimund Mohrs mit Regina Turzo so sehr wichtig. Noch weiß der Kaiser nicht, wer er ist. Er darf es auch nicht eher erfahren, als nach der Hochzeit, er möchte sonst die Verbindung hintertreiben. Wir entschuldigen uns deshalb mit dem ausdrücklichen Verbot meines Ohms Jakob. Wäre Regina eine Fugger, so sähe die Sache schwieriger aus; das Haus Turzo ist aber so alt und vom besten ungarischen Adel, daß die Vermählung seiner Tochter mit einem Fürsten nichts Auffallendes hat, zumal mit einem solchen Fürsten. Aber wir werden doch dadurch einem Fürsten verwandt, und der Kaiser wird dem Fürsten Raimund sicherlich allen möglichen Vorschub leisten."

„Das ist aber gerade gegen den ausdrücklichen Willen seines Vaters und unsres seligen Ohms. Dieser mir mehrmals kundgegebene Wille lautete dahin, daß Raimund ein ruhiger Bürger und Kaufmann werden und niemals etwas von seiner fürstlichen Abstammung erfahren solle. Du weißt, in welchen engen und freundschaftlichen Beziehungen ich zu Don Alfonzo de Granada stand; ich war sein Retter, als die Rache des Erzherzogs Philipp ihm nach dem Leben strebte, ich war später, als ihm der Kaiser Maximilian auf Fürbitte der Erzherzogin Margaretha den Namen Ritter von Süderland verliehen, oft mit ihm zusammen, und sein Sohn war mehr als einmal der Gegenstand unsrer Unterhaltung. Da sagte er: ich bin durch meine hohe Geburt unaussprechlich unglücklich geworden; der Fluch dieser Geburt hat mich von Land zu Land getrieben; die edeln Frauenherzen, die sich mir zuneigten, sind dadurch in Noth und Tod gestürzt worden. Ich will meinem Sohne ein gleiches unseliges Loos erspart wissen. Im Hause der Fugger wachse er auf, als der Sohn der Niedrigkeit; er lerne arbeiten und seinen Lebensunterhalt durch geregelte Thätigkeit gewinnen. Nie erfahre er, wie nahe er dem Unglück des maurischen Volks steht. Seine Tage sollen fern von der gefährlichen Größe in Ruhe und Zufriedenheit mit seinem niedern Loose verfließen. — Und darauf fußen die Verabredungen, die er mit Jakob Fugger nahm; darauf bezieht sich endlich die Verfügung des Letztern in Bezug auf Raimund Mohr. — Das Alles wollt ihr nun umstoßen, und trotz dieser Verfügungen den jungen Mann mit seiner vornehmen Geburt bekannt machen und ihn in eine Laufbahn einführen, wo er den schwindelnden Weg der Größe zu seinem Verderben gehen wird. Und diese Enthüllungen sollen erst erfolgen, wenn er durch das Sakrament mit unserm Hause unauflöslich verbunden ist. Das ist ein gefährliches Spiel. Ich fürchte, er wird Euch



der Falschheit und Hinterlist anklagen, und Ihr werdet Euch einen bittern Feind und Hasser erzogen haben."

„Nicht doch!" lächelte Anton kalt und im Gefühl überwiegender Klugheit. „Was ist er ohne uns? Ein armer unbedeutender maurischer Prinz. Erst das Geld und der Einfluß der Fugger geben diesem Prinzen die rechte Folie. Wir machen ihn reich; wir verschaffen ihm die Gnade des Kaisers und wo möglich die Besitzungen seines Vaters. Dagegen giebt er uns die Folie seines fürstlichen Namens. Des Kaisers Verbindlichkeiten gegen unser Haus, welche durch Martins Pflege schon vermehrt worden sind, werden durch unsre Verwandtschaft mit Raimund erhöht. Kommt dann der unausbleibliche Zeitpunkt, auf welchen ich hindeutete, so erleichtert uns dies Alles den Weg zu einem hohen und glänzenden Ziele. — Und überdies wissen wir Alle zur Genüge, wie neckisch der Zufall sein Spiel zu treiben pflegt. Unversehens würde er einmal Raimunden das Geheimniß seiner Geburt verrathen; und dann hätte er Ursache uns zu grollen, daß wir es ihm verschwiegen. Es zeigt sich immer mehr, daß er durchaus nicht zum ruhigen Bürger, zum betriebsamen Geschäftsmann paßt. Der Adler verläugnet die ihm angeborne Natur nicht. Vergebens ist's, ihn mit den Hühnern und Gänsen auf dem Haushofe zusammenzustecken. Eines Tags, wenn ihm die Schwingen erstarkt sind, wird er zur Sonne empor steigen, und werden ihm die Flügel gebrochen, wird er vor Sehnsucht nach der Sonne sterben. Diese Sehnsucht drängt und treibt schon in Raimunds Brust. Ich habe ihn zeither wohl beobachtet. Darum müssen wir von dem Willen seines Vaters und unsers Ohms abgehen und für uns selbst aus Raimunds Adlernatur den möglichst größten Vortheil ziehen."

„Möge der Himmel deine hochgehenden Pläne segnen!" sagte Bübenhoven mit gutmüthiger, aber auch wehmüthiger

Ironie; denn er konnte kein Glück darin sehen, wenn die Fugger Herzöge von Oberschwaben würden.

Raimund Fugger trat rasch in das Zimmer. „Der Teufel selbst hat sein Spiel!“ rief er ungewöhnlich aufgeregt. „Ich komme von der Tante Sibylle. Regina schwört Stein und Bein ins Kloster gehen zu wollen; Raimund schießt auf der Straße wie ein Toller an mir vorüber. Nun verräth mir der alte Veit, daß dieselben Zigeuner hier sind, welche bei Raimunds Geburt waren und ihn nach Kremnitz brachten, und daß der junge Mensch alle Abende heimlich zu ihnen läuft und ein Minnespiel mit der jungen Zigeunerin angesponnen hat, die allen jungen und selbst vielen alten Männern den Kopf verrückt. Soll doch diese Verrücktheit dem Kardinal von Lüttich das Leben gekostet haben. — Das ist eine schöne Bescheerung, die uns die kleine Hexe anrichtet.“

Anton war vor Schrecken bleich geworden. „Wir müssen rasch und entschieden handeln,“ sagte er mit seiner gewohnten Ruhe. „Vor allen Dingen müssen wir erforschen, ob Raimund von den Zigeunern das Geheimniß seiner Geburt erfahren hat, und danach unsere Maßregeln nehmen. Jedenfalls müssen wir die kleine schöne Zigeunerin uns unschädlich machen, sei es, auf welche Weise es wolle. Zigeunerwitz soll wahrlich nicht durch die Pläne der Fugger fahren. Bis morgen muß Alles wieder in Ordnung sein. Regina wird sich leicht versöhnen lassen.“

Bübenhoven lächelte ungläubig und betrachtete einen Augenblick den zu den äußersten Gewaltmaßregeln so schnell entschlossnen Anton verwundert und mit leichtem stillen Kopfschütteln.



9.

Der Plan der Königin Maria.

Bei der alten Karracha fand Anton Fugger mit einer schweren Geldbörse leicht Eingang und Gehör und viel weniger Widerstand, als er erwartet hatte. Sie und Zaroya versprachen dem reichen Manne, den Minnehandel zwischen Raimund Mohr und Karlotten nicht mehr zu dulden und mit einer guten Entschädigung Fuggers Augsburg in einigen Tagen zu verlassen. Bis dahin sollte das Mädchen in ihrem Versteck im Katharinenkloster bleiben. Damit schien dem sehr verständigen Anton die Sache abgemacht. Mit Raimund Mohr und Katharina Turzo hoffte er noch viel leichter fertig zu werden oder eigentlich schon fertig zu sein. Aber bei Reginen stieß er zuerst auf hartnäckigen Widerstand. Sie erklärte ihm auf das Entschiedenste, daß sie weder Raimunds, noch eines andern Mannes Weib werden wolle, sondern eine Nonne, und all sein Bitten und Drohen, seine Versprechungen und Ueberredungskünste richteten nichts bei ihr aus. Sie zu zwingen hatte er weder Recht noch Gewalt; denn die alte Sibylle, über den Vorfall noch kränker geworden, trat auf des Mädchens Seite und schnitt dadurch mit einem Male alle weitern Operationen ab. Es blieb den beiden Brüdern nichts weiter übrig als einen Eilboten nach Kremnitz zu schicken, um Regina's Aeltern für sich zu gewinnen.

Mit Raimund Mohr war auch nicht viel anzufangen. Er befand sich in einer so exaltirten Stimmung, daß er bald trostlos weinte, bald sich und sein Schicksal verfluchte, bald hoch und theuer schwur, er müsse und werde mit dem Kaiser in den ungarischen Krieg ziehen; denn es sei seine heiligste Pflicht für sein Vaterland zu kämpfen und zu

fallen; sich mit Reginen zu vermählen halte er aber für Sünde; denn er liebe sie nur als Schwester. Aus diesen verworrenen Aeußerungen ging indessen ein Trost für die Fugger hervor, der Jüngling hatte von den Zigeunern, wie diese bereits heilig und theuer versichert, das Geheimniß seiner Abstammung nicht erfahren. So hofften sie denn von der Zeit, von den Nachrichten aus Kremnitz und von der persönlichen Einwirkung des Kaisers auf diese plötzlich getrübten Verhältnisse, die sie zu beanspruchen gedachten, noch immer das Gelingen ihres Planes.

Raimund Mohr erfuhr inzwischen vom Stallmeister Toni Karlottas Aufenthalt, und obgleich Anton die Verfügung getroffen hatte, daß das Zigeunermädchen kaum anders als Gefangne im Katharinenkloster gehalten wurde, so gelang es ihm doch durch die Hülfe der Schwester Barbara, die sich ihm stets gewogen gezeigt, Karlotten wissen zu lassen, daß nach dem Tode des Erzbischofs von Lüttich keinerlei Gefahr mehr für sie vorhanden sei. Karlotta langweilte sich über die Maßen in dem finstern einsamen Kloster unter den tristen Nonnen und sehnte sich in gleichem Grade nach ihrem Geliebten, nach dem sonnigen Sommer, nach dem bunten fröhlichen Menschengewühl auf den Straßen, wie nach ihren Stammgenossen und Spiel und Tanz. Nachdem sie so gute Botschaft von Raimunden erhalten, wollte sie fort zu ihm und zu ihren Leuten. Die von Anton Fugger gewonnene Priorin versuchte sie zurückzuhalten, das Mädchen schrie, rang die Hände verzweiflungsvoll und härmte sich ab, so daß die Schwestern Felicitas und Johanna Mitleid mit ihr hatten, und mit Hieronymus Fugger bei seinem nächsten Besuch über die gewaltsame und widerrechtliche Gefangenschaft der Zigeunerin sprachen. Dieser besprach sich mit Bübenhoven. Beide waren über Antons despotische Handlungsweise, die sie durchschauten, empört, und wie Hieronymus immer



der stille Antagonist seiner Vettern, namentlich des kalten klugen Spekulanten Anton gewesen war, so war ihm vorzüglich dessen Spekulation mit Raimund Mohr zuwider, und er freute sich sehr über das Mißlingen derselben. Bübenhoven hatte aber noch ein besonderes Interesse an dem lieblichen Zigeunermädchen: sie war seine Enkeltochter, und sein sanftes Dichterherz fühlte sich warm und innig zu ihr hingezogen. Beide Männer thaten die nöthigen Schritte, und Karlotta wurde noch denselben Tag in Freiheit gesetzt, da gar kein Grund vorhanden war, sie im Kloster zurückzuhalten. Kaum aber zeigte sich das Mädchen auf der Straße, als sie auch sogleich vom Volke umringt und mit Jubel begrüßt wurde. Die Menschenmenge häufte sich, jauchzte, jubelte und führte sie in Procession, wie eine Fürstin zu den Zigeunern, die eben auf den Weinmarkt vor Anton Fuggers Hause spielten und tanzten. Hier mußte Karlotta tanzen. Der Beifall stieg und wurde zum Sturm; es regnete Blumen auf sie und Geld auf den Teller der Einsammlerin. Hatte man das holde Mädchen erst schon überaus gern gesehen, so wurde sie nun rasch der Liebling des Volks, und Alles schwärmte für sie.

Der Grund davon lag nicht allein in ihrer Schönheit und in ihrem Tanze. Die große Masse war mit fanatischem Eifer der Kirchenreformation zugethan, und die Bevölkerung Augsburgs vorzüglich der Zwinglischen Lehre. Wenn sich Melanchthon oder ein andrer Reformator auf der Straße zeigte, wurde er vom Volke mit ehrerbietigem Jubel begrüßt und begleitet, kam ein Bischof oder gelehrter Mönch des Wegs, wurde er mit Zischen und Hohnreden empfangen. Die protestantischen Fürsten überhäufte das Volk mit lauten und stürmischen Beweisen der Ehrfurcht, Liebe und Bewunderung, am meisten den jungen körper- und geisteskräftigen Landgrafen von Hessen; gegen die katholischen äußerte es nicht selten sein Mißfallen; den

Kaiser und den König Ferdinand ließ es stumm vorüberziehen; der Königin Maria huldigte es dagegen auf alle nur erdenkliche Weise. Dem stolzen und brutalen Erzbischof von Lüttich hatte die Menge ihren Haß nicht verhehlt. Nun hatte sich gleich nach dem plötzlichen Tode dieses widerwärtigen geistlichen Herrn das mannichfach variirte Gerücht verbreitet: er habe das schöne Zigeunermädchen rauben lassen, um sie zu seiner Kebse zu machen, sie habe ihm aber durch ihre Zauberkünste den Tod dafür eingeschenkt. Andre erzählten: die Knechte des Erzbischofs hätten gesehen, wie sich die Zigeunerin plötzlich in eine Teuflin verwandelt und ihren Herrn mit der Berührung ihrer glühenden Hand getödtet. Dem großen Haufen war das anfangs ziemlich gleich; ihm genügte, daß Karlotta dem Erzbischof nach Verdienst gelohnt. Daher das allgemeine und große Interesse an ihr. Dieses wurde dadurch noch erhöht, daß man erfuhr, sie liebe den schönen Ungar und werde von ihm geliebt, und dadurch sei dessen Verbindung mit der Base der Fugger rückgängig geworden. Waren doch die beiden Brüder Fugger nichts weniger als beliebt in Augsburg. Ihr hochmüthiges Zuhalten zu Kaiser und Papst hatte sie um die Volksgunst gebracht, wenn nicht gar sie verhaßt gemacht, und man gönnte ihnen den Streich, den die Zigeunerin ihnen gespielt.

Diese Dinge wurden in der dichtgedrängten Menge von Mund zu Mund besprochen, während Karlotta mit bezaubernder Anmuth, wie noch nie, ihre Tänze auf dem Weinmarkt ausführte.

Der Kaiser befand sich eben bei seiner Schwester und sie unterhielten ein merkwürdiges Zwiegespräch. Maria, von der herannahenden Hochzeit ihres schönen Günstlings und des sanften Ungarmädchen zu einem Entschluß gedrängt (von den Vorfällen zwischen Raimund Mohr und Regina Turzo hatte sie keine Kunde erhalten), hatte die



heitre Laune, welche ihr kaiserlicher Bruder diesmal zu ihr gebracht, benutzt, um geschickt auf ihr Ziel loszusteuern. Sie mußte die Hochzeit hintertreiben; dazu mußte sie mit der Farbe herausgehen. Sie that es mit großer Schlauheit.

„Ich habe gestern einen besondern Genuß gehabt,“ begann sie vorsichtig. „Ferdinand hat Annen und mir spanische und maurische Geschichten erzählt. Dann ist er jedesmal liebenswürdig. Er lebt und webt darin; es sind die Eindrücke seiner Jugend, und er ist doch ganz und gar ein Spanier und wird es bleiben; niemals wird er ein Ungar, ein Böhme! oder gar ein Deutscher werden.“

„Geht es mir anders?“ lächelte der Kaiser. „Und ich bin doch mit dir in den Niederlanden aufgewachsen, und unsre liebe Erzieherin, Tante Gretchen, ist doch eine ächte Deutsche. Aber Spanien ist ein wunderbares Land, wie es kein zweites gibt; es thut's Jedem an, den seine Sonne bescheint, und Keiner, der dort lebt, wird sich den mächtigen Einflüssen, die auf ihn eindringen, entziehen können, am wenigsten der König des Landes, oder der Königssohn. Wer nun vollends dort geboren wurde und aufwuchs, wie Ferdinand! Der Zauber Spaniens muß ihn beherrschen sein Lebelang. Nicht vergebens hat ein in allen seinen Verhältnissen so eigenthümliches Volk, wie die Mauren, dort achthundert Jahre gelebt und seine Blüthen entfaltet. Trotz des Christenthums ist Spanien maurisch in Sitte und Lebensgewohnheit, und man wird bei jedem Schritte an jenes außerordentliche Volk erinnert. Nirgend aber wirkt dieser Zauber mächtiger als in Granada und seiner herrlichen Königsburg der Alhambra. Ganz Deutschland vermag nichts auch nur entfernt Aehnliches zu bieten.“

„Dasselbe sagte auch Ferdinand. Und ich war niemals in diesem Wunderlande, wohin mich schon so oft die stärkste Sehnsucht meiner Brust zog und jetzt — ich gestehe

es — mächtiger und unwiderstehlicher als je. Ja, sie zieht mich nicht nur nach dem Lande, sie zieht mich noch mehr nach der unglücklichen Königin, die uns geboren hat, und die ich nur mit den Augen eines einjährigen Kindes gesehen. Es hat mich oft mit bittrer Wehmuth erfüllt, daß ich stets fern von der armen Geisteskranken war, daß sie mich nicht kennt und ich sie nicht, die doch der Liebe und Pflege ihrer Töchter so sehr bedarf."

„Du sollst sie sehen und pflegen; du sollst die stolzen spanischen Städte sehen und die herrlichen maurischen Städte Kordova und Granada, du sollst mit mir in der Alhambra wohnen, und kommst mit deinem Wunsche nur dem meinigen zuvor," sprach Karl mit ungewöhnlicher Wärme. „Du gehst mit mir nach Spanien; wir trennen uns nicht wieder, meine liebe Maria."

So zärtlich hatte er noch nicht zu ihr gesprochen; die überraschte Königin erröthete unwillkürlich vor dem Ausdruck seines Auges.

„Aber deine ketzerischen Gelüste mußt du in dem trüben kalten Deutschland zurücklassen," setzte er fein lächelnd hinzu. „Sie taugen nicht für das helle warme Spanien. Dort würden Luther und Zwingli, Melanchthon und Oekolampadius und alle die hochweisen Herrn, die mit ihnen laufen, von der heiligen Hermandad eingefangen und vom Inquisitionsgericht in einem prächtigen Auto-da-fé verbrannt werden."

Ein leichter Schauder lief durch die Glieder der Königin und überhauchte ihr edel schönes Gesicht mit einer augenblicklichen Blässe. Doch ihre Gedanken kehrten schnell zu dem frühern lockenden Bilde in ihrer Seele zurück, und sie flüsterte: „Ja, auf der Alhambra möchte ich wohnen! Welch ein Genuß, von der Generalife aus die blühende Veja zu überschauen und in den Lusthainen der Sultaninnen zu wandeln. Diese maurischen Königinnen waren doch



glücklicher als wir. Ferdinand hat mir ein reizendes Bild von ihrem Leben entworfen; es floß ihnen wie ein bunter schöner Traum dahin."

„Dafür ist ihnen der Himmel verschlossen, dessen nur gläubige Christen theilhaftig werden," entgegnete der Kaiser ernster.

„Ich wollte, ich wäre ein Mann!" seufzte Maria. „Ich ließe mich von dir zum Vicekönig von Granada machen."

„Wunderlicher Einfall!" lachte der Kaiser.

„Man hat mir gesagt, es leben noch Nachkommen des granadischen Sultansgeschlechtes, und sie hätten sich zum Christenthum bekehrt."

„Ein solcher Königsenkel, wenn auch nicht aus dem Stamme der Könige von Granada, wurde voriges Jahr in Valencia entdeckt. Er war lange als der geheime König der Mauren verehrt worden, und seine Absicht war, sich sogleich nach meiner Abreise nach Italien zu empören."

„Und was war sein Schicksal?"

„Er wurde mit seinem ganzen Stamme und Anhange niedergehauen. Nur die äußerste Strenge frommt diesem unruhigen Volke. Ich werde keinen Bekenner des Koran in Spanien dulden. Im Königreich Valencia lebten noch gegen dreißigtausend maurische Familien, während nicht viel über zwanzigtausend christliche vorhanden waren. Nach dem Siege von Pavia fühlte ich mich aus Dankbarkeit gegen Gott verpflichtet, die Feinde Gottes unter meiner Krone zu Christi Heil zu bekehren. Die Mauren widersetzten sich mit bewaffneter Hand. Es kam zum Krieg zwischen mir und ihnen. Sie warfen sich in die Sierra Espada, aber die deutschen Landsknechte, die mir nach Spanien gefolgt waren, suchten sie dort auf und bekehrten sie schnell zum Christenthum. Die Moscheen wurden in Kirchen verwandelt, und die heilige Inquisition nahm

die Neugetauften in ihre strenge Obhut. Man muß sie zu ihrem ewigen Heile zwingen; sie sind wie störrische Kinder."

Die junge gefühlvolle Königin war wieder erblaßt. Es graußte ihr vor dem Glaubenseifer ihres Bruders. „Ich sprach nur von den Nachkommen der Könige von Granada," fuhr sie nach einigen Augenblicken ängstlichen Schweigens fort. „Noch soll Don Alfonzo de Granada leben, ein fürstlicher Sproß jenes Hauses."

„Was weißt du von ihm? Wo lebt er? Wer sagte dir von ihm? Wer nannte dir diesen Namen?" fragte der Kaiser emporfahrend mit ungewöhnlicher Hast und Erregtheit.

„Ich weiß nicht, wer mir von ihm sagte, ich weiß nicht, wo er lebt," versetzte Maria fast erschrocken. „Ich glaube, Ferdinand hat mir von ihm erzählt." — Zögernd und lauernd fügte sie hinzu: „Wenn er nun noch lebte oder ein Sohn von ihm, und er oder dieser Sohn wäre ein guter Christ und dir treu ergeben: würdest du den Einen oder den Andern zum Vicekönig von Granada erheben?"

„Seltsame Frage! Ich glaube selbst, ich wäre nicht abgeneigt dazu, obgleich ich keinem Abkömmling der Mauren traue, und wenn er noch ein beßrer Christ scheint. Die Gründe, weshalb ich dennoch vielleicht einen solchen Versuch wagte, erlaß mir. Sie beziehen sich auf unsern Vater. Merkwürdiger Weise habe ich mich in diesen Tagen und in diesem Hause mit jenem Alfonzo de Granada beschäftigt, um Näheres über ihn zu erkunden. — Sollte deine Frage —" er sprach den Satz nicht aus und schwieg in Nachdenken versinkend.

„Und wenn ein solcher Vicekönig von Granada um meine Hand würbe," fuhr Maria mit leise bebender Stimme fort, „würdest du sie ihm gewähren?"

Ueberrascht blickte sie der Kaiser an, als wollte er in

ihrer Seele forschen. „Maria!" rief er endlich und der Ton seiner Stimme klang fast schmerzlich. „Was ist das? Was bedeuten diese seltsamen Fragen? — Maria, ich gönne dich keinem Manne."

Damit war denn das Geheimniß seines Herzens, vielleicht ihm selbst ein solches bis zu diesem Augenblick, klar ausgesprochen. Mit Thränen in den Augen küßte ihn die Königin auf die Wange; er aber heftete seine Lippen einen Augenblick auf ihren süßgeschwellten Mund. Es war nicht der Kuß eines Bruders, den er ihr gab.

In diesem Augenblicke erschallte tausendstimmiger Jubelruf vom Markte herauf. Der Kaiser zuckte auf; er glaubte, ihm gelte dies stürmische Jauchzen. Verwundert trat er mit der Königin ans Fenster. Schon seit Wochen war er der jubelnden Begrüßung des Volks in Augsburg nicht mehr gewohnt. Mit Ueberraschung erblickte er die zarte Silphengestalt der Tänzerin im Kreise, den das jubelnde Volk um sie geschlossen, und ward seines Irrthums inne. Ein paar Augenblicke lang stieg eine dunkle Röthe in sein feines blasses Gesicht, und mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er die anmuthigen Bewegungen der tanzenden Zigeunerin. Die lebhafte Königin wurde durch das Schauspiel sehr ergötzt; sie liebte das Volk, weil sie von ihm geliebt wurde, und sie sah eine solche Massenanhäufung stets gern. Aber plötzlich stieß sie einen kurzen und gedämpften Schrei aus und erblaßte.

Ein junger vornehm gekleideter Mann hatte sich aus dem Hause stürzend, mit kräftigen Armen einen Weg durch die Menge gebahnt, war in den Kreis geeilt und hatte die Tänzerin umarmt und geküßt. Beifallsjauchzen des Volks war dieser improvisirten Scene gefolgt. Die Königin hatte Raimund Mohren erkannt. Ebenso der Kaiser. Er warf einen scharfen forschenden Blick auf die bestürzte Schwester, und sie senkte verlegen das Auge vor diesem

Blick. Der Blässe folgte eben so schnell Purpurglut in ihrem Gesicht. Karl kniff die Lippen fest zusammen, stets ein Zeichen seiner innern Erregtheit. „Ist dieser hübsche Bursche vielleicht ein Sohn des Don Alfonzo de Granada?“ fragte er nach einigen Minuten peinlichen Schweigens.

„Ich glaube, Ew. Majestät besitzt etwas Sehergabe,“ versetzte Maria trotzig. -

„Er sieht schon aus, wie ein maurischer Prinz und hat Wohlgefallen an schönen Landsmänninnen, wie wir eben gesehen haben,“ lachte der Kaiser bitter. Die Königin schwieg schmollend; der Kaiser empfahl sich mit kurzem Abschiedsgruße und verfügte sich in seine geheime Kanzlei, wohin er Anton Fuggern bescheiden ließ.

Dieser hatte aus einem andern Fenster des Hauses die ärgerliche Scene zwischen Raimund Mohr und der Zigeunerin mit angesehen und erwartete die Rückkehr des Jünglings, um ihn tüchtig ins Gebet zu nehmen, als ihn der Page des Kaisers in die Kanzlei rief.

Die Königin Maria war so unmuthig, daß sie in Thränen ausbrach. Ihr kleiner Kopf kreiste mit allerlei Racheplänen, aber sie waren weit mehr gegen die schöne Zigeunerin, als gegen ihren Liebling gerichtet, obgleich auch er bestraft werden sollte. Eh noch der Tag sich neigte, hatte sie von einer ihrer Kammerfrauen Raimunds Minnehandel mit Karlotten und das daraus hervorgegangene Zerwürfniß mit seiner Braut erfahren. Mißmuthig befahl die Königin ihren Zelter und ritt nur von einem Kämmerling begleitet, ins Freie. Spät kam sie mit einem Entschluß zurück: die Zigeunerin sollte entfernt und der Kaiser genöthigt werden, Raimunden zum Vicekönig von Granada zu erheben.



10.

Zwiefacher Verrath und Scheinflucht.

Martin widerstand weniger seiner eignen Natur, als seiner Mutter, wenn er die nächtlichen Besuche Raimunds bei der Königin Maria zu seinem Vortheil zu benutzen suchte. Da hielt er vorsichtig in dem verlassnen Zimmer Wache, zündete eine Diebslaterne an und öffnete mit einem Nachschlüssel, den er sich verschafft, den Schrein, in welchem die Scripturen verschlossen waren, durchlas sie und zog sich Notizen heraus. Da er nun wahrnahm, daß auch die Königin Maria keine Anstalt machte, ihn dem Ziele seiner Wünsche näher zu führen, ja, als er sich auch von ihr mit nicht zu verbergender Kälte behandelt sah, und endlich, als er erfuhr, daß Regina fest entschlossen sei, den Nonnenschleier zu nehmen, daß also nirgends von ihm die Rede war, da gewann seine Mutter ihren ganzen Einfluß wieder über ihn, oder vielmehr das eigne böse Princip in ihm, daß ihm nur aus ihr bewältigend entgegen trat, erhielt tückisch und rachelechzend unbeschränkte Herrschaft über seine Seele. Während er auf der einen Seite noch an dem Plane festhielt, durch die Königin zu reussiren, theilte er auf der andern seiner Mutter die im Schoße der Nacht gesammelten Notizen, so weit er es für gut fand, mit. Darunter befand sich auch ein Verzeichniß der ungarischen Magnaten, welche es insgeheim mit dem König Ferdinand und dem Kaiser hielten, nebst Auszügen aus ihren Briefen an beide und aus verschiedenen Plänen, wie Ferdinand wieder zum Besitz von ganz Ungarn gelangen könnte. Diese Dinge waren Eleonoren natürlich von großer Wichtigkeit, sie schrieb einen Brief an den Woiwoden oder jetzigen König Johann und verrieth darin Namen und

Pläne. Ein aus Ungarn gebürtiger Zigeuner bei der Bande ward von ihr gewonnen, den Brief zu bestellen. Aber, wie schlau und heimlich sie auch Alles angelegt, sie ward doch überlistet.

Der alte Antonio Cebes hatte sich geschickt vor ihr zu verbergen gewußt, aber er hatte sie jede Stunde bei Tage und bei Nacht beobachten lassen, und die Zigeuner, von denen sie umgeben war, standen in seinem Solde und hielten zu ihm, ihrem Stammgenossen, mit Nationalsympathie und Treue, während sie nichts an die fremde Abenteuerin fesselte. Der Bote, welchen Eleonore an den Woiwoden geschickt, wanderte zwar nach Ungarn, aber er hatte ihren Brief erst an den alten Cebes abgeliefert. Von diesem gelangte das Geschrift noch an demselben Tage in die Hände des Königs Ferdinand und des Kaisers. Der Letztere gerieth darüber in großen Zorn, indem er durch dieses Dokument die Ueberzeugung erhielt, daß all seine Vorsicht vergebens gewesen war und selbst im Fuggerschen Hause der Verrath ihn umgeben habe. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, begab er sich selbst in gewohnter Weise dorthin, um Anton Fuggern die unangenehme Erfahrung mitzutheilen und mit demselben die geheimen Maßregeln gegen Raimund — denn diesen hielt er natürlich für den Verräther — zu berathen. Zu dieser Vorsicht wurde er dadurch bestimmt, daß er von Anton Fugger über Raimund Mohrs Abstammung das Ausführliche erfahren hatte. Er fühlte sich nach dem letzten Befehl seines Vaters dem jungen Menschen selbst dann noch verpflichtet, wenn dieser wirklich den Verrath begangen; er vermuthete, daß derselbe nicht allein stehen, sondern einer Verschwörung angehören möchte, die er, der Kaiser, gern ganz entdeckt hätte, und auf keinen Fall wollte er in dieser Sache etwas ohne den treuen, umsichtigen und ruhigen Anton unternehmen. Aber er fand ihn nicht zu



Hause und begab sich, um ihn abzuwarten, zu seiner Schwester. Noch hatte er nicht wieder mit Marien gesprochen; er wußte also nicht, auf welchem Wege sie hinter das Geheimniß von Raimund Mohrs Geburt gekommen war, da dieser selbst es durchaus nicht kannte. Obgleich er nun seit der letzten Unterredung mit der Königin ihr grollte, so trieben doch seine tiefgewurzelte Neigung zu ihr und die Furcht, sie in irgend einer Weise blosgestellt zu sehen, ihn jetzt dazu, ihr hinsichtlich des erfahrenen Verraths Mittheilungen zu machen und seine Beschuldigung Raimunds unverhohlen auszusprechen. Vielleicht hatte er dabei auch die geheime Absicht, die Neigung der Königin für den schönen Abkömmling der Könige von Granada, die sie ihm verrathen, zu ersticken. Aber seine Erzählung des Vorfalls brachte eine ganz andre Wirkung in Marien hervor. Sobald sie erfahren hatte, daß der aufgefangne Brief von der gefährlichen Eleonore geschrieben sei und diese sich heimlich in Augsburg aufhalte, entdeckte ihr Scharfsinn im Nu den Verräther und den Hergang des Verraths. Sie verbarg ihre Bestürzung. Es galt, rasch zu handeln, um einer Entdeckung ihres wahren Verhältnisses zu Martin und Raimund zuvorzukommen. Sie ersuchte den Kaiser mit erkünstelter Ruhe den jungen Mann nicht eher zu beschuldigen, als bis die Sache genau untersucht sei. Während sie sprach und sich gleichgültig für die Sache anstellte, übersah sie den sehr beunruhigenden Kollisionsfall, in welchen sie durch diese Entdeckung verwickelt worden war. Ihr eignes Interesse gebot ihr, Martinen von der ihm und seiner Mutter drohenden Gefahr so schnell als möglich zu unterrichten und beide durch thätige Hülfe der Gewalt und der Strafe zu entziehen, um von Martin, an dem, wie sie sich gestehen mußte, sie nichts Bessres verdient, nicht blosgestellt und in den bösen Handel selbst verwickelt zu werden. Der Kaiser mußte näm-

lich in diesem Falle ihre leidenschaftliche Liebe zu Raimund, ihre Zusammenkünfte mit ihm, ihre Pläne mit ihm und die Art, wie sie sich Martins dazu bedient, erfahren, und das Scheitern dieser Pläne und seine Ungnade waren dann unvermeidlich. Entzog sie sich aber diesen Entdeckungen dadurch, daß sie Martin und seine Mutter fortschaffte, so war damit auch das Mittel unmöglich geworden, Raimunds Unschuld an den Tag zu bringen, und sie sah ihre Pläne dadurch ebenfalls bedroht. Es kam noch hinzu, daß sie bereits Schritte gegen das Zigeunermädchen gethan hatte. Schon hatte sie gegen den ihr ergebenen Stadthauptmann Sebastian Schärtlin den Wunsch ausgesprochen, daß auf die gefährliche Hexe gefahndet werden möchte. Aus ganz anderm Grunde hatte Anton Fugger dasselbe Verlangen gestellt. Ihre Leidenschaft für Raimund hatte eine Höhe erreicht, wo sie auf nichts Rücksicht nahm, um den Jüngling für sich zu gewinnen und den Königsthron von Granada mit ihm zu theilen.

Als nun Anton Fugger nach Hause zurückgekehrt und der Kaiser mit ihm in das Kabinet gegangen war, wählte Maria mit Entschlossenheit unter den beiden Uebeln dasjenige, welches ihr als das geringere erschien und wodurch sie selbst sich vor der Entdeckung zu schützen vermeinte. Sie hoffte, da sie Raimund für den Augenblick preisgeben mußte, ihn später, sobald nur Martin und Eleonore glücklich entkommen seien, doch zu retten, seine Unschuld darzuthun und Martins Schuld zu beweisen. Sie ließ also Martin heimlich in ihr Kloset rufen.

„Unglückseliger!" redete sie ihn an, „welch ein Dämon hat Euch getrieben, alle meine Bemühungen, Euer Glück zu begründen, so hochverrätherisch zu vernichten! Ihr sucht von des Kaisers Gnade ein glänzendes Lebensloos zu erlangen und verrathet verbrecherisch den Kaiser an Euere böse Mutter, seine Feindin! Ihr beansprucht

von uns Geschwisterliebe und betrügt uns Alle auf die gemeinste und spitzbübischste Weise. Wißt denn, Euere Ränke sind entdeckt, Euer Verbrechen ist an den Tag gekommen. Der Kaiser weiß bereits, daß Ihr Nachts seine Papiere im Hause durchforscht, der Brief, welchen Euere Mutter an den Woiwoden geschrieben, und worin die Magnaten genannt sind, die ihrem rechtmäßigen König ergeben sind und mit dem Kaiser in Verbindung stehen, er ist in seiner Hand, ein furchtbarer Beweis Eueres Verbrechens. Dankt es dem Interesse, welches ich an Euch nehme, daß ich Euch rette und dem ungemessnen Zorne des Kaisers entziehe. Hier habt Ihr meine Börse. Entfernt Euch schleunigst mit Euerer Mutter aus der Stadt. Ehe eine Stunde vergangen sein wird, werden Verhaftbefehle gegen sie und Euch gegeben sein. Der Kaiser weiß bereits, daß sie sich bei den Zigeunern aufhält. Ihr begreift, daß ihr beide verloren seid, wenn ihr in die Hände der strafenden Gerechtigkeit fallt. Thut mir geheime Meldung, wenn Ihr in Sicherheit seid; ich werde Euch ferner noch zu nützen suchen."

Martin hatte mit sprachlosem Schrecken die Hiobspost vernommen. Er begriff, daß Alles für ihn verloren sei, wenn er nicht schleunigst den Rath der Königin befolge. Nur wie ein Blitz zuckte der Gedanke durch seinen Kopf, seine Schuld auf Raimund zu schieben und sich hinter die Schuld der Königin, als ihr Vertrauter, den sie nicht fallen lassen dürfe, zu verstecken; aber er sah eben so schnell ein, daß ihm das nichts helfen werde, da der Brief seiner Mutter gegen ihn zeugte und er sich durch neue Treulosigkeit auch den Haß der Königin zuziehen würde. Ueberdieß hatte er erst heute in einer Unterredung mit Reginen den letzten Schimmer von Hoffnung auf ihren Besitz verloren. Den Rath der Königin zu befolgen, war wirklich das Einzige, was ihm übrig blieb. Er empfahl sich also

kurz, um die schleunigsten Vorkehrungen zu seiner Flucht zu treffen. Er war damit bald fertig; denn furchtsam und feige, wie er war, wagte er weder, sich irgend noch im Hause aufzuhalten, oder etwas von seinem Gepäck mitzunehmen. Er steckte also nur Geld und Papiere in seine Taschen. Als er eben aus dem Hause hinausschreiten wollte, begegnete ihm Raimund. Mit einem hämischen Lächeln zog er ihn bei Seite. „Der Augenblick ist gekommen," flüsterte er ihm zu, „wo ich dir das Geheimniß deiner Geburt entdecken kann. Wisse denn, du bist der einzige Sohn des maurischen Fürsten Alnayar, der als Christ den Namen Don Alfonzo de Granada führte. Dein Vater lebt in Algier bei dem Dei Chair-Eddin Barbarossa. Deine Mutter war eine französische Prinzessin, Luise von Maine, aus dem Hause Anjou, das Neapel und Ungarn Könige gegeben. Sie war die Jugendfreundin der Erzherzogin Margaretha von Oestreich und die erste Geliebte ihres Bruders, des Erzherzogs Philipp, m e i n e s Vaters und des Kaisers Vaters. Denn ich bin ein Sohn Philipps, so gut wie der Kaiser und der König von Böhmen. Du aber bist der rechtmäßige Erbe der Königskrone von Granada, welche die spanischen Könige deinem Hause gestohlen. Hätte die schlaue Politik des Kaisers Maximilian nicht deine Mutter und meinen Vater gewaltsam getrennt, so wäre sie sein Weib geworden und nicht jene spanische Juana, an die er ohne Liebe geschmiedet wurde, und du wärst Philipps ältester Sohn, du wärst jetzt deutscher Kaiser. Noch mehr und von der andern Seite: Die spanische Juana liebte deinen Vater, den Don Alfonzo de Granada, und hätte die treulose Politik ihrer Aeltern, des ränkevollen Königs Ferdinand und der schlauen Königin Isabella, sie nicht von einander gerissen zu Aller Unglück, so wärst du Juanas ältester Sohn und jetzt König von Spanien. So bist du von die-



sen Kaisern und Königen um die Kronen betrogen, ja, selbst die, welche dir nach göttlichen und menschlichen Rechten zukömmt, die Krone von Granada, sie ist im Besitz dieses glücklichen Karl, der dich zu seinem Schreiber braucht. Und die wackern Fugger haben treulich geholfen, dich zu belügen und zu betrügen und hätten dich gern zu einem Gliede ihres Hauses gemacht, um sich durch dich selbst zu heben. — Nun weißt du genug."

Raimund starrte den Sprecher wie ein Wahnsinniger an. „Alfonzo de Granada!" tönte es unwillkürlich von seinen bebenden bleichen Lippen. „Schrieb ich doch dieser Tage einen Brief des Kaisers an diesen Mann, worin er ihn einladet, nach Spanien zurückzukehren, wo er ihn in seine Güter und Würden wieder einzusetzen verspricht."

„Die geraubte Krone wird er ihm nicht zurückgeben," lachte Martin und wollte gehen.

Raimund hielt ihn krampfhaft am Arme zurück: „Weshalb wolltest du mich aus Kremnitz entführen und wohin? das eine sage mir noch."

„Ich war ein Bote der Gemahlin des Dei von Algier, die eine Verwandte deines Vaters ist. Chair-Eddin und Suleima, seine Gattin, wollten dich nach Granada führen mit Heeresmacht und dich auf den Thron deiner Väter setzen. Der Ring, den ich dir zeigte, war von Suleima; ich gab aber vor, er sei von deiner Mutter. Deine Mutter starb in Ungarn gleich nach deiner Geburt. — Ich war jahrelang in deines Vaters Gesellschaft. — Nun laß mich; ich habe ein dringendes Geschäft." Er schlüpfte aus der Thür und eilte in die Zigeunerherberge, wo er seine Mutter fand und ihr in ihrer Kammer athemlos mittheilte, was sich ereignet hatte. Eleonore begriff die Gefahr, in welcher sie schwebte, aber sie verlor die Ruhe der Besonnenheit nicht. Es war ihr nichts Ungewohntes sich in gefährlichen Lagen zu befinden. Ihre Pläne forderten ihren längern Aufenthalt

in Augsburg; denn noch war im Reichstag nichts entschieden, wie schroff auch die Parteien sich gegenüberstanden. Jeden Tag durfte man den Bruch erwarten, und schon hatte sich der Landgraf zum großen Verdruß des Kaisers heimlich entfernt. Eleonore konnte nicht eher gehen, bevor nicht die Entscheidung erfolgt war; der ganze Zweck ihrer Reise wäre vereitelt gewesen. Aber bei den Zigeunern war sie nicht eine Stunde mehr sicher; auch kam der Verrath offenbar von ihnen. Sie hatte schnell ihren Plan gemacht und schritt ohne Zaudern an seine Ausführung. Ohne Aufsehen verließ sie mit ihrem Sohne die Herberge; außer Karracha war kein Mitglied der Bande zugegen. Ebenso unbemerkt erreichten sie das Katharinenkloster, und nach einer Stunde hätte sie Niemand in den züchtigen Nonnenkleidern wiedererkannt, mit welchen sie die Schwester Barbara versehen hatte. Selbst unter dem dichten Schleier waren die verrätherischen Flecken in ihren Gesichtern geschickt zugeschminkt. Martin nahm sich als Nonne nicht übel aus. Die entlegenste Zelle nahm sie auf; sie waren geborgen. — Die Pförtnerin war durch ein reiches Geldgeschenk von Eleonoren gewonnen, ihr zu jeder Zeit in der Nacht Ein- und Ausgang zu gewähren. Die Klausur war ohnedies nicht streng und der Trubel des Reichstags gestattete noch Ausnahmen. Die Priorin war auch keine strenge Oberin und hatte den Freuden der Welt nur zum Schein entsagt. Die reformatorischen Ideen waren ihr nicht unbekannt geblieben, und die beiden fremden Nonnen, die als Flüchtlinge aus einem aufgehobenen Kloster in Sachsen galten, durften ihres Schutzes gewiß sein.

11.

Der geheimnißvolle Nachtwandler.

Raimund Mohr stand lange wie verzaubert. Ein jäher Blitzstrahl hatte die Wolken zerrissen, die ihn zeither umhüllt, aber sein Auge war davon geblendet, er vermochte sich in den neuen Verhältnissen nicht zu orientiren, sie nicht zu überschauen. Nur das eine Gefühl erfüllte ihn ganz mit maßlosem Groll und Bitterkeit, daß er betrogen, furchtbar betrogen sei, und daß diejenigen, welche er bislang für seine Wohlthäter gehalten, sich schmachvoll an ihm vergangen. Seine Liebe sprang in Haß über, und dieser ging viel zu weit, weil er eben unfähig war, die Verhältnisse richtig zu würdigen. Auch waren ihm nun plötzlich seine Natur und sein Wesen klar, die ihm zeither stets als ein seltsames Räthsel vor Augen gestanden hatten; er verstand den unbändigen Drang seiner Brust und die unerträgliche Unzufriedenheit mit seiner Beschäftigung, seiner Umgebung und seinem ganzen Leben. Am meisten empörte ihn gegen die Fugger, daß sie ihn mit Reginen hatten verbinden wollen, und er war in der wildesten Aufregung nahe daran, selbst sie, die Unschuldige, Edle, zu hassen. Dieser Haß wandte sich nicht minder gegen den Kaiser und die Königin Maria. Er fürchtete den Verstand zu verlieren und stürzte aus dem Hause; nur dunkel schwebte ihm der Gedanke vor, daß Karlotta allein im Stande sein möchte, den ihn durchrasenden Sturm zu beschwören, daß er nur bei ihr Ruhe und die Fähigkeit, seine Lage besonnen zu überschauen und einen Entschluß zu fassen, finden würde. Als er an die Herberge kam, tönte ihm ein herzzerreißendes Geschrei entgegen. Er erkannte Karlottens Stimme; ein Haufen Häscher führte sie eben

gefesselt heraus. Wie ein gereizter Löwe warf er sich auf die bewaffneten Männer, und sie wichen einen Augenblick seiner Wuth. Er hatte mit seinem Schwerte einige verwundet. Aber schnell sah er sich umringt, verwundet, von der Uebermacht überwältigt. Gefesselt, wie die Geliebte, wurde er mit ihr ins Gefängniß gebracht. Doch selbst dieses traurige Glück sollte er nur kurze Zeit genießen. Sein Vergehen und seine Gefangennahme war unverzüglich den Fuggern gemeldet worden, und sogleich langte der Befehl des Kaisers an, ihn in Anton Fuggers Haus abzuliefern. Hier wurde er in ein Zimmer gebracht und bewacht; denn er tobte, wie ein Rasender. — Nach einer Stunde wurde er vor den Kaiser und Anton Fugger geführt. Der Letztere nahm das Wort: ein schlimmer Verdacht hafte auf ihm, dem Kaiser die geschworne Treue gebrochen zu haben und zum Verräther der ihm anvertrauten Papiere geworden zu sein. Er las ihm Eleonorens Brief an den Woiwoden vor. Diese unerwartete Beschuldigung gab dem jungen Manne seine Besonnenheit wieder. Mit dem Ausdruck der äußersten Verachtung wies er sie zurück.

„Ich weiß nicht, wie der Verrath stattgefunden hat, aber ich habe ihn nicht begangen," erklärte er bestimmt.

„Es scheint, daß du dich von Martin van der Voort hast verführen lassen, ihm die Notizen zu geben, welche zu diesem Briefe benutzt sind," sagte Anton, „und sobald dieser nach Hause zurückgekehrt sein wird, wird er dir gegenübergestellt werden."

„Ich erwarte es," versetzte Raimund im Gefühl seiner Unschuld.

Der Kaiser verließ unbefriedigt und mißmuthig das Haus, nachdem er befohlen hatte, ihm zu melden, wann Martin und Eleonore verhaftet seien, wozu der Befehl an die Häscher bereits gegeben war. Als ihm am folgenden Morgen angezeigt wurde, daß weder Martin in das Fug-

gersche Haus, noch Eleonore in die Zigeunerherberge zurückgekehrt seien, steigerte sich seine üble Laune, und er gab die strengsten Befehle zu ihrer Haft. Aber er mußte sich bald überzeugen, daß sie entflohen seien. Wer hatte sie gewarnt? Diese Frage beschäftigte ihn stundenlang und oft drängte sich ihm die Antwort auf: „die Königin Maria."

Mit Unwillen stieß er sie von sich und nahm lieber an, daß die Entflohenen von dem Zigeunerboten, welchem der Brief abgenommen worden war, hiervon benachrichtigt worden seien. Nichtsdestoweniger konnte er den Verdacht gegen die geliebte Schwester nicht los werden.

In diesen Zweifeln und quälenden Gedanken wurde ihm Anton Fugger gemeldet. Bleich und verstört trat der Geldfürst ein, so daß der Kaiser auf den ersten Blick wahrnahm, daß ihm etwas ungewöhnlich Unangenehmes begegnet sei. „Was ist geschehen, daß dich so erschreckt hat?" fragte er selbst voll banger Besorgniß.

„Ich halte es für meine heiligste Pflicht," begann Anton zögernd, „Euerer Majestät nichts zu verschweigen, was sich in Bezug auf Euch und Euer Haus in dem meinigen ereignet. Ich muß deshalb ehrlich berichten was sich in der verwichenen Nacht zugetragen, so unangenehm Euch auch die Kunde sein mag. Wahrlich, mir ist sie es nicht minder."

„Zur Sache! Ich kenne deine Treue," entgegnete Karl mit der wiedergewonnenen alten eisigen Ruhe.

„Ich hatte, eh' ich mich zur Nachtruhe begab, den beiden Wächtern Raimund Mohrs befohlen, mich zu wecken, wenn es dem Gefangenen einfallen sollte, irgend etwas Ungewöhnliches vorzunehmen. — Und ich wurde geweckt. Der Wächter berichtete, der Gefangene habe sich vom Lager erhoben und führe so seltsame Reden, daß daraus erhelle, er habe den Verstand verloren. Er schreie

fort und fort nach seiner geraubten Krone. Erschrocken begebe ich mich in sein Schlafgemach. An dem seltsamen vorsichtigen Tritt, an dem unheimlichen glanzlosen Blick des Jünglings erkenne ich sogleich, daß ich einen Nachtwandler vor mir habe. Er sieht weder mich, noch die Wächter. „„Karl!““ spricht er mit einer Stimme, vor deren Ton ich mich entsetze, „„gib mir meine Krone zurück! gib mir die Königskrone von Granada, die deine Vorfahren den meinigen vom Haupte gerissen haben. Ich bin der rechtmäßige König von Granada, nicht du. Du erdrückst mein armes Volk. Ich will und muß es wieder zu Ehren und Ansehen bringen. Bedenke: wären deine Vorfahren nicht grausam gewesen gegen ihre eignen Kinder, so wäre mein Vater der Gatte deiner Mutter geworden, und ich wäre der Erbe der spanischen Königskronen, oder meine Mutter wäre die Gattin deines Vaters geworden, und ich wäre jetzt Herr von Oestreich und der Niederlande und deutscher Kaiser. Darum sei gerecht und gib mir wenigstens die geraubte Krone zurück! — Du willst nicht? Du gehst! Ha! Ich will die schöne Königin, deine Schwester, zu meiner Hülfe aufrufen. Wir wollen uns gegen dich verbinden und dir die gestohlne Krone abzwingen.““

Fugger machte eine Pause, gleichsam als scheue er sich weiter zu erzählen. Der Kaiser hatte ihm ruhig und schweigend zugehört. „Wie mag er es erfahren haben?“ fragte er jetzt fast gleichgültig.

„Es ist mir unbegreiflich. Gestern wußte er es noch nicht.“

„Einerlei! Er weiß es nun, und er hätte es doch einmal erfahren. — Was geschah weiter?“

„Er zog einen Schlüssel aus der Tasche und verließ das Zimmer; ich leise ihm nach. So steigen wir die Treppe hinab und kommen zu den Thüren der Gemächer der Königin. Mit dem Schlüssel will er die Thür öffnen,



welche in das Schlafgemach Euerer königlichen Schwester führt. Entsetzen erfaßt mich. Mit kräftiger Hand weis' ich den Verwegenen zurück und zerr' ihn die Treppe hinauf. Er folgt mir willenlos. Schlaftrunken, träumerisch schaut er mich und die Wächter an; er weiß nicht, was mit ihm geschehen ist, und legt sich auf mein Geheiß wieder nieder. Die übrige Nacht verfloß ruhig."

„Und was ist aus dem Schlüssel geworden?" fragte der Kaiser.

„Er entfiel seiner Hand, ich hob ihn auf."

„Wohl! Deiner Verschwiegenheit bin ich gewiß. Ich ahnete schon, daß das Herz der Königin im heißen Minnerausch sich dem schönen Maurenprinzen zugewendet. Auch sie weiß, wer er ist, und durch sie wurde ich zuerst darauf gebracht, dich ernstlich über seine Herkunft zu befragen. Der Schlüssel bestätigt meine Ahnung als Gewißheit. Der Schlüssel soll mir als ihr Heilmittel von dieser Leidenschaft dienen. — Jetzt befolge genau, was ich dir sage. Den Schlüssel steckst du ihm heimlich wieder in das Wams und kündigst ihm die Freiheit an, doch laß seine Schritte genau überwachen. Mir aber bereitest du mit der größten Heimlichkeit ein Lager in deinem eignen Schlafgemach. Raimund soll ferner in der Kanzlei schlafen.. Vorsichtig entfernst du alle Personen, die uns Nachts in den Weg kommen oder belauschen könnten. Niemand darf es ahnen, daß ich eine oder einige Nächte bei dir zubringe."

„Es soll Alles nach Euerer Majestät Befehl vollzogen werden."

Anton Fugger wurde in Gnaden entlassen.

Der Kämmerer meldete: ein paar Zigeunerinnen, wovon die Eine uralt sei, verlangten durchaus Seine Majestät zu sprechen; sie ließen sich nicht abweisen und bäten dringend in einer wichtigen Angelegenheit um Gehör.

„Führe sie herein!"

Karracha und Zaroya traten in das kaiserliche Gemach und ließen sich auf die Knie nieder, die Hände flehend emporgestreckt.

„Was begehrt Ihr von mir?“ fragte der Kaiser mit ungewöhnlicher Milde.

„Gnade und Freiheit für meine Enkelin Karlotta!“ rief Zaroya.

„Karlotta ist Sonaka's einziges Kind,“ sagte die alte Karracha mit Bedeutung, „Sonaka's, die in Bologna von der einstürzenden Gallerie erschlagen wurde. Sonaka hat nur einen Mann geliebt; sie hat sich nie von einem andern berühren lassen. Sie blieb ihrer ersten Liebe treu. Das kann ich vor Gott bezeugen. Und ihrem süßen Kinde gab sie den Namen seines Vaters.“

Ein mildes, fast verschämtes Lächeln flog über des Kaisers Züge und überhauchte sie mit einem Schimmer seiner verschwundenen Jugend. Plötzlich stand ihm ein reizendes Bild vor der Seele, wie ein schöner Traum.

„Warum hat Sonaka das dem Vater ihres Kindes nicht selbst gesagt, als sie noch lebte?“ fragte er dann mit einem leisen Anfluge von Wehmuth.

„O, weil sie stolz war, wie ich es bin!“ versetzte Zaroya. „Nie wollte sie, nie wollten wir von dem Vater Karlottas etwas begehren, was unsern Stolz verletzt hätte. Wir sind die Fürstinnen unsres Stammes. Sie war glücklich, daß sie einst von ihm geliebt worden war, und hätte sich dieses süße Glück selbst um den reichsten Preis nicht trüben lassen. Sonaka war eine edle Seele und ihres Geliebten würdig bis zu ihrer letzten Stunde.“

„Und ihre Liebe führte sie in den Tod,“ fügte Karracha hinzu. „Das hat auch ihr Geliebter erkannt; denn er erwies ihrer Leiche die Ehre eines Besuchs in stiller Mitternacht.“

„Weib, woher weißt du das?“ fragte der Kaiser über-



rascht und von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen, so daß es feucht in seinen Augen schimmerte.

„Ich hielt die Todtenwache bei ihr und saß in einer Ecke des Stalles hinter einem Strohbündel, als die Todte den Besuch erhielt, der ihre aufopfernde Treue anerkannte.“

Der Kaiser winkte ihr, zu schweigen und wandte sich ab.-

„Karlotta hat nichts verbrochen,“ weinte Zaroya; „sie ist unschuldig, wie ein Lamm und rein wie das Sonnenlicht.“

„Geht getrost,“ sprach Karl. „Eh der Abend kommt, ist sie frei. Im Katharinenkloster werde ich ihr zum Schutz für den fanatischen Pöbel eine Freistatt erbitten. Doch müßt Ihr sie in diesen Tagen still und schnell nach Spanien zurückführen. In Kordova werd' ich ihr die Wohnung bereiten lassen. Nicht ferner kann ich dulden, daß ihre Jugendblüthe auf Gassen und Plätzen den frechen Blicken des Pöbels ausgesetzt ist, eines Pöbels, der sie gestern vergötterte und heute als Zauberhexe verschreit und verfolgt. Meine Macht reichte nicht hin, sie gegen diesen Pöbel zu schützen. Bei meiner strengen Ahndung, sie soll nicht mehr auf den Straßen und in den Schenken tanzen, um Euern Seckel zu füllen! Ich werde Euch zu entschädigen wissen.“ Er winkte noch einmal, und die Zigeunerinnen verließen mit Danksagungen auf den Lippen das Gemach.

Der Kaiser sandte seinen Oberkämmerer zur Priorin des Katharinenklosters mit der Bitte, die kleine Zigeunerin noch einmal aufzunehmen und ihr für ein paar Tage eine Zelle zu geben, worin sie Abends ein Mann sprechen könne, ohne von den Nonnen bemerkt zu werden. Wie schlecht kannte der Kaiser die Frauen, vorzüglich die Frauen in den Klöstern! Der Oberkämmerer befahl der Priorin

die Sache als ein tiefes Geheimniß; und eine Stunde später wußten alle Nonnen, daß die schöne Zigeunerin auch dem sittenstrengen Kaiser das Herz gerührt habe, daß er sie ins Kloster bringen lassen und ihr hier Besuche machen werde. Ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit hatten die Schwestern des Stifts der heiligen Katharina noch nicht erlebt, und es wurde natürlich in allen Zellen so heimlich und so eifrig als möglich besprochen. Wie manches Nönnchen beneidete im Herzen, während sie als strenge Sittenrichterin ihren Abscheu vor dieser unerhörten Entweihung des heiligen Hauses aussprach, die kleine Ziegeunerin! Wie hätte es nun anders kommen können, als daß die Priorin für Karlotten ein Gemach bestimmte, das aus einem sichern Versteck übersehen werden konnte!

Unterdessen war aber noch mehr geschehen, um dem Kaiser begreiflich zu machen, daß man einer Klosterfrau kein Herzensgeheimniß anvertrauen darf. Eleonore van der Voort hatte es vortrefflich verstanden, sich bei der etwas beschränkten Priorin in besondere Gunst zu setzen. Die in ihren Mauern seit dreißig Jahren hausende Frau lauschte mit Begierde auf die unterhaltenden Erzählungen von dem bunten und wunderlichen Treiben draußen in der Welt, und wer konnte wohl mehr und Seltsameres davon berichten, als die vielerfahrne Eleonore! Die Abenteuerin war in kurzer Frist die vertrauteste Freundin der neugierigen Oberin geworden, und sie war die Erste, welche das kaiserliche Geheimniß erfuhr. Eleonore hätte ihre Natur verläugnen müssen, wenn sie dasselbe nicht zu ihren Zwecken benutzt hätte. Es war noch nicht Mittag, als Martin, als alte Bäuerin verkleidet, Anton Fuggers Haus umschlich, für den Fall, daß er Raimunden nicht zu sprechen ermöglichen sollte, mit einem Briefe an ihn versehen, der den jungen Mann auf geheimnißvolle Weise in das Kloster beschied, wo ihm wichtige ihn betreffende Eröffnungen



gemacht werden sollten. Doch der Brief wurde entbehrlich.

Während dieses Vormittages verbreitete sich das Gerücht schnell durch die Straßen der Stadt, der schönen Zigeunerin werde der Prozeß gemacht und sie in wenigen Tagen als Hexe öffentlich verbrannt werden. Man erzählte, daß sie nicht nur den Erzbischof von Lüttich durch Zauberei umgebracht, auch den schönen Ungar im Fuggerschen Hause habe sie so behext, daß er den Verstand verloren und Nachts mit bösen Geistern verkehre. Allen Männern habe sie's angethan, und ihre Zauberkunst komme der des Doktor Faust gleich. Die abenteuerlichsten Geschichten davon wurden aufgetischt, und die Volksmasse freute sich kannibalisch auf ihre Hinrichtung. Das Gerücht drang auch in das Fuggersche Haus; es erreichte Raimund Mohrs Ohr, welcher kurz vorher durch Anton Fugger in Freiheit gesetzt worden war. Ein paar Augenblicke war er wie gelähmt vom Entsetzen, das plötzlich über ihn hereingestürzt war. Seine Züge waren entstellt, die Augen weit vorgetreten und mit Blut unterlaufen; sein Anblick fürchterlich. Dann schnellte er empor und rannte fort nach der Zigeunerherberge, wo er erfuhr, was der Kaiser den beiden Frauen zugesagt und verfügt hatte. Der Wechsel seiner Gefühle war so stark, daß er ihn fast niederwarf. Er brauchte Zeit um sich zu fassen.

Auf dem Heimwege dahinschlendernd dachte er eben darüber nach, wie er es anzustellen habe, um die Geliebte Abends im Kloster zu sehen und zu sprechen, als er sich am Aermel gezupft fühlte und eine alte Bäuerin vor sich sah, die ihn mit bedeutungsvoller Geberde in den Winkel eines Hofes zog, wo sie sich ihm als Martin zu erkennen gab. Wenige Worte desselben bestätigten dem staunenden Jüngling die kurz zuvor vernommene Kunde von Karlotta's bevorstehender Befreiung und Uebersiedelung in das St.

Katharinenkloster, aber der schlimme Nachsatz, daß sie der Kaiser diesen Abend dort heimlich besuchen werde, machten wiederum sein Blut fast erstarren. Also das war der Preis ihrer Befreiung! Er hätte in diesem Augenblick die ganze Menschheit umbringen mögen vor Wuth, Haß und Rache. Aber er wollte sich selbst überzeugen, und das gerade hatte Martin gewünscht. Der Plan dazu wurde schnell verabredet; dann schieden sie. Raimund todtenbleich und zitternd wankte nach Hause und verlebte bis zum Abend fürchterliche Stunden.

Er kam spät, dieser Abend, aber er kam doch, und Raimund, gut verkleidet, schlüpfte an Martins Hand, der ihn an der Pforte erwartet, in die kühle Klosterhalle. Eleonore warf ihm in einer dunklen Zelle das weite Gewand und den Schleier einer Nonne über, und so wurde er in das Versteck gebracht, wo er durch eins der unscheinbaren kleinen Löcher in dem Gesims der Wand Karlotten in der durch ein Licht erleuchteten Zelle erblicken konnte. Die andern Löcher wurden von der Priorin, Eleonoren und Martin besetzt. Eleonore flüsterte ihm zu: „Ihr mögt sehen, was Ihr wollt, faßt Euch; denn wenn Ihr durch einen Laut Euch und uns verrathen solltet, so seid Ihr des Todes!"

Er glaubte, es ohnedies zu sein; denn die Wuth drohete ihm die Brust zu zersprengen; er kam sich wie ein schwer Berauschter vor und mußte sich anhalten, um nicht umzusinken.

Die elfte Stunde ertönte vom Klosterthurme, als die Thür von Karlottas Zelle sich öffnete, und der Kaiser im Rock eines Hauptmanns der Schaarwache hereintrat. Karlotta schien ihn zu erkennen; sie verneigte sich tief und demüthig vor ihm. Karl sprach gütig zu ihr, aber in dem Versteck waren nur einzelne Worte zu verstehen. Raimunds Ohr erfaßte einige dieser Worte; der Kaiser nannte das



Mädchen „mein süßes geliebtes Kind!" Sie fuhren dem Lauscher wie Dolchstöße durch die Seele. Er war gleichsam nur noch Auge und Ohr. Und er sah, mit welchem Wohlgefallen der Kaiser die Zigeunerin lange betrachtete, wie er ihr dann Wange und Kinn streichelte, endlich die Arme um sie schlang, sie zärtlich an die Brust drückte und ihr Küsse auf Mund, Stirn und Wangen gab. Und Karlotta erwiderte diese Küsse.

„Bring' mich fort; ich sterbe!" flüsterte Raimund dem neben ihm stehenden Martin zu. Dieser faßte ihn rasch unter den Armen und zog ihn leise heraus in die frische Luft des Klosterhofs.

„Nicht du sollst sterben, Thor!" raunte er ihm hier ins Ohr. „Der dir zu deiner Königskrone auch noch die Geliebte gestohlen, er hat den Tod von deiner Hand verdient. Ein Dolchstoß — und du bist gerächt. Wer hat schönere Gelegenheit dazu, als du?" Damit führte er ihn auf die Straße und wünschte ihm mit teuflischem Hohne eine gute Nacht. Raimund wankte fort; er sah nicht die Sterne am Himmel, nicht die Häuser in den Straßen. Nur der Instinkt führte ihn in das Anton Fuggersche Haus, und todtmüde, wie an allen Gliedern zerschlagen, sank er auf sein Lager. Die Erlebnisse dieses Tages hatten endlich seine Kraft gebrochen.

Der Kaiser verfügte sich mit einem einzigen Begleiter aus dem Katharinenkloster ebenfalls in das Haus Anton Fuggers, wo er von dem Hausherrn erwartet und in ein Gemach geleitet wurde, welches an die Kanzlei stieß. Hier war für die beiden Männer das Lager bereitet. Nachdem sie sich überzeugt, daß Raimund Mohr im Nebenzimmer fest schlief, verkehrten sie noch lange im leise geführten Zwiegespräch. Die Kerze war verdeckt; der Mond goß sein volles Silberlicht durch die hohen Fenster und erhellte



die Gemächer auf seltsame geheimnißvolle Weise. Plötzlich hörten sie, wie Raimund sich erhob und sich ankleidete. Sie schlichen herzu und beobachteten ihn. Er suchte etwas in einer Spinde. Endlich zog er mit leisem unheimlichem Lachen einen Dolch hervor. „Du sollst das Herzblut des gekrönten Räubers schmecken!" flüsterte er hohl und schauerlich. „Maria soll mich zu ihm bringen. Sie muß! Ich zwinge sie. Sie hat mich so heiß geküßt, daß all mein Blut zu Feuer und Flamme geworden ist. Das soll ihn verzehren und sie. Und dann — meine Krone! meine Krone! Rufst du mich, mein Volk?! Ich höre, ich höre deinen sehnsüchtigen Ruf nach mir, deinem König. Geduld! ich komme! Ich komme!" Er zog den Schlüssel aus der Tasche und ging durch die Thür. Der Kaiser und Anton Fugger folgten vorsichtig. Raimund öffnete die in das Schlafzimmer der Königin führende Thür und trat hinein; Karl war ihm auf den Fersen und schlüpfte hinter den Vorhang des Bettes; Anton blieb an der Thüre stehen. Der Nachtwandler trat an das Bett der Königin und berührte die Schläferin; sie fuhr empor, umwallt von den weißen Nachtgewändern und der Fülle dunkler Locken, eine Lilie, die aus dem Blätterschmuck hervor ihren Kelch dem Mondstrahl zukehrt. „Raimund!" flüsterte sie süß und sehnsuchtsvoll und streckte die Arme nach ihm aus, „zwei Nächte hab' ich vergebens auf dich gewartet, und nun stürzest du nicht in meine Arme und läßt mich deine Küsse nicht trinken, nach denen ich schmachte. O du kennst die verzehrende Gluth der Liebe nicht! Wie stehst du so seltsam kalt vor mir, wie ein Nachtgespenst! Was hast du? mir graust vor dir!"

„Maria, ich liebe dich nicht mehr!" sagte der Nachtwandler in seinem schauerlichen Tone.

„Raimund! Welch ein fürchterliches Wort! Ich bin entsetzt davon. Solltest du wirklich — geisteskrank sein?



— Was willst du denn von mir, wenn du mich nicht mehr liebst?"

„Meine Krone! Die Königskrone von Granada!"

„Ha! so weißt du, daß du der Sohn des maurischen Königshauses bist?"

„Ich weiß Alles."

„Wohl, du sollst deine Krone haben. Aber besinne dich doch, Raimund! Welch ein Irrthum hat sich deines Geistes bemächtigt! Deiner Liebe, unsrer Liebe sollst du die Krone verdanken. Ich werde deine Königin, dein liebendes Weib sein."

„Du willst Karlotten verbrennen lassen, und der Kronenräuber hat sie mir geraubt. Das fordert Blut!"

„Raimund, um der heiligen Jungfrau willen! Die Angst, die mir aus deinen Worten erwächst, bringt mich um. — Himmel, was hast du in der Hand? Einen Dolch! Barmherziger Gott, willst du mich ermorden?"

„Nein! den Kaiser! Und du sollst mir helfen, daß das Eisen sein Herz nicht verfehlt!"

„All ihr Heiligen! Er ist wirklich wahnsinnig!" schrie die Königin auf und sprang empor, um zu fliehen. Der Kaiser vertrat ihr den Weg: „Bleib, Thörin, damit du die Früchte genießest, die du gesäet hast!" Maria stieß einen zweiten, noch furchtbarern Schrei aus und sank wie vernichtet in ihren Sessel.

„Bring uns Licht, Anton!" befahl der Kaiser kalt und ruhig dem an der Thüre stehenden Fugger. Nach ein paar im peinlichen Schweigen verstrichenen Minuten trat Anton mit zwei brennenden Kerzen herein. Der Schlafwandler stand wie ein Steinbild. Der Kaiser ergriff ihn am Arm und rief ihm zu: „Raimund Mohr!" Wie vom Blitz getroffen stürzte er nieder; der Dolch rollte am Boden hin.

Verächtlich stieß ihn der Kaiser mit dem Fuße an und



herrschte ihm zu: „Steh auf, Unglücklicher! Der Kaiser befiehlt es dir.“

Raimund erhob sich träumerisch bestürzt. Er schaute sich staunend um und erkannte seine Umgebung. Sein bleiches Gesicht zeigte das Gepräge des Schreckens, und er bedeckte es plötzlich mit beiden Händen.

„Was hast du hier zu schaffen? Rede!“ sprach der Kaiser ernst zu ihm.

Er schwieg. — Die Königin erhob sich fest und stolz: „Wenn es sich um sein Hiersein handelt, so bin ich die Schuldige. Aber mein Herz spricht mich frei. Ich liebe ihn; ich liebte ihn vom ersten Tage an, als er an den Hof nach Pesth kam. Stets hatte ich die Ahnung, daß er aus edlem Blute entsprossen sei, und als ich erfuhr, er sei ein Sohn des Königshauses von Granada, war ich entschlossen, seine Gattin zu werden. Wie ich ihn liebe — darüber kein Wort! Er ist meine erste Liebe, er wird meine einzige sein. Von der jämmerlichen Politik Maximilians — dem Gott vergeben möge! — an einen unreifen Knaben gekettet, hätte ich meine Jugend in Trauer und Leid verwelken sehen müssen, wäre Raimunds leuchtende Gestalt nicht zu mir getreten. Er hat meinem Leben Glanz und Frische gegeben. Jetzt entscheide, Kaiser Karl: soll er die Krone von Granada haben, die ihm gebührt, und mit ihr meine Hand, oder willst du ungerecht und grausam gegen uns Beide sein?“

„Was hast du zu dieser Erklärung zu sagen?“ wandte sich der Kaiser an Raimund. „Keine Lüge! Keine Heuchelei! Bei meinem schwersten Zorn!“

„Ich liebe nur Karlotten, die Zigeunerin.“

Die Königin verhüllte ihr Gesicht. Der Kaiser weidete sich einen Augenblick an ihrem Schmerz.

„Und was wolltest du mit diesem Dolche?“ Der Kaiser schleuderte die Waffe mit der Fußspitze zu Raimunds Füßen hin. Dieser zuckte schaudernd zusammen und schwieg.



„Unseliger!" schrie ihn Anton an, „du hast deine innersten schwarzen Gedanken verrathen. Scheusal, den Frieden dieses Hauses mit dem gräßlichsten aller Verbrechen zu entweihen, mit dem Kaisermord, daran hast du gedacht. Ich fordere deinen Kopf vom Kaiser!"

„Der Kaiser gebe ihn Euch, und mir das Ende meiner Qual. Denn das Leben ist mir unerträglich. — Ihr aber, Kaiser und Fugger, krönt Euer gemeinschaftliches Werk, das Ihr an mir vollbracht habt, das Werk des Lugs und Trugs, krönt es mit meinem Morde!"

„Genug des Frevels, Elender! — Mein Kaiser, erlaubt, daß ich ihn zu schwerer Haft bringe und als sein Ankläger auftrete."

„Thue, was dir recht dünkt!" entgegnete Karl.

„Folge mir!" — Fugger und Raimund verließen das Gemach.

Karl saß seiner Schwester schweigend gegenüber. Ein Gefühl, wie Schuld, lastete auf seiner Brust. —

In der Frühe des folgenden Morgens reiste die Königin Maria von Augsburg nach Prag, wohin sie vom Kaiser verwiesen war. Raimund Mohr lag im Kerker. Einen Tag später waren die Zigeuner aus der Stadt verschwunden. Auch Eleonore und Martin wurden hier nicht mehr gesehen; sie entkamen sicher nach Ungarn. Der Kaiser aber war düstrer und verschlossner als je.

12.

Thaten, Leiden und Abreise des Kaisers.

Auf dem Reichstage kam nichts zu Stande. Obgleich die von den katholischen Gelehrten und Bischöfen endlich dem Kaiser zu Genügen ausgefertigte Widerlegung der

protestantischen Konfession gar nichts widerlegte, so gaben doch die protestantischen Kirchenlichter immer mehr zu, so daß im Dogma von einem Widerspruch gegen die Kirche eigentlich gar nicht mehr die Rede war; und auch in den Kirchengebräuchen ließen sie, um des lieben Friedens willen, nach und nach von ihren sich auf die heilige Schrift stützenden Aussprüchen fahren, so daß sich der ganze Unterschied zuletzt nur noch um einige unwesentliche Dinge drehete. Ein paar abweichende Gebräuche! Sollte deßhalb die Einheit des Reichs und der Nation aufgegeben werden? Sollte deßhalb ein Bürgerkrieg entbrennen? Hatte die Kirche nicht stets in verschiedenen Ländern und in verschiedenen Zeiten abweichende Gebräuche geduldet? — Man hätte meinen sollen, die Vereinigung der Parteien hätte deshalb gar nicht beanstandet werden können. Und doch kam sie nicht zu Stande. Denn je mehr die protestantischen Kirchenlehrer nachgaben, desto hartnäckiger und unverschämter wurden die Forderungen des päpstlichen Legaten, der zur rechten Zeit stets des Kaisers katholischen Eifer zu entflammen und ihn zum Standpunkt der Kurie zurückzuführen verstand. Ebenso bearbeitete er die Majorität der Stände, so daß diese so ziemlich die ganze hierarchische Ordnung der Kirche, als vom heiligen Geist eingegeben, als unantastbar forderte.

Hier traf Luthern und seine theologischen Helfer der Fluch für ihre Abtrünnigkeit von der Volkssache. Hätten sie sich fort und fort auf die frische, treibende Kraft des Volks gestützt, wie sie vom Anfang gethan, wie wäre der ganze Trugbau der Hierarchie vor ihren Augen zerfallen! Wie herrlich hätte auf den festen Volksgrund die neue Kirche errichtet werden können! Aber sie waren dem jugendlichen Zeitgeist, dem kühnauftretenden Volksgeist untreu geworden, sie waren vor seiner Kraft und Kühnheit erschrocken und zurückgebebt auf die Seite der Fürsten



geflohen, und nun half ihnen alles Nachgeben gegen die Katholischen nichts, „um die Einheit des Reichs und den Frieden zu erhalten.“ Wären nicht die protestantischen Fürsten standhafter gewesen, als die protestantischen Theologen, die ganze Reformation hätte auf dem Augsburger Reichstag ein schmähliches Ende erreicht. Da war es denn noch ein Glück für sie, daß die Katholischen zuletzt Dinge forderten, die sie, die Protestanten, unmöglich zugeben konnten, wenn sie sich nicht vor der Welt und Nachwelt lächerlich machen wollten. Und so zerschlugen sich denn alle Vermittelungsversuche, und der Kaiser griff nun die Idee eines allgemeinen Konciliums wieder auf, wofür er das Versprechen des Papstes hatte. Karl schrieb deshalb an den Papst, und dieser zeigte sich nicht abgeneigt sein Wort zu halten und auf ein Koncilium einzugehen — obgleich seine Kurie dagegen war — wenn die Protestanten bis zur Zusammenberufung desselben alle ihre Neuerungen aufgeben und sich gänzlich und unbedingt wieder der Kirche unterwerfen wollten.

Daß der Kaiser diese unerhörte Bedingung der Minorität der Stände vorlegen und allen Ernstes verlangen konnte; daß sie darauf eingehe, gab den Beweis, daß es seiner geistigen Fassungskraft durchaus versagt war, das Wesen des Protestantismus zu begreifen. Es verdroß ihn gewaltig, daß die protestantischen Stände eine solche Bedingung von sich wiesen, und da nun seiner Meinung nach alle Mittel und Wege der Güte erschöpft waren, zeigte er sich seinerseits sehr geneigt, die der Gewalt anzuwenden und die Protestanten mit dem Schwert auf dieselbe Weise zu bekehren, wie er die Mauren in Valencia bekehrt hatte. Aber nun hatte sich die Kriegslust der Majorität verloren. Es war eben Alles erschlafft, und die Griesgrämlichkeit des Kaisers, seit seine Schwester abgereist war, wirkte noch mehr lähmend auf seine Partei.

Deshalb brachten die Stände einen Abschied in Vorschlag, der den Krieg zwar in Aussicht stellte, aber noch verschob. Die Protestanten sollten Bedenkzeit bis zum 5. Mai erhalten und sich dann über die unvergleichlichen Artikel erklären. In diesem Entwurf waren die Protestanten aber wiederum mit Ausdrücken und Bedingungen auf eine sie empörende Weise behandelt, ja, es stand die dreiste Lüge darin, ihr Glaubensbekenntniß sei mit gutem Grunde der heiligen Schrift widerlegt worden. Die Protestanten verwarfen natürlich diesen sie schmähenden Abschied unbedingt. Darauf die Erklärung des Kaisers und der Stände: wenn die Protestanten den Abschied nicht so, wie er sei, annähmen, so würden sie, Kaiser und übrige Stände, Alles daran setzen, um ihre Sekte unverzüglich auszurotten. — Die Protestanten blieben standhaft, und im vollsten Zwiespalt trennten sich die Stände. Die Städte blieben nicht minder fest, wie die Fürsten, ja, so lange auch Augsburg gezögert hatte, sich gegen seinen Kaiser und Gast zu erklären, zuletzt geschah es doch. Alle Bestrebungen der mächtigen Fugger führten zu nichts. Es zeigte sich, daß Anton weit davon entfernt war, in seiner Vaterstadt eine Popularität zu besitzen, wie sie einst sein Ohm besessen hatte. Die evangelische Lehre hatte zu tief Wurzel gegriffen in der freien Reichsstadt, als daß kaiserliches und Fuggersches Ansehen sie hätten ausreißen können. Der große Rath, zu welchem Glieder aller Zünfte gehörten, mußte — was nur in seltnen und sehr wichtigen Fällen geschah — zusammengerufen werden, und da zeigte sich denn die überwiegende Farbe. Im Angesicht des Kaisers verweigerte Augsburg die Annahme seines Abschieds. Und diese Erklärung schmerzte Karln besonders. Er hatte in Augsburg so viel gelitten, daß er sehr angegriffen aussah, und man fürchtete, er möchte erkranken. Um nun ein Gegengewicht gegen diese Last des Ungemachs zu finden



und einen Lust- und Freudentag in diese trübe Zeit zu legen, veranstaltete der Kaiser eine Feierlichkeit, mit welcher er sich schon lange in Gedanken beschäftigt hatte. Die protestantischen Fürsten waren abgereist, die katholischen noch zugegen. Sie wurden in die Pfalz entboten, wo der Kaiser noch einmal alle Pracht entfaltete, die er beim Einzug in die Stadt dem staunenden Volke gezeigt hatte. Ein imposanter Zug entwickelte sich von der Pfalz nach dem Rathhause. In der Mitte desselben zwischen dem Kaiser und dem Könige gingen die beiden Brüder Raimund und Anton Fugger; ihnen folgten alle Glieder der Fuggerschen Familie. Selbst Georg Turzo und seine Frau waren aus Kremnitz gekommen. Im großen Saale, wo die Reichstagssitzungen gehalten worden waren, schlossen die Fürsten einen Kreis, in dessen Mitte die beiden Fugger von Marschällen geführt wurden. Der Kaiser saß auf dem Throne, ihm zur Seite auf einem niedrigen Sessel der König. Der Erzbischof von Mainz verlas an den Stufen des Throns eine Urkunde des Kaisers, worin er die beiden Brüder Fugger nebst ihren Nachkommen für ewige Zeiten zu Grafen und Pannerherrn des heiligen römischen Reiches ernannte, ihnen auf der schwäbischen Grafenbank den Platz unter den Reichsständen anwies und ihnen die vom Kaiser Maximilian an Jakob Fugger verpfändeten Herrschaften Kirchberg und Weißenhorn erb- und eigenthümlich überwies, das von Jakob Fugger gestiftete Familienfideikommiß der Fuggerschen Güter zur Reichsgrafschaft erhob und ihnen einen kaiserlichen Siegelbrief einhändigte, der ihnen fürstliche Gerechtsame verlieh, Alles „für bewiesene Treue und Anhänglichkeit an die Person des Kaisers und das ganze kaiserliche Haus, so wie für ihre übrigen großen Verdienste um das Reich.“

Die Grafen Fugger gaben dann dem Kaiser und den Fürsten ein kostbares Banket auf dem Rathhause.

So war die zweite Stufe der Erhebung des Hauses Fugger erreicht. Es sah dagegen fast wie Ironie aus, daß Hieronymus Fugger einige Tage später den Titel als kaiserlicher Rath erhielt.

Dieser glänzenden Festlichkeit folgte im Fuggerschen Hause bald eine sehr wehmüthige, die Einkleidung Regina Turzo's, als Nonne im St. Katharinenkloster.

Nach diesen Vorgängen erließ der Kaiser den Reichstagsabschied, worin er den ernstlichen Entschluß verkündete, das Edikt von Worms streng zu vollziehen. Er bestätigt aufs Neue die Gerechtigkeiten der geistlichen Fürsten; er schärft die Handhabung der angegriffenen Kirchenlehren und Gebräuche ein und bedroht alle dawider Handelnden mit schweren Strafen bis zur Acht. Der Wille des Kaisers, die Widerspenstigen mit der Schärfe des Schwertes zum Gehorsam zu bringen, leuchtete hindurch. Kaiser und Reich — und hinter ihnen der Papst — waren entschlossen, den letzten Rest der großen Volksbewegung, den verkümmerten Protestantismus, durch rechtliches Verfahren — dazu war das Reichskammergericht revidirt und vermehrt worden — und mit Gewalt zu unterdrücken und den jungen Genius der Freiheit in den blutgetränkten Staub zu werfen. —

Aber schnell genug zeigte sich, daß in dem neu aufgepfropften Reise des alten Feudalreichs doch nicht mehr die frische treibende Lebenskraft war, und der gegen die Bekenner des reinen Evangeliums so kriegslustige Kaiser mußte sich nach wenigen Monaten schon überzeugen, daß er in Deutschland eben nicht König von Spanien war. So klein und scheinbar machtlos das Häuflein der protestantischen Stände gegenüber dem Kaiser, dem Reiche und dem Papste war, so wenig sie erst zum realen Widerstande Lust bezeigt und Vorbereitungen getroffen hatten, jetzt trieb die Drohung des Reichsabschiedes sie zusammen. Die beiden Parteien nahmen bald nach dem Schluß des Reichstags sehr ver-



schiedene wichtige Handlungen vor, jede in ihrem Sinne. Der Kurfürst von Mainz rief die übrigen Kurfürsten nach Köln zur Wahl des Königs Ferdinand zum römischen König zusammen, und auch der Kurfürst von Sachsen wurde dazu eingeladen. Dieser protestirte aber gegen die Wahl, als eine solche, die das Bestreben des Kaisers kund gebe, die Kaiserkrone in seinem Hause erblich zu machen. Er selbst berief dagegen die protestantischen Stände in die ihm gehörige kleine Stadt Schmalkalden im Thüringer-Walde, wo sie ein Trutz- und Schutzbündniß gegen die ihnen drohende Gewalt schlossen. Bald traten sie auch in Verbindung mit den Königen von Frankreich und England und erhielten von beiden Hülfe zugesagt. König Franz, der nur auf eine passende Gelegenheit wartete, den mit dem Kaiser abgeschlossenen Frieden zu brechen, schickte einen geheimen Agenten an die Höfe der protestantischen Fürsten und ließ ihnen die schönsten Versprechungen machen.

In solcher Weise wurde das Jahr beschlossen. In Köln wurde Ferdinand in seiner und des Kaisers Gegenwart von den übrigen fünf Kurfürsten am 5. Januar 1531 zum römischen Könige erwählt, und schon am folgenden Tage brachen die beiden Brüder mit den Kurfürsten und einer Menge andrer Fürsten und Herrn mit dem prachtvollen Zuge, der den Kaiser von Spanien begleitet hatte, nach Aachen auf, wo am 10. Januar die Krönung des erwählten Königs mit allem alterthümlichen Gepränge und Feierlichkeiten vollzogen wurde. Aber gerade diese Wahl und Krönung, welche die Partei des Kaisers stärken sollte, stärkte im Gegentheil den schmalkaldischen Bund. Denn auch die Baiernherzöge, welche seit lange nach der höchsten Reichsgewalt gestrebt, schlugen sich nun zur Partei der Gegner des Kaisers, obgleich sie die eifrigsten Anhänger des Papstes waren. So kamen merkwürdiger Weise die erbittertsten Feinde und die wärmsten Freunde des Papstes

in eine Bundesgenossenschaft gegen den Kaiser. Der schmalkaldische Bund erstarkte rasch, und als seine Glieder kurz vor Ostern abermals in Schmalkalden zusammenkamen, erklärten sie sich mit Kursachsen sehr energisch, dem König Ferdinand den Gehorsam verweigern zu wollen. Obgleich nun Ferdinand in seiner Wahlkapitulation ausdrücklich auf den augsburger Reichsabschied verpflichtet worden war und vom Kaiser die Reichsverwaltung zum größten Theil übertragen erhalten hatte, so sah er sich doch ziemlich machtlos. Denn auch die öffentliche Meinung, die Volksstimme, war gegen seine Wahl. Bei all seinem Glück kam der Kaiser nicht aus dem Aerger und Verdruß heraus.

Von Aachen gingen die beiden fürstlichen Brüder nach Köln zurück, wo sie sich mehre Wochen aufhielten, bemüht das Bündniß des Herzogs Wilhelm von Baiern mit dem Könige von Frankreich zu trennen. Dann begleitete der Kaiser seinen Bruder nach Prag, wo Ferdinand eine Versöhnung Karls und Marias zu Stande brachte. Trotz des Verdrusses, den ihm die schöne Schwester in mehr als einer Hinsicht bereitet, war der Kaiser doch sehr geneigt, ihr zu verzeihen; denn seit ihrer Abreise von Augsburg hatte ihn eine unbezwingliche Sehnsucht nach ihr gequält, und ohne daß er es sich selbst gestand, war sie der Hauptgrund seiner Reise nach Prag gewesen. Unter den Zerstreuungen und Festlichkeiten, die der König, und unter den Sorgen, die die protestantischen Fürsten dem Kaiser bereiteten, erhielt er im Frühling zwei schmerzliche Botschaften. Zuerst überbrachte Marx von Bübenhoven die Nachricht von dem unerwartet schnellen Tode der Erzherzogin Statthalterin Margaretha. Obgleich schon seit einigen Jahren kränklich, hatte sie den Aerzten und ihrer Umgebung doch keine Besorgniß für ihr Leben gegeben. Eine nervöse Krankheit von nur wenigen Tagen hatte sie nun plötzlich dahin gerafft, und der Kaiser und die Königin Maria wurden durch



den Tod ihrer edeln Erzieherin, die sie stets als ihre Mutter betrachtet, in tiefen Schmerz versetzt. Dieser war um so größer, da Karl die geliebte Tante nicht wieder gesehen hatte, und eben mit den Vorbereitungen zu seiner Reise in die Niederlande beschäftigt war, um seine treue und verehrte Statthalterin heimzusuchen. Margaretha war am 20. Januar 51 Jahre alt geworden und die beiden fürstlichen Brüder hatten ihr mit der Meldung der Krönung Ferdinands zum römischen König von Aachen aus Glückwünsche zu diesem Geburtstage durch eine besondre Gesandtschaft zugehen lassen, wobei ihr der Kaiser seinen baldigen Besuch angekündigt. Jetzt betrübte es Karln, daß er nicht von Aachen, wo er ihr so nah gewesen, nach Brüssel gegangen war.

Die zweite unangenehme Kunde war die von den ungeheuern Rüstungen des Großsultans Suleiman, um Deutschland durch Ungarn, und Neapel und Spanien zu Wasser zu überziehen. Durch Briefe und Kundschafter wurde Karl unterrichtet, daß sein Schwager, der König Franz, damit umgehe, ein Bündniß mit Suleiman abzuschließen, wie er ein solches bereits mit den protestantischen Fürsten abgeschlossen hatte, und daß der König Heinrich von England nicht abgeneigt sei, dieses neue Bündniß zu unterstützen, wie er das alte unterstützt hatte. Der protestantische Fürstenbund erhielt dadurch eine früher nicht für möglich gehaltene moralische Stärke, die für Kaiser und Reich nicht ohne drohende Gefahr war. — Der Kaiser traf Vorkehrungen, so viel er vermochte.

Von Prag zog er nach den Niederlanden, um die durch den Tod seiner Tante erledigte Regierung selbst zu übernehmen und zu ordnen. Er fand dort viel Arbeit, bereiste das ganze Land und hielt sich in den einzelnen Städten lange auf. Im Spätsommer ernannte er seine Schwester, die Königin Maria, zu seiner Statthalterin und Nach-

folgerin ihrer Tante und ließ ihr diese ihr schmeichelhafte Erhebung durch eine Gesandtschaft nach Prag melden. Maria brach bald darauf mit einem glänzenden Gefolge auf und wurde vom König Ferdinand einige Tagereisen begleitet. In Köln erwartete sie eine große Anzahl niederländischer Edelleute, vom Kaiser geschickt, um sie mit den größten Ehrenbezeigungen in das Land zu führen, welches zu regieren sie berufen war. Der Kaiser empfing seine schöne Schwester mit großer Auszeichnung in Brüssel und wies sie in die Regierung ein. Ihre Schönheit, ihre Anmuth und ihre bekannte Vorliebe für die Kirchenreformation gewannen ihr schnell alle Herzen. Die stille Schwermuth, die in ihrem Auge lag und sich in den rauschenden Festen, die ihr zu Ehren gegeben wurden, oft genug als tiefer Seelenschmerz in ihren reizenden Zügen ausprägte, erweckte sogar in den jungen Männern eine Art ritterlicher Schwärmerei für die junge Königin, zu welcher im niederländischen Charakter doch sonst so wenig Anlage vorhanden war. Maria's fünfundzwanzigster Geburtstag wurde am 17. September in Brüssel mit einem Glanze gefeiert, welcher selbst dem Kaiser schmeichelte. Er selbst bot Alles auf, diesen Tag zu verherrlichen und ihr den schönen Maurenprinzen vergessen zu machen. Ihre stille Trauer bewies, daß sie ihn nicht vergessen konnte. —

Erst zu Anfang des Winters verließ Karl Brüssel — es wurde ihm so schwer, sich von Marien zu trennen — um nach Regensburg zu gehen, wohin er den neuen Reichstag zusammenberufen hatte. In Mainz aber hielt ihn Kurfürst Albrecht auf, und es gelang diesem geistlichen Fürsten, der bei der Schwäche und dem Schwanken seines Charakters doch niemals der protestantischen Partei und der Kirchenreformation im Herzen ernstlich abgeneigt gewesen war, ihn in Bezug auf die Strenge gegen den schmalkaldischen Bund auf andre Gedanken und andre Entschlüsse zu bringen.

Denn die öffentlichen Dinge hatten sich in einem Jahre unerwartet geändert. Die katholischen Fürsten hatten sich wenig mehr um des Kaisers Pläne bekümmert; jeder war in seinem Lande seinen eignen Interessen nachgegangen; für das allgemeine Interesse zeigten sie sich gleichgültig, der Volkstrieb war unterdrückt, die Lebensadern unterbunden, nirgend etwas weiter, als eine üppige verschwenderische Fürstenwirthschaft, keine Kraft, keine Erhebung, kein Zusammenhalten und Zusammenwirken. Ueberall das traurige Bild moralischer Zerfahrenheit und Zerfallenheit. Dagegen die protestantischen Stände in einem festen drohenden Bund voll steigenden Lebens, voll täglich sich schöner entwickelnder Kraft; die Völker zu den Fürsten haltend, in den freien Städten wachsender Muth, wachsender Gemeinsinn, wachsender Reichthum. Der ganze Norden Deutschlands ergriffen von der reformatorischen Bewegung. Herzog Wilhelm von Baiern im Bunde mit den Protestanten, der König von Frankreich entschlossen sie gegen den Kaiser zu unterstützen, und endlich im Osten die furchtbar gegen Karl sich erhebende Macht der Osmanen. Der Kurfürst hatte über Alles dieses specielle Kunde und bewies dem Kaiser, daß er nur mit Hülfe der Protestanten Suleiman von den Grenzen des Reichs werde zurückwerfen können, daß sie aber entschlossen seien nicht das Geringste für ihn zu thun, wenn die Strenge des augsburger Reichsabschieds gegen sie ferner gehandhabt würde. Jetzt begriff Karl, daß er sich vom Papst hatte verleiten lassen, gegen die Protestanten zu weit zu gehen, und er lenkte von Stund an um. Inne gehalten hatte er eigentlich schon auf den Rath des Königs Ferdinand, der mit einem raschern und richtigern Ueberblick über die Verhältnisse in allen Briefen an den Kaiser in die Niederlande die Gefahr geschildert, welche das harte Auftreten gegen den schmalkaldischen Bund dem Reich bringen müsse. Schon hatte Karl deshalb den Fiscal des Reichskammer-

gerichts angewiesen, mit dem Prozessiren gegen die Protestanten inne zu halten bis zum neuen Reichstag in Regensburg. — Jetzt trieb ihn der allgemeine Schrecken vor den Rüstungen Suleimans zu Unterhandlungen mit den protestantischen Ständen. Der Kurfürst von der Pfalz, welcher nach Mainz gekommen war, um den Kaiser zu begrüßen, und der Kurfürst von Mainz übernahmen die Vermittlung; die Eröffnung des Reichstags wurde verschoben. Die beiden Kurfürsten traten ohne Verzug mit dem Kurfürsten von Sachsen und durch diesen mit den andern protestantischen Fürsten in Verbindung, und es kam zu Anfang April des folgenden Jahres eine Unterredung zu Schweinfurt zu Stande, welche ganz geeignet war, dem schmalkaldischen Bunde zum vollsten Bewußtsein seiner Macht zu verhelfen.

Der Kaiser war nach Regensburg gegangen, und in der Mitte des April wurde der Reichstag eröffnet. Die furchtbare Macht der Umstände verbot von irgend Anderm zu handeln, als von der Türkenhülfe; denn die Kunde von dem bereits erfolgten Aufbruch Suleimans mit einem Heere, wie Europa noch keins gesehen, flog Alles mit Entsetzen erfüllend durch Deutschland. Man erzählte sich, daß der Sultan nichts Geringeres im Sinne habe, als sich ganz Europa zu unterwerfen und Konstantinopel zur Hauptstadt der Welt zu machen. Der Kaiser überzeugte sich bei der Rüstung, daß diese Drohung zur Wahrheit werden könne, wenn die Protestanten nicht das Schwert für ihn zögen, und die Verhandlungen wurden der Nähe wegen nach Nürnberg verlegt. Der heranziehende Sultan brachte die Vereinigung bald zu Stande, die ohne ihn schwerlich erfolgt sein würde. Es kam ein Religionsfriede zum Abschluß, der, wenn er auch die Beschlüsse des augsburger Reichsabschieds nicht aufhob, sie doch aussetzte und die Verfolgung der Protestanten hemmte. Damit war aber die katholische Partei höchst unzufrieden; es kam zu so heftigen



Diskussionen und ihr Zorn wendete sich nicht nur gegen die Protestanten, sondern nun auch gegen den Kaiser selbst, daß dieser von den unaufhörlichen ihm über die Maßen widerwärtigen Zänkereien und Hetzereien ganz leidend und hinfällig wurde. Er war doch erst zweiunddreißig Jahre alt, aber er hatte fast das Aussehen eines Greises. Sein von Natur schwächlicher Körper war verfallen, seine Gesichtszüge bleich, mager und abgespannt. Auf einer Wolfsjagd, die man zu seiner Erholung veranstaltet, stürzte er mit dem Pferde und verletzte sich das linke Bein. Diese Beschädigung hatte einen so schlimmen Verlauf, daß die Aerzte schon der Ansicht waren, der Schenkel werde abgelöst werden müssen. Die Krankheit wurde so gefährlich, daß man für gut fand, ihm eines Nachts die Sakramente zu reichen. Durch ärztliche Kunst war das Uebel endlich fast beseitigt, als es sich durch unzeitige Theilnahme an einer Procession erneuerte. Karl suchte und fand im Bade zu Abach, während des Reichstags, Heilung, aber er war so sehr von Hypochondrie heimgesucht, daß er zu Zeiten keinen Menschen vor sich ließ, selbst seinen Bruder nicht. — Die Beschämung, die ihm die Protestanten bereiteten, wirkte dazu mächtig auf ihn. Denn kaum hatte er sich im Nürnberger Vertrag — obgleich mit innerm Widerwillen — ihnen wieder geneigt gezeigt, als ein erfreulicher Eifer unter ihnen entbrannte, ihm ihren kräftigsten Beistand gegen die Türken angedeihen zu lassen. Nicht nur, daß sie ihre baaren Beiträge ihm schnell einschickten, sie machten ihm auf den Vorschlag des Kurfürsten von Sachsen auch ein sehr ansehnliches freiwilliges Geldgeschenk; die Werbetrommel ging schnell in ihren Ländern und Städten um, und bald darauf bedeckten ihre Heere die Landstraßen nach Wien, dem Versammlungsorte der kaiserlichen Kriegsmacht. Es war rührend zu sehen, wie diese so oft verstoßenen und beleidigten Protestanten, die nichts verlangten, als die Ausübung der

christlichen Religion nach der Vorschrift des Evangeliums, jetzt wieder wetteiferten, ihrem Kaiser, der ihnen schon mehr als einmal so schlecht gelohnt, zu helfen. Die Reichsstädte strengten sich über ihre Kräfte an. Nürnberg hatte ein Fähnlein zum Reichskontingente zu stellen, und es stellte zwei, warb mit einigen Nachbarn noch hundert Reiter, gab 15 Stück grobes Geschütz, 175 Centner Pulver, 1000 Spieße, 200 Harnische und einen großen Vorrath von Mehl; Augsburg gab all sein Geschütz, und das Alles „dem Kaiser zu Ehren und gemeiner Christenheit zum Besten." — Bei weitem nicht solchen Eifer zeigten die katholischen Stände.

Aus Neapel und dem übrigen Italien und aus Spanien kamen große Geldsummen und bedeutende Streitkräfte. Die Königin Statthalterin der Niederlande schickte viel Geld und viel streitbare Männer. Außer Frankreich hatte die ganze europäische Christenheit ihr Contingent zu des Kaisers Heer gestellt. Das deutsche Element war das vorwaltende in dem großen Heere, und in den deutschen Haufen das protestantische. Die große Hälfte der Deutschen waren Protestanten und sie waren die besten Soldaten. Der Kaiser übernahm den Oberbefehl selbst; mit der Gesundheit hatte er Muth und Kampflust gefunden. Er war entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Zum ersten Male sah man ihn an der Spitze eines Heeres. Aber es war ihm nicht vergönnt eine Schlacht zu schlagen. Suleiman, wankelmüthig, wie immer, erschrak vor dem gewaltigen Heere und vor dem Geiste, der es beseelte. Er hatte auf den Geist der Zwietracht unter den Deutschen gerechnet, und er sah den Geist der Eintracht, er sah die glühendste Kampfbegeisterung. Er sandte 15000 leichte Reiter nach Oestreich, die von den Deutschen aufgerieben wurden, er selbst wandte sich nach Steiermark und erschien vor Grätz. Die türkische Großsprecherei von der Eroberung



Europas erfüllte sich als rascher Rückzug. Ehe der Herbst zu Ende ging, war Suleiman wieder in Konstantinopel und Karl auf der Rückreise nach Italien und Spanien. Keiner von den beiden hohen Herrn hatte von diesem mit so großem Geräusch unternommenen Feldzug sonderlichen Ruhm davon getragen.

In Bologna hatte der Kaiser wieder eine Zusammenkunft mit dem Papste. Beide hegten noch größeres Mißtrauen gegeneinander, als bei der ersten. Das Versprechen des Kaisers in Augsburg, den Papst zur baldigen Zusammenberufung eines allgemeinen Koncils zu vermögen, hatte diesen mit großem Mißvergnügen erfüllt, Karls späteres Benehmen gegen die Protestanten es erhöht. Karl bestand jetzt persönlich auf dem Koncil, und Klemens machte deshalb heuchlerische Versprechungen. Sie schieden beide mit der Ueberzeugung von einander, daß ihre sogenannte Freundschaft nicht lange mehr dauern werde.

Zu Anfang des März 1533 reisete der Kaiser über Modena und Mailand nach Genua, überall von den Fürsten auf das Prächtigste empfangen und bewirthet. Am glänzendsten zeichnete sich Andreas Doria in Genua aus, der im verwichnen Herbst mit seiner Flotte die Türken auch im mittelländischen Meere geschlagen hatte. Jetzt führte er den Kaiser auf seinen Galeeren wieder nach Barcelona über. Karl war viertehalb Jahr aus Spanien abwesend gewesen.

13.

Don Raimondo de Granada.

Unter dem Gefolge des Kaisers befand sich Raimund Mohr, jetzt Don Raimondo de Granada genannt. Aus



seiner Haft in Augsburg entlassen, war er in das vom Kaiser geworbene, in der Nähe Augsburgs versammelte Heer eingestellt, das nach Oestreich und gegen die Türken geführt werden sollte. Der Kaiser behandelte ihn gnädig, ließ ihn aber scharf überwachen. Nach Beendigung des Feldzugs wurde ihm eröffnet, daß ihn der Kaiser mit nach Spanien nehmen und dort sein ferneres Schicksal bestimmen werde.

Raimunds Erscheinen am Hofe zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn, ebensowohl seiner ungewöhnlichen männlichen Schönheit, als seines schnell bekannt gewordenen interessanten Schicksals wegen. Denn das Gerücht von seinem Minnehandel mit der Schwester des Kaisers hatte auch den Weg nach Spanien gefunden, und die Schicksale seines Vaters, gerade in dieser Beziehung den seinigen so ähnlich, waren am Hofe Vielen noch im guten Aedenken und wurden durch das Auftreten des Sohnes in der Erinnerung aufgefrischt.

Die Herzen der jungen Donna's am Hofe waren dadurch bald genug für Don Raimondo gewonnen, und manche flammten um so heftiger für ihn, je schwermüthiger er aussah, je zurückhaltender er auftrat. Mit der größten Theilnahme hörten sie die Versicherung, der Kaiser habe dem schönen Morisko seine besondre Gnade zugewendet und werde ihm alle Güter und Besitzungen seines Vaters zurückgeben und ihn zur Würde eines spanischen Grands erheben. Raimund hätte an die Thür eines Grafes oder Marquez anklopfen dürfen, um sich die Tochter des Hauses zur Gemahlin zu erbitten, er wäre überall mit Freuden aufgenommen worden. Aber der interessante Gegenstand so vieler stillen Wünsche blieb unberührt von aller Schönheit, von aller Freundlichkeit und wollte keine Annäherung, keinen Wink verstehen; kalt und theilnahmlos ging er durch die glänzenden Hoffeste, selbst daß die Kaiserin ihn



auszeichnete, schien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Stets lagerte die Wolke der Schwermuth auf seiner hohen Stirne. Dem Kaiser, der ihn nie aus den Augen ließ, schien diese Stimmung seines Schützlings auf der einen Seite zu gefallen, auf der andern war sie doch auch geeignet, ihm Besorgnisse einzuflößen. So streng auch die Mauren in Granada überwacht und durch die eiserne Hand des Despotismus und die feurige Hand der Inquisition niedergehalten wurden, so war damit doch die Despotenfurcht in Karls Brust nicht erstickt, die Mauren möchten mit ihren Brüdern in Afrika in geheimer Verbindung stehen, und eines Tages eine mächtige Erhebung des in den Staub getretenen Volks erfolgen, und Raimund ihm dann der gefährlichste Mensch in Spanien werden. Wenn Suleiman der Sieg zu Land und zu Wasser geglückt wäre, so würde diese Erhebung zweifelsohne erfolgt sein. Wer bürgte dafür, daß dem Beherrscher des Ostens nicht ferner ein solcher Sieg dennoch glücke? Schon gestalteten sich die Verhältnisse ungünstig für den Kaiser. König Franz, der zu dem alten Groll gegen Karl nur Erbitterung über das durch den Letztern in Italien hervorgerufene Bündniß mit dem Papst und den italienischen Fürsten geschöpft hatte, näherte sich dem Papste, und es kam zwischen ihnen ein Verhältniß zu Stande, welches den Kaiser beunruhigen mußte. Ja, Franz ging so weit, dem Papste eine eheliche Verbindung zwischen seinem zweiten Sohne Heinrich mit der Nichte des Papstes, Katharina von Medici, Schwester des Herzogs Alexander, anzubieten. Die Enkelin eines Kaufmanns mit einem Königssohne verbunden! Daran war zu erkennen, wozu Franz entschlossen war, um Karln zu schaden. — War er nicht fähig auch neue Verbindungen mit Suleiman einzugehen? Und wurde der Seeräuber Chair-Eddin in Algier nicht immer frecher und mächtiger zur See? Wenn nun noch diese verschiedenen Kräfte und

Interessen sich vereinigten, so war es nicht zweifelhaft, daß das maurische Interesse seinen Mittelpunkt in Raimund finden würde. Der Kaiser mußte sich des finstern Menschen — war es schwer zu errathen, worüber er brütete? — für immer entledigen, um vor seinen und der Mauren Plänen sicher zu sein und doch gebot ihm die von ihm heilig gehaltene Pietät, den letzten Willen seines Vaters in Bezug auf Don Alfonzo de Granada gewissenhaft zu erfüllen. Karl fand Mittel und Wege diese beiden sich so schroff widersprechenden Interessen zu vereinigen und sich selbst wie dem Maurenprinzen genug zu thun. Er nahm seine Maßregeln.

Mit dem Kaiser war auch Marx von Bübenhoven nach Spanien gekommen, doch hatte er sich nur kurze Zeit am Hofe in Toledo aufgehalten und war dann nach dem Süden des Landes gereist, um Unternehmungen des Kaisers auf Bergbau zu betreiben, zu welchem Zwecke ihn Karl nach dem Tode seiner Tante für seine Dienste gewonnen hatte. Raimund hatte ihn in Toledo nur flüchtig begrüßt und später nicht erfahren, wohin er auf des Kaisers Befehl gegangen.

Im Herbste ging der Kaiser der Jagd wegen in das Königreich Murcia und nahm nur ein kleines Gefolge mit, zu welchem auch Raimund auserwählt wurde. Im nördlichen, gebirgigen und waldigen Theil der Provinz wurde eine Woche lang gejagt und die Gastfreundschaft der Edlen in Anspruch genommen. Eines Tages aber entließ der Kaiser all seine Begleiter bis auf Raimund, und indem er jene nach der Hauptstadt Murcia sandte und ihnen befahl, ihn dort zu erwarten, wandte er sich mit diesem in das obere Thal der Segura, wo sie Abends ein altes maurisches Bergschloß erreichten, versteckt in der öden Wildniß eines von hohen Felsen eingezäunten Seitenthals.

Raimund konnte nicht begreifen, was der Kaiser mit ihm vorhabe, indem er ihn in die schier schauerliche Einsamkeit dieses verfallenden Schlosses führte, und die Ahnung durchzuckte ihn, ob dieses Felsennest wohl gar zu seinem künftigen Gefängniß bestimmt sei. Hatte Karl vielleicht in seiner Seele gelesen?

Ein Zimmer war hell erleuchtet, als sie durch das Thor ritten, und es dünkte Raimunden, als sei der Hof von Menschen belebt. Diener nahmen ihnen die Pferde ab; einer derselben führte Raimunden in ein hohes düsteres Zimmer, das durch eine dürftige Kerzenflamme nur noch unheimlicher wurde. Der Kaiser war abhanden gekommen, Raimund hatte nicht bemerkt, wie und wohin. Raimund fröstelte; es war ihm seltsam bänglich zu Sinne. Die Zeit ging mit bleiernen Füßen; die schauerliche Stille wurde nur dann und wann durch einen fernen Laut oder durch ein Geräusch unterbrochen, die dem Einsamen nur unbestimmte Vermuthungen vergönnten. Er wurde immer aufgeregter und verstimmter; das Herz klopfte ihm hörbar in der Brust. So mochte ungefähr eine Stunde vergangen sein, als der Diener wieder eintrat.

„Donna Karlotta d'Austria, die Herrin dieses Schlosses, läßt Euch ersuchen an ihrer Tafel Platz zu nehmen und mir in den Speisesaal zu folgen."

Raimund gehorchte stumm und stieg hinter dem ihm vorleuchtenden Diener eine steinerne Treppe hinauf; eine Thüre wurde geöffnet, er trat in ein hohes weites mit vielen Kerzen hell erleuchtetes Gemach. Er sah nur wenig Menschen. Zwischen dem Kaiser und Bübenhoven trat eine prächtig gekleidete Dame auf ihn zu. Als seine Augen auf sie fielen, durchzuckte ihn ein freudiger Schrecken. Karlotta war's, seine Karlotta, die vor ihm stand, ihn selig anlächelte, ihm die Hand zum Willkommen bot. Der Kaiser nahm sie an der einen Hand, Bübenhoven an der

andern. Der Erstere sprach zu Raimunden: „Sie ist meine Tochter, und ich gebe sie dir zum Weibe. Du hast die Prüfung gut überstanden.“ Der Andre sprach: „Sie ist meine Enkelin und ich gebe ihr und dir meinen Segen.“ Aus dem Hintergrunde trat noch eine Dame, es war Zaroya: „Sie ist auch meine Enkelin; ich habe ihre Mutter geboren. Ich bin aus dem Königsgeschlecht meines Volkes entsprossen, wie du aus dem der Mauren von Granada. Sie ist dir ebenbürtig in jeder Beziehung, und der Kaiser hat ihr seinen Geschlechtsnamen gegeben und sie zur Marquese erhoben. Sie heißt Donna Karlotta d'Austria.“

Raimund war bestürzt und fast betäubt, die Freude konnte bei ihm nicht zum Ausbruch kommen. Der Kaiser kam seiner Befangenheit zu Hülfe. „Jetzt erleichtert Euere Herzen durch heitres Plaudern! Kein Zeuge, kein Lauscher soll Euch stören. Eine Stunde habt Ihr Zeit dazu, dann wartet Euer der Priester und der Traualtar.“

Karlotta führte den Geliebten in ein andres Zimmer, wo der Mund des schönen Paars bald von den Gefühlen ihrer Brust überfloß und sie sich gegenseitig ihre Schicksale seit dem augsburger Reichstag mittheilten. So langsam die vorhergehende Stunde dem harrenden Raimund geschwunden war, so schnell verflog ihm diese. Selig traten die Liebenden auf Zaroya's Einladung in den Saal zurück, wo unterdessen der Altar hergerichtet war, vor welchem ein Priester ihrer wartete. Es war Raimunden wie ein Traum, aus welchem er zu erwachen fürchtete, als er die Geliebte, deren Verlust er so schmerzlich betrauert hatte, als seine Gattin im Arme hielt, beglückwünscht vom Kaiser, den er noch nie so heiter und froh gesehen, und von den übrigen Verwandten. Der Kaiser führte die Braut zur Tafel. Kaum saß die kleine Gesellschaft an derselben, als die Thür aufgethan wurde, eine rauschende lustige



Musik erschallte und ein buntes Völkchen paarweise herein tanzte. Es waren die Zigeuner, die der Kaiser bestellt hatte, ihrer jungen Fürstin die Brautlieder zu singen. Unter Gesang und Tanz verstrich der Abend. Alle vergaßen, daß der größte Herrscher der Welt unter ihnen war; Karl hatte den Purpur abgelegt und war nichts weiter als ein glücklicher Mensch.

Am folgenden Morgen sprach er zu Raimund: „Ich habe dich zu meinem Statthalter von Hispaniola ernannt und du wirst in wenigen Tagen mit deiner Gattin auf einem Schiffe abreisen, welches im Hafen von St. Lucar segelfertig liegt. In Karthagena erwartet Euch ein Küstenschiff, welches Euch nach St. Lucar bringen wird. Bübenhoven wird Euch dahin begleiten. Francesco Pizarro hat auf dem Festlande der neuen Welt reiche Länder entdeckt und sie theilweise für die Krone Spanien erobert. Es hängt von deinem Betragen ab, daß ich dich vielleicht bald zum Vicekönig jener Länder erhebe."

Kaum hatte Raimund diese inhaltschweren Worte vernommen, als er ihren ganzen Sinn begriff. Der Kaiser hatte ihn zwar durch Karlotten an seine Person gefesselt und ihn zur Dankbarkeit verpflichtet, aber er sollte nichtsdestoweniger für immer aus Spanien entfernt und über das ungeheure Weltmeer in jene Länder verbannt werden, welche noch immer aus der Ferne sich halb wie eine Fabel ausnahmen. Er wußte, weshalb er fortgeschickt wurde, und die alte Bitterkeit trat ihm wieder ins Herz; aber es blieb ihm keine Wahl; er mußte gehorchen. Und damit er nicht entwischen könne, wurde ihm Bübenhoven als Wächter mitgegeben. Er sah, daß er des Kaisers Gefangner war. Die Enttäuschung war ihm fürchterlich. Die kostbaren Geschenke, die der Kaiser zurückließ, konnten Raimunds Schmerz nicht stillen, der ihn um so verzehrender marterte, je weniger er wußte, was er sich von Kar-

lotten zu versehen hatte. War auch sie im Dienste ihres Vaters, und durfte er ihr anvertrauen, was ihm das Herz so mächtig bewegte? Doch in dieser peinlichen Ungewißheit sollte er wenigstens nicht lange bleiben. Er konnte Karlotten seine Mißstimmung nicht verbergen, und zu seinem Troste erfuhr er von ihr, daß sie weniger die Tochter des Kaisers, als sein Weib, sein ihn mit ganzer glühender Seele liebendes Weib war. Auch sie war mit der Verfügung des Kaisers unzufrieden, aber sie vermochte so wenig, als er, etwas daran zu ändern.

Bübenhoven drängte zur Abreise, und schon am folgenden Tage verließ das junge Ehepaar in seiner Begleitung das einsame Schloß. Sie hatten eine Landreise von sechs Tagen bis nach Karthagena. Ein paar Maulthiere, mit ihrem Eigenthum bepackt, folgten ihren Pferden. Am dritten Tag der Reise wurden sie von einem schmucken Reiter eingeholt, dem Anschein nach einem Edelmanne des Königreichs, der nach der Hauptstadt zu reisen vorgab. Er unterhielt sich eine Zeitlang mit ihnen und zeigte sich über die Verhältnisse des Landes gut unterrichtet. Doch sprach er mehr mit Bübenhoven, mit welchem er vorausritt. In einem Orte, wo sie anhielten, um sich und die Pferde zu stärken, benutzte der Fremde die Gelegenheit, als Bübenhoven sich entfernt hatte, Raimunden einen Brief mit den Worten zuzustecken: „Leset dies. Ich weiß wer Ihr seid. In Karthagena erwarte ich Euere Antwort.“

Raimund ging bei Seite und las: „Wenn Ihr — was mehr als wahrscheinlich ist — lieber nach Afrika zu Euerm Vater, zu Verwandten und Freunden und zu Euerm Volke, die Euch alle mit Sehnsucht erwarten, gehen wollt, als nach Westindien, wo Euer ein trauriges Schicksal erwartet, so geht am Abend nach Euerer Ankunft in Karthagena östlich vom Hafen am Ufer des Meeres etwa eine Viertelmeile entlang. Der, welcher Euch diesen



Brief übergeben, wird Euch dort begegnen und Euch nähere Eröffnungen machen, Euch auch Briefe Eueres Vaters, des Dei von Algier und seiner Gemahlin Suleima übergeben. Es wird Sorge getragen werden, daß Euer Begleiter und Beaufsichtiger, der Junker von Bübenhoven, Euch nicht folgen kann."

Eine schöne Hoffnungssonne ging dem Verzweifelten in diesen Zeilen auf. Freudestrahlend gab er bald darauf dem Fremden ein zustimmendes Zeichen, worauf sich dieser bald von ihnen trennte.

In Karthagena angekommen, überzeugte sich Raimund, daß Bübenhoven den Befehl habe, ihn nicht aus den Augen zu lassen; denn er begleitete ihn auf jedem Schritt. Das Schiff, welches sie nach St. Lucar bringen sollte, lag in Bereitschaft und hatte nur auf sie gewartet, um in der Frühe des andern Morgens den Anker zu lichten. Die Reisenden sollten Abends an Bord gehen; so hatte es Bübenhoven angeordnet. Raimund begriff nicht, wie er sich losmachen solle; doch vertraute er dem Worte des Fremden. Plötzlich trat ein reich gekleideter Herr in das Hafenhaus, wo die Reisenden verweilten. Er hatte kaum die Augen auf Bübenhoven fallen lassen, als er hastig auf ihn losschritt, ihn an der Schulter faßte und in barschem Tone sagte: „Ihr seid der berüchtigte Seeräuber Sinan, genannt der Jude, der Schiffsaga Chair-Eddins und mein Gefangner. Ich verhafte Euch im Namen des Kaisers und Ihr müßt mir unverzüglich zum Richter folgen."

„Ihr irrt Euch in meiner Person," versetzte Bübenhoven ruhig. „Ich bin selbst ein Diener des Kaisers."

„Das müßt Ihr vor dem Richter beweisen. Ihr habt mir unverzüglich dahin zu folgen, und wenn Ihr Euch sträubt, so stehen die Alquacils vor der Thüre, welche Euch zwingen werden."

Bübenhoven bat Raimund eine kurze Zeit zu verziehen;



der Irrthum werde sich schnell aufklären. Kaum war er fort, als Raimund Karlottas Arm nahm und mit ihr die bezeichnete Richtung am Ufer hin einschlug. Karlotta's Neugierde forschte vergebens nach dem Grunde dieses Ganges. „Du wirst ihn bald genug erfahren,“ tröstete sie ihr Gatte.

Sie waren noch nicht weit gegangen, als ihnen ein Schiffer begegnete und auf sie zutrat. Sie erkannten den Fremden wieder.

„Hier ist der Siegelring Eueres Vaters!“ sagte dieser, nachdem er sie mit Herzlichkeit begrüßt und ihnen einen prächtigen Ring hinhielt, in dessen Stein Raimund die Granade erblickte. „Die Briefe findet Ihr in einem Boote, das nicht weit von hier in einer Bucht versteckt liegt. Dort werdet Ihr auch einen alten Bekannten sehen, der Euch die erwünschtesten Nachrichten über die Euerigen in Algier mittheilen wird.“

Raimund und die staunende Karlotta beflügelten ihre Schritte, von dem geheimnißvollen Fischer geführt. Sie erreichten mit der Nacht das Boot. Ein andrer Schiffer sprang ihnen entgegen und ergriff Raimunds Hand. Dieser stieß einen Schrei der Ueberraschung aus. Martin van der Voort war's, der vor ihnen stand und rief: „Ich grüße Euch im Namen Sidi Alnayars, deines Vaters, Chair-Eddins und Suleima's, ich grüße dich selbst! Tretet herein und leset die Briefe der Euerigen, unterdessen wird Sinan, der Befehlshaber des eine Meile von hier auf der Meereshöhe kreuzenden Schiffes, bei uns sein. Oder willst du lieber, daß ich dir meine Schicksale erzähle, seit wir uns nicht gesehen?“

Sie bestiegen das Boot. Eh' aber Raimund Zeit fand, die Briefe zu lesen, sprang jener stolze Fremdling, welcher Bübenhoven zum Richter geführt hatte, in das Fahrzeug. Im Nu setzten sich die Ruder in Bewegung, und das Boot



schoß in die dunkle See hinaus. Bald aber stieg der Mond aus den Wellen empor und sein Licht zeigte ihnen ein prächtiges Schiff. Ein Pfiff wurde dort beantwortet. Sie legten an und erstiegen auf der herabgeworfenen Leiter die Goelette, die sofort alle Segel beisetzte. Am dritten Tage lief sie im Hafen von Algier ein.

14.

Barbarossa's Eroberung von Tunis.

Zu jener Zeit war das ungeheure Gebiet von Tunis der reichste und blühendste der Staaten an der nordafrikanischen Küste. Sein Gebieter, der König Mahmed, ein hochbejahrter Greis, hatte mit den Frauen seines Harems vierunddreißig Söhne erzeugt.

Die Favorite Zaide wußte den von ihr beherrschten Dei zu der Ungerechtigkeit zu bestimmen, daß er ihren Sohn Mulei-Hassan, einen der jüngsten der Prinzen, öffentlich und gesetzlich zu seinem Nachfolger ernannte. Aber dieser Mulei-Hassan war ein Ungeheuer. Kaum hatte er durch seine Mutter das Ziel, nach welchem er gestrebt, erreicht, als er seine fürstliche Wirksamkeit damit begann, seinen Vater zu vergiften, damit dieser nicht etwa die Verfügung hinsichtlich der Thronfolge wieder ändern möchte, und alsbald nach Mahmeds Tode ließ er seine Brüder einfangen und umbringen. Einer der Aeltesten, Alraschid, hatte aber Mulei-Hassans Plan durchschaut und sich glücklich zu den Beduinen der großen Wüste gerettet. Es gelang ihm, die Scheiks einiger Stämme für seine Sache zu gewinnen und mit ihrer Hülfe Versuche zu machen, den grausamen Mulei-Hassan vom Thron zu stürzen und sich

selbst darauf zu setzen. Aber die Söhne der Wüste wurden vom Heere des jungen Königs geschlagen, und Alraschid konnte sich der Gefahr, von ihnen an Mulei-Hassan ausgeliefert zu werden, nur durch schnelle Flucht entziehen. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als nach Algier zu gehen und Chair-Eddins Gastfreundschaft und Hülfe in Anspruch zu nehmen. Dies ereignete sich im Herbste des Jahres 1534. Chair-Eddin nahm den um Schutz Flehenden mit allen Zeichen der Ehrerbietung und Freundschaft auf und machte ihm die glänzendsten Versprechungen. Kurz zuvor war Chair-Eddin vom Padischah Suleiman nach Konstantinopel eingeladen worden, und als Alraschid nach Algier kam, traf der Dei eben seine Vorkehrungen zu der großen Seereise. Suleiman hatte endlich durch Schaden einsehen gelernt, wie nöthig es sei, eine tüchtige Flotte gegen Neapel und Spanien auszurüsten und ihr einen Anführer zu geben, der an Kenntniß des Seekriegs und an Tapferkeit dem berühmten Andreas Doria nichts nachgebe und ihm die Spitze bieten könne. Es gab nur einen solchen Mann unter den Gläubigen: Chair-Eddin Barbarossa. Aber Suleiman war neidisch auf den außerordentlichen Ruf dieses Fürsten; er mochte keine Größe neben sich dulden; er wollte allein der Besieger des mächtigen Kaisers Karl sein und einem Andern nichts vom Ruhme dieses Sieges gönnen. In diesem Neide war der Grund zu suchen, weshalb der Sultan immer noch nicht auf die Vorschläge und Anerbietungen Chair-Eddins, Suleimas und Eleonorens eingegangen war. Die letzten Jahre hatten ihn aber gewitzigt. Eleonore van der Voort, die in seinem Harem lebte und der Hauptkundschafter und Berichterstatter über die europäischen Verhältnisse war, drang endlich mit ihrer Stimme durch. Im Divan wurde beschlossen, dem Dei von Algier die Bildung und den Oberbefehl einer neuen großen Flotte aufzutragen und ihn nach Konstantinopel zu rufen. Mit

dem Staatsboten, welcher dem Dei den Befehl des Großsultan überbrachte, reiste Eleonore nach Algier.

Eleonore van der Voort und Agnes von Kardona sahen sich wieder und hielten sich umarmt, zwei Frauen vom kühnsten Geiste und sich geistig verwandt in Entwerfung und beharrlicher Verfolgung außerordentlicher und abenteuerlicher Pläne und in dem unablässigen Anstreben nach demselben Ziele, dem Sturz des östreichischen Fürstenhauses, wenn auch aus ganz verschiedenen Beweggründen. Diese beiden Frauen, in ihren Charakteren so gänzlich verschieden, hatten sich doch, die Eine, wie die Andre, des weiblichen Charakters so entäußert, daß sie vor keiner That, die selbst die abgehärtetsten Männerherzen erbeben macht, zurückwichen, um ihre zügellosen Leidenschaften zu befriedigen. Aber die Eine handelte aus glühender schwärmerischer Liebe für ein edles niedergetretenes Volk, dessen Tochter sie war, die Andre aus glühender Rache für erlittene Schmach, die sie doch selbst verschuldet und indem sie das niedergetretene Volk, dessen Tochter sie war, aus den Fesseln, die ihm unwürdige Machthaber angelegt, befreien zu wollen vorgab, würdigte sie selbst den gemißhandelten Genius der Freiheit zum Befriediger ihres Rachedurstes herab. Jene war von einer Abenteuerin zur Gemahlin eines geistesstarken thatkräftigen Fürsten emporgestiegen; diese aus glänzenden Verhältnissen zur verwegensten Abenteuerin herabgesunken. So sahen sie sich wieder. Eleonore hatte fast schon das Aussehen einer Greisin, obgleich sie erst vierundfunfzig Jahre alt war, aber ungeheure Strapazen hatten ihre Spuren in diese einst so schönen Züge verwüstend eingegraben, nachdem sie von Donna Juana's mörderischer Scheere zuerst durchwühlt worden waren. Nichts desto weniger war sie immer noch eine stolze Gestalt. Agnes, oder vielmehr Suleima, zwölf Jahre jünger, hatte sich neben der imponirenden Würde

ihrer Gestalt auch noch einen großen Theil ihrer Schönheit erhalten oder vielmehr wiedergewonnen.

Jetzt wollten sich diese beiden Frauen vereinigen, um die Welt in Flammen zu setzen.

Sie theilten sich einander ihre Schicksale und Erlebnisse mit.

„Ich habe eine Wiedergeburt erfahren, wie selten ein Weib,“ sagte Suleima. „Ich hatte mich meines Volkes, meines Zieles, ja meiner selbst unwürdig gemacht, ich hatte mich an dem verhaßten Gegenstand meiner schmählichen Leidenschaft, jenen elenden Markgrafen von Brandenburg, gerächt, aber nun war mir das Leben zuwider, und ich stürzte mich in das Meer, um den Tod zu suchen, der noch mein einziger Wunsch war. In der Meerbucht, in welcher ich sterben wollte, lag die Barke eines Raubschiffes Chair-Eddins. Er selbst war's, der mich für todt aus dem Wasser zog, und stundenlang lag ich besinnungslos. Als ich die Augen aufschlug, stand mir der kühne Seeheld gegenüber und begrüßte mein neues Leben mit Jubel. Ich befand mich auf seinem Schiffe, und er führte mich nach Algier in seinen Harem. Mein früheres Leben war gleichsam untergegangen im Meere, und als eine Wiedergeborne stieg ich daraus empor. Nun erst fand ich die mir angemessene Bestimmung; ich war die Favorite eines Mannes, der mich verstand und für die Triebe meines Geistes nicht nur die entsprechenden Triebe im eignen Geist, sondern auch die starke ausführende That, den kräftigen Willen und die mächtige Stellung hatte. Wir erkannten schnell, daß wir für einander geschaffen waren, und wir haben unser Leben dieser Erkenntniß gemäß eingerichtet. Wäre der Sultan Suleiman auf unsre Pläne eingegangen, er wäre jetzt Herr von Europa, und er wird es noch werden, wenn er es jetzt nicht verschmäht, wie seine Einladung zu beweisen scheint, darauf einzugehen.“



„Er wird es nicht. Der Vezier hat sich endlich überzeugt, daß ich Recht hatte. Er war mein Gegner. Nun haben sie den Schaden und werden es besser machen. Um etwas Großes zu vollbringen, gehört der rechte Mann an den rechten Ort. Glaube mir, von Suleiman ist mehr Geschrei, als er werth ist. Ein wildes Strohfeuer, weiter nichts. Ins Maßlose ausschweifende Selbstüberschätzung mit dem prächtigsten Wortschwall. Soll's zur That kommen, sind plötzlich die Sterne nicht günstig. — O, wenn ich je den rechten Mann für mich gefunden hätte, wie du: was hätten wir zusammen ausgerichtet! Nur wahre Geistesgröße ist zum Herrschen geboren; die Natur hat ihr den Stempel der Hoheit und Macht auf die Stirn gedrückt, und Alles, was sie unternimmt, ist groß und gut, wenn es der beschränkte Verstand der Massen auch nicht begreift. — Sieh, ich war eine geborne Königin, wie du; aber mir bot kein geborner König die Hand zur Rettung und Vereinigung. Auch ich lernte einen großen geistesstarken Mann kennen, einen gebornen König, einen Einzigen. Aber nicht mir bot er die Hand, sondern meiner jüngern und schönen Schwester. Er hieß Gaismeier und hätte Beherrscher seines Vaterlandes Tyrol werden müssen. Aber er erlag seinem Geschick. Ich habe keinen zweiten wieder gefunden. — Doch sage, wo ist meine Schwester Martha?"

„Beim Sidi Alnayar in Konstantine. Alnayar hat sich die große Aufgabe gestellt, das fruchtbare Land auf europäische Weise bebauen zu lassen und verwendet dazu zahlreiche Christensklaven. Martha ist seine Pflegerin; denn er ist alt geworden. Als sie ihr Geschick vor sechs Jahren an die Küste von Algier führte, kam sie ihm wie gerufen. Er bedurfte einer Christin, wie sie ist, für sein Haus, und sie hat sich gut in ihre Lage gefunden."

„Wohl ihr, daß auch sie im Ruhehafen eingelaufen!

Sie war nicht für große Dinge geschaffen. Ich werde sie sehen und mich freuen. — Lebt Raimund bei seinem Vater?"

„Ja, aber ihm gefällt die ruhige Einförmigkeit dieses Lebens nicht. Er richtet den sehnsüchtigen Blick nach Spanien hinüber. Die Krone von Granada ist das Ziel seiner heißen Wünsche, und Martin nährt seine Hoffnungen mit den Nachrichten, die er ihm von unserm Volke drüben oft bringt. Denn dein Sohn ist unermüdlich, wie du selbst, und uns von unschätzbarem Werth. In den mannichfachsten Verkleidungen durchirrt er das Meer und die Küstenländer. Er ist unser bester Kundschafter in Spanien und Neapel, er unterhält unsre Verbindung mit dem Könige von Frankreich. Und wo es reiche Beute zu machen gibt, weiß er stets anzugeben. Chair-Eddin und ich halten ihn hoch."

„Es freut mich, sein Lob zu vernehmen. Ich habe Lust ihn auf seinen Fahrten zu begleiten. Ja, auch ich werde in Spanien für unsere Zwecke persönlich zu wirken suchen."

Es wurden vorläufig mancherlei Pläne von den beiden Frauen verabredet. Diesen unbestimmten Plänen gab Alraschids Erscheinen am Hofe in Algier bald genug bestimmte Gestalt und Richtung. Es stellte sich nämlich schon am ersten Tage seines Aufenthaltes für die Herrscherfamilie klar heraus, daß der Prätendent des Thrones von Tunis ein sehr mittelmäßiger Kopf, ein sehr gewöhnlicher Mensch war, der kein andres Recht vor seinem jüngern Bruder aufzuweisen hatte, als das der frühern Geburt, welches aber eben kein Recht war. Inzwischen behauptete er eine starke Partei in Tunis zu haben, welche Mulei-Hassan durch furchtbare Grausamkeiten täglich vermehre.

„Der Thron von Tunis muß dein werden!" rief Suleima ihrem Gemahl zu, als er allein in ihren Gemächern



war. „Du mußt diese Länder zu einem großen Königreich vereinigen. Dann bist du der gewaltige Herr des Meeres bis an die Pforten von Neapel und Rom, dann steigst du ungehindert an den Küsten Spaniens und Frankreichs ans Land. Spanien und Neapel sind in deine Hand gegeben, und mit Suleiman im Bunde wirst du das Christenkreuz unter deine Füße werfen und den stolzen Habsburger vernichten."

Sie gab ihm den Weg an, wie er sich in Besitz von Tunis zu setzen habe, und Chair-Eddin umarmte entzückt das kühne umsichtige Weib.

Der Dei machte dem Fürsten Alraschid den Vorschlag, mit ihm nach Konstantinopel zu reisen, um den Großsultan für seine Angelegenheit zu gewinnen. Wenn eine Flotte des Großherrn ihn nach Tunis zurückbringe, werde Mulei-Hassan ohnmächtig die Flucht ergreifen. Diese Aussicht schmeichelte Alraschids Wünschen ungemein; er ging in die künstlich verdeckte Falle und bestieg das Schiff, welches ihn mit Chair-Eddin nach der hohen Pforte führte. Zuvor aber ließ er seine Anhänger in Tunis durch einen geheimen Boten unterrichten, er werde bald mit einer türkischen Flotte kommen und mit einem starken Heere den Thron seiner Väter in Besitz nehmen.

Chair-Eddin, der gewandte Grieche, spielte am Hofe des Großherrn seine Rolle vortrefflich und wußte den eiteln Suleiman, den Großvezier, die schöne Roxelane und alle Personen von Einfluß durch geschmeidiges unterwürfiges Wesen für sich zu gewinnen. Suleiman, glühend vor Begierde, Europa zu erobern, beauftragte den Dei mit der Bildung der Flotte. Der Angriffsplan auf Neapel und Südspanien wurde verabredet. In diesen Eroberungsplan paßten die Ereignisse vortrefflich. Tunis war ein selbstständiges Königreich. Chair-Eddin wußte dem Sultan begreiflich zu machen, daß dieses große Reich ihm ebenfalls

unterworfen werden müsse, wie Algier, um Einheit der Kräfte zu erzielen. Sei Suleiman Herr der nordafrikanischen Küstenländer, dann habe die Flotte einen Hintergrund, der sie unüberwindlich machen müsse. Gut geführt, werde sie ihm dann bald auch die europäischen Küstenländer des Mittelmeers unterwerfen. Suleiman war entzückt von dieser Aussicht. Chair-Eddins Plan wurde genehmigt.

Mit scheinbar überschwenglicher Großmuth versprach der Großherr dem hülfesuchenden Fürsten von Tunis jede Unterstützung. Die Flotte, welche ihn heimführen, das Heer, welches ihn auf den Thron setzen sollte, wurden vor seinen Augen ausgerüstet. Alraschid sah sich im Geist schon auf dem Throne. Der unglückliche Thor! In der Stunde, in welcher die Flotte absegelte, als er schon von seinem hohen Gönner sich verabschiedet hatte, wurde er verhaftet und in einen Kerker geworfen, den er nur als Leiche wieder verließ.

Suleima hatte unterdessen Alraschids Partei in Tunis mit immer neuen Hoffnungen zu nähren gewußt. Ihre geheimen Sendboten überbrachten die günstigsten Nachrichten. Bald bewährte sich ihre Wahrheit. Wie ein Sturmwind vor dem Gewitter flog die Kunde von dem Herannahen einer großen türkischen Flotte unter Chair-Eddins Führung über das Mittelmeer und die Länder zu beiden Seiten desselben, und verbreitete Furcht und Schrecken. Die Küsten von Kalabrien und Sicilien wurden von Chair-Eddin verwüstet, die Insel Malta, erst vor vier Jahren dem Johanniter-Orden vom Kaiser Karl übergeben, wäre fast in die Hände des großen Seeräubers gefallen, der sich eines Tags mit zweihundertundfunfzig stolzen Schiffen im Meerbusen von Tunis vor Anker legte. Er setzte seine Völker ans Land, und die Festung Goletta, welche den Meerbusen beherrscht, fiel schon am folgenden Tage durch



den Verrath ihres Befehlshabers in seine Hand. Er ließ überall bekannt machen, er führe Alraschid auf der Flotte und handle in seinem Namen. Der Fürst liege krank auf dem Admiralschiff. Mit dieser Kunde ließ er die Stadt auffordern, sich ihm zu ergeben.

Alraschids Partei, schon längе geschickt auf die Ankunft ihres Hauptes vorbereitet, erhob sich mit den Waffen in der Hand. Die übrige Bevölkerung, müde der kindischen Grausamkeit Mulei-Hassans, schloß sich ihr an. Ganz Tunis rief nach dem Befreier Alraschid, und der junge Tyrann konnte nur das nackte Leben durch die eiligste Flucht retten. All seine Schätze blieben zurück. Jubelnd wurden die Thore dem großmüthigen Befreier Chair-Eddin geöffnet, und er zog in der Mitte seiner Krieger ein und verfügte sich auf die Citadelle, welche die Stadt beherrschte.

Immer und immer ertönte Alraschids Name auf den Straßen, aber vergebens sah sich die begeisterte Menge nach ihm um. „Wo ist er?" — „Auf dem Admiralschiff!" — Hunderte segelten auf Booten hinaus. Er war nirgend zu finden, und die Türken verlachten die Betrogenen mit Hohn. Neues Geschrei erhob sich, der fürchterliche Betrug war offenkundig. Alles lief wüthend zu den Waffen und stürmte mit Verwünschungen Chair-Eddins gegen die Citadelle. Der schlaue Dei war auf diesen Anfall vorbereitet. Ein mörderisches Feuer aus den Kanonen der Veste empfing sie, warf sie nieder, jagte sie in die Flucht. Die ungeordneten Haufen zerstoben; Chair-Eddin war Herr der Stadt und des Landes. Mit Trompetenschall ließ er verkünden, daß er Tunis für seinen Herrn den Großsultan Suleiman in Besitz genommen, und daß Jedermann diesen als Landesherrn und Gebieter zu huldigen habe. Ebenso ihm, dem Dei von Algier, als Statthalter und Unterkönig.

Und die Tunesen huldigten. Der Streich war geglückt. Das Land lag zu den Füßen des Seeräubers, und Suleima hielt ihren prächtigen Einzug.

15.

Ein romantischer Plan des Kaisers.

Kaiser Karl hielt Hof in der Alhambra zu Granada. Er erachtete seine Anwesenheit in der alten maurischen Königsstadt für nothwendig, um jedes aufrührerische Gelüst des Moresken-Volks im Keim zu ersticken. Eine drohende Heeresmacht deutscher Reiter und Landsknechte hatte ihn begleitet. Die blutigste Strenge hing über dem armen Volke der Araber. Aber hoffend blickte es nichtsdestoweniger nach Afrika hinüber, von wo es seinen Retter erwartete. Chair-Eddin Barbarossas Name war nach der Eroberung von Tunis im Munde aller Mauren in Spanien, und die Gerüchte von seinem Thun und Treiben überboten sich in Seltsamkeit und Abenteuerlichkeit. Er werde mit furchtbarer Heeresmacht nach Spanien herüberkommen, hieß es, und einen jungen König aus dem alten Herrscherstamme herüberführen und auf den Thron setzen und das Land für ihn erobern. Dann werde er Neapel gewinnen und der Herrschaft des Kaisers in diesen Ländern ein Ende machen. Er werde den Papst aus Rom treiben und den Islam zur Herrschaft bringen. Denn zu gleicher Zeit werde der Sultan Suleiman über Ungarn in Deutschland einfallen und von Norden her Italien erobern. Was ein niedergedrücktes, unter dem eisernen Fußtritt des Despotismus schmachtendes Volk wünscht und ersehnt, das glaubt es auch. Die ausschweifendsten Gerüchte fanden

fanden bei den Mauren Glauben, und die Aufregung unter ihnen stieg mit jedem Tage.

Der Kaiser sah von dem hohen Königsschlosse ernst und bekümmert in die verwickelte Lage der Dinge und die für ihn sich daraus erhebende Gefahr. Er verkannte diese Gefahr nicht. Zwar hatte ihn der Tod im Herbst von einem lästigen und zweideutigen Freund befreit, mit welchem er nie einen aufrichtigen Frieden haben konnte. Klemens VII., der ränkevolle Mediceer, war plötzlich nach kurzer Krankheit im 56. Lebensjahre vom Stuhl Petri in die Gruft gestiegen, nachdem er kurz zuvor die Vermählung seiner Nichte mit dem französischen Prinzen zum größten Verdruß des Kaisers gefeiert hatte, und Alexander Farnese, dem Kaiser stets ergeben, hatte, von den Kardinälen gewählt, als Paul III. den päpstlichen Thron bestiegen, dem Kaiser ein treuer Bundesgenosse. Desto treuloser hatte sich Karls Schwager und alter Feind, der König Franz, ihm gezeigt. Auf der einen Seite hatte er offen ein Bündniß mit Suleiman abgeschlossen, eine Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt und eine türkische empfangen, auf der andern hatte er die protestantischen Stände in Deutschland an sich zu locken gesucht und ihnen schöne Versprechungen gemacht. König Heinrich von England war ebenfalls mit dem Kaiser zerfallen und stand im Begriff wegen seiner Ehescheidung von des Kaisers Tante sich und sein Land vom päpstlichen Kirchenregiment loszusagen.

Die Gerüchte von neuen großen Rüstungen Suleimans wurden durch Nachrichten von König Ferdinands Partei in Ungarn bestätigt; die Einnahme von Tunis durch Chair-Eddin und die Unterwerfung dieses Königreichs unter Suleimans Oberhoheit war ein höchst wichtiger und in seinen Folgen sehr bedrohlicher Moment für Karl. Er erfuhr durch seine Kundschafter, wie eifrig Chair-Eddin an der stärkeren Befestigung von Goletta und von Tunis selbst

arbeiten lasse, wie die türkische Flotte unter seinem Oberbefehle vergrößert werde, mit welcher Pracht und Macht der Seeräuber als König in Tunis sich gebahre. Dabei nahmen die frechsten Räubereien auf dem Mittelmeer und an den spanischen und neapolitanischen Küsten mit jedem Tage zu. Kein spanisches und neapolitanisches Schiff durfte sich mehr aus dem Hafen wagen; die tunesischen Kaper durchschwärmten das Meer nach allen Richtungen, ihre zügellose Besatzung überfiel die Dörfer und Städte oft weit in das Land hinein, warf Alles nieder, was sich ihrer Brutalität widersetzte und führte Menschen und Thiere, Hab und Gut mit sich fort. Auf diese Weise wurden Tausende von Menschen in die Sklaverei nach Tunis geschleppt und waren dort, wenn ihre Verwandten nicht ein hohes Lösegeld bezahlten, den härtesten Arbeiten und Entbehrungen unterworfen. Die Klagen über dieses unerträgliche Raubwesen aus Sicilien, Neapel, aus den balearischen Inseln, Katalonien, Valencia, Murcia, Granada und Andalusien mehrten sich mit jedem Tage vor dem Kaiser. Aber eben so wenig blieben die portugiesischen Küsten verschont, ja selbst bis an die französischen Küsten wagten sich die verwegenen Korsaren. Die Johanniter-Ritter auf Malta konnten sich ihrer kaum mehr erwehren und waren fort und fort in Gefahr von ihnen ganz aufgerieben zu werden. Das Uebel wurde dadurch vermehrt, daß fast Alle, welche von maurischem Blute abstammten, den tunesischen Räubern offen oder heimlich anhingen und ihnen allen Vorschub gegen die spanische Bevölkerung leisteten. Je größer die despotische Strenge war, desto wilder der Fanatismus, mit welchem sie ihre baldige Befreiung und Erhebung durch die afrikanischen Brüder verkündeten. Die bürgerliche Ordnung wurde durch dieses unerhörte Unwesen vernichtet, der gesellschaftliche Zustand in den Küstenländern in völlige Auflösung versetzt, und endlich war



wirklich von Chair-Eddin das Aeußerste zu befürchten. Das waren Dinge, die das Herz des Kaisers mit Kummer und Besorgniß erfüllen mußten. Ihn erfreute nicht die zauberische Schönheit des Frühlings, der seine kostbaren Gaben in üppiger Fülle über die Veja von Granada ausgeschüttet hatte, er war nur mit dem Gedanken beschäftigt, wie er dem tollen Raubwesen ein Ende machen und dem gedrohten großen Angriff von Tunis zuvorkommen könne. Denn die ganze Küste durch Heeresmacht zu schützen, war unmöglich.

Mitten in diesen Sorgen wurde Karl von einem unerwarteten Besuche überrascht. Es war Mulei-Hassan, der junge aus Tunis vertriebene König, dem es nach langen Irrfahrten geglückt war nach Spanien überzusetzen. Er erschien als Hülfeflehender; der vertriebene König kam, um den mächtigen Kaiser, der Moslem den Beschützer der Christenheit anzurufen, daß er ihm wieder zum Reiche verhelfen möchte. Diese Bitte schmeichelte Karls Eitelkeit. Konnte es einen größern Ruhm für ihn geben, einen glänzenderen Beweis für seine Uneigennützigkeit, welche König Franz immer zu verdächtigen suchte, als wenn er dem muhamedanischen Könige zu seinem Rechte verhülfe? Karl übersah mit einem Blick, welch ungeheurer moralischer Gewinn in der Meinung der ganzen Welt ihm aus solcher großmüthigen That erwachsen mußte, und daneben erreichte er seine eignen Zwecke. Von Stund an war er entschlossen, einen Kriegszug gegen Tunis zu thun, und zwar in eigner Person. Noch hatte er nicht Gelegenheit gehabt, sich als Kriegsheld auszuzeichnen; Suleiman hatte ihn vor drei Jahren um diese Ehre, nach der er so sehr geizte, durch den unerwarteten Rückzug betrogen. Jetzt bot sich ihm eine unvergleichliche Gelegenheit, den Ruhm, der ihm noch fehlte, im höchsten Glanze zu erwerben. Er behandelte den König Mulei-Hassan mit aller Auszeichnung, die einem

gekrönten Haupte schuldig zu sein in seinen Begriffen von königlicher Würde lag. Mulei-Hassans Bedürfnissen wurde nicht nur schnell abgeholfen, er wurde mit orientalischer Königspracht umkleidet. Karl führte dann seinen Gast nach Madrid an den Hof, wohin er die Königin Germaine mit ihrem jetzigen Gemahl, dem Prinzen von Kalabrien, einlud.

Dieser Prinz war der eigentliche Erbe des Königreichs Neapel, der letzte Sproß aus dem aragonischen Königshause. Bei seiner Vermählung mit Germaine hatte er seinen Ansprüchen an Neapel zu Gunsten des Besitzers entsagt und war nun der leichten Gefangenschaft oder Beaufsichtigung entlassen. In der That war von diesem nicht mehr jungen Fürsten für den Kaiser nichts zu fürchten. Er war ein freundlicher wohlwollender Herr, der nichts mehr als Musik liebte und selbst mehre Instrumente mit Fertigkeit spielte. Zur Erlernung derselben hatte er in seiner langen Gefangenschaft die beste Muße gehabt. Nun lebte er auf den Gütern seiner Gemahlin in Aragonien und hielt sich zu seiner Unterhaltung eine Kapelle. All seine Bedienung und Umgebung mußte musikalisch sein. Dies war nicht nur auch mit seinem Beichtvater, dem Pater Philipp der Fall, sondern derselbe war sogar sein Kapellmeister. Dieser Geistliche war derselbe Mensch, welcher einst als Knabe mit seinem schönen Gesang und Lautenspiel die wahnsinnige Königin Donna Juana erfreut hatte, den sie als Philipp und Sohn ihres Gemahls von der schönen Kaufmannsfrau in Antwerpen so sehr geliebt und dann so tödtlich gehaßt hatte, daß er ihr nicht mehr unter die Augen hatte kommen dürfen. Er war jener arme Leinweberssohn aus der Fuggerei in Augsburg, der Pathe des wackern Knechts Veit Schellenberger; er war's, dessen Glück dadurch begründet worden, daß Jakob Fugger ihn für Martin van der Voort auszugeben beabsichtigt hatte

und der auf Agnes von Kardona's Betrieb nach Spanien geführt worden war, um den Versuch zu machen, ob die Königin Juana nicht durch ihn herzustellen sei. Der Kaiser hatte, so lange er in dem Wahne war, dieser junge Mensch sei der natürliche Sohn seines Vaters, ihn für eins der höchsten Kirchenämter bestimmt und ihm deshalb eine geistliche Ausbildung geben lassen. Heinz Gogel, das Augsburger Stadtkind, hatte aber, seiner Naturanlage folgend, zumeist Musik getrieben und in den theologischen Studien sehr geringe Fortschritte gemacht. Später, als der Kaiser erfahren, wer sein Schützling eigentlich war, hatte er ihm die Priesterweihe ertheilen lassen und sich nicht mehr um ihn bekümmert. Musik und Gesang hatten dem guten Pater von Augsburg eine schöne Existenz verschafft; der Prinz von Kalabrien hielt ihn höher, als irgend einen Kleriker, den Papst selbst nicht ausgenommen. Heinz lebte als Pater Philipp mit dem Fürsten auf gleichem Fuße und begleitete denselben auf jeder Reise. So kam er auch jetzt mit an den kaiserlichen Hof, um bei Gelegenheit sich vor demselben hören zu lassen; denn der Prinz that gern groß mit ihm.

Heinz war ein stattlicher Mann geworden und hatte das spanische große Wesen angenommen; er war gewohnt mit Fürsten, Granden und Hofleuten umzugehen; er war selbst ein Hofmann. Sein prächtiger Bauch zeugte davon, daß er ein Verehrer der fürstlichen Küche, sein dunkelrothes pockennarbiges breites Antlitz, daß er auch ein Verehrer des fürstlichen Kellers war.

Dieser treffliche Mann lag eines Tages auf dem Lotterbette in behaglicher Ruhe, eine Flasche Xeres vor sich auf dem Tische und dachte über eine neue Kunstleistung nach, die er zu Ehren des jungen tunesischen Königs vor dem Hofe ausführen sollte, als sein Diener ihm einen Fremden meldete. Der Pater winkte herablassend seine Zustim=

mung und — Martin van der Voort trat in das reiche Gemach. Da standen sie sich wieder gegenüber, deren Schicksal so seltsam mit einander verflochten war, wie sie sich einst auf dem Hasenhofe einander gegenüber gestanden hatten. Aber welch ein Unterschied zwischen beiden! Der Sohn des Leinwebers gleisend von Wohlleben, der Sohn des Königs mager, gebräunt von der afrikanischen Sonne, die Züge tief gefurcht von den Mühen und Anstrengungen eines rastlosen Lebens, gebeugt von der Macht seines feindseligen Geschicks, in schlechter, fast armseliger Kleidung. Der Pater erkannte ihn auf den ersten Blick. Die gegenseitige Begrüßung war eben nicht sonderlich herzlich.

„Mein frommer Pater," sagte Martin, nachdem sie sich nach ihren Befinden erkundigt hatten, „Euch geht es gut und mir schlecht. Ihr seid durch mich in die Wolle gekommen; es ist billig von Euch, daß Ihr mir wieder hinein helft. Es gab eine Zeit — aber es ist schon lange her — als ich, ohne es selbst zu wissen, eine so wichtige Person war, daß man zu meinem Schutze für nöthig fand Euch für mich auszugeben. Ich war der Sohn des Königs von Spanien, und Ihr mußtet ihn spielen. Heute wissen die, welche es angeht, wer ich bin, aber ich bin keine wichtige Person mehr. Der Kaiser zürnt mir, ich bin in Armuth und Elend gerathen. Ich bin also zu Euch gekommen, um Euere Hülfe anzurufen." Hierauf erzählte er die Geschichte seiner Schicksale, halb Wahrheit, halb Lüge, wie alle seine Berichte über sich, und schloß mit dem Vorschlage, der Pater möge ihn zuerst mit dem Prinzen von Kalabrien bekannt machen. Darauf baute er den Plan, daß die Königin Germaine sich seiner annehmen und ihn der Kaiserin empfehlen möchte. Durch diese hoffte er endlich die Gnade des Kaisers wieder zu erlangen. Vielleicht war es sein Ernst damit, wahrscheinlicher war, daß er wieder einen zwiefachen Plan hatte und keinen mit Treue

verfolgte. Glückte der eine nicht, mußte der andre glücken. Er spielte wohl wieder dieselbe zweideutige und falsche Rolle, wie in Augsburg zur Zeit des Reichstags, jene listige Doppelrolle, welche seiner Natur angemessen war. Der Pater Philipp war im Grunde doch eine gutmüthige deutsche Haut geblieben. Obgleich ihm Martin keineswegs gefiel, ging er doch auf dessen Vorschläge ein. Zuerst verschaffte er ihm adlige Kleidung; dann sprach er mit dem Prinzen über ihn. Dadurch nun, daß die Königin Juana noch lebte und zwar in jenem traurigen Wahnsinn, der Folge des Minnehandels, welcher Martinen ins Leben gerufen, war das Andenken an jene Begebenheit, welche damals so ungeheures Aufsehen gemacht hatte, immer frisch erhalten worden, und Martin wurde zu einer interessanten Persönlichkeit. Der Prinz gutmüthig, neugierig und versessen auf solche Hof- und Kabinetsstücke, ließ sich den berüchtigten Königssohn sogleich zuführen; und es gelang dem schlauen Martin schnell, den schwachen Mann für sich zu gewinnen. Denselben Tag noch stellte der Prinz ihn seiner Gemahlin vor, deren lebhaftes Interesse für ihn rege geworden war. Am Abend schon erfuhr die Kaiserin von ihm. Sie war auch ein Weib, und Martins Angelegenheit recht für Frauen geeignet. Isabella und Germaine waren entschlossen Alles, was ihnen möglich, für den Unglücklichen zu thun; er mußte ihrer Meinung nach wenigstens zum spanischen Granden erhoben werden.

In einer geheimen Audienz bei der Kaiserin, welcher Germaine beiwohnte, wußte Martin durch geschickte Erzählung seiner Schicksale die beiden Frauen tief zu rühren. Hinsichtlich des Verraths der Dokumente in Augsburg wusch er sich schneeweiß und wälzte alle Schuld auf Raimund, der durch seine Flucht nach Afrika dem Hofe überdies verdächtig geworden war.

So weit war für Martin Alles nach Wunsch ge-

gangen, aber kaum hatte der Kaiser seinen Namen aus Isabella's Munde vernommen, als sich seine Züge verfinsterten und ein Wort des Unwillens über seine sonst so schweigsamen Lippen glitt. Die beiden fürstlichen Frauen hatten Mühe ihn von dem schnell gefaßten Entschluß, den Verräther verhaften und den Verrath streng untersuchen zu lassen, abzuhalten, und nur durch die Vorstellung, daß sich eine solche Untersuchung nach fast fünf Jahren und in Madrid ganz unmöglich führen lassen würde, gab er ihn auf. Aber Martin zu sehen, ihm eine Gnade zu erzeigen, ihm Mittel zu seinem Unterhalte anzuweisen dazu war er nicht zu bewegen, und erklärte der Kaiserin kurz: Er wolle sich in Tunis selbst überzeugen, ob Martin schuldig oder nicht, ob der Verdacht, den er gegen ihn hege begründet sei oder nicht.

Damit waren freilich die Frauen nicht zufrieden. Je härter der Kaiser war, desto mehr erfreute sich Martin ihres Schutzes und ihrer hohen Gunst. Sie machten heimliche Oppositionen gegen den Kaiser. Martin wurde von ihnen, vom Prinzen von Kalabrien und mehren vornehmen Hofherrn und Damen, wie der natürliche Königssohn behandelt und erhielt von der Kaiserin und der Königin einen standesmäßigen Unterhalt. Die beiden Frauen schrieben seinetwegen sogar an die Schwestern des Kaisers, an die Königin Eleonore von Frankreich und an die Königin Katharina von Portugal. Die letztere, die jüngste Schwester des Kaisers, war nämlich mit dem Könige Johann III. von Portugal, dem Bruder der Kaiserin, vermählt.

Der Kaiser war mit seinem Vorhaben, einen großen Kriegszug nach Tunis selbst zu führen, so sehr beschäftigt, daß er an allen andern Angelegenheiten wenig Theilnahme zeigte. Es war, als sei plötzlich der romantische Geist seines Großvaters Maximilian über ihn gekommen, und



alle Welt war erstaunt, den nüchternen, kalten, Alles wohl überlegenden und abwägenden Karl sich in ein so gewagtes und zweifelhaftes Unternehmen gleichsam stürzen zu sehen. In der That grenzte sein Eifer für diese Sache ans Fabelhafte. Nachdem er dem König Mulei-Hassan durch einen Vertrag sich verbindlich gemacht, ihn mit Kriegsmacht nach Tunis auf den Thron zurückzuführen, ließ er ihn mit einer Escadrille nach Afrika übersetzen, damit er dort unter seinen Freunden und Anhängern ein Heer zusammen bringe. Er selbst setzte rasch seine Hebel in Bewegung. Seine Boten flogen gleichsam nach allen Winden, um ein mächtiges Heer zu schaffen, nach den Niederlanden, nach Deutschland, Böhmen, Neapel, Sicilien, Malta, nach Genua zu Doria, nach Lissabon. Der Hafen von Cagliari wurde zum Versammlungsorte aller Schiffe bestimmt. Ganz Europa sprach in kurzer Zeit von nichts anderm, als von dem abenteuerlichen Zuge, welchen der Kaiser vor hatte. Karl kehrte sich nicht an die mißbilligenden Urtheile in seiner Nähe und aus der Ferne, nicht an die Abmahnungen seiner Minister und Räthe, nicht an die Bitten seiner Gemahlin und Verwandten. Er wollte sich nicht allein Kriegsruhm erwerben, er wollte nicht allein über die Feinde der Christenheit siegen oder für den heiligen Glauben sterben: es hatte sich seiner ein seinem Charakter widersprechender Fanatismus bemächtigt; er wollte vorzüglich mit diesem Zuge gegen die Ungläubigen eine geheime Schuld sühnen, die ihn seit fünf Jahren drückte, die Leidenschaft für seine Schwester Maria.

Mitten in diesen großartigen Vorbereitungen wurde Martin van der Voort eines Morgens vermißt, und hinterließ seinen großmüthigen Beschützerinnen die Beschämung, daß der Kaiser hinsichtlich seiner Recht gehabt. Zum Glück fragte Karl nie nach ihm, und so machte seine treulose Entweichung kein Aufsehen. Martin hatte sich überzeugt, daß er vom Kaiser niemals etwas zu hoffen haben werde, und

so floh er mit den Notizen, die er gesammelt, wieder zu Chair-Eddin, der ihn als Kundschafter an den spanischen Hof gesandt hatte. Hätte er hier sein Glück gemacht, wäre er den Mauren untreu geworden. Des Kaisers Widerwille gegen ihn führte ihn nach Tunis zurück.

16.

Afrikanische Rüstungen und Hoffnungen.

Eleonore van der Voort war mit Suleima nicht nach Tunis gegangen. Sie hatte sich in das Haus des Sidi Alnayar in Konstantine übergesiedelt, dem ihre Schwester Martha vorstand. Der alte Herr konnte sich nämlich niemals entschließen, dem europäischen häuslichen Leben, dessen Reize er so viele Jahre genossen, zu entsagen. So war Martha eigentlich die deutsche Wirthschafterin in dem maurischen Hause. Raimund und seine Gemahlin lebten mit dem endlich gefundenen Vater in herzlicher Eintracht und Liebe. Es schien, daß das Schicksal ermüdet sei, diese Menschen in wirren und trüben Verhältnissen umherzutreiben, als wolle es ihnen durch stilles Glück und Ruhe die Leiden der Vergangenheit vergelten. Raimund hatte den Glauben seiner Väter und den Namen Abul Kasim angenommen. Karlotta war natürlich seinem Beispiele gefolgt. Alnayar hatte sich jeder Betheiligung an den politischen Kämpfen und Bestrebungen seines Volks entschlagen. Es war jene elegische Stimmung über ihn gekommen, jene verklärte Wehmuth des Alters, das ein Leben voll Leiden und bittrer Täuschungen hinter sich hat und an keine Verwirklichung seiner hochherzigen Bestrebungen mehr glaubt. Mit Chair-Eddins Hause stand Alnayar in fast gar keiner Verbindung. Was konnte der edle, sanfte, duldende, im



kleinen Kreise still schaffende und nur in solchem geräuschlosen und bescheidnen Wirken sein einziges Glück noch findende alte Mann auch mit dem kühnen, hochstrebenden, ehrgeizigen Korsaren gemein haben? Es war natürlich Alnahars Wunsch, daß sein Sohn an diesem stillen Leben und Schaffen ebenfalls Geschmack, daß auch er sein Glück darin finden möchte. Dies schien auch Anfangs der Fall zu sein. Auch Raimund hatte nur wenige Besuche im Hause des Dei von Algier gemacht. Aber es schien nur, und unter den ruhigen Zügen, die er seiner Umgebung zeigte, barg er eine glühende leidenschaftliche Seele, die mit gewaltigen Plänen und großen Ideen schwanger ging. Es trieb und drängte ihn für sein Volk etwas Großes zu thun, es aus dem Staube, in welchen es vom christlichen Despotismus getreten worden, aufzurichten und wieder zu Macht und Größe zu erheben. Und er war nicht einsam mit seinen Gedanken; er brauchte nicht auf sich selbst gewiesen, unverstanden und nur von der eignen Glut zehrend, zu verkümmern. Das Schicksal hatte ihm durch Kaiser Karls Hand eine hohe Gunst erzeigt und ihm in seinem Weibe eine seiner würdige Gefährtin gegeben. Kam bei Karlotten vielleicht auch der Trieb weiblicher Eitelkeit hinzu, sich mit königlichem Glanz geschmückt zu sehen, die sie ja von Vater und von Mutter aus königlichem Blute entsprossen war: genug sie harmonirte mit ihrem Gatten, sie baute mit phantastisch kühnem Sinne an dem schimmernden Tempel seiner künftigen Herrlichkeit; sie nährte mit liebender Hand in der Zurückgezogenheit des Harem die Flamme seiner aufstrebenden Geisteskraft. Granada war das Ziel ihrer Wünsche; die Alhambra stand als leuchtendes Bild vor ihrer Seele.

Martha Bry's sich am Boden haltende, im kleinen, schön und behaglich ausgestatteten Kreise sich gefallende Geistesthätigkeit war nicht zur Verbündeten des jungen

Ehepaars gemacht; ihre Wirksamkeit befriedigte den Vater; denn sie schaffte seinem Alter ein Leben voll still heitrer schöner Genüsse. Mit Eleonoren trat dagegen der aufreizende böse Dämon in das friedliche Haus. Sie gab Raimunds und Karlottens unbestimmten Bildern der Zukunft scharfe Umrisse und lebendige Farbentöne; sie setzte die Phantasieschöpfungen des jungen Paars, die in der Luft geschwebt hatten, als reale Gebilde auf den festen irdischen Boden; sie ertheilte aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen praktische Rathschläge. Seit sie da war, ritt Raimund nicht mehr hinaus, die Spuren der versunkenen Römergröße im Lande aufzusuchen, saß er nicht mehr über den Büchern, Karthagos und Hannibals Geschichte zu studiren. Eleonorens Zuruf: selbst ein Hannibal zu werden und unverzüglich Hand anzulegen an die Eroberung Spaniens fiel in ihm auf einen fruchtbaren Boden. Es wurden Pläne geschmiedet, die ersten nöthigen Schritte vorbereitet. Eleonore wurde Raimunden unentbehrlich. Sie liebte es zuweilen aus ihrem Leben zu erzählen. So gab sie auch Gaismeiers Geschichte zum Besten, an dessen Andenken, als an dem eines großen thatkräftigen Mannes sie mit großer Verehrung hing. Als sie die Scene schilderte, wo sie sich von ihm getrennt, vergoß sie Thränen. — Martha ergriff dann das Wort und erzählte weiter, daß Gaismeier von der Republik Venedig seinen Aufenthalt in Padua angewiesen erhalten und eine fürstliche Rente bezogen habe, daß er aber hier im Sommer 1526 von jenem alten Zigeuner Antonio Cebes, der früher eine so dämonische Gewalt über sie ausgeübt, gemeuchelmordet worden sei. Martha hatte dann noch einige Jahre in Venedig gelebt. Dann war sie auf einer Seereise nach dem südlichen Spanien, wohin sie ihr von den Fuggern in die neuen Bergwerke gesetzter Bruder gerufen, einem algierschen Kaper in die Hände gefallen und auf diese Weise in Chair-Eddins Haus gekommen.

Von hier war sie Alnayars Ruf gefolgt, sein Hauswesen zu leiten.

„Die gerechte Vergeltung hat jenen alten Schurken und Mörder ereilt," sagte Eleonore ernst. „Wir waren stets die bittersten Feinde. Und so geschah es denn, daß er in Ungarn, wohin er sich als Spion des Königs Ferdinand gewagt, vor drei Jahren von einer Kugel tödtlich getroffen wurde, die ich ihm zusandte. So wurde ich des edeln Gaismeiers Rächerin ohne es selbst zu wissen."

Die Zuhörer wurden von einem leisen Schauer durchfröstelt. —

Diese geheimnißvollen Entwürfe und Anschläge in Konstantine wurden plötzlich von Martins Ankunft und seiner Kundgebung über die Rüstung des Kaisers gegen Tunis durchkreuzt. Bald erschien auch ein Bote Chair-Eddins an Raimunden mit der Aufforderung, die waffenfähigen Mauren im Gebiet von Konstantine nach Tunis zu führen. Dies veränderte plötzlich die Scene in Alnayars Hause. Kriegerisches Gedränge, lauter Waffenlärm traten an die Stelle der ruhigen häuslichen Bilder.

Raimund frohlockte über des Kaisers Entschluß. Ihm stand es wie eine unerschütterliche Gewißheit in der Seele, daß das kaiserliche Heer und Karl selbst den Untergang in Afrika finden würden; er jauchzte, sich dadurch nach seinem Ziele rasch um ein großes Stück Wegs hingerissen zu sehen, schneller als er in seinen kühnsten Träumen zu hoffen gewagt hatte. Mit fieberhafter Hast betrieb er die Rüstung. Karlotta ließ es sich nicht nehmen, ihm in Allem behülflich zu sein und ihn nach Tunis zu begleiten. Nur der alte Sidi Alnayar schüttelte von bösen Ahnungen beschlichen wehmüthig das ergraute Haupt. Als er seinen Sohn zum Abschied umarmte, rollten ein paar Thränen über seine Wangen. „Leb wohl," sprach er. „Ich habe ein schönes, wenn auch nur kurzes Glück in deinem Besitz genossen. Es



war doch ein freundliches Abendroth an dem früher stets umwölkt gewesenen Himmel meines Lebens."

„Und noch glänzendere Tage werden unserm Wiedersehen folgen, mein Vater," versetzte Raimund freudigen Muths. Alnayar schwieg darauf, wandte sich ab und weinte still.

Eleonore war schon längst vorausgeeilt.

Als Raimund und Karlotta an der Spitze eines stattlichen Heerhaufens Tunis erreichten, war dort Alles in wilder kriegerischer Bewegung. Von allen Seiten strömten aus dem Lande bewaffnete Schaaren herbei. Des Königs mächtiger Wille brachte ein großes Heer zusammen. Goletta wurde stärker befestigt und sechstausend Türken, die mit Chair-Eddin von Konstantinopel gekommen waren, unter dem Befehl der beiden ausgezeichnetsten Anführer und Korsaren Sinan des Juden und Hai-Eddin Kalamans, des sogenannten Jagdteufels, hineingelegt. Chair-Eddin selbst blieb in der Stadt und traf mit seinem Scharfblick die besten Anordnungen. Suleima und Eleonore entfalteten eine unermüdliche Thätigkeit. Zu ihnen gesellte sich als drittes und jüngstes Glied eines seltnen Frauenbundes Karlotta.

Raimund erhielt seinen Standpunkt in ihrer Nähe. Ein fanatischer Geist hatte ihn ergriffen und ging von ihm aus durch alle Mauren. Es galt, das Christenthum zu vernichten und ihr altes unvergeßliches Vaterland in Europa wieder zu erobern. Aber noch weiter schweiften ihre verwegenen Hoffnungen.

Chair-Eddin entsandte Boten an König Franz und an den Großherrn Suleiman. Der Erstere ließ ihm versprechen, sogleich wenn der Kaiser nach Afrika abgereist sei, in Oberitalien einzufallen, der Letztere, sobald der Kaiser vor Tunis geschlagen sei, Deutschland zu überziehen.

Es galt Europa, es galt der ganzen Christenheit.



17.

Karls Zug nach Tunis.

Kaiser Karl verließ mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge Madrid zu Anfang des Monats Juli, um die Rüstung der Flotte in Sardinien selbst zu betreiben. Die Kaiserin und der Infant Philipp begleiteten ihn bis Barcelona, wohin einige Galeeren des Dogen Andreas Doria von Genua zu seiner Ueberschiffung bestellt waren. Sie ließen nicht auf sich warten. Andreas Doria, der große Seeheld, kam selbst, um seinen Kaiser über das Meer zu führen. Auch wartete bereits eine Botschaft des Papstes Paul auf Karl, welche ihm ein von ihm für Doria bestelltes, vom heiligen Vater geweihtes Schwert überbrachte. Karl veranstaltete zur Uebergabe dieses kostbaren, mit goldnem Kreuz und Scheide ausgestatteten Schwertes eine Feierlichkeit im großen Styl. Wie er durch seinen Entschluß die Mauren in Afrika zu bekriegen eine fanatische Begeisterung unter dem Volke in Spanien und Italien hervorgerufen hatte, so gedachte er sie klug zu nähren. Auf seiner Reise hatte ihn der Jubel des Volkes begleitet; in Barcelona empfing ihn dieser Jubel; man nannte ihn den Streiter Christi, man verglich ihn mit seinen Großeltern Ferdinand und Isabella, den Eroberern Granada's. Die Botschaft des Papstes begrüßte ihn als die starke Säule der Kirche. In Barcelona wurde das kaiserliche Paar vom Bruder der Kaiserin, dem Infanten Dom Luis von Portugal empfangen, welcher eine starke Escadron zur Unterstützung des kaiserlichen Kriegszugs herbeigeführt hatte. Wahrlich, Karls Zug nach Tunis war nicht sowohl Ergebniß romantischer Schwärmerei des Kaisers, wofür ihn die Protestanten in Deutschland gern ausgegeben hätten; er war vielmehr

Ergebniß seiner berechnenden Klugheit und seiner frommen und aufrichtigen Anhänglichkeit an das päpstliche Christenthum, ein religiöser Akt, aus dem Verstand und dem Gewissen Karls hervor gewachsen. Er führte stets Christum im Munde, und es war ihm ernst damit; denn er war kein Heuchler. Daß dieser sein Christus nichts als ein päpstliches Götzenbild war und mit dem großen Menschheitlehrer von Nazareth nichts gemein hatte, als einen Namen, den dieser nicht einmal geführt, das wußte Karl nicht; das einzusehen, fehlten ihm alle Mittel.

Auf der prächtigen für den Kaiser bestimmten Galeere war ein reich geschmückter Thron errichtet. Karl zog im halben Kaiserornat, d. h. mit dem kaiserlichen Mantel und der Krone bekleidet, das Scepter in der Rechten, an der Seite der Kaiserin und des Infanten unter einem von hohen Klerikern getragenen Baldachin, von seinen Rittern und Hofherrn gefolgt, aus der Stadt in die Galeere, wo er vom Dogen Doria im großen Admiralschmuck an der Spitze der Schiffsmannschaft empfangen wurde. Vom Thron herab überreichte Karl dem greisen Seehelden, welcher sich auf ein Knie niederließ, das päpstliche Schwert, und sprach: „Edler Doria, ich überreiche Euch das Schwert, welches Euch der Statthalter Christi für diesen heiligen Glaubenskrieg geschickt hat, und welches unfehlbar den göttlichen Segen über Euere Tapferkeit bringen wird.“ Doria nahm das Schwert und versetzte: „Ich schwöre Euerer kaiserlichen Majestät und Seiner Heiligkeit, daß ich diese geweihete Waffe nur zu Gottes und der Kirche Ehre und Ew. Maj. Dienst gebrauchen will.“

Der Kaiser erhob sich und umarmte den Dogen. Die Geschütze der Flotte, des Hafens und der Stadt donnerten bei diesem Akt, und der Schall der Pauken und Trompeten der auf der Galeere befindlichen kaiserlichen Kapelle schloß sich daran.



Nach dieser Handlung nahm die Kaiserin Abschied von ihrem Gemahl. Sie weinte und verhehlte ihm nicht, daß eine böse Ahnung sie ängstige. Da zog er das Krucifix, welches er stets auf der bloßen Brust trug, hervor und hielt es ihr mit den Worten entgegen: „Falle ich in diesem zu Gottes und Christi Ehre unternommenen Kriege so wird dieser hier Euer Gemahl und unsers Philipps Vater sein.“

Die Segel wurden aufgezogen und die Flottille mit der Blüthe des spanischen Adels und mit dem portugiesischen Geschwader setzte in vier Tagen nach Sardinien über. Hier fand Karl das Heer versammelt, den Kern des Kriegsvolks fast aller Nationen Europa's. Die Königin-Statthalterin der Niederlande hatte auf einer Flotte ein Korps deutscher Fußvölker geschickt. Es waren sechstausend kampfbewährte Männer zugegen. Die Galeeren von Neapel und Sicilien hatten die alten geübten spanischen und italienischen Söldlinge gebracht, jenes durch die Siege über die Franzosen berühmt gewordene Kriegsvolk. Es waren sechszehntausend Spanier und sechstausend Italiener nebst zweitausend Pferden. Der Papst hatte so viel Mannschaft gestellt, als in seinen Kräften stand; der Malthesfer-Orden eine zwar kleine aber furchtbare Flotte ausgerüstet; die tapfersten Ritter befanden sich darauf. Es war die Stärke Spaniens, Italiens und Deutschlands, welche mit dem Kaiser nach Afrika zu gehen sich eingestellt hatte. Auch Karl wußte, was es galt.

Andreas Doria wurde vom Kaiser zum Admiral der Flotte ernannt, der Marquis del Guasto zum Oberbefehlshaber der Landmacht. Die oberste Leitung behielt sich Karl selbst vor. Aber er rief den Soldaten zu, wenn er musternd ihre Reihen durchschritt: „Seid guten Muths, Ihr Brüder! Christus selbst ist unser Heerführer. Er zieht uns voran, er führt uns zum Sieg; denn wir kämpfen

für ihn und seine heilige Kirche. Ich aber bin der großen Ehre theilhaftig, sein Fahnenträger zu sein."

Am 16. Juli ging die Flotte, die fast aus fünfhundert Schiffen bestand und über dreißigtausend regelmäßige Krieger an Bord hatte, unter Segel. Der Kaiser war von zweitausend adligen Männern aus dem ältesten und vornehmsten Häusern Spaniens, Italiens und Deutschlands umgeben, die als Freiwillige gekommen waren, für die Kirche zu streiten. Alle berühmten Namen dieser Länder waren vertreten. Ebenso hatte Portugal seine besten Männer auf das von Dom Luis befehligte Geschwader geliefert. Niemals war das Mittelmeer von einer gleichen Flotte durchschnitten worden. Europa sah mit erwartungsvollen Staunen auf dieses Schauspiel.

Wohlbehalten landete die Flotte zu Portofarina, dem alten Utika, und setzte das Heer ans Land, welches sich unverzüglich auf Goletta in Marsch setzte. Der Kaiser schlug im Angesicht der Festung ein befestigtes Lager auf. Die türkische Besatzung suchte dies durch häufige Ausfälle zu verhindern; auch von einigen maurischen Truppenkorps wurde das kaiserliche Heer fast täglich vexirt; aber der Geist in demselben war ein so herrlicher, und der Kaiser verstand ihn immer höher anzufachen, daß nicht nur alle diese Angriffe mit großer Tapferkeit zurückgeschlagen, sondern auch die größten Strapazen unter der glühenden afrikanischen Sonne mit Freudigkeit ertragen wurden. Karl theilte unverdrossen diese Mühen und Beschwerlichkeiten. Neun Tage und Nächte kam er nicht aus den Kleidern und wenig vom Pferde, indem er alle Arbeiten selbst besichtigte, alle Wachtposten visitirte, alle Anordnung selbst traf und sich furchtlos oft genug der Gefahr aussetzte.

Chair-Eddin und seine Umgebung begannen zu begreifen, welch eine furchtbare moralische und physische Kraft in diesem begeisterten, kampflustigen, abgehärteten und kriegs-

erfahrenen Christenheere sei, und daß die leichten eines solchen Kriegs unkundigen Reiterhaufen der Mauren im Nachtheil gegen die Christen ständen. Die Tollkühnheit der Verzweiflung ergriff die Führer. Auch im Lande selbst drohte ihnen Gefahr. Ueber zehntausend Christensklaven waren hier vertheilt, meist kräftige Leute. Es ließ sich voraus sehen, daß sie, sobald der Kaiser zum Angriff übergehen werde, ja, wenn er Goletta einnehmen sollte, nicht ruhig zusehen würden. Deshalb ließ sie Chair-Eddin greifen und nach Tunis auf die Citadelle bringen. Hier wurden sie in große Gewölbe zusammengesteckt, wodurch ihr Zustand bald unerträglich wurde. Chair-Eddin machte in einem Kriegsrathe den gräßlichen Vorschlag, sie auf einmal Alle zusammenzuhauen, um ihrer ledig zu werden. Allein Sinan und Raimund widersetzten sich einem solchen barbarischen Mord unbewaffneter Menschen, die zeither durch schwere Arbeit dem Lande unberechenbaren Nutzen gebracht. Raimund schwur mit Thränen im Auge, eine solche entsetzliche That müsse ihren Waffen Unglück, ihnen selbst den Untergang bringen.

Chair-Eddin rief stolz: „Wohl, Ihr wollt es! Ihr wollt die Christenhunde geschont wissen; es sei! Allah wende es zum Besten!“

Raimund sprach: „Laß uns gegen die bewaffneten Christen stürmen, die über das Meer gekommen sind uns zu vernichten. Und wenn wir sie alle niedermetzeln: unsre Sache bleibt eine gerechte. Der Mord eines einzigen Christensclaven macht sie zu einer ungerechten. Haben wir nur einen Sieg erst erfochten, dann wird unser Stern steigen, der ihrige sinken und untergehen.“ —

Und der Stern des christlichen Heers begann bereits zu sinken. In der Nacht eines Tages, an welchem die Spanier in der unerträglichen Sonnenhitze bis zur Er-



schöpfung an den Schanzen gearbeitet hatten und massenweis in tiefen Schlaf gefallen waren, machten die Türken und Mauren über dreitausend Mann stark einen heftigen Ausfall aus Golettá und richteten unter den aus dem Schlafe erschreckt emporfahrenden Kriegern eine furchtbare Verwirrnng und Metzelei an. Sie nahmen über dreihundert abgeschnittene Köpfe der besten Soldaten auf ihren Spießen mit und stellten sie auf den Festungsmauern auf. In der folgenden Nacht erfuhren die Italiener einen eben so stürmischen Angriff mit ähnlicher Niederlage von einem türkischen Korps, welches sich am Tage unbemerkt genähert hatte. Vierhundert Mann fanden den Tod, zweihundert geriethen in Gefangenschaft. Der Führer der Italiener, Graf Sarnoc blieb mit seinen besten Hauptleuten; seine reiche Bagage fiel in die Hände des Feindes. Großer Jubel erschallte in Tunis, als der Kopf und die rechte Hand des Grafen als Siegeszeichen anlangten. Der Muth der Mauren wurde gehoben, und es erfolgte Ueberfall auf Ueberfall über die einzelnen christlichen Heerhaufen. Schon war eine große Menge aufgerieben; die beschwerlichen Schanzarbeiten dauerten fort, und der Einfluß des verderblichen Klimas äußerte sich in ausbrechenden Seuchen, welche Tausende niederwarfen und Hunderte rasch in den Tod rissen. Auch der Mangel an nöthigsten Lebensmitteln, vorzüglich an Trinkwasser, wurde täglich fühlbarer. Die unmäßige Hitze machte Fleisch und Brod fast ungenießbar.

Schon war den Christen der Muth gesunken, am meisten den Spaniern. Sie hielten sich in diesem unwirthbaren Lande alle für verloren und gefährliche Meutereien drohten auszubrechen. Nur des Kaisers Persönlichkeit und seine ermuthigenden Ansprachen an die einzelnen Haufen vermochte die offne Empörung niederzuhalten. Er stellte ihnen vor, welch eine ewige Schande für sie,



welch ein abscheuliches Aergerniß vor der ganzen Welt es sein werde, wenn sie aus Furcht und Schrecken jenen unsterblichen Ruhm, den sie sich in Europa durch gewaltige Schlachten gegen Christen erworben, in Afrika gegen Muhamedaner verloren gehen lassen wollten, ehe sie noch in einer Schlacht sich mit den Feinden gemessen hätten.

Alle schrien nach einer Schlacht, um diesen aufreibenden Arbeiten, die zu nichts nützten, ein Ende zu machen. Zum Glück für diese augenblickliche Stimmung des Heeres, langte der Graf Alarcon, ein alter bewährter und durch gewonnene Schlachten berühmter Krieger, in welchen er die Spanier befehligt hatte, mit einem Succurs von dreitausend Mann auf einer neapolitanischen Escadre im Lager des Kaisers an. Dreihundert spanische Edelleute befanden sich als Freiwillige bei ihm. Der Kaiser, hocherfreut über die Ankunft des Grafen, deren Wichtigkeit er einsah und sogleich zu benutzen gedachte, umarmte ihn vor allem Volke; das Heer begrüßte ihn mit Jubel. Der Marquis del Guasto trat sogleich vom Oberbefehl zurück, welchen Alarcon auf des Kaisers Befehl übernahm.

Von diesem Augenblick an wendete sich das Kriegsgeschick. Schon am folgenden Tag führte Alarcon ein Korps von dreitausend Reitern und eine diesen entsprechende Anzahl deutscher und spanischer Fußknechte plötzlich gegen den eines solchen Angriffs nicht gewärtigen Feind und erfocht einen glänzenden Sieg. Die geschlagenen Mauren, welche viele Todte und Verwundete auf der Wahlstatt zurücklassen mußten, flohen nach der Stadt hin und richteten dort große Bestürzung an. Desto glänzender war die Wirkung dieses Sieges auf das christliche Heer. Der Kaiser ritt umher und versprach den Soldaten die Plünderung der Stadt Tunis, von deren Schätzen er eine reizende Beschreibung machte.

Die Mauren benutzten einen heftigen Sturm am fol=



genden Tage zu einem Ausfall aus Goletta. Der die ganze Atmosphäre erfüllende Sand war ihr Verbündeter und die Spanier wurden zum Weichen gebracht. Die Italiener und Deutschen schlugen aber die Angreifenden mit starkem Verlust zurück. Beschämt über ihr Zurückweichen verlangten die Spanier mit Ungestüm die Festung zu stürmen. Es mußte ihnen nachgegeben werden. Aber die Moslim wehrten sich mit solcher Tapferkeit und der Verlust der Spanier war so stark, daß der Kaiser Befehl zum Rückzug gab. Doch erhöhte dieses fehlgeschlagene Unternehmen die Wuth des christlichen Heers, und der Kaiser entschloß sich zu einem allgemeinen Sturm auf die Festung.

Während der Woche, welche die Vorbereitungen dazu noch kosteten, langte der König Mulei-Hassan mit dreihundert Reitern im Lager an.

Noch war eine Batterie herzustellen, aber der Kaiser ergriff selbst Hacke und Schaufel und arbeitete mehre Stunden. Natürlich folgten alle Adligen seinem Beispiel. Das ganze Heer warf sich gleichsam auf die Arbeit und in wenigen Tagen war Alles hergestellt. Am folgenden Morgen wurde die Festung zugleich vom Lande und vom Meer aus angegriffen. Alle Batterien auf den Schanzen und auf den Schiffen spieen ihr flammendes Geschoß gegen die Mauern und Gebäude. Bald stürzten Thürme ein, Breschen entstanden, Feuersäulen schossen auf. Der Besatzung verfiel der Muth; sie zog sich gegen Abend in die Bollwerke zurück. Die Kanonade wurde bis nach Mitternacht fortgesetzt. Dann ließ der Kaiser durch die Trompeter das Zeichen zum Sturmlaufen geben. Während die alten spanischen Soldaten die Leitern anlegten und zuerst mit wildem Geschrei hinaufstürmten, griffen die Deutschen die Bollwerke an. Die Italiener bildeten die zweite Sturmcolonne.



Eine Stunde lang wehrten sich die Afrikaner verzweifelt. Aber der Muth der Christen steigerte sich bis zur Raserei des Fanatismus. Sie erstiegen die Mauern und warfen Alles nieder. Die Hälfte der Besatzung war schon aufgerieben; die andre Hälfte ergriff die Flucht über die Brücke, welche über den Kanal führte. Die Deutschen verfolgten sie und erlegten ihrer noch Viele. Der größere Theil entkam mit Hülfe der Nacht nach Tunis zu, um Chair-Eddin die Schreckensbotschaft zu überbringen.

In der ersten Frühe des nächsten Tags zogen Kaiser Karl und König Mulei-Hassan in die eroberte Festung ein, stürmisch begrüßt vom Freudengeschrei des siegreichen Heers.

Die gefallenen Moslim lagen noch am Wege. Des Kaisers Augen fielen plötzlich auf eine Leiche, deren langes blondes Haar in Locken über den Boden zerstreut war. Eine auffallende Ausnahme von den übrigen Todten. Karl hielt sein Pferd an und schaute dem Gefallnen in das rückwärtsgebogene Gesicht. Aus der bleichen Fläche desselben traten mehrere dunkelblaue Flecken. Karl erkannte diese Flecken, die unheilvollen Zeichen eines Muttermales, herrührend von einer Scheere, die vor vierunddreißig Jahren durch einen rachsüchtigen Schnitt in ein prächtiges blondes Frauenhaar dem Geschick seines Hauses und seiner Länder eine andre Wendung gegeben hatte. Er kannte den unglücklichen Mann, der hier sein trauriges Schicksal erfüllt hatte. Martin war Tags vor dem Sturme als Chair-Eddins Botschafter in die Festung gekommen. Eine christliche Kugel hatte ihm die Brust zerrissen. Der Kaiser ritt weiter, aber ernst, fast trüb gestimmt, trotz des Sieges.

Drei Tage später führte Karl sein Heer auf der Ebene gegen Tunis und stieß drei Meilen vor der Stadt auf den

Feind. Chair-Eddin hatte sein Heer in Schlachtordnung aufgestellt, eine imposante Macht. Es waren siebzigtausend Mauren zu Pferd und zu Fuß, die Letztern theils Bogen-, theils Rohrschützen, und siebentausend Türken. Er war also fast noch einmal so stark als der Kaiser. Mit dem verwegenen Muthe, welchen die unabweisbare Ueberzeugung verleiht, daß das entscheidende Schicksal vor der Thüre stehe, daß der Sieg die Bahn eröffne zu schimmernder Macht und Größe, die Niederlage aber Vernichtung bringe, redete der kühne Abenteurer, der es vom Töpferssohn in Lesbos bis zum König in Tunis gebracht und dem sein strahlender Glücksstern sich noch niemals verhüllt hatte, sein Heer an. „Wenn Ihr das Heer der Christen vernichtet, so steht Euch Euer Vaterland, aus dem Euere Väter von den Christen vertrieben wurden, wieder offen. Denn Spanien ist Euer Vaterland. Viel tausende Euerer unglücklichen Brüder warten dort nur auf Euern Sieg, um das schmachvolle Joch der Christen abzuwerfen und Euch mit offnen Armen zu empfangen. Ein Sproß des Königshauses von Granada wird an Euerer Spitze kämpfen. Die Schiffe des Kaisers mit seinen Schätzen sind Euere erste kostbare Beute. Ihr braucht sie nur zu besteigen und über das Meer zu fahren, um Spanien in Besitz zu nehmen. Der Feind unsres Glaubens muß also von Euch geschlagen werden. Wohlauf denn, zur Schlacht! Die Stimme des Propheten ist's, die Euch zum Kampfe ruft!"

Aber auch Kaiser Karl hatte einem Glücksstern zu vertrauen, der ihm noch niemals untreu geworden war und ihn zum mächtigsten Herrn der Erde gemacht hatte. Mit diesem Gefühl sprach auch er zu seinem Heere. „Ihr seht die Feinde Christi, unsers göttlichen Erlösers, vor Euch. Sie sind auch unsre Feinde. Christus der Herr ist Euer Führer; seine herrliche Fahne geht Euch voran. Ihr werdet durch die Vernichtung dieses Feindes zeitlichen und



ewigen Lohn erringen. Euer Ruhm wird unsterblich sein. Jeden, welcher in diesem heiligen Kriege fällt, trägt Christus sogleich in Abrahams Schooß. — Ihr Spanier besonders bedenkt, daß Euch Mauren gegenüberstehn, die Euere Väter siegreich von Spaniens christlichem Boden vertrieben, die sie dort und selbst in Afrika stets mit dem glücklichen Erfolg bekämpft haben. Zahlreich sind die Schlachten, in welchen die Christen den Muhamedanern oblagen. Fügt ihnen noch eine glänzende Zahl hinzu. Befreit Euer Vaterland von den grausamen Räubereien, mit welchen es zeither durch diese Barbaren heimgesucht wurde. Verleiht Christi Namen heute neuen Glanz. Millionen Euerer Brüder werden Euch dafür segnen. Die Stadt Tunis mit ihren unermeßlichen Schätzen ist Euer. Auf denn zum Sieg in Christi Namen!"

Und das Krucifix schwingend gab er das Zeichen zum Angriff. Das Geschütz begann seine Donner. Das der Muhamedaner richtete große Verwüstung im kaiserlichen Heere an. Die Mauren dehnten sich zu einem großen Halbkreis um die Christen aus. Ihre Absicht war offenbar sie zu umringeln. Da warf Karl seine eisernen Reiter auf Chair-Eddins Centrum, und die spanischen und deutschen Fußknechte rückten im Sturmschritt nach. Wie die Mauren sich zertheilten, so zogen die Christen sich zusammen und trieben sich als Keil in die Mitte des Feindes. Dadurch wurde dieser zersprengt und die Schlacht entschieden. Sobald Chair-Eddins Centrum durchbrochen war, erhoben die Christen das Siegesgeschrei, und die Mauren ergriffen die Flucht. Das christliche Schwert mähete sie nieder. Tausende von ihnen bedeckten sterbend das Schlachtfeld. Der herrlichste Sieg war in kurzer Zeit gewonnen. Chair-Eddin vermochte die allgemeine Flucht der Seinigen nicht aufzuhalten; er wurde von ihr mit fortgerissen. Karl stieg vom Pferde und kniete im heißen Sande des Schlachtfelds nieder,

ein Dankgebet zu sprechen. Das Heer um ihn stimmte ein gloria in excelsis an. Dann brachen die Sieger nach der Stadt auf.

18.

Karl der Sieger.

Die Verwirrung in Tunis erreichte schnell eine furchtbare Höhe. Zuerst lähmte der Schrecken, welchen die heransprengenden fliehenden Reiter verbreiteten, auf kurze Zeit die Lebensthätigkeit der Bewohner. Dann erhob sich ein entsetzliches Klagegeschrei, und die ganze Bevölkerung lief verzweiflungsvoll heulend wirr auf den Straßen durcheinander. Ein Theil ergriff mit dem, was er von seinen besten Habseligkeiten fortbringen konnte, schleunigst die Flucht; ein anderer Theil sammelte sich auf Suleima's und Eleonorens Ruf, um sich zum Widerstand zu rüsten. Suleima hielt Anreden an das Volk, wie sie einst von Maria de Padilla vernommen. Wie diese hatte sie sich ein Schwert umgegürtet, wie diese schwang sie muthig eine Fahne. Eleonore unterstützte die königliche Freundin mit Kraft, und als Chair-Eddin ankam, fand er Ursache, die Anordnungen der Frauen zu preisen. Es gelang ihm, die Trümmer des fliehenden Volks aufzuhalten. Aber die Stimmung dauerte nur kurze Zeit. Das bewaffnete Volk verlangte sich in die Citadelle zu werfen. Doch diese war von den gefangenen dort eingesperrten Christensklaven besetzt. Und von ihnen drohete jetzt im kritischen Augenblicke neues Verderben. Aus dem Geschrei hatten sie die Niederlage des Königs vernommen. Mit tausendstimmigen Gebrüll verlangten sie von ihren Wächtern die Oeffnung der Kerker, und diese hatten nicht den Muth bei der ge-



fährlichen Lage der Dinge ein solches Begehren zu versagen. Zehntausend Menschen stürzten auf die Wälle heraus, richteten die Geschütze gegen die Stadt und erhoben ein so weitschallendes Triumphgeschrei, daß allem Volke in der Stadt grauste. Der Gedanke, daß der Feind die Citadelle bereits in seiner Gewalt habe, und jeden Augenblick die Stücke lösen und mörderische Kugeln herabsenden könne, wirkte niederschmetternd. Und schon erschallte der Ruf, daß die spanischen Reiter sich am Horizonte zeigten. Mann, Weib und Kind stürmte heulend fort, aus den Thoren, in die Weite. Wohin man blickte, boten sich dem Auge Bilder des Entsetzens. Die weichherzigen Rathgeber verwünschend, die ihn zur Schonung der Christensklaven vermocht, warf sich Chair-Eddin auf's Pferd. Nicht einen Augenblick war er mehr sicher; denn schon erhob sich Mulei-Hassans Partei, um ihn zu fangen. Sein schnelles Roß entriß ihn glücklich ihren schon nach ihm ausgestreckten Händen. Aber Suleima und Eleonore wurden von ihnen gefaßt und in einen Kerker geworfen. Stolz und festen Schrittes gingen sie Arm in Arm unbekümmert um den Hohn ihrer Feinde. Sie waren als ächte Heldinnen auch auf dieses Schicksal vorbereitet und sahen ihm fest ins Auge.

Die Partei des vertriebenen Königs, von Minute zu Minute wachsend, öffnete die Thore der Citadelle. Jubelnd strömten die Gefangenen heraus. Sie schickten unverzüglich einen reitenden Boten an den Kaiser ab, ihm ihre Befreiung zu verkünden. Auch die Stadt sandte eine Botschaft an den Kaiser, welche ihm die Schlüssel der Thore überbrachte und um Schonung des Lebens und des Eigenthums der zurückgebliebenen Mulei-Hassan ergebenen Bewohner anflehte. Karl konnte diese Bitte nicht erfüllen; er hatte seinen Kriegern die Plünderung der Stadt versprochen. Um aber Unglück vorzubeugen,

ließ er schnell auf dem Wege die Heerführer zu einem Kriegsrath zusammenrufen. Sogleich schöpften die nach Beute lechzenden Soldaten Verdacht, daß ihnen die zugesagten Früchte des Siegs verkümmert werden sollten, und ohne den Beschluß des Kriegsrathes abzuwarten und trotz der ungeheuren Strapazen, die sie bereits erduldet, setzten sie sich mit unbändigem Geschrei und in wilder Unordnung in schnellern Marsch. Alle Zucht, aller Gehorsam hatten ein Ende. Wie hungrige Raubthiere erreichten sie die Stadt und ergossen sich in die Straßen und Häuser, alles Lebende mordend, was ihnen aufstieß, alles Werthvolle raubend und zusammenschleppend. Alle schauderhaften Ausschweifungen, welcher siegreiche, durch die Wuth des Sturms entmenschte Soldaten fähig sind, alle blutigen Greuel, zu welchem Volks- und Religionshaß solche Soldaten hetzt und stachelt, wurden an diesem Tage verübt. Ueber dreißigtausend unschuldige Einwohner von Tunis fielen als Opfer christlicher Bestialität, zehntausend, meist Frauen und Kinder, wurden als Sklaven in die Citadelle geführt. Die Beute war über alle Erwartung reich und groß.

Während das Entsetzensgeschrei der Ueberfallenen und das Jammergeschrei der Sterbenden die Lüfte durchschnitt, zogen die befreiten Christensklaven aus der Stadt, voran ein Greis mit langem weißen Barte ein hohes Kreuz tragend, das sie schnell zubereitet hatten, und sangen den ambrosianischen Lobgesang. Als sie den Kaiser erblickten, fielen sie auf die Knie und priesen ihn als ihren Retter und Befreier. Der Kaiser umarmte und küßte die Aeltesten mit Thränen der Rührung. Dann zog er an ihrer Spitze in die Citadelle. Die Stadt, wohin sich Mulei-Hassan begab, scheute er sich zu betreten; er mochte die Greuel der entfesselten Leidenschaft nicht sehen, die er nicht hindern konnte.



Eine schauerliche Nacht folgte dem gräßlichen Tage. Die gefangenen maurischen Krieger mußten alle Leichen aus der Stadt in eine große Grube schaffen und beim ersten Licht des folgenden Morgens die Straßen von Blut säubern. Gegen Mittag hielt Karl, Mulei-Hassan an der Seite mit seinem glänzenden Gefolge den Triumphzug durch die Stadt. Herolde verkündeten mit Trompetenschall, daß der Kaiser den rechtmäßigen König des Landes auf den Thron seiner Väter zurückführe und feierlich wieder in die Macht einsetze. Der verabscheute Mörder nahm den von Blut und Leichen umgebenen Herrschersitz ein, um das Rachewerk an seinen Widersachern zu beginnen. Kaiser Karls christlicher Sinn hatte ihm dazu verholfen. Da gedachten denn die Schmeichler die einflußreiche Favorite Chair-Eddins und ihre umsichtige Freundin dem jungen König vorzuführen, damit er an ihnen, den Weibern, seine Rache auslasse. Der Kerker wurde geöffnet, und — zwei Leichen gefunden. Arm in Arm geschlungen lagen sie, die Königin und die Bettlerin. Das Gift, das sie für einen solchen Fall bei sich getragen, hatte seine Wirkung gethan. Zwei der außerordentlichsten Frauen waren vom Schauplatz abgetreten. Die bistialische Gemeinheit der Gesinnung wollte wenigstens einen Ersatz für das vereitelte Schauspiel. Der Rachedurst sollte wenigstens gekitzelt werden, da er nicht befriedigt werden konnte. Die Leichen wurden beide vor die königlichen Häupter gebracht. Ein Strahl von Freude zuckte über Karls Gesicht. Obgleich er Eleonoren nie gesehen, erkannte er sie doch; er erkannte sie an den Narben, die seine Mutter gegraben, an dem blonden Haar, das seinen Vater einst bestrickt. Auch Suleima'n betrachtete er einige Augenblicke und das Bild seiner Jugend stand vor seiner Seele, wie dieses reizende Weib ihm einst in Brüssel Reitunterricht gegeben hatte. Seine beiden größten und schlauesten Feindinnen waren

nicht mehr. Mulei-Hassan befahl, die beiden Leichen durch die Straßen zu schleifen und sie dann den Hunden vorzuwerfen. Karl befahl ruhig und fest, um sie auch vor späterer Mißhandlung zu schützen, sie nach Goletta zu führen und in mit Steinen beschwerten Säcken ins Meer zu versenken. Und sein Befehl war hier noch Gesetz. Im Meeresgrund an der Küste von Afrika lagen am andern Tage die Leichen der beiden Frauen, die es versucht hatten, der Welt eine neue Gestalt zu geben.

Kaiser Karl sollte noch ein solches Schauspiel sehen und überzeugt werden, daß sein Glücksstern im vollsten Glanz in seinem Zenith stehe; aber diese Ueberzeugung sollte zugleich mit großem Schmerz für ihn verbunden sein, damit er sich erinnerte, daß er ein Mensch sei. Christliche und maurische Krieger waren ausgeschickt, die Todten auf dem Schlachtfelde zu begraben. Die Letztern kehrten zurück mit zwei Leichen, die sie sich vom Kaiser zum Geschenk erbitten wollten, um sie nach Konstantine zu führen. Es waren die Raimunds und Karlotta's. Sie waren bei einander gefunden worden, Raimund mit von einem Schwerthiebe gespaltenem Kopfe, Karlotta über ihm mit von einem Dolche, den sie noch in der Hand hielt, durchbohrter Brust.

Karl sah sie tief erschüttert. Er ließ sich einen Kranz bringen, und legte ihn auf die beiden schönen Leichen. Dann wandte er sich ab. Den Mauren wurde ihre Bitte gewährt. Die Kämmerer des Kaisers erzählten am andern Morgen in vertraulicher Weise, daß ihr Herr die ganze Nacht über im Zimmer gewandelt. Seine Augen waren geröthet.

Mit Mulei-Hassan schloß er einen Vertrag, wonach der König sein Land als spanisches Lehn des Kaisers empfing und sich verbindlich machte, alle Christensklaven im Königreich freizugeben, allen Unterthanen Karls freien Handel



und freie Religionsübung zu gestatten, keinen türkischen Seeräuber zu dulden u. s. w.

Der Kaiser behielt nicht nur Goletta, sondern alle festen Seehäfen des Königreichs; für Unterhaltung der Besatzung sollte der König jährlich zwölftausend Kronen bezahlen und als Lehnszins jährlich sechs arabische Pferde und ebensoviel Falken entrichten.

Am 17. August ging Karl unter Segel nach Neapel, wo ihm die glänzendsten Feste gefeiert wurden. Dann gegen König Franz, der mit einem Heer in Savoyen eingefallen war, zu neuen Siegen.

Der siegreiche Zug nach Tunis umgab das Haupt des Kaisers mit einem Nimbus, vor dem der Stern der Protestanten in Deutschland verbleichen mußte; er flocht den unsterblichen Kranz des Ruhms um seinen Namen, wie keine seiner übrigen Thaten, des höchsten Ruhms, dessen ein Herrscher theilhaftig werden konnte, des Siegers über die Feinde der Christenheit: er führte ihn auf die Höhe seines Glücks. In allen Zungen Europas ward er verherrlicht, die befreiten Christensklaven verkündeten sein Lob in allen Landen. Sein Name wurde denen der größten Helden der Vergangenheit beigesellt. Kein König des Alterthums hielt in den Augen der Mitlebenden den Vergleich mit ihm aus, und der Despotismus erhielt durch diesen leichten Sieg zum Schaden der Völker unerschütterliche Grundlagen.

Und doch fraß an Karls Seele schon der Lebensüberdruß, der ihn zwanzig Jahre später die Kronen niederlegen ließ und in das einsame Kloster St.-Just in Placentia führte.



Druck von Otto Wigand in Leipzig.



Ludwig Storch's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

Einunddreißigster Band.

Ein deutscher Leinweber.

Zwölfter Theil.

Leipzig,
Ernst Keil.
1862.

Man bittet, die Rückseite des Umschlags zu beachten.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.